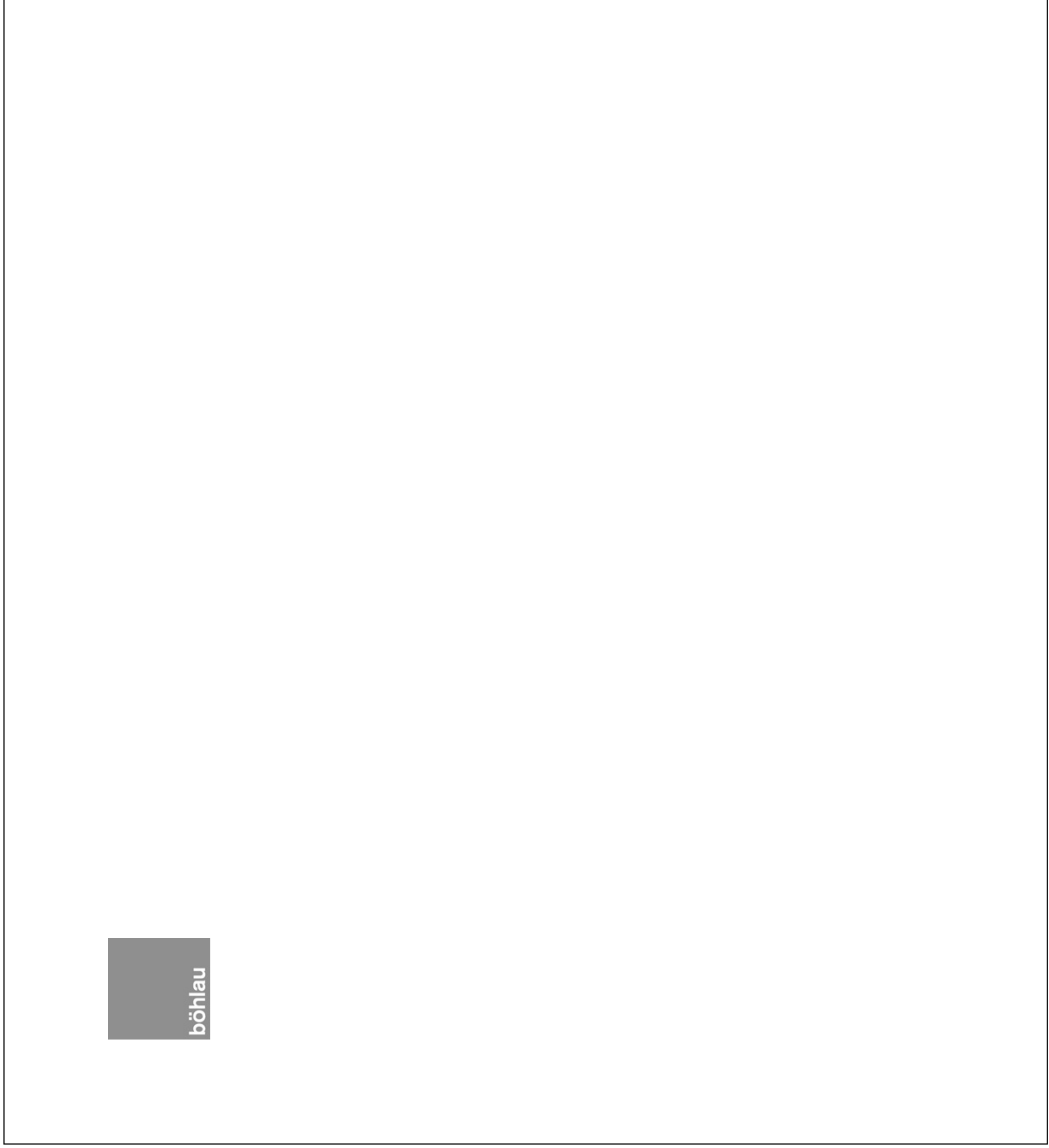


Shimon An-Ski:
Der Khurbn in Polen, Galizien und der Bukowina

Tagebuchaufzeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg

böhlau

Herausgegeben von Olaf Terpitz


böhlau

Schriften des Centrums für Jüdische Studien

Band 29

Herausgegeben von Gerald Lamprecht und Olaf Terpitz

Shimon An-Ski

DER KHURBN IN POLEN, GALIZIEN UND DER BUKOWINA

Tagebuchaufzeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg

Herausgegeben, kommentiert und mit einer Einführung versehen von Olaf Terpitz

Aus dem Jiddischen übersetzt von Lilian Harlander, Thomas Soxberger und Olaf Terpitz

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR



Veröffentlicht mit der Unterstützung des Austrian Science Fund (FWF): PUB 614-G28

Die Publikation wurde einem anonymen, internationalen Peer-Review-Verfahren unterzogen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Korrektorat: Jörg Eipper-Kaiser, Graz
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Michael Rauscher, Wien
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen
Gedruckt auf chlor- und säurefrei gebleichtem Papier
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-205-23306-0

Inhalt

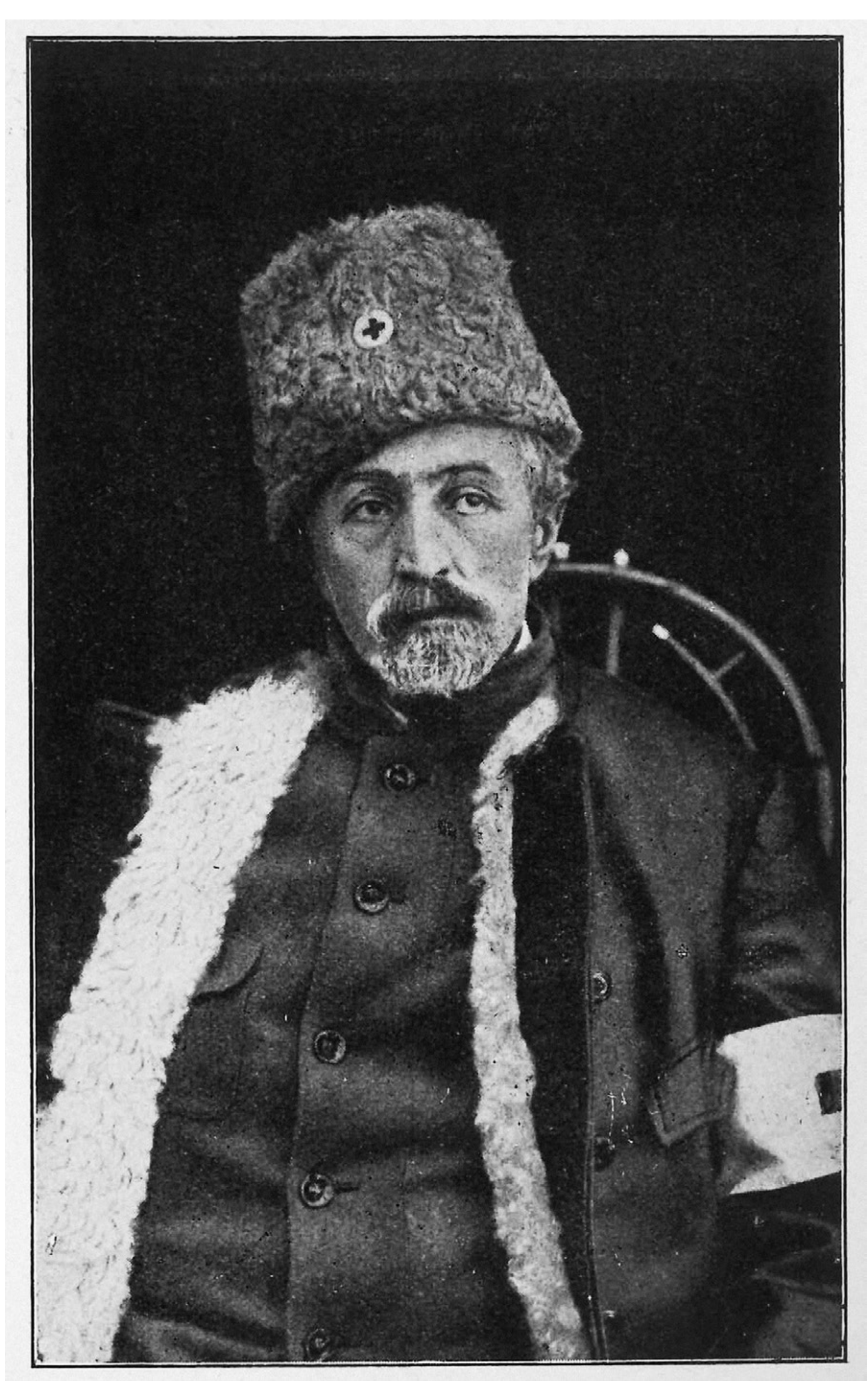


Abb. 1: Shimon An-Ski im Jahr 1914, aus: An-Ski, der yudisher khurbn, 1921–1923, o. P.

Olaf Terpitz

Shimon An-Skis Tagebuchaufzeichnungen

Zeit, Formation, Trajekte

Biografische Perspektiven

> Rappoport sagte, die Papierfetzen, die durch Feuer und Wasser gegangen waren, seien tatsächlich zum Trocknen zwischen den Seiten von An-Skis Buch liegen geblieben, und ich dachte mir: ausgerechnet im Buch jenes bewundernswerten Mannes, der zu seinen Brüdern hinausgegangen war, um ihr Leid zu sehen: Mitten im Ersten Weltkrieg – nur wenige Jahre nach seiner ersten ethnographischen Expedition in den jüdischen Ansiedlungsrayon – hatte er noch eine zweite Reise dorthin unternommen; eine Expedition nicht nur mit dem Ziel, den Bedürftigen zu helfen, sondern auch, um den Untergang des jüdischen Lebens dort zu dokumentieren. Er war von einer zerstörten Gemeinde zur nächsten gezogen, hatte die dem Krieg entkommenen letzten Überlebenden befragt und ihre Zeugnisse in seinen Bericht eingeflochten.[1]

Shimon An-Skis jiddisches Tagebuch über die Geschehnisse des Ersten Weltkriegs in den Grenzregionen Österreich-Ungarns und Russlands erschien posthum zwischen 1921 und 1923 in Warschau und New York. In deutscher Übersetzung liegt »der yudisher khurbn fun poyln, galitsye un bukovine (fun tog-bukh 5674–5677 [1914–1917])« nun erstmals vollständig vor. Nach seinem Tod 1920 und im Zuge der Umgestaltung der europäischen Vielvölkerstaaten in Nationalstaaten geriet An-Ski weitestgehend in Vergessenheit. Erst mit der Epochenwende der 1990er Jahre gelangte er wieder in die Aufmerksamkeit von Forschung und Literatur, wie der obige Auszug aus dem Roman »Bebelplatz« des israelischen Schriftstellers Chaim Be'er belegt.

Shimon An-Ski (auch Sholem oder Salomon) wurde 1863 unter dem bürgerlichen Namen Shloyme Zangvil Rapoport im belarussischen Tschaschniki geboren, wuchs in Witebsk auf, verbrachte mehrere Jahre in Frankreich und der Schweiz und kehrte nach der Revolution 1905 nach Russland zurück. Er

1 Chaim Be'er, Bebelplatz, S. 63.

verstarb 1920 in Warschau, wo er auf dem jüdischen Friedhof in der Grabstätte von Jizchok Leib Perez beigesetzt ist.[2]

Den Ideen der *narodniki* (Volkstümler)[3] verpflichtet begann er seine literarische Karriere in St. Petersburg bei der russischen Zeitschrift »Russkoje bogatstwo« (»Russischer Reichtum«). Hier wählte er sich auch seinen Künstlernamen. Da »Rapoport« ein recht verbreiteter Name war, schuf er in Anlehnung an den Namen seiner Mutter »Anna« bzw. »Chana« das Pseudonym »An-Ski«.[4]

In seinem Schaffen entwickelte An-Ski eine große Bandbreite an Interessen und Facetten. So wirkte er als Publizist und Schriftsteller, der sowohl auf Jiddisch als auch auf Russisch schrieb. Sein wohl bekanntester Text ist das 1920 uraufgeführte Drama »Der Dybbuk« (Jiddisch »der dibek. tsvishn tsvey veltn«), das An-Ski 1913 auf Russisch entwarf und später selbst ins Jiddische übersetzte. Bereits 1922 wurde das Stück in Chaim Nachman Bialiks hebräischer Fassung vom Moskauer Habimah-Theater aufgeführt und ging in den Kanon der jüdischen Theaterliteratur ein. Nicht weniger erwähnenswert ist, dass er auch die Hymne des sozialistischen Bundes, des 1897 in Wilna gegründeten »Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbundes von Litauen, Polen und Russland«, unter dem Titel »di shvue« (»Der Schwur«) verfasste.

Außerdem war An-Ski Mitbegründer der sich professionalisierenden jüdischen Ethnografie im Russländischen Reich. Aus dem Geiste der »Gesellschaft zur Verbreitung der Aufklärung unter den Juden« (OPE)[5] heraus initiierte er zusammen mit Simon Dubnow und anderen 1908 die »Jüdische Historisch-Ethnografische Gesellschaft« in St. Petersburg. Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg unternahm er, maßgeblich gefördert durch Baron Wladimir Ginzburg[6], zwischen 1912 und 1914 ethnografische Exkursionen in den »Ansied-

---

2 Ausführlich zum Leben von An-Ski siehe Gabriella Safran, Wandering Soul.

3 Volkstümler (narodniki von Russisch »narod« – »Volk«), sozialrevolutionäre Bewegung in Russland seit den 1860er Jahren. Unter der Maxime »unter das Volk zu gehen« und geprägt von den Schriften etwa von Alexander I. Herzen waren insbesondere Vertreter der Intelligencija aus der Mittel- und Oberschicht bestrebt, die Volksmassen über soziale Missstände aufzuklären und für eine Reformierung der russländischen Gesellschaft zu werben; Wegbereiter der Revolutionen von 1905 und 1917.

4 Roza Nikolaevna Èttinger, o. T., S. 12.

5 Die OPE existierte von 1863 bis 1929. Begründet von Evzel Gintsburg, dem Vater von Horaz O. Ginzburg, suchte die Gesellschaft Bildung und die Ideen der Aufklärung in der jüdisch-russischen Bevölkerung zu verbreiten, vgl. u.a. Brian Horowitz, Jewish Philanthropy and Enlightenment in Late-Tsarist Russia.

6 Baron Wladimir Gorazijewitsch Ginzburg (Günzburg) (1873–1932), Sohn von Horaz O. Ginzburg (1833–1909). Die Petersburger Familie Ginzburg brachte eine Reihe namhafter Bankiers und Philanthropen hervor. W. Ginzburg finanzierte An-Skis ethnografische Exkursion (1912–1914) in den Ansiedlungsrayon.

lungsrayon« für Juden im Russländischen Reich, genauer nach Wolhynien und Podolien. Nach den drei Teilungen Polen-Litauens 1772, 1793 und 1795 zwischen Russland, Österreich-Ungarn und Preußen war dieser 1804 in Russland formaljuristisch eingerichtet worden. Er definierte die Gebiete, in denen Jüdinnen und Juden siedeln durften, und wurde erst gegen Ende des Ersten Weltkriegs durch die Provisorische Regierung 1917 aufgehoben.

Auf diesen ethnografischen Exkursionen dokumentierte An-Ski zusammen mit Kollegen wie Solomon Judovin (Fotograf) und Zusman Kiselgof (Ethnograf) nicht nur das osteuropäisch-jüdische Leben im Schtetl mittels Fotografien, sondern sammelte ebenso mündliche Überlieferungen, Volksmärchen und Volkslieder, sakrale Artefakte.[7] Eben diese Erfahrungen, die er auf seinen Reisen in Hinsicht auf wissenschaftliche Handlungsweisen und die Relevanz von Feldforschung für die Wissenskultur der osteuropäischen Jüdinnen und Juden machte, sollten seine kurze Zeit später erfolgenden Expeditionen in die Kriegsgebiete Ostmitteleuropas, genauer in die von Russland besetzten Regionen Österreich-Ungarns leiten und prägen.

Der Erste Weltkrieg als Erfahrungsraum

> Ich schrieb [die Geschichte] im zweiten Jahr des gegenwärtigen Krieges, unter dem Einfluss der bedrückenden Erlebnisse der Juden im Hinterland wie in der Armee in jenen Tagen. Durch meine Hände ging eine Unmenge von Dokumenten, die damals nicht veröffentlicht werden konnten, dereinst jedoch ein Schwarzbuch füllen werden – eine Schreckenschronik der Judenheit in diesen schwarzen Tagen. Es waren erschütternde Einblicke.[8]

Der Erste Weltkrieg stellt nicht nur globalgeschichtlich eine entscheidende Zäsur im 20. Jahrhundert dar, oder war in den Worten von George F. Kennan dessen »Urkatastrophe«. Mehr noch traf der Erste Weltkrieg die jüdischen Lebenswelten in Ost(mittel)- und Zentraleuropa. Vor dem Krieg lebte hier die weltweit größte jüdische Bevölkerung. Juden bildeten somit in den Grenzregionen der multiethnisch komponierten europäischen Imperien wie Galizien und der Buko-

7 Detailliert zu den Exkursionen siehe Gabriella Safran/Steven J. Zipperstein, The Worlds of An-Sky; Eugene Avrutin, Photographing the Jewish Nation. An-Ski setzte sich auch mit den Erkenntnissen des deutsch-österreichischen Rabbiners und Ethnografen Max Grunwald, der 1898 die »Gesellschaft für jüdische Volkskunde« gegründet hatte, auseinander.

8 Simon Dubnow, Geschichte eines jüdischen Soldaten, S. 37 f.

wina bedeutende Bevölkerungsgruppen. Insofern waren sie vom Ansturm des Krieges in erster Linie betroffen, da sie entsprechend der jeweiligen Gesetzgebung und der Stimmung in der Bevölkerung nicht nur Formen der Diskriminierung und Ausgrenzung zu erdulden hatten, sondern durch ihre bloße Anwesenheit im Kriegsgebiet den Handlungen der beteiligten Armeen unmittelbar ausgesetzt waren.[9] 1914 fanden in Galizien im August die Schlacht von Kraśnik, im September die Schlacht von Rawa-Ruska sowie die Belagerung von Przemyśl und im Mai 1915 die Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnów statt, die jeweils hohe Opferzahlen zu verzeichnen hatten.[10] Juden dienten dabei gleichermaßen in den Armeen Österreich-Ungarns, Russlands und Deutschlands.

An-ski hielt sich während des Kriegs als Vertreter der Hilfsorganisation JeKoPo (»Jewrejski komitet pomoschtschi zhertwam wojny«), des Jüdischen Hilfskomitees für die Opfer des Kriegs, immer wieder in Galizien, der Bukowina und Polen bzw. an der heute so bezeichneten »Ostfront« auf, die aus österreichisch-ungarischer Perspektive als »Nordfront« betrachtet wurde.[11] Seine Absicht war dabei einerseits, den in den Frontgebieten ansässigen Jüdinnen und Juden materielle Unterstützung zukommen zu lassen und sich für ihren Schutz bei den jeweiligen Zivil- und Militärbehörden der russländischen Besatzungsmacht einzusetzen. Andererseits war er bestrebt, die häufig dramatische Situation der jüdischen Bevölkerung in Galizien und der Bukowina publik zu machen.[12]

An-Skis Reisen in die Kriegsgebiete und Wohltätigkeitsarbeit – historischer Kontext des Tagebuchs

Wohltätigkeit ist in der jüdischen Tradition verankert und die Unterstützung von Bedürftigen integraler Bestandteil jüdischer Gemeinschaft. Gleichwohl

9 Siehe Eric Lohr, The Russian Army and the Jews; Christoph Mick, Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt; Frank M. Schuster, Zwischen allen Fronten; Steven Zipperstein, The Politics of Relief.

10 Davon zeugen heute noch die vielzähligen Kriegsfriedhöfe in Galizien, siehe: Agnieszka Partridge, Otwórzcie bramy pamięci.

11 Das k.u.k. Kriegsarchiv spricht von »unsere[r] Nordfront«, siehe: Unsere Nordfront. Episoden aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Armee im Weltkrieg 1914/16, hg. vom k.u.k. Kriegsarchiv, redigiert von Oberst Alois Veltzé, Wien 1916.

12 Zu der vor dem Krieg herrschenden Wahrnehmung der Juden in Galizien in Literatur und Gesellschaft siehe: Alois Woldan/Olaf Terpitz, Ivan Franko und die jüdische Frage in Galizien; zu der Berichterstattung in Österreich über die Lage der Jüdinnen und Juden in Galizien während des Krieges siehe die Ausführungen in der in Wien erscheinenden »Dr. Bloch's Österreichischer Wochenschrift. Zentralorgan für die gesamten Interessen des Judentums« (insbesondere für das Jahr 1915).

katalysierte und professionalisierte der Erste Weltkrieg den Umfang und die Art und Weise von Hilfstätigkeit. Das JeKoPo wurde auf Anregung von Genrich Sliozberg im September 1914 gegründet und unterhielt enge Beziehungen zu anderen jüdischen Organisationen wie der »Gesellschaft zur Verbreitung der Aufklärung unter den Juden in Russland« (OPE) oder der »Gesellschaft für handwerkliche und landwirtschaftliche Arbeit« (ORT) wie auch Kontakte zum Allrussischen Städtebund und dem Semstwo-Verband. Beide Letztere waren unter dem Dach des Russischen Roten Kreuzes für die Hilfsarbeit in den Kriegsgebieten zuständig. 1915 vereinte das JeKoPo sämtliche jüdischen Hilfsorganisationen in Russland und finanzierte sich sowohl durch staatliche Zuwendungen als auch durch national (z.B. von Gemeinden oder Privatpersonen) wie international (z.B. vom Joint Distribution Committee) eingeworbene Geldmittel. Im November beauftragte das JeKoPo An-Ski, in die besetzten Gebiete zu reisen und Informationen über die Lage der lokalen Bevölkerung zu sammeln. Die Schwierigkeit für An-Ski bestand nun darin, eine Bevollmächtigung durch den Städtebund bzw. den Semstwo-Verband zu erwirken, ohne die eine Reise in die betroffenen Regionen bzw. ein Aufenthalt dort nicht gestattet war.

Vor Ort selbst begegneten An-Ski bei seiner Hilfsarbeit eine Reihe weiterer Widerstände. In Lemberg etwa war die jüdische Gemeinde davon zu überzeugen, überhaupt Hilfsmittel aus dem verfeindeten Russland anzunehmen, die russische Militär- und Ziviladministration wiederum war von der Notwendigkeit von koscheren Suppenküchen bzw. von den unterschiedlichen Bedürfnissen der jüdischen und christlichen Bevölkerung und der Flüchtlinge zu überzeugen, oder es galt in Wolodymyr-Wolynskyj, gegen die Haltung in der jüdischen Gemeinde, dass der Einzelne für sein Wohlergehen allein verantwortlich sei, mithin ein Bruch der Tradition, und für die gemeinschaftsstiftende Einrichtung eines lokalen Hilfskomitees zu argumentieren. Die Umsetzung der Hilfsarbeit konnte folglich neben den unzähligen Helfern nur durch Verhandlungen mit einer Vielzahl von Instanzen mit jeweils eigenen Interessen und Vorstellungen und deren Bereitwilligkeit geschehen: mit den Vertretern der jüdischen Gemeinden und der Flüchtlinge, den lokalen Hilfskomitees, der Leitung des JeKoPo, den Vertretern von russischer Zivil- und Militärverwaltung, von Städtebund und Semstwo-Verband, von lokalen Stadtverwaltungen, mit Politikern.

Charisma, Durchsetzungsfähigkeit, Vernetzung, Kenntnisse von Sprachen, Personen und Region waren daher nötig, um die Einrichtung und die Tätigkeit der Hilfskomitees zu ermöglichen.

Den Verlauf seiner Reisen und seine Stationen von 1914 bis 1917 schildert An-Ski detailliert im Tagebuch. Zunächst fuhr er im November 1914 von Petrograd nach Warschau, wohin viele jüdische Flüchtlinge und Vertriebene gezogen waren. Sein Freund, der Schriftsteller Jizchok Leib Perez, führte ihn in die lo-

kale Wohltätigkeitsarbeit ein. Seine Eindrücke von der dortigen Situation berichtete An-Ski der Leitung des JeKoPo nach seiner Rückkehr nach Petrograd im Januar 1915. In dieser Zeit gelang es ihm nach einigen Absagen, durch den Duma-Abgeordneten Igor Demidow vom Semstwo-Verband den Auftrag zu erhalten, einen Medikamententransport über Brody[13] nach Tarnów[14] zu begleiten. Gestattete ihm dieser Auftrag die Einreise nach Galizien, so ermöglichte ihm die Bevollmächtigung von Fürst Pawel Dolgorukow, dem Vertreter des Städtebundes in Tarnów, in Galizien ungehindert umherzufahren. Seine Reisen durch die kriegsverwüstete Region unterbrach An-Ski wiederholt, um nach Kiew und Petrograd zu fahren und Geldmittel zu organisieren. Mit diesen Mitteln konnten vornehmlich lokale Hilfskomitees in kleinen Orten wie in großen Städten (z.B. Lemberg) organisiert, aber auch Einzelpersonen unterstützt bzw. Lebensmittel erworben werden. Als sich die russische Armee im Spätsommer 1915 weitgehend aus Galizien zurückzog, kehrte An-Ski nach Petrograd zurück, um sich anderen Angelegenheiten zu widmen, etwa der Fertigstellung des Stücks »Der Dybbuk« und dem Ausbau des Jüdischen Ethnografischen Museums. Infolge der Brussilow-Offensive von Juni bis September 1916, durch die Russland erneut Galizien und die Bukowina besetzte, fuhr An-Ski auf Bitte des Kiewer Hilfskomitees abermals in die Kriegsgebiete. Im Februar 1917 wandte er sich an Brussilow, um die Beschaffung von Mehl sicherzustellen: Pessach stand bevor und das Mehl wurde benötigt, um Mazzen für die jüdische Bevölkerung und die jüdischen Soldaten zu backen. In dessen Hauptquartier spürte er eine Unruhe, die sich ihm erst später erklärte, als er vom Ausbruch der Februarrevolution hörte. Bevor An-Ski jedoch nach Petrograd, ins Zentrum der Geschehnisse in Russland, zurückkehren konnte, oblag es ihm noch, die für Pessach organisierten Mittel in den Schtetlech Galiziens zu verteilen. Nach seiner Ankunft in Petrograd im März 1917 nahm An-Ski unverzüglich Kontakt zur Provisorischen Regierung auf. Namentlich an Pawel Miljukow, den Außenminister, richtete er einen Forderungskatalog, wie die Lage der jüdischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten verbessert werden könnte. Seine Vorschläge, obschon sie auf Wohlwollen der Regierung stießen, wurden infolge der instabilen Machtverhältnisse nur bedingt umgesetzt bzw. wurden mit dem Ausscheiden (Sowjet-) Russlands aus dem Krieg schließlich hinfällig.

An-Skis Tagebuch folgt damit, wenn auch im Text nur gelegentlich zeitlich fixiert, dem Verlauf seiner Reiseaktivität im Auftrag des JeKoPo und des Allrussischen Städtebundes in den okkupierten österreichisch-ungarischen Regionen

13 Brody (Ukrainisch, Russisch, Polnisch; Jiddisch »Brod«), war bis Ende des 19. Jahrhunderts wichtiger Knotenpunkt zwischen Russland und Österreich-Ungarn.

14 Tarnów (Galizien), zwischen Krakau und Rzeszów gelegen.

Galizien und der Bukowina sowie zu den politisch-gesellschaftlichen Zentren Russlands Petrograd, Kiew und Warschau. Angeleitet von dem primären Auftrag der Wohltätigkeit gelingt es An-Ski, durch seine Schilderung der Ereignisse im Tagebuch die Position des (Zeit-)Zeugen zu etablieren.

Das Tagebuch und seine Bedeutungsweite

> Unbekannt bleibt der erste Mensch, der in diesem/Kriege das Leben verlor.
> Unbekannt bleibt der Mensch, der ihn erschlug.
> Unbekannt bleibt der letzte Mensch, der in diesem/Kriege gefallen ist.
> Mein Wort hebt ihn aus der Erde, in der er liegt: er/wird mir diese Ausgrabung verzeihen.
> Unbekannt bleibt der unbekannte Soldat.[15]

Shimon An-Skis Tagebuch ist historisches Dokument und literarischer Text zugleich. In diesem Spannungsfeld von Faktizität und Literarisierung bestimmt An-Ski auf den ersten Seiten die Programmatik und Intention des Tagebuchs:

> »Als aus den Nachrichten aus Galizien deutlich wurde, welche Katastrophe dort im Gange war, beschloss ich, alles daran zu setzen, um irgendwie dorthin zu gelangen, in die zerstörten Städte zu fahren und den Umfang der Katastrophe aufzudecken und das Ausmaß der Not, und so mit Fakten ausgestattet zurückzukehren und nicht mehr nur Hilfe für die galizischen Juden zu erbitten, sondern einzufordern.« (S. 33)

Seine Darstellung orientiert sich damit an den Vektoren von Erinnern bzw. Bezeugen und Wohltätigkeit, die jeweils in der jüdischen Tradition begründet sind. Unternimmt es der Ethnograf An-Ski, die Gräuel des Kriegsgeschehens und die Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung faktengestützt zu dokumentieren, so kleidet der Schriftsteller An-Ski diesen Bericht in eine literarische Form. Eine Form, die sich durch die Vielfalt der aufgebrachten Textsorten wie Augenzeugenbericht, Brief, Aushang, Befehl ebenso auszeichnet wie durch den damit verbundenen Perspektivwechsel, sei es etwa der Blick aus dem politischen Zentrum Russlands St. Petersburg auf Galizien oder sei es die transzendente Wertung des Kriegs durch den Rabbiner von Tschortkiw (Czortków) Hirsh Rapoport.

Kernmotive des jiddischen Tagebuchs wie die wiederholt gegen die Juden erhobenen Spionagevorwürfe, die Rolle von Gerüchten oder die an Jüdinnen und Juden begangenen Verbrechen wie Plünderung, Vergewaltigung und Er-

---

15 Józef Wittlin, Das Salz der Erde, S. 32.

mordung scheinen bereits in den russischen Aufzeichnungen und Briefen An-Skis auf, die er auf seinen Reisen durch das Kriegsgebiet verfasste. So etwa charakterisierte er in dem Text »Die Zerstörung Galiziens« (»Razrušenie Galicii«) allgemein dessen desolate Lage:

> »Galizien befand sich, von Österreich abgetrennt, faktisch von Russland abgeschnitten, verwüstet durch den Krieg, die Zerstörungen und in erheblichem Maße verödet durch eine Millionen-Armee und die Ausfuhr von Gütern nach Russland, in einer äußerst schrecklichen Lage.«[16]

Des Weiteren benennt er in diesem frühen Text konkrete, im Tagebuch später wiederkehrende Handlungsmuster und Einstellungen der christlichen Bevölkerung und der russischen Armee gegenüber der jüdischen Bevölkerung: sei es deren angeblich feindselige Haltung gegenüber dem russländischen Militär, welches sie in den Hinterhalt locken und an die Österreicher verraten würden, sei es der Befund, dass Christen Ikonen an ihren Häusern und Geschäften anbrachten, damit sie nicht wie die jüdischen geplündert würden.

Diese und andere Motive elaboriert An-Ski in seinem detailreichen Tagebuch, in dem jüdische Einzelschicksale von Zivilisten, Ärzten und Soldaten in gleichem Maße zu Gehör kommen wie das Geschehen in den vielen kleinen Orten der österreichisch-ungarischen Grenzregionen. Die Erschütterungen und Verschiebungen des Kriegs fängt An-Ski exemplarisch im tabubrechenden Topos der Brudertötung ein. Seine vielstimmige Darstellung des Martyriums des jüdischen Volkes stößt dabei auf einen um sich greifenden kognitiven Sprachverlust. Diesem sucht der Autor selbst durch Strategien etwa der Metaphorisierung, wenn er beispielsweise die über Brest-Litowsk kreisenden Flugzeuge als Raubvögel darstellt, zu begegnen. Die Einzelstimme wiederum, die in An-Skis polyfonem Bericht zu Gehör kommt, verstummt oder zieht sich auf religiöse Deutungsmuster zurück wie Hirsh Rapoport, der auf die erstmals 1514 in Konstantinopel erschienenen *Pirkei de Rabbi Eliezer* (Aussprüche des Rabbi Eliezer) verweist.[17]

---

16 Sergeeva, S. A. An-skij, S. 24. Zur russischen Korrespondenz mit Roza Èttinger über den Ersten Weltkrieg siehe: Roza N. Èttinger, S. 27–49; zu An-Skis russischen Aufzeichnungen über den Ersten Weltkrieg 1915 siehe: Polly Zavadivker, in: S. A. An-sky, 1915 Diary of S. An-sky, S. 1–34.

17 Ausführlicher zum Verhältnis von historiografisch-ethnografischer Dokumentation und ästhetischer Literarisierung in An-Skis Tagebuch siehe: Terpitz, Literary Notes and Historical Documents; siehe auch: Kerstin Armborst-Weihs, Jüdische Lebenswelten in den Ostfrontgebieten; Annette Werberger, Die Zerstörung Galiziens.

Bereits im Titel seines Tagebuchs greift An-Ski auf den Begriff des »khurbn« zurück und stellt ihn zentral in seiner Deutung des Kriegs. Mit diesem Begriff, der im Jiddischen als »khurbn« oder »khurbm« auftritt und auf Hebräisch »churban« (Zerstörung, Vernichtung) zurückgeht, bettet An-Ski seinen Text in einen tradierten jüdischen Motivkomplex ein, der seinen Ausgang mit der Zerstörung des Ersten (587 v. Chr.) und des Zweiten Tempels (70 n. Chr.) in Jerusalem nahm, mithin Ereignissen, die die Zerstreuung und Ausgrenzung der Jüdinnen und Juden in der Welt bezeichnen. In liturgischen wie literarischen Texten entfaltete dieses Deutungsmuster, in dem auch eine religiöse Komponente figuriert, Wirkmächtigkeit über den frühneuzeitlichen Aufstand des ukrainischen Hetmans Bohdan Chmelnyzkyj (1648–57) bis hin zur Shoah.[18]

An-Skis Tagebuch ordnet sich noch in ein weiteres geistesgeschichtliches Trajekt ein. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts institutionalisierte sich nicht nur das historiografische und ethnografische Interesse an der Selbstbeschreibung und Selbstdokumentation, eine Form der Emanzipation, bei den Juden in Ost(mittel)europa und Zentraleuropa. Vielmehr noch war es zugleich eingebettet in der Laienbewegung der »zamler« (Sammler), die ihre konkrete Lebenswirklichkeit bezeugten und dokumentierten. Die Devise »forsht ayer shtetl« (Erforscht euer Shtetl),[19] die in gewisser Weise die Begründung eines kulturellen Archivs zum Ziel hatte, führte schlussendlich über An-Skis ethnografische Expedition in den Ansiedlungsrayon, seine Reisen in die besetzten Gebiete Österreich-Ungarns während des Ersten Weltkriegs, die Aktivitäten des YIVO in den 1920er und 1930er Jahren hin zum Wirken der Jüdischen Historischen Kommissionen, die unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg die Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung zu dokumentieren suchten.[20] Das Moment der (Zeit-)Zeugenschaft wiederum brachte die Rolle des Zeugen im juridischen Sinne auf, was allerdings erst nach der Shoah Niederschlag in der übernationalen Rechtsprechung finden sollte – erwähnt sei die Charta der Menschenrechte von 1948, die maßgeblich von dem polnisch-jüdischen Juristen Raphael Lemkin[21] entworfen wurde.

Die Dichtheit der dargestellten Kriegsereignisse, eingebettet in Grundsätze der jüdischen Tradition und in Entwicklungen der jüdischen Geistesgeschichte,

18 Vgl. etwa die Essaysammlung von Manès Sperber »Churban oder Die unfaßbare Gewissheit« von 1979; die Anthologie »The Literature of Destruction« von David G. Roskies bietet einen Überblick über den Topos des *churban* in den jüdischen Literaturen.

19 Vgl. Jeffrey Shandler, Shtetl, S. 50–92.

20 Zu den Jüdischen Kommissionen siehe: Laura Jockusch, Collect and Record!

21 Raphael Lemkin (1900–1959) erarbeitete für die UNO einen Entwurf zur Verfolgung und Bestrafung von Völkermord, der 1948 als »Convention on the Prevention and Punishment of the Crime of Genocide« beschlossen wurde. Er prägte den Begriff des »Völkermords« bzw. »Genozids«.

spiegelt sich gleichermaßen in der sprachlichen Textur von An-Skis Tagebuch wider. Die Mehrsprachigkeit der multiethnischen Regionen Galizien und Bukowina bildet sich ebenso ab wie die Sprache der russländischen Besatzungsmacht. Neben hebräischen (zuweilen aramäischen) Begriffen und Wendungen aus dem sakralen wie weltlichen Bereich sind dergestalt russische anzutreffen, die in der Regel militärische oder administrative Funktionen wie »polkownik« (Oberst) oder »isprawnik« (Kreispolizeichef) bezeichnen, ebenso aber auch polnische und ukrainische Wendungen in Dialogsituationen. An-Ski übersetzt diese nicht, sondern flicht sie in jiddischer Transkription in seinen Text ein.

Der »Der Khurbn in Polen, Galizien und der Bukowina« von An-Ski präsentiert sich mithin als eine kleine Kulturgeschichte Ost(mittel)europas, die die vom Ersten Weltkrieg vollendete Wendung vom Imperialen zum Nationalen einfängt. War An-Skis Intention ursprünglich die Dokumentation der Kriegsereignisse, so gerinnt seine Schilderung des Ersten Weltkriegs und dessen Wirkung auf die jüdische Bevölkerung aus heutiger Betrachtung zu einem postmemorialen Denkmal des Kriegs und seiner Opfer aus jüdischer Perspektive. Sein Tagebuch stellt einmal mehr die Frage nach der *conditio humana* und dem Europäischen.

Zur Textgeschichte und Forschungslage

Der Shtibel-Verlag brachte An-Skis Tagebuch 1929 in Berlin in der hebräischen Übersetzung von Shmuel Tsitron heraus. Diese diente als Grundlage für die Übersetzung ins Polnische von Krzysztof Dawid Majus, die 2010 in der galizischen Stadt Przemyśl erschien. Joachim Neugroschel besorgte auf Grundlage des jiddischen Originals die amerikanische Übersetzung von 2004. Erst mit dem Fall des Eisernen Vorhangs, mit der Auflösung des »Ostblocks«, in anderen Worten mit der erneuten Wahrnehmung des Europas vor Zweitem und Erstem Weltkrieg, die auch die historischen multiethnischen Grenz- und Transferregionen wie Galizien und die Bukowina wieder stärker in den Fokus der Aufmerksamkeit rückte, kehrte An-Skis Tagebuch ins allgemeine und wissenschaftliche Interesse zurück. Nicht nur An-Skis Tod 1920 mag zu diesem Rezeptionsbruch von etwa sieben Jahrzehnten beigetragen haben, vielmehr deutet dieser Hiatus auf ein Fehlen von Leserschaft und Interesse hin. Ein Interesse freilich, das die nach der imperialen Implosion entstandenen Nationalstaaten vor die Herausforderung gestellt hätte, sich gesamtgesellschaftlich mit den Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung auseinanderzusetzen. Mit seinem Kriegstagebuch legte An-Ski etwa zwei Jahrzehnte vor der Shoah einen Text vor, der textuelle und narrative Strategien entwickelte, um die Katastrophe fassbar(er) zu machen. An-

Ski konturierte in seinem Tagebuch damit *avant la lettre* Momente von Zeitzeugenschaft, Justiziabilität und Völkerrecht.

Die internationale Forschung hat sich in den letzten Jahren, nicht zuletzt befördert auch durch Neugroschels amerikanische Übersetzung, dem Leben und Schaffen von Shimon An-Ski überaus produktiv angenommen. Gabriella Safran legte so beispielsweise 2010 mit »Wandering Soul« eine erste umfängliche Biografie vor. Bereits vier Jahre zuvor editierte sie mit Steven Zipperstein den Band »The Worlds of An-Sky«, in dem ausgewiesene Forscherinnen und Forscher aus Amerika, Europa, Russland und Israel ethnografische, historische und literarische Facetten in An-Skis Werk diskutierten. Ins Zentrum seines Interesses stellte das Herausgeberteam um Eugene Avrutin 2009 die ethnografischen Exkursionen An-Skis in den Ansiedlungsrayon und die Fotografie als Medium der Dokumentation wie auch als Mittel nationaler Selbstverständigung. Nathaniel Deutsch seinerseits ging 2011 dem ethnografischen Konzept nach, auf dem die Exkursionen beruhten. Dem Ersten Weltkrieg und der Gedächtniskultur widmete sich Jay Winter sowohl extensiv in allgemeiner Hinsicht, z.B. in »Sites of Memory« von 1998, als auch in seiner Bedeutung für das jüdische Erinnern (2014). Der Krisenerfahrung in den Jahren 1914 bis 1920 im osteuropäischen Judentum ging der Band von Oleg Budnickij, Ol'ga Belova, Viktor Kel'ner und Viktorija Močalova von 2005 nach. Auf die sich im Weltkrieg wandelnde Rolle von Wohltätigkeit sowie auf deren Internationalisierung verwies Steven Zipperstein bereits in seinem Aufsatz von 1988. Zu An-Skis Kriegstagebuch schließlich arbeiteten in historiografischer Sicht etwa Kerstin Armborst-Weihs (2014), in literarischer Perspektive Annette Werberger (2009), Delphine Bechtel (2003) und Olaf Terpitz (2019). Während Jillian Davidson die Aktualisierung des »khurbn«-Paradigmas in An-Skis Tagebuch untersuchte (2003, 2014), hierzu auch David Roskies (1989), interpretierte es Marc Caplan über die Figur des Propheten Elijah. Neben der wissenschaftlichen Reflexion wurden Quellen und Dokumente zum Tagebuch in osteuropäischen Archiven und im YIVO aufgearbeitet und ediert (vgl. Irina Sergeeva 2006; Polly Zavadivker 2016).

Es bleibt zu hoffen, dass die vorliegende Übersetzung ins Deutsche weitere Forschung stimuliert als auch Interesse bei einem nichtakademischen Lesepublikum findet.

Zur vorliegenden Übersetzung

Ziel dieser erstmals vollständigen deutschen Übersetzung ist es, das Kriegstagebuch von An-Ski als maßgebliches Dokument zum Ersten Weltkrieg einem breiten Kreis von Interessierten zugänglich zu machen. Dies schließt die

sprachliche Zugänglichkeit ebenso ein wie die historische Kontextualisierung, sei es in Bezug auf Sprache, auf Ereignisse, Personen und Entwicklungen, auf geistesgeschichtliche Zusammenhänge. Die Übersetzung sucht dabei sowohl dem zeitgenössischen Kontext gerecht zu werden als auch dem gegenwärtigen Erfahrungshorizont Rechnung zu tragen. Dergestalt finden sich neben geläufigen historischen Ortsbezeichnungen wie Lemberg, dem jetzigen Lwiw und dem zeitgenössisch polnisch geprägten Lwów, heutige – vor allem ukrainische – Ortsbezeichnungen, um der Leserin und dem Leser Orientierung bei der Bewegung durch den mehrsprachigen Kriegsraum zu geben (An-Ski nutzt im Jiddischen in der Regel die ihm vertrauten russischen Ortsbezeichnungen).

Intention der Übersetzung ist es des Weiteren, das jiddische Original in vollständiger Weise wiederzugeben, sowohl in seinem Inhalt als auch in seiner Bezugnahme auf handelnde Personen oder besuchte Orte. Neugroschels eloquente amerikanische Übersetzung aus dem Jiddischen präsentiert hingegen eine gekürzte Textfassung, die zudem Sachfehler etwa in Orts- und Personenbezeichnung aufweist. Die umfässliche polnische Übersetzung von Krzysztof Dawid Majus wiederum beruht auf der hebräischen Übersetzung des jiddischen Originals, wodurch sich unausbleiblich Diskrepanzen zum Original ergeben.

In der vorliegenden Übersetzung folgt die Namensschreibung für Orte und Personen zum einen der Duden-Transkription für russische Namen und zum anderen der YIVO-Transkription für jiddische. Zugleich werden geläufige deutsche zeitgenössische Amtsbezeichnungen für Orte in Österreich-Ungarn und Russland wie Lemberg oder St. Petersburg verwendet. Aufgrund der Mehrsprachigkeit der jeweiligen Regionen – sei es Polnisch, Jiddisch, Ukrainisch, Belarussisch, Rumänisch, Litauisch oder Deutsch und Russisch – existier(t)en oft verschiedene historische Namensversionen nebeneinander, was eine Entscheidung im Übersetzungsprozess erforderte. In den Anmerkungen wird deshalb auf andere Ortsbezeichnungen verwiesen und im Register werden jiddische Personennamen mit einer deutschen Namensversion versehen. Dem Band beigegeben ist Ravensteins »Kriegskarte von Galizien, Bukowina nebst anschließendem Ungarn, Russland« von 1915, die dem gegenwärtigen Lesepublikum sowohl die geografische Orientierung in den historischen Regionen ermöglicht als auch die gravierenden Transformationsprozesse visualisiert.

Literatur

Übersetzungen

An-Ski, Shimon: Hurban ha-yehudim be-Polin, Galitsyah u-Bukovinah. Tirgem Shmuel Leib Tsitron, Berlin: Shtibel 1929.

An-Ski, Szymon: Tragedia żydów galicyjskich w czasie I woiny światowej. Wrażenia i refleksje z podróży po kraju. Z hebrajskiego przełożył Krzysztof Dawid Majus. Wstęp, przypisy i opracowanie Krzysztof Dawid Majus i Stanisław Stępień, Przemyśl 2010.
Ansky, S.: The Enemy at his Pleasure. A Journey through the Jewish Pale of Settlement during World War I. Edited and translated by Joachim Neugroschel, New York 2004.
An-sky, S. A.: 1915 Diary of S. An-sky. A Russian Jewish Writer at the Eastern Front. Translated from the Russian and with an introduction by Polly Zavadivker, Indiana University Press 2016.

Ausgewählte (Forschungs-)Literatur

Armborst-Weihs, Kerstin: Jüdische Lebenswelten in den Ostfrontgebieten. S. An-skijs Kriegserinnerungen *Die Zerstörung Galiziens*, in: Yearbook for European Jewish Literature Studies 1 (2014), hg. von Petra Ernst, Berlin: de Gruyter, S. 62–77.
Avrutin, Eugene M. et al. (ed.): Photographing the Jewish Nation. Pictures from S. Ansky's Ethnographic Expeditions, Brandeis University Press 2009.
Bechtel, Delphine: *D'Images d'un voyage en province* (1891) de Peretz à *La destruction de la Galicie* (1921) d'An-Ski. Représentations des confins juifs entre expédition statistique et littérature, in: Cultures d'Europe centrale 3 (2003), S. 57–76.
Be'er, Chaim: Bebelplatz. Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer, Berlin 2010 [Lifnei ha-makom, Tel Aviv: Am Oved 2007].
Budnickij, Oleg V. et al. (Hg.): Mirovoj krizis 1914–1920 godov i sud'ba vostočnoevropejskogo evrejstva [Die Weltkrise der Jahre 1914–1920 und das Schicksal des osteuropäischen Judentums], Moskva 2005.
Davidson, Jillian: A »Secular Catastrophe« in Eastern Europe. The Great War and the Reconstruction of Modern Jewish Memory, [unpublished PhD thesis], Jewish Theological Seminar (JTS), New York 2003.
Davidson, Jillian: A »Secular Catastrophe« in Eastern Europe – World War One and the Reconstruction of Modern Jewish Memory. The *Hurban* mythologized, revitalized, and radicalized, in: Yearbook for European Jewish Literature Studies 1 (2014), S. 41–61.
Deutsch, Nathaniel: The Jewish Dark Continent. Life and Death in the Russian Pale of Settlement, Harvard University Press 2011.
Dubnow, Simon: Geschichte eines jüdischen Soldaten. Bekenntnis eines von vielen. Aus dem Russischen übersetzt von Vera Bischitzky, herausgegeben und kommentiert von Vera Bischitzky und Stefan Schreiner, Göttingen 2012.
Ėttinger, Roza Nikolaevna: o. T., Ierusalim 1980.
Horowitz, Brian: Jewish Philanthropy and Enlightenment in Late-Tsarist Russia, University of Washington Press 2009.
Jockusch, Laura: Collect and Record! Jewish Holocaust Documentation in Early Postwar Europe, Oxford UP 2012.

Lohr, Eric: The Russian Army and the Jews: Mass Deportation, Hostages, and Violence during World War I, in: The Russian Review 60 (2001), S. 404–419.

Mick, Christoph: Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914–1947, Wiesbaden 2010.

Partridge, Agnieszka: Otwórzcie bramy pamięci. Cmentarze wojenne z lat 1914–1918 w Małopolsce [Die Tore der Erinnerung öffnen. Kriegsfriedhöfe von 1914–1918 in Kleinpolen], Kraków 2005.

Roskies, David G. (ed.): The Literature of Destruction. Jewish Responses to Catastrophe, The Jewish Publication Society 1988.

Safran, Gabriella: Wandering Soul. The Dybbuk's Creator, S. An-Sky, Cambridge (MA) 2010.

Safran, Gabriella/Steven J. Zipperstein (Hg.): The Worlds of An-Sky. A Russian Jewish Intellectual at the Turn of the Century, Stanford University Press 2006.

Schuster, Frank M.: Zwischen allen Fronten. Osteuropäische Juden während des Ersten Weltkrieges (1914–1919), Köln, Wien, Weimar 2004.

Sergeeva, I. A.: S. A. An-skij. Razrušenie Galicii. Publikacija, vstupitel'naja stat'ja i kommentarii I.A. Sergeevoj [S. A. An-Ski. Die Zerstörung Galiziens. Edition, Einführung und Kommentare von I. A. Sergeeva], in: Budnickij, O. V. (glav. red.): Archiv evrejskoj istorii, tom 3, Moskva 2006, S. 9–40.

Shandler, Jeffrey: Shtetl. A Vernacular Intellectual History, Rutgers UP 2014.

Terpitz, Olaf: Literary Notes and Historical Documents. Shimon An-Ski's Yiddish »togbukh fun khurbn« (1921–23) and Simon Dubnov's Russian »Story of a Jewish Soldier« (1917), in: Gerald Lamprecht/ Eleonore Lappin-Eppel/ Ulrich Wyrwa (Hg.): Jewish Soldiers in the Collective Memory of Central Europe. The Remembrance of World War I from a Jewish Perspective, Wien, Köln, Weimar 2019, S. 169–183.

Werberger, Annette: Die Zerstörung Galiziens oder: Der Ethnologe als Kriegsberichterstatter, in: Natalia Borissova, Susi K. Frank, Andreas Kraft (Hg.): Zwischen Apokalypse und Alltag. Kriegsnarrative des 20. und 21. Jahrhunderts, Bielefeld 2009, S. 133–152.

Winter, Jay: Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European Cultural History, Cambridge University Press 1998.

Winter, Jay: The Great War and Jewish Memory, in: Yearbook for European Jewish Literature Studies 1 (2014), S. 13–40.

Wittlin, Józef: Das Salz der Erde. Aus dem Polnischen übertragen von I. Bergmann, durchgesehen von M. Seeger, Leipzig, Weimar: Gustav Kiepenheuer Verlag 1980 [Sól ziemi. Amsterdam 1937].

Woldan, Alois/Olaf Terpitz (Hg.): Ivan Franko und die jüdische Frage in Galizien. Interkulturelle Begegnungen und Dynamiken im Schaffen des ukrainischen Schriftstellers, Göttingen 2016.

Zipperstein, Steven J.: The Politics of Relief. The Transformation of Russian Jewish Communal Life During the First World War, in: Jonathan Frankel (Hg.): The Jews and the European Crisis, 1914–1921, Oxford 1988, S. 22–40.

Danksagung

An einem solch großen Übersetzungsprojekt haben natürlich eine Reihe von Personen und Institutionen mitgewirkt. In erster Linie gilt mein Dank Petra Ernst-Kühr, die dieses Projekt gedanklich, mit großer menschlicher Wärme und Empathie im Rahmen ihres Forschungsschwerpunkts zum Ersten Weltkrieg an der Universität Graz (FWF-Projekt »Deutschsprachig-jüdische Literatur und Publizistik in Österreich im Zeichen des Ersten Weltkriegs« (P 22723 – G 18)) maßgeblich initiiert, unterstützt und letztendlich möglich gemacht hat. Frühzeitig 2016 verstorben, erlebt sie die Veröffentlichung nicht mehr.

Zugleich gilt mein Dank den Übersetzern Thomas Soxberger und Lilian Harlander für ihr Engagement und die Bereitwilligkeit, sich auf dieses mehrsprachige Unterfangen einzulassen. Ohne die finanzielle Förderung durch verschiedene Institutionen wäre dieses Projekt nicht zu realisieren gewesen. Für ihre Unterstützung sei herzlich gedankt dem Land Steiermark, Referat »Wissenschaft und Forschung«, Gerhard Langer, Institut für Judaistik/Universität Wien, dem Doktoratskolleg »Das österreichische Galizien und sein multikulturelles Erbe« an der Universität Wien und schließlich dem Wissenschaftsfonds FWF.

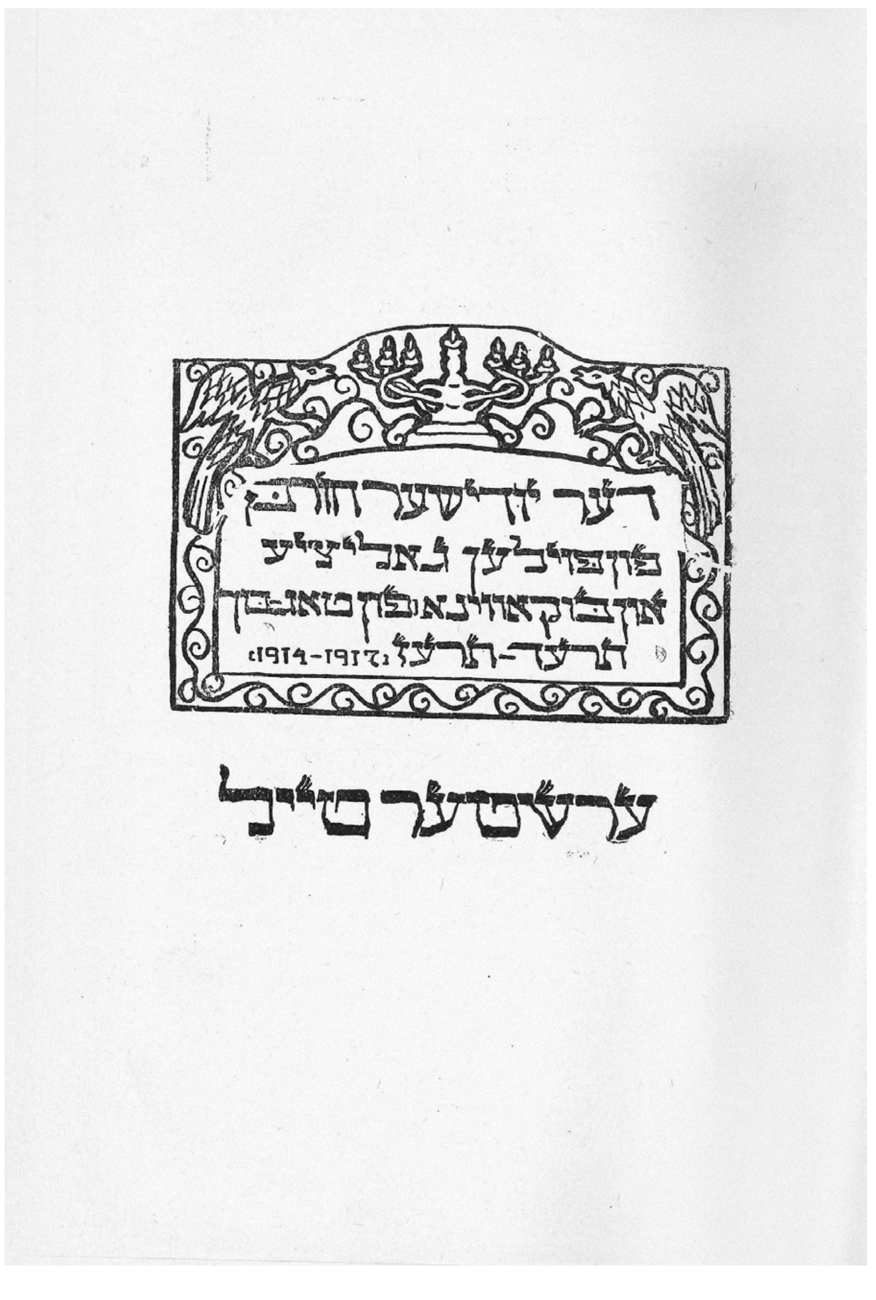
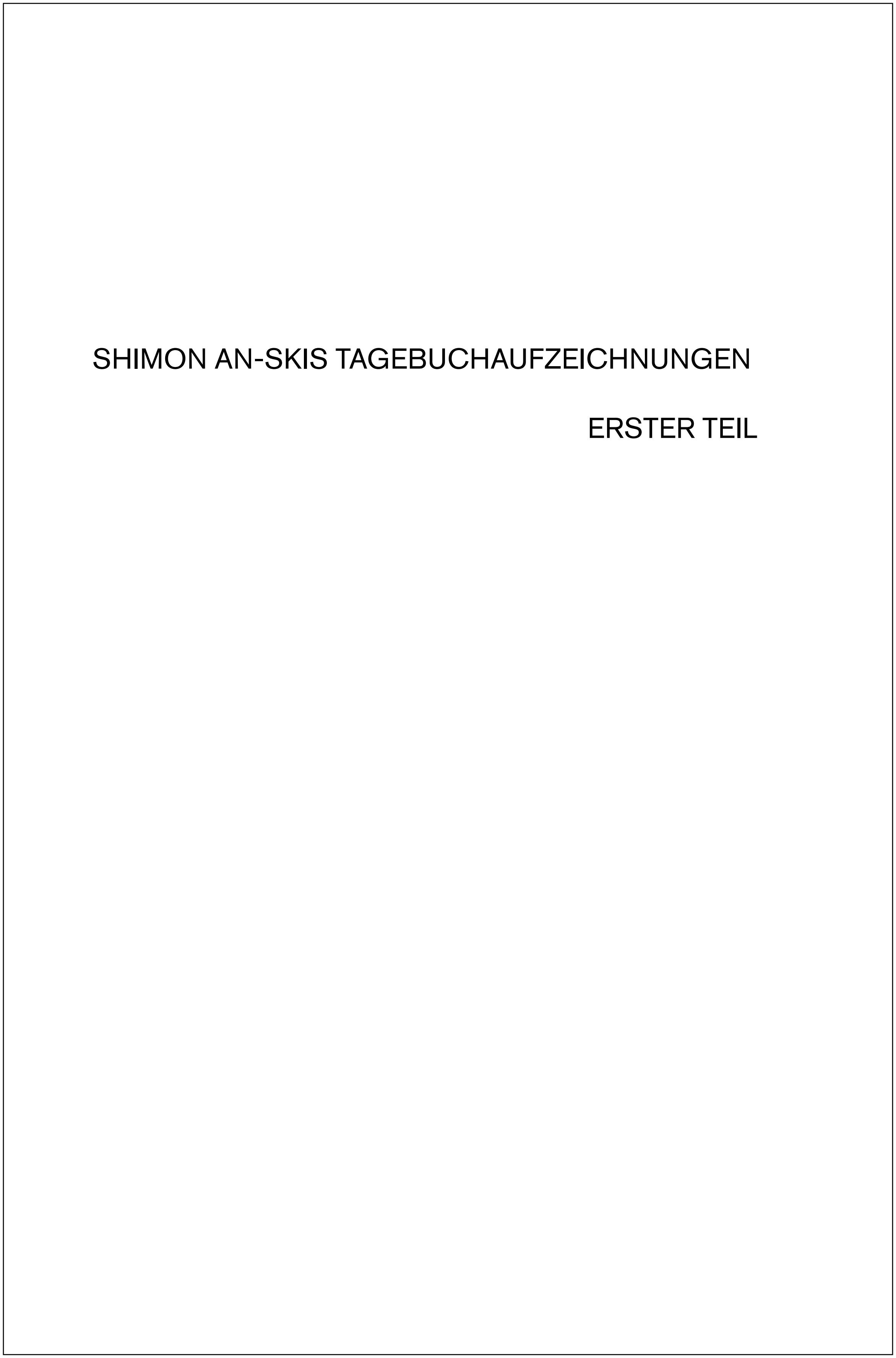
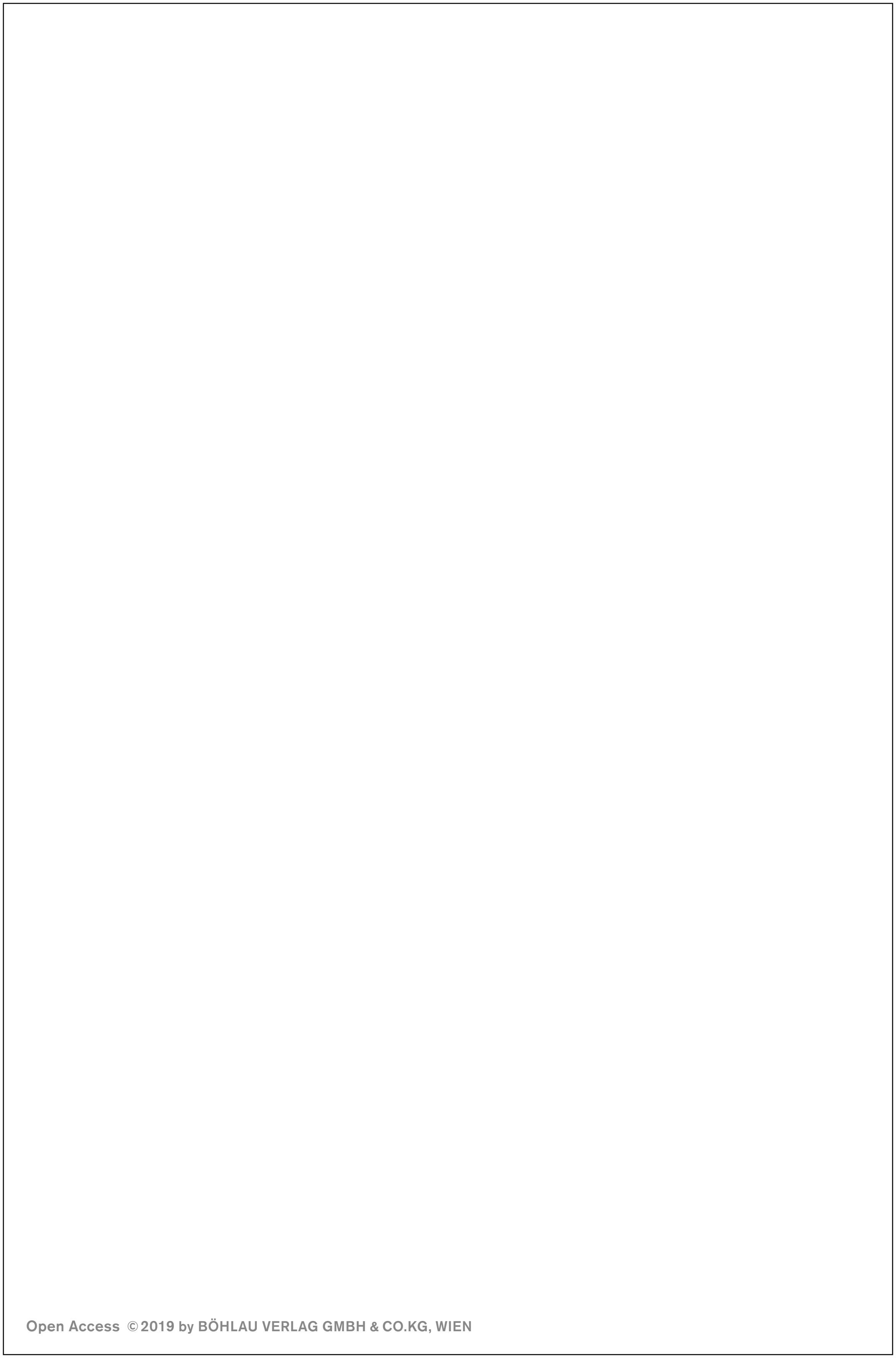


Abb. 2: Titelblatt Erster Teil, aus: An-Ski, der yudisher khurbn, 1921–1923, o. P.



SHIMON AN-SKIS TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN

ERSTER TEIL



Kapitel 1

Gleich zu Ausbruch des Weltkrieges – nach jenem kurzen Moment eines halb echten, halb vorgegebenen jüdischen Patriotismus, in dem Rabbiner sogar Purischkewitsch[1] umarmten und die Petersburger Juden vor dem Denkmal des ärgsten Unterdrückers der Juden, Alexander III.,[2] niederknieten, um ein »El male rachamim«[3] zu sprechen – brauten sich über der Judenheit in Polen, Russland und im okkupierten Galizien finstere Sturmwolken übler Verdächtigungen und Beschuldigungen zusammen. Es begann in Polen, in einer Atmosphäre, die schon von einem blutigen Hass gegen Juden gezeichnet war und in der ein erbitterter Wirtschaftskampf gegen sie geführt wurde. Sehr rasch verschafften sich gewisse Elemente ein Bild von der Lage, die der Krieg verursacht hatte, und machten sich eilig daran, in aller Heimlichkeit einen scharfen Speer zu schmieden, um ihn – wie erfahrene Verräter – dem russisch-polnischen Judentum in den Rücken zu stoßen.

Man begann in aller Stille, Gerüchte, Denunziationen und Verleumdungen zu streuen mit dem Ziel, die Juden als Verräter Russlands darzustellen und dabei zugleich die Hingabe und Treue der Polen herauszustreichen. So verbreitete man die Anschuldigung, die Juden würden sich gegenüber den Deutschen und Österreichern, sobald diese eine Stadt oder ein Schtetl eingenommen hatten, überaus freundlich verhalten, sie mit Lebensmitteln versorgen und ihnen bereitwillig Informationen liefern. Rasch ging man noch weiter: Juden würden dem Feind als Spione dienen, sie seien mit ihm über geheime Telefone verbunden, übermittelten ihm streng vertrauliche Informationen durch Lichtzeichen, durch Feuer, schickten ihm Gold in Millionenhöhe usw. Nach diesem Schema erzeugte und verbreitete man in der Armee die wüstesten und fantastischsten Lügengespinste. In einem Ort erzählte man sich die Geschichte, wie Juden in einem Sarg anstelle der Leiche anderthalb Millionen Goldrubel zu den Deutschen schmuggeln wollten. Im zweiten Ort erzählte man sich dieselbe Geschichte – diesmal über geschlachtete Gänse, die mit Gold gefüllt waren. Im dritten Ort

1 Wladimir Mitrofanowitsch Purischkewitsch (1870–1920), rechter Politiker und Duma-Abgeordneter mit antisemitischen, monarchistischen und nationalistischen Standpunkten, Anführer der »Schwarzen Hundert« (Russisch »Tschornaja sotnja«). War an der Ermordung von G. Rasputin 1916 beteiligt.

2 Alexander III. (1845–1894), regierte zwischen 1881 und 1894, bekannt für seinen Konservatismus, machte Teile der liberalen Gesetzgebung seines Vaters rückgängig. Sein Denkmal wurde 1909 am zentralen Snamenskaja Platz (heute: Ploschtschad Wosstanija) errichtet und befindet sich seit 1994 am Eingang des Marmorpalasts.

3 »El male rachamim« (Hebräisch »Gott voller Erbarmen«), Anfangsworte des Gebets, das zur Bestattung und dem Todestag beim Besuch der Gräber gesprochen wird.

erzählte man die Mär von einem Müller, in dessen Keller ein Telefon zu den Österreichern gefunden worden sei; weiter über einen Juden, der die russischen Telefonleitungen durchtrennt und sie mit den österreichischen verbunden habe. In einem weiteren Ort erzählte man davon, dass Juden Lichtsignale aus ihren Fenstern geben würden und dass sie Häuser und Bäume anzündeten, um dem Feind kundzutun, wo sich die russischen Truppen befinden. Es waren auch Legenden darüber im Umlauf, dass Juden angeblich Pläne der Festung Kronstadt in eine Flasche gesteckt und ins Meer geworfen hätten, sodass sie in Danzig anlanden würde; über einen Juden, der Kaiser Wilhelm aus russischer Gefangenschaft befreit habe, und noch Hunderte andere wilde und unsinnige Geschichten, welche völlig kritiklos sogar von höchsten Militärbeamten akzeptiert wurden. Ganz zu schweigen von den einfachen Soldaten. Wie weit diese Verleumdungen verbreitet waren, ist aus folgendem Brief eines Soldaten an seine Verwandten im Dorf ersichtlich:

»Juden verraten uns«, schreibt er in diesem Brief.
»Sie haben Gänsen die Eingeweide rausgenommen und Gold hineingesteckt, einem krepierten Jid haben sie die Gedärme rausgenommen und acht Millionen in Gold reingetan, es ebenfalls hinübergeschafft … Nach dem Krieg werden wir mit ihnen abrechnen.«

Betrieben diese Personen ihre verleumderische Tätigkeit zuerst nur in aller Heimlichkeit und verdeckt, so ließen sie die Maske sehr bald fallen und begannen, die Juden ganz offen zu beschuldigen. Selbst Fürst Lubomirski[4] schämte sich nicht, dem russischen Schriftsteller Konduruschkin[5] zu sagen, dass »neunzig Prozent der Juden Verräter und zehn Prozent Spione« seien. Noch weniger genierten sich weniger bedeutende Politiker und der Pöbel. In allen Straßen redete man davon, wie die Juden auf die Deutschen warten und ihnen helfen. Die deutschen Zeppeline nannte man »Beilis«[6] und Juden belegte man mit

4 Zdzisław Lubomirski (1865–1943), polnischer Aristokrat und Politiker, spielte ab 1915 als Stadtpräsident von Warschau eine wichtige Rolle.

5 Stepan Semjonowitsch Konduruschkin (1874–1919), u.a. Kriegskorrespondent für die Kadetten-Zeitung »Retsch« (»Die Rede«). Kadett leitet sich von der Abkürzung KD ab (Konstitutionell-Demokratische Partei); die Kadetten verfolgten vornehmlich liberale Ideen.

6 Menachem Mendel Beilis (1874–1934), Verwalter einer Kiewer Ziegelei, wurde des Ritualmordes an dem zwölfjährigen Andrei Juschtschinski bezichtigt. Er wurde 1911 verhaftet und trotz erwiesener Unschuld wurde 1913 ein politisch motivierter Prozess, insbesondere durch den Justizminister Schtscheglowitow, gegen ihn forciert. Wenngleich Beilis freigesprochen wurde, stufte das Gericht die Tat weiterhin als Ritualmord ein. Die Beilis-Affäre erregte wegen ihrer antisemitischen politischen Instrumentalisierung Aufsehen in Russland, Europa und Amerika.

dem Schimpfwort »Wiljusch«[7]. Die Polen gaben den russischen Soldaten den Wunsch mit auf den Weg: »Gott schütze euch vor den Deutschen und den Juden.« In den katholischen Kirchen[8] hetzten die Pfarrer den Pöbel gegen die Juden auf. Dabei wurde ganz offen zugegeben, dass das Ziel der Verleumdungen und der Hetze die völlige Vertreibung der Juden aus Polen sei. »Wir brauchen keine Autonomie, wenn die Juden bleiben, die unser Land beschmutzt haben«, sagte ein polnischer Journalist.

Die Verleumdung rollte und wuchs an wie eine Lawine, nahm die scheußlichsten Formen an, verbreitete sich in der Armee, ergoss sich über das ganze Land und weckte Ressentiments gegen die Juden sogar in Schichten, die früher weit von jedem Antisemitismus entfernt waren.

Einen besonders günstigen Boden fanden die Verleumdungen in der Armee an der Front und vor allem bei den höheren Beamten und Kommandeuren, die schon früher ihre Vorstellung über die Juden aus der »Nowoje Wremja«[9] und anderen, den Schwarzen Hundertschaften[10] verpflichteten Zeitungen gewonnen hatten. Sie waren also ohnehin schon von einem tiefen Hass auf die Juden durchdrungen. Der ehemalige Oberbefehlshaber, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch[11], ein alter »Wüterich«, der nichts anderes beherrschte, als seine Umgebung mit den wüstesten Beschimpfungen zu belegen und rechts und links Ohrfeigen auszuteilen, und ohnehin, wie alle Mitglieder der Zarenfamilie, ein Judenfeind, geriet darüber hinaus noch unter den Einfluss des erbitterten Antisemiten, des Polen Januschkewitsch[12]. Letzterer hatte sich die Ausrottung der Juden zum Lebensziel gesetzt und führte seinen Plan mit eiserner Konsequenz durch. In dem Wissen, wie feindlich der Zar und seine nächste Umgebung und der Stab mit Januschkewitsch sich den Juden gegenüber verhielten, bemühten sich die Kommandeure der niedrigeren Ränge, von den Generälen bis hin zum letzten Fähnrich, einander in Antisemitismus zu übertreffen. Sogar die Masse

---

7 Verkleinerungsform zu »Wilhelm«, gemeint ist der deutsche Kaiser Wilhelm II.

8 An-Ski nutzt hier die polnische Bezeichnung von Kirche »kościół« und markiert damit sprachlich den Katholizismus als christliche Denomination in Polen.

9 »Nowoe Wremja« (»Die Neue Zeit«), erschien zwischen 1868 und 1917; seit 1876 zunehmend konservativ und als Sprachrohr der Reaktion wahrgenommen.

10 Schwarze Hundertschaften oder Schwarze Hundert (Russisch »Tschornaja sotnja«), ultranationalistische, präfaschistische Bewegung im frühen 20. Jahrhundert, die an zahlreichen antisemitischen Pogromen beteiligt war.

11 Großfürst Nikolai Nikolajewitsch Romanow (1859–1929), Oberbefehlshaber der russischen Streitkräfte im Ersten Weltkrieg 1914–1915, danach Statthalter im Kaukasus und Befehlshaber der Kaukasus-Front.

12 General Nikolai Nikolajewitsch Januschkewitsch (1868–1918), Chef des Generalstabs der Russischen Armee März 1914–September 1915.

der Soldaten, die am wenigsten von dieser Einstellung wusste, sah das Verhalten der höheren Offiziere den Juden gegenüber, hörte und las täglich schreckliche Geschichten über den jüdischen Verrat und wurde von stärkstem Misstrauen und Hass gegenüber den Juden durchdrungen.

Indem sie den Juden den Strick um den Hals legten, verfolgten die Polen nicht nur das direkte Ziel, den Juden die Existenzgrundlage zu entziehen, es gab ihnen auch die Möglichkeit, mit dem »jüdischen Verrat« die eigene Sünde zu verdecken, nämlich die »österreichische Orientierung« der meisten Polen, die auch in den Geheimbünden gegen Russland zum Ausdruck kam. Dasselbe kann man auch über die Armee sagen. Die wirklichen, großen Verräter, wie Mjassojedow[13], die sich unter den höchsten Vertretern der Armeeführung fanden, mussten jemanden haben, dem sie den Erfolg ihres Verrats zuschieben konnten. Und wer hätte sich besser zum Sündenbock geeignet als ein Jude? Und so nützte man ihn für diesen Zweck, soweit es nur ging. Nicht umsonst traten bei den meisten Spionageprozessen gegen Juden Ankläger und Zeugen auf, die sich später als Spione und Agents Provocateurs herausstellen sollten. So war es bei der Verleumdung von Kraśnik[14], bei dem Prozess gegen Gerschonowitsch, beim Prozess von Łomża und in vielen anderen Fällen. Man sagt, dass Mjassojedow allein über zweihundert Juden an den Galgen gebracht habe.

Doch es waren nicht unbedingt nur Verräter, die den »jüdischen Verrat« zur Ablenkung brauchten. Jeder Kommandeur, jeder Oberst, der einen Fehler begangen hatte, konnte sein Verbrechen, seine Unfähigkeit oder seinen Leichtsinn mit einem »jüdischen Spion« rechtfertigen, durch den alles »koscher« wurde.

Die Armeeführung nahm die Legenden über die Juden ohne die geringste Spur von Kritik oder Untersuchung auf und begann sogleich, selbst mit den Beschuldigten abzurechnen. In Radom wurden für den »freundlichen Empfang der Deutschen« neun Juden gehängt, in Zamość für dasselbe Vergehen – sieben Juden, in Kraśnik – vier Juden, darunter der Gemeinderabbiner und der Amtsrabbiner.[15] In vielen anderen Städten und Schtetlech gab es ähnliche Vor-

---

13 Oberst Sergei N. Mjassojedow, Geheimdienstmitarbeiter, wurde der Spionage für Deutschland angeklagt und am 10. März 1915 in Warschau gehängt. Die Affäre gab Anlass zu Verschwörungstheorien über eine »deutschfreundliche Clique« in der russischen Elite und führte u.a. zur Entlassung des Kriegsministers Wladimir Alexandrowitsch Suchomlinow.

14 Bezieht sich auf die Schlacht von Kraśnik, in der die russische Armee im August 1914 in der ersten großen Konfrontation mit Österreich-Ungarn eine empfindliche Niederlage erlitt.

15 An-Ski schreibt im Tagebuch »dem rov mit dem rabiner«. Die beiden Bezeichnungen beziehen sich auf die häufige Doppelung der Rabbinerstelle in jüdischen Gemeinden des zarischen Russlands seit dem 19. Jahrhundert. Der von der Gemeinde gewählte »rov« (Gemeinderabbiner) mit traditioneller Ausbildung in einer Jeschiwe war zuständig für das religiöse Leben und die halachischen Entscheidungen; der offizielle staatliche Amtsrabbiner (Jiddisch »kazyoner rov«

fälle. Entlang der Straßen waren oft Juden, die »wegen Verrats« an Bäumen aufgehängt oder erschossen worden waren, zu sehen, und das alles ohne jegliche Untersuchung oder Prozess.

Bald nahmen die Verfolgungen den Charakter einer Massenerscheinung an. Um einen Juden zu verhaften, zu verbannen oder zu hängen, bedurfte es keiner speziellen Anschuldigung mehr, weder des Verdachts auf »Freundlichkeit dem Deutschen gegenüber« noch der »Spionage«. Es genügte bereits, ein Jude zu sein. Denn schließlich, wenn alle Juden Verräter waren, wozu dann noch nach individuellen Vergehen fahnden? Und warum die Juden nur einzeln bestrafen und ausrotten? Und so begannen die massenhaften Gewalttaten gegenüber den Juden. In vielen Städten und Schtetlech, durch die das russische Heer zog, und vor allem die Kosaken, kam es zu blutigen Pogromen. Es wurden ganze jüdische Wohnviertel in Brand gesteckt und verwüstet, alle jüdischen Häuser und Geschäfte ausgeraubt, ohne jegliches Motiv Dutzende Juden ermordet, an den Übrigen ließ man sich aus Rachsucht aus und unterzog sie der größtmöglichen Entwürdigung, man vergewaltigte Frauen, schändete Kinder. Ein Kosak rühmte sich, dass er einem kleinen Jungen beide Peies[16] samt Haut abgerissen habe. Ein russischer Offizier erzählte, dass er selbst gesehen habe, wie Kosaken mit einem jüdischen Kind von etwa zwei Jahren »spielten«. Der eine Kosake warf es in die Luft und die anderen fingen es mit ihren Bajonetten auf. Insofern ist auch glaubwürdig, was die deutschen Zeitungen schrieben, nämlich dass die Kosaken Hände und Füße abhacken, Menschen lebendig begraben und ähnliches mehr.

Ein einfacher russischer Soldat gibt in einem Brief, der mir zufällig in die Hände geraten ist, seine Eindrücke mit diesen ungeschminkten Worten wieder:

> »Sicher hat jeder seine Ansicht, aber ich habe auch ein wenig Mitleid mit den Jüdlein. Man stelle sich das vor: Man prügelt sie, man versetzt ihnen fünfundsiebzig oder eine unbestimmte Zahl an Stockschlägen mit Ruten aus dem Draht, den man für die Verhaue benützt. Und natürlich erschießt man sie, vielleicht auch Unschuldige. Gib deinen Kopf her, Hühnchen. Abgerissen, das Hühnchen flattert davon. Und so ist es mit ihnen.«

Das, was diese finsteren und verbrecherischen Elemente der Armee den Juden antaten, um ihre schändlichsten und niedrigsten Instinkte zu befriedigen, wiederholten aus politischen Zwecken in anderer Form und in größerem Maßstab die obersten Armeevertreter: Nikolai Nikolajewitsch und die Oberkomman-

---

von Russisch »kazyonny ravvin«), Absolvent von einem der beiden staatlichen Rabbinerseminare in Schitomir und Wilna, hatte kaum eine religiöse Funktion und war vor allem für die vom Staat geforderte Matrikelführung zuständig.

16 Peies, Jiddisch von Hebräisch »peyot«, Schläfenlocken.

deure der einzelnen Armeen. Ausgehend von dem Gedanken, dass jeder Jude der Spionage verdächtig sei, begann man, aus den Städten, die nahe an der Front lagen, zuerst bestimmte Elemente der jüdischen Bevölkerung und dann ganze jüdische Gemeinden zu deportieren. Aus vielen Orten deportierte man »Juden und Deutsche« zusammen. Dieses System breitete sich von Tag zu Tag immer weiter aus, bis es soweit kam, dass man alle Juden der Gouvernements Kowno und Grodno auf einmal deportierte, über 200.000 Personen.

So kam es zu einem der finstersten Augenblicke der jüdischen Geschichte. Mehr als eine Viertelmillion Juden befanden sich auf dem Schlachtfeld, die ökonomische Krise, die der Krieg verursacht hatte, ruinierte Tausende jüdische Familien. Hunderte jüdische Städte und Schtetlech wurden im Feuer der erbitterten Schlachten zerstört. Und dazu ergoss sich über die Juden die ganze Sturzflut an Verleumdungen, Pogromen, Verfolgungen. Zehntausende, die vor den Schrecken des Krieges flüchteten, Hunderttausende an Deportierten, Vertriebenen, Flüchtlingen …

Den schwachen Schultern des jüdischen Volkes wurde eine unerträglich schwere Last auferlegt, die noch dadurch schwerer wurde, da die Katastrophe über das russisch-polnische Judentum in einer Situation der Desorganisation und des Chaos hereingebrochen war. Auch wenn es unter Anstrengung aller Kräfte der jüdischen Gesellschaft gelang, die Katastrophe zumindest in materieller Hinsicht zu beherrschen und die Mittel zu beschaffen, damit die annähernd eine Million Flüchtlinge nicht Hungers sterben mussten und eine neue Unterkunft fanden, konnten unsere Repräsentanten in politischer Hinsicht wenig ausrichten mit ihren Bittgesuchen. Sie wandten sich überall hin und trafen überall auf eine eiserne Wand. Man versuchte, die Klagen wie in früheren Zeiten an England und Frankreich heranzutragen, aber die beiden demokratischen Staaten, die Russland als unerschöpfliches Reservoir von Kanonenfutter betrachteten und Nikolai den Zweiten als Verbündeten, schmeichelten sich bei der russischen Reaktion ein und überhörten das jüdische Wehklagen. Ungehört verhallte auch der Aufruf an die russische liberale Intelligenzija, die gerade zu dieser Zeit eine »Romanze« mit Polen angefangen hatte und allmählich ebenfalls begann, den Verleumdungen über die Juden Glauben zu schenken. Ihr »Liberalismus« kam darin zum Ausdruck, dass sie den »jüdischen Verrat« mit den schrecklichen Verfolgungen, denen die Juden seitens der Regierung ausgesetzt waren, »rechtfertigten« und auf alle jüdischen Einwände nur eine Antwort hatte: »Man muss schweigen, nur ja Stillschweigen bewahren! Die aufgebrachte Stimmung in der Armee gegen die Juden ist so stark, dass man mit Geschrei nur alles schlimmer machen würde.« Einige jüdische Repräsentanten gingen noch bei den Ministern von Tür zu Tür, welche selbst die ersten und ärgsten Pogromtreiber waren – selbstverständlich mit wenig Erfolg!

Und das Unglück wurde immer größer und tiefer.

Kapitel 2

Kaum war der Krieg ausgebrochen, begannen die russischen Truppen mit der Einnahme von Galizien und rückten im Verlauf von zwei, drei Monaten im Westen bis Prag und im Süden bis Ungarn vor. Es trafen unklare, düstere Nachrichten über grausamste Gewalttaten ein, die das russische Militär, vor allem die Kosaken und Tscherkessen, an der dortigen schutzlosen jüdischen Bevölkerung beging. Provoziert durch einen Schuss, brannte man einen Großteil der Stadt Brody nieder, raubte die Juden aus und tötete mehrere. Das österreichische Husjatyn und Bels wurden dem Erdboden gleichgemacht, ein blutiger Pogrom mit vielen Toten fand in Lemberg statt. Ähnliche Gerüchte vernahm man über Dutzende andere Städte und Schtetlech. Weiterhin wurde bekannt, dass die jüdische Bevölkerung der besiegten Provinz, die wirtschaftlich ruiniert und vom eigenen Land und von Russland gleichermaßen abgeschnitten war, schlicht davorstand, Hungers zu sterben.

Das schlimmste an allen diesen Nachrichten war, dass sie ganz unregelmäßig eintrafen und den Charakter vager Gerüchte, von etwas quälend Ungewissem hatten. Ein Brief von der Front, der zufällig durch die Zensur geschlüpft war, die Erzählung eines verwundeten und evakuierten jüdischen Soldaten und dergleichen. Alle anderen Informationskanäle von dort waren verschlossen. Privatpersonen konnten weder nach Galizien hinein, noch kamen sie heraus. Auch die sporadisch eintreffenden Briefe und Erzählungen waren mehr Ausdruck von Erschütterung als eine systematische Wiedergabe von Fakten:

»Meine Arme werden schwach und die Augen füllen sich mit blutigen Tränen«, schreibt ein jüdischer Soldat, »wenn ich an die Schrecken denke, deren Zeuge ich in Galizien wurde, wenn ich an die schrecklichen Grausamkeiten denke, welche Kosaken und Soldaten an den Juden verübt haben: Man mordet, man raubt, man schändet Frauen in den Straßen, man schneidet alten Frauen die Brüste ab und lässt die Unglücklichen umkommen.«

Ein zweiter schreibt:

»Wir kamen in ein jüdisches Schtetl in Galizien. Das Militär entdeckte einen Weinkeller, brach ihn auf und begann ein Besäufnis. Ich trank mit den anderen mit und wurde betrunken. Aber als ich aus dem Keller herauskam und sah, was sich im Schtetl tut, wie die Soldaten die Juden behandeln, wurde ich rasch nüchtern …«

Und kein Wort mehr.

Der dritte, ein Soldat, der später den Verstand darüber verlor, was er in Galizien gesehen hatte, erzählte:

»Wo die Truppen durchziehen, stellen die Christen Ikonen in die Fenster oder bringen sie an den Türen an. Gibt es keine Ikonen, heißt das, es ist ein jüdisches Haus und man kann dort ungestraft plündern. Als unsere Rotte wieder einmal durch ein Dorf zog, bemerkte ein Soldat von Weitem ein Haus auf einem Hügel und äußerte die Vermutung, dass es sich um ein jüdisches Haus handeln müsse. Der Rottenführer erlaubte ihm nachzusehen. Rasch kam er freudig mit der Kunde zurück, dass dort Juden wohnen. Der Rottenführer befahl der Rotte, zu dem Haus zu marschieren; man öffnete die Tür und sah, dass sich in dem Haus an die zwanzig Juden befanden, halbtot vor Angst. Man führte sie aus dem Haus und der Rottenführer gab das Kommando: ›Koli! Rubi!‹ (Stich! Hack!). Was weiter geschah, habe ich nicht gesehen. Ich bin weggelaufen, bis ich ohnmächtig zusammenbrach.«

Aus diesen und anderen erschütternden Klagen formte sich der Eindruck, dass in Galizien etwas geschah, was das menschliche Verständnis überstieg. Eine große jüdische Provinz mit einer Bevölkerung von einer Million Juden, die noch gestern alle Menschen- und Bürgerrechte besaßen, ist in einem Feuerring aus Blut und Eisen eingeschlossen. Abgeschnitten von der Welt und in den Händen von Kosaken und Soldaten, die aufgehetzten, wilden Tieren glichen. So manifestierte sich der Eindruck, dass hier ein ganzer jüdischer Stamm untergeht!

Die vordringliche Aufgabe, die sich stellte, war die, Verbindung zu den galizischen Juden herzustellen und ihnen materielle Hilfe in welcher Form auch immer zukommen zu lassen. Das war aber nicht einfach durchzuführen. In den ersten Kriegsmonaten wollten unsere Reichen noch nichts von einer breit angelegten Hilfstätigkeit zugunsten der jüdischen Kriegsopfer wissen. Sie hofften, dass sie ihren Verpflichtungen mit den großen Spenden, die sie für allgemeine Kriegsanstrengungen gegeben hatten, Genüge getan hätten, und argumentierten, dass die Juden »sich nicht von der Allgemeinheit absondern dürften«; das könnte als »unpatriotisch« erscheinen. Mit einer solchen Haltung gegenüber dem jüdischen Leid und mit einem solchen überschäumenden »Patriotismus« wollte man selbstverständlich nichts von irgendwelchen galizischen Juden hören. Als ein hoher russischer Beamter, der soeben aus Galizien zurück gekehrt war, sich an einen jüdischen Millionär, eine bekannte Persönlichkeit in der Kiewer Gemeinde, mit der Frage wandte:

»Warum organisieren Sie keine Hilfe für Ihre Brüder in Galizien, die vor Hunger sterben?«, antwortete ihm der Millionär:

»Eure Exzellenz! Wir betrachten die galizischen Juden nicht als unsere Brüder, sondern als Feinde, gegen die wir Krieg führen!«

Ich muss freilich hinzufügen, dass sich in kurzer Zeit die Haltung auch der patriotisch gesinnten Reichen den Kriegsopfern, sogar den Galizianern gegenüber änderte.

Als aus den Nachrichten aus Galizien deutlich wurde, welche Katastrophe dort im Gange war, beschloss ich, alles daran zu setzen, um irgendwie dorthin zu gelangen, in die zerstörten Städte zu fahren und den Umfang der Katastrophe aufzudecken und das Ausmaß der Not, und so mit Fakten ausgestattet zurückzukehren und nicht mehr nur Hilfe für die galizischen Juden zu erbitten, sondern einzufordern.

Es war nicht einfach, diesen Plan umzusetzen. Ganze drei Monate musste ich an viele Türen klopfen, bis ich eine legale Möglichkeit erhielt, nach Galizien zu fahren. Anfangs hoffte ich, einen »Propusk«, einen »Passierschein«, als Händler zu erhalten, und rechnete zuerst damit, dass ich mit den Mehlwaggons mitreisen könnte, die Brodski[17] nach Galizien schickte, später dann mit einer Partie Zucker. Als daraus nichts wurde, wandte ich mich an das damalige Stadtoberhaupt von Petersburg[18], Graf Iwan Iwanowitsch Tolstoi[19], und bat ihn, er möge mich in eine der Sanitätsabteilungen aufnehmen, die von der Hauptstadt nach Galizien geschickt wurden.

Tolstoi, der ein echter Philosemit war, nahm meine Bitte mit lebhafter Anteilnahme auf. Nachdem zu dieser Zeit aber keine Abteilung von Petersburg nach Galizien aufbrach, gab er mir einen Brief an das Moskauer Stadtoberhaupt Tschelnokow[20] mit, den Oberbevollmächtigten des Allrussischen Städtebundes[21]. Tschelnokow schickte mich mit einem Brief zum Oberbevollmächtigen des Semstwo-Verbands[22],

---

17 Hier gemeint Lew (Leon) I. Brodski (1852–1923). Die Familie Bordski war eine bekannte jüdische Unternehmerfamilie aus Kiew, u.a. Zuckerfabriken, die ursprünglich aus Galizien stammte.

18 Kriegsbedingt wurde der deutsche Name der Stadt St. Petersburg 1914 zu Petrograd russifiziert; An-Ski verwendet beide Namensvarianten. 1924 wurde sie in Leningrad umbenannt.

19 Iwan Iwanowitsch Tolstoi (1858 bzw. 1852–1916), Stadtoberhaupt von St. Petersburg von 1912 bis 1916.

20 Michail Wassiljewitsch Tschelnokow (1863–1935), Stadtoberhaupt von Moskau zwischen 1914 und 1917.

21 Allrussischer Städtebund, gegründet im August 1914 von liberalen Gutsbesitzern und städtischem Bürgertum auf einer Zusammenkunft der Stadtoberhäupter.

22 Semstwo-Verband (von Russisch »semstwo«, Landstand, Landschaftsvertretung), bezeichnet den Verband von Selbstverwaltungseinheiten auf Kreis- und Gouvernementsebene, die 1864 durch die liberalen Reformen von Alexander II. eingeführt und in die Vertreter von Adel, Bürgertum und Bauernschaft gewählt wurden. Unter der Leitung von Fürst Georgi Lwow spielte der

Fürst G. J. Lwow[23]. Dieser fand seinerseits ebenfalls keine Möglichkeit mir zu helfen, gab mir aber den Rat, mir von Graf Tolstoi einen Brief an Gutschkow[24] geben zu lassen, der damals in Warschau war und die Möglichkeit hatte, mir eine »komandirowke«, eine Dienstreisebestätigung, nach Galizien auszustellen. Als ich nach Petersburg zurückgekehrt war, erhielt ich ein Telegramm aus Moskau, dass Fürst P. D. Dolgorukow[25] eine Abteilung für Galizien organisiert hatte und willens war, mich mitzunehmen. Wieder bin ich nach Moskau gefahren – aber Dolgorukows Abteilung erhielt den Befehl, nicht nach Galizien, sondern nach Riga zu gehen. Es wurde noch eine weitere Abteilung von Konowalow[26] gebildet, aber aus formalen Gründen weigerte er sich, mich mitzunehmen. Kurzum, alle bekundeten größte Sympathie für meine Aufgabe, brachten ihre Hilfsbereitschaft zum Ausdruck – und doch schickte mich jeder zu einem anderen.

Letzten Endes beschloss ich, über Warschau nach Galizien zu fahren. Ausgestattet mit einem Brief von Graf Tolstoi an Gutschkow und einem Empfehlungsschreiben von Fürst Lwow an den Bevollmächtigten der Warschauer Abteilung des Semstwo-Verbandes, W. W. Wyrubow[27], fuhr ich am 21. November nach Warschau ab.

Kapitel 3

Über einen Monat musste ich in Warschau und Umgebung warten, ehe ich die Möglichkeit erhielt, nach Galizien zu fahren. A. Gutschkow, an den mir Graf Tolstoi einen Brief mitgegeben hatte, hatte ich in Warschau nicht angetroffen. Er war in Łódź[28], das für Zivilisten zu jener Zeit fast unerreichbar war. Der

---

Allrussische Semstwo-Verband eine tragende Rolle während des Ersten Weltkriegs in Belangen der Hilfsleistungen für die Zivilbevölkerung sowie für die Versorgung der Armee.

23 Georgi Jewgenjewitsch Lwow (1861–1925), russischer Politiker, nach der Februarrevolution 1917 Ministerpräsident der Provisorischen Regierung.

24 Alexander Iwanowitsch Gutschkow (1862–1936), Unternehmer und Politiker, Duma-Abgeordneter. Wirkte als Kriegs- und Marineminister in der Provisorischen Regierung.

25 Pawel Dmitrijewitsch Dolgorukow (1866–1927), entstammte einem der ältesten Fürstengeschlechter Russlands, war liberaler Semstwo-Politiker und Mitglied des Zentralkomitees der Kadetten-Partei.

26 Alexander Iwanowitsch Konowalow (1875–1949), Unternehmer und Politiker, Abgeordneter der 4. Duma (1912–1917), Mitglied des Progressiven Blocks, in der Provisorischen Regierung Minister für Handel und Industrie.

27 Wassili Wassiljewitsch Wyrubow (1879–1963), Verantwortlicher des Semstwo-Verbands an der Westfront, 1914–1915 in Warschau stationiert. Später Innenminister in der Provisorischen Regierung unter Lwow.

28 Łódź (Polnisch), Lodz (Russisch), Lodz (Deutsch); An-Ski nutzt den russischen Namen »Lodz«.

Bevollmächtigte des Semstwo-Verbandes, W. W. Wyrubow, empfing mich sehr kühl und erklärte erst einmal kategorisch, er habe überhaupt keine Möglichkeit, mir in diesem Punkt zu helfen. Sofort fügte er dieser kategorischen Aussage jedoch hinzu, dass eine Abteilung des Semstwo-Verbandes in den nächsten Tagen zur galizischen Grenze aufbrechen werde unter Leitung des Bevollmächtigten Gerassimow und seines Gehilfen, eines Juden namens Bloch; ich solle doch versuchen, ob sie mich vielleicht mitnehmen. Dann schlug er mir vor, im Fall, dass meine Verhandlungen mit Gerassimow ergebnislos verliefen, für den Verband in Warschau zu arbeiten. Da ich mir ausrechnete, dass ich auf diese Weise rascher eine Gelegenheit erhalten würde, nach Galizien zu gelangen, war ich bereit, auf seinen Vorschlag einzugehen. Kurz darauf teilte er mir aber mit, dass es einstweilen im Verband keine Arbeit für mich gäbe und er auch nicht wüsste, wann es sie geben werde. Kurzum, aus meinem ersten Gespräch mit Wyrubow gewann ich den Eindruck, dass er ein Wirrkopf war, bei dem, wie es in einem Sprichwort der Gojim heißt: »Sieben Freitage in einer Woche«[29] sind, und auf den keinerlei Verlass ist. Bald hatte ich die Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, dass ich mich nicht geirrt hatte.

Am Abend, einige Stunden nach unserem Gespräch, kam er zu mir ins Hotel, verschwitzt, abgehetzt und aufgeregt:

»Sie haben doch gesagt, dass Sie im Verband arbeiten wollen«, begann er noch auf der Schwelle, »nun hätte ich eine Arbeit für Sie. Es sind über zehntausend Verwundete eingetroffen. Ein Teil davon befindet sich am Bahnhof unter freiem Himmel, müde, durchgefroren und hungrig. Wir wissen absolut nicht, wohin mit ihnen. Also, wenn Sie es übernehmen könnten, bis morgen früh ein Lazarett für sechstausend Verwundete einzurichten. Der Verband stellt die notwendigen Mittel bereit. Finden Sie eine freie Unterkunft, ein Haus, das leer steht – wenn der Besitzer es Ihnen nicht gibt, haben Sie das Recht, es im Namen des Verbands zu requirieren. Richten Sie es her, finden Sie Ärzte, Sanitäter, Pflegeschwestern. Meinetwegen können sie alle Juden sein. Aber es muss bis morgen fertig sein! Können Sie das übernehmen?«

Mit einem Wort, es galt, über Nacht einen Palast zu erbauen.

In jenen Zeiten ein jüdisches Lazarett in Warschau auf Kosten des Verbands zu organisieren, war eine bedeutsame Angelegenheit. Und obwohl der Vorschlag insgesamt fantastisch anmutete und ich als Fremder in Warschau nicht wusste,

29 An-Ski greift auf das russische Sprichwort »sem pjatniz na nedele« zurück (wörtlich »Sieben Freitage in einer Woche«, übertragen »Er ändert alle Tage seine Meinung«), das er wörtlich ins Jiddische übersetzt.

wo ich anfangen sollte, nahm ich es trotzdem auf mich, alles Notwendige für seine Umsetzung zu tun. Ich versprach, ihm bis Mitternacht eine endgültige Antwort zu geben.

Dem Rat von Perez[30] folgend wandte ich mich sogleich an den Vorsitzenden und den Sekretär der Warschauer Jüdischen Gemeinde, Natanson und Kempner. Sie hatten Interesse an dem Vorschlag und brachten mich mit dem Vorsitzenden und dem Sekretär des Jüdischen Sanitätskomitees, Vaysblat und Farbshteyn, zusammen. Letztere gaben mir aber zu verstehen, sie empfänden es als Beleidigung, dass sich Wyrubow, der vom Sanitätskomitee wisse, nicht direkt an sie gewendet habe. Das teilte ich Wyrubow mit und lehnte die angebotene Rolle des Vermittlers ab. Er aber beharrte darauf, dass die Unterhandlungen nur über mich laufen sollten.

Das Sanitätskomitee begann entschlossen zu arbeiten. Um Mitternacht stand bereits ein Haus zur Verfügung, das ein Lazarett für viertausend Verwundete beherbergen konnte. Auch das Personal, Ärzte, Sanitäter und Schwestern, stand schon so gut wie fest. Als ich das Wyrubow mitteilte, richtete er mir aus, dass nur mehr ein Lazarett für zweitausend Verwundete benötigt werde. Am Morgen war die Zahl schon auf fünfhundert gesunken und am nächsten Abend stellte sich heraus, dass alle Verwundeten bereits evakuiert waren, es nun aber nötig war, ein Lazarett für zweitausend Verwundete, die bald eintreffen sollten, zu organisieren.

Einige Tage später schlug mir Wyrubow vor, nach Riga zu fahren, um Sanitätswagen abzuholen, die der Verband dort bestellt hatte. Als ich den Auftrag ausgeführt hatte und zurück war, schlug er mir vor, die Einrichtung eines Verpflegungsstützpunkts an einer kleinen Eisenbahnstation sechs Werst[31] außerhalb von Warschau zu übernehmen. Auch damit war ich einverstanden.

Bis das alles erledigt war, waren an die zwölf Tage vergangen. In dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, mich mit der Stimmung in Warschau vertraut zu machen.

Ich traf die Stadt in einem fiebrigen Zustand an. Warschau stand noch ganz unter dem Eindruck des Sturmangriffs, den die Deutschen im Oktober gestartet hatten. Man stellte sich auf einen neuen, noch stärkeren Angriff ein. Zu dieser Zeit fanden die schrecklichen Schlachten bei Łódź statt. Jeden Tag kamen dreißig- bis vierzigtausend Verwundete an. Auf Schritt und Tritt begegnete man Sanitätswagen, Sanitätern und Schwestern. Alles war in ungeheurer Bewegung, die Straßen waren verstopft, eine bedrohliche Beengtheit und Beklemmung durch die großen Menschenmassen, die ständig unterwegs waren. Endlos zogen

30 Jizchok Leib Perez (1851–1915), Schriftsteller, gilt als Klassiker der modernen sowohl jiddischen als auch hebräischen Literatur.

31 Werst, altes russisches Längenmaß (1,067 Kilometer).

sich Trecks, Automobile sausten hin und her, die Artillerie zog lärmend vorbei, unzählige Kolonnen von Soldaten marschierten. Von Ferne tönte das Donnern von schwerem Geschützfeuer und unter einem klaren Himmel kamen von Zeit zu Zeit deutsche »Tauben« aus Stahl angeflogen und brachten Tod und Zerstörung. Man spürte den hastigen, stoßweisen Fieberatem eines Schwerkranken.

Zu jener Zeit konzentrierte sich der Krieg an der Ostfront ganz auf Polen. Er brach über Warschau mit all seinen blutigen Schrecken herein, brachte Sorgen und Leid, Seufzen und Klagen. Von den Schlachtfeldern kamen Hunderttausende Verwundete und mit ihnen kamen aus den umliegenden Städten, Schtetlech und Dörfern Zehntausende und Hunderttausende Unglückliche, die vor den Kriegsgräueln, dem Rassenhass flohen, die Denunziation und Verleumdung vertrieben hatten. Mehr als anderswo wurden in Warschau die Schrecken sichtbar, die über die jüdische Bevölkerung Polens hereingebrochen waren. Jeden Tag kamen Tausende jüdische Flüchtlinge, meist zu Fuß, ausgeraubt, nackt und hungrig, zerrüttet und hilflos. All diese Unglücklichen zog es zur Gmina, der Jüdischen Gemeinde, die wie ein Kessel kochte und übervoll war von Leid und Not. In der Stadt gab es über fünfzigtausend Flüchtlinge. Die meisten von ihnen brachte man vorläufig in verschiedenen jüdischen Einrichtungen unter. Einige Hundert Personen, vor allem Frauen mit Kindern, quartierte man im jüdischen Literaturklub »Hazomir«[32] ein, dessen Gründer und Leiter J. L. Perez war.

Perez, damals schon krank, müde und erschöpft von den vielen Sorgen, befand sich ständig inmitten dieser Hölle der Zerstörung des jüdischen Lebens. Die eine Hälfte des Tages war er in der Jüdischen Gemeinde, wo er sich um die neu eintreffenden Flüchtlinge kümmerte, die zweite Hälfte des Tages widmete er anderen Arbeiten zugunsten der Vertriebenen. Er sammelte Geld, lief zu Sitzungen, schrieb Artikel und Aufrufe.

Fast gleich nach meiner Ankunft in Warschau nahm mich Perez mit in den »Hazomir«.

Entlang der Wände war der große Saal dicht mit Betten, Bänken und Kisten vollgestellt, auf denen Kinder saßen und lagen, drei bis vier pro Bett. Außerdem befanden sich im Saal noch Männer, Frauen und Kinder, der Saal sah aus wie ein zerstörter Ameisenhaufen. Der Lärm von Hunderten Stimmen war ohrenbetäubend. Als ich die Vertriebenen näher betrachtete, fiel mir auf, dass sich einige Juden abseits hielten, dass einige in dem Menschenstrom für sich blieben, in Gedanken versunken und verbittert, ohne die anderen zu bemerken.

---

32 »Hazomir« (Hebräisch »Die Nachtigall«), Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich eine neue säkulare Musikkultur, die Ausdruck fand in der Gründung von Chören und Kulturklubs z.B. in Wilna und Warschau.

Für gewöhnlich erzeugt eine Ansammlung von vielen Kindern den Eindruck von Freude und Frühling. Hier aber glichen die Kinder Perlen, die man auf der Straße verstreut hatte. Sie irrten verloren und orientierungslos durch den Saal, hatten ihr Waisendasein ins Gesicht geschrieben.

Tragischer als alles andere war die »Gefasstheit« der Flüchtlinge, niemand klagte, niemand beschwerte sich. Als Dinesohn[33], Perez und ich den Saal betraten, bemerkte keiner, dass Fremde gekommen waren, stumpf sah man uns an, schwieg. Auf unsere Fragen hin erzählten sie uns, welches Leid und welche Not sie erlitten hatten. Sie erzählten ruhig, monoton, mit versteinerter Miene. Man spürte, dass diese erschöpften Menschen jegliche Hoffnung und alles Selbstgefühl verloren hatten.

Ein junger Mann erzählt von der Zerstörung seines Schtetls und fügt apathisch, matt hinzu:

»Mein Vater und ein Bruder sind dortgeblieben. Wahrscheinlich wurden sie umgebracht …«
»Sicher wurden sie umgebracht«, erwidert abgestumpft eine Frau. »Juden, die von dort gekommen sind, haben erzählt, dass man sie beide tot auf der Straße hat liegen sehen.«

Und der junge Mann hört dem reglos zu, als würde es ihn nicht berühren.

Mit derselben steinernen Ruhe erzählt uns eine andere Frau von ihrem Onkel, einem alten Mann von vierundsiebzig Jahren, den man in einer Grube gefunden hat, mit abgehackten Händen und Füßen und herausgeschnittener Zunge …

Schon umgeben uns Dutzende Menschen und alle haben ihre »Geschichte« zu erzählen – Erzählungen voller Blut und Schrecken. Flüchtlinge berichten von den Leiden des Krieges, von den Willkürakten der Kosaken, die Vertriebenen erzählen, was sie erlitten haben. Fast überall ist das Gleiche geschehen. Kosaken sind mit Bajonetten und Peitschen gekommen, haben die Menschen aus ihren Häusern getrieben, befohlen, auf der Stelle oder innerhalb weniger Stunden die Stadt zu verlassen. Man ging dreißig, fünfzig, siebzig Wert zu Fuß, beladen mit Kindern, Alten, Kranken, im Regen, auf schlammigen Wegen. Man ging Tag und Nacht, kam um vor Hunger und Durst. Alte und Schwache fielen hin und starben unterwegs, schwache Kinder starben auf den Armen der Mütter, Frauen hatten Fehlgeburten …

Wir stehen mitten im Saal und hören den endlosen düsteren Berichten zu. Neben mir steht ein etwa achtjähriges Mädchen, mager, mit zart geschnittenem Gesicht, es hört aufmerksam und ernst zu, wie eine Erwachsene, und in ihren

33 Jakob Dinesohn (1856–1919), jiddischer Schriftsteller, enger Freund von J. L. Perez.

großen schwarzen Augen liegt bereits die alte, tausendjährige, tiefe jüdische Trauer …

Kapitel 4

Über die polnische antijüdische Verleumdungskampagne hatte ich in Petersburg und andernorts gehört. Nach meiner Ankunft in Warschau, dem Zentrum des politischen Lebens Polens, hatte ich Gelegenheit, mit eigenen Augen zu sehen, wie organisiert der schändliche Kampf war und wie systematisch er ablief; wie tief die Verleumdung in alle Winkel des täglichen Lebens eingedrungen war, wie tief sie alle Volksschichten durchdrungen hatte und nahezu von selbst zu einer Nationsbildung beitrug. So entfernt ich auch vom polnischen Leben war, auf Schritt und Tritt begegnete mir der schreckliche »Spionage-Mythos«.

Ich stieg im Hotel »Europa« ab, in dem fast ausschließlich höhere Militärbeamte wohnten. Das Zimmer, das man mir gab, war gerade erst frei geworden und die Zugehfrau räumte es auf; eine ältere polnische Frau, sie wirkte durchaus gut situiert, naiv und ehrlich. Kaum war ich hereingekommen, begann sie zu klagen:

»Ach, edler Herr, was ist nur los bei uns! Dieses Unglück, mit dem wir zu tun haben! Die Deutschen kommen in ihren Teufelsmaschinen geflogen, werfen Bomben, töten Dutzende unschuldige Menschen! … Ach, edler Herr, wie viel Unglück kommt doch von den Deutschen und den – ›Jidden‹ …«

»Was tun die Juden Ihnen denn Böses an?!«, frage ich sie.

»Die Telefone! …«, antwortet sie vage. »Alles teilen sie den Deutschen mit. Am Sonntag, als die Deutschen mit ihren Aeroplanen gekommen sind, haben ihnen die Jidden durch allerlei Signale mitgeteilt, dass gerade hohe Generäle in der Kathedrale sind. Sie haben gleich begonnen, Bomben auf die Kathedrale zu werfen. Zum Glück haben sie nicht getroffen.«

Das alte Dienstmädchen erzählt das ganz schlicht, als Anekdote, die sie sich irgendwann zu eigen gemacht hat. Nachher stellt sich heraus, dass sie die Geschichte allen Gästen erzählt, denen sie begegnet.

Durch die Bomben wurden mehr als zehn Menschen getötet, alle Polen – was bald zu einer »Erklärung« in Form einer Legendenbildung Anlass gab:

»Die Juden haben eine Art Salbe, mit der sie sich einschmieren, und nachher kann ihnen keine Bombe etwas anhaben.«

Ein paar Stunden nach dem Gespräch mit der Zugehfrau, bei meinem Treffen mit Wyrubow, erzählte er mir voll Zorn:

»Das Verhalten der Polen und Juden kann einen noch in den Wahnsinn treiben: kein Tag vergeht ohne Skandal. Wir haben eine Verpflegungsstation, in der polnische Studenten arbeiten. Heute haben dort sechs jüdische Studenten angefangen zu arbeiten. Kaum sehen die Polen die Juden, verlassen sie alle gemeinsam die Station, lassen sie ohne Betreuung und kommen nicht zurück, bevor nicht alle Juden weg sind.«

Am nächsten Tag kam ein jüdisches Fräulein namens Markowicz zu mir. Sie hat in Łódź als Pflegeschwester gearbeitet. Nachdem die Lage in Łódź kritisch wurde und man die Verwundeten von dort evakuierte, schickte man sie nach Warschau. Sie kam erst spät in der Nacht an und ging in das erste Lazarett, dass sie fand, zeigte ihre Papiere vor und bat, man möge sie hier übernachten lassen. Das Lazarett war aber ein polnisches und als die Leiterin aus den Papieren erkannte, dass sie es mit einer Jüdin zu tun hat, begann sie zu zetern:

»Ihr Juden seid doch alle Verräter! Ihr habt Korf[34] bei der Flucht zum Feind geholfen, schickt Gold nach Deutschland, zerstört unsere Telefonleitungen. Schämen Sie sich denn nicht, eine Jüdin zu sein!«

Und sie erlaubte ihr nicht, im Lazarett zu übernachten, soll heißen, sie warf sie mitten in der Nacht auf die Straße.

Einige Tage später traf ich den Bevollmächtigten einer Sanitätsabteilung aus Łódź, einen Juden namens Shifsboyer.

»Von allen Problemen, die wir in Łódź erlebt haben«, so erzählte er mir, »war das bitterste und schrecklichste das Verhalten der Polen uns gegenüber. Es gab keine Verleumdung, die sie nicht gegen die Juden vorgebracht hätten. Als deutsche Flugzeuge über Łódź flogen, stand ein Jude auf seiner Veranda, blickte nach oben und nieste. Sogleich wurde er von den Polen denunziert, dass er mit seinem Niesen den Flugzeugen (die in einer Höhe von einer Werst flogen) ein Zeichen gegeben habe, wo sie Bomben abwerfen sollen, und der Jude wurde verhaftet. Ein anderes Mal brachten Polen einen Juden zum Stab und beschuldigten ihn, einen deutschen Piloten versteckt zu haben. Nah bei der Wohnung des Juden war ein deutsches Flugzeug abgestürzt – und der Pilot war verschwunden, also hatte ihn wohl der Jude versteckt. Und obwohl der Jude bestritt, jemals ein Flugzeug gesehen zu haben, und die ganze Geschichte als Lüge bezeichnete, wurde er doch verhaftet. Dann ging man

34 Baron Semjon Nikolajewitsch Korf (1855–1923), Gouverneur von Łomża (1897–1907) und Warschau (1907–1914), stammte von einem kurländischen Adelsgeschlecht ab.

daran, das abgestürzte Flugzeug zu bergen, man fand es aber nicht. Glauben Sie etwa, man hätte daraus den Schluss gezogen, dass alles nur eine Verleumdung war, und den Juden freigelassen? Nein! Man verhaftete zwei weitere Juden unter dem Verdacht, dass sie das Flugzeug versteckt hätten.«

»Aber mehr als von allen anderen hatten wir von den Mitgliedern des polnischen ›Sokół‹[35] zu erleiden«, erzählte Shifsboyer weiter.

»Als die Deutschen Łódź zum zweiten Mal einnahmen, kamen Mitglieder des österreichisch-polnischen ›Sokół‹ mit ihnen, die die Juden in Angst und Schrecken versetzten. Sie raubten jüdisches Eigentum, prügelten, mordeten, diffamierten. Danach zwangen sie jüdische Jugendliche, in ihre Organisation einzutreten. Man flüchtete, man versteckte sich, man wandte das wichtigste Mittel an – den Versuch, sich freizukaufen. Erst zahlte man hundert oder fünfzig Rubel, dann kaufte man sich um einen ›Dreier‹ frei. Später, als die Deutschen sich zurückzogen und die Russen wieder nach Łódź kamen, verbreiteten die Polen in der Armee das Gerücht, dass ›Sokół‹ eine jüdische Organisation in Verkleidung sei. Sie nannten sie auch nie anders als nur: ›die jüdische Gefolgschaft‹.«

Während ich den Proviant- und Sanitätsstützpunkt bei Warschau einrichtete, war ich auch für den Einkauf von Nahrungsmitteln zuständig. Im Semstwo-Verband gab man mir eine Liste von Geschäften, in denen ausschließlich ich alles kaufen sollte. Ich bemerkte, dass darunter nur polnische Geschäfte waren, keine jüdischen. Als man mir aber sagte, dass der Verband regelmäßig Geschäfte mit diesen Firmen mache und diese Rabatte geben, besorgte ich alles in den genannten Geschäften. Neben anderen Lebensmitteln musste ich beispielsweise einige Hundert Pud[36] Kraut kaufen. Als ich in dem angegebenen Geschäft kein Kraut fand, ging ich auf den Markt und bestellte es bei einem jüdischen Händler namens Vaysfleysh. Am nächsten Morgen war ich im Lagerraum des Verbands, wo die bestellte Ware angeliefert werden sollte. Ich telefonierte mit einigen der Händler, darunter Vaysfleysh. Die Leiter des Lagers, zwei junge Polen, hörten meine Gespräche mit an. Als ich Vaysfleysh anrief und mit ihm redete, wandte sich einer der Polen bestürzt an mich:

»Hören Sie! Sie kennen offenbar hier noch niemanden und wissen nicht, wo Sie Lebensmittel kaufen können? Wir werden Ihnen eine Liste der Geschäfte geben, wo man einkaufen muss.«

»Man hat mir eine solche Liste schon im Verband gegeben«, antwortete ich.

35 Sokół (Polnisch »Der Falke«), auch bekannt als Sokol, national und patriotisch geprägte Turnbewegungen verschiedener slawischer Ethnien, 1862 gegründet in Prag unter dem Einfluss von Friedrich Ludwig Jahns »Turnverein«.

36 Pud, altes russisches Gewichtsmaß (16,38 Kilogramm).

»Wie kann das sein?«, wunderte sich der zweite Pole. »Ich habe gehört, dass Sie mit einem gewissen Vaysfleysh gesprochen haben, von dem Sie Kraut gekauft haben. Das ist doch ein Jude!«
»Und was macht es, dass er ein Jude ist? Ich habe bei ihm billig gutes Kraut gekauft …«
»Aber da ist offensichtlich ein Fehler passiert! Wir geben Ihnen eine Liste mit polnischen Geschäften.«
»Was für einen Unterschied macht es denn, ob es polnische oder jüdische sind?«, stellte ich mich unwissend.
»Was das heißen soll? Es ist doch wohl besser, einem Christen einen Verdienst zu verschaffen, als einem Jid, die sind doch alle Betrüger!«
»Hören Sie mal, ich bin selber ein Jude, und ich versichere Ihnen, die Betrüger sind vor allem jene Polen, die aus dem Krieg ein Geschäft machen und ihn für den Rassenkampf benützen. Ich werde Ihnen schon zeigen, was es heißt, solche Dinge in den Verband hineintragen zu wollen!«

Ich berichtete das alles Wyrubow. Dieser gab sich beschämt und versprach, die zwei Polen aus dem Lager zu entlassen, aber er machte es nicht. Kein Wunder. Der Verband war ganz in der Hand der Polen, Wyrubow selbst stand unter ihrem Einfluss und der Verband praktizierte selbst in gewissem Maß einen antijüdischen Boykott.

Einige Zeit später konnte ich mich davon überzeugen, dass die Polen ihre verleumderische Agitation nicht nur in der Armee und unter den Volksmassen betrieben, sondern auch unter den intellektuellen und liberalen Vertretern Russlands, die sich in Polen befanden, unter den Mitgliedern des Semstwo-Verbandes und des Städtebundes und vor allem den Korrespondenten der liberalen russischen Zeitungen. Vor meinen Augen veränderte sich innerhalb von einigen Wochen das Verhältnis dieser liberalen Kreise zur Judenfrage in Polen empfindlich. Zuerst verspürte man eine Abkühlung gegenüber den Juden und ihren Problemen, dann fanden die verschiedenen Vorwürfe gegen sie mehr Gehör und am Ende wiederholte man schon selbst in Privatgesprächen und sogar in Zeitungsartikeln die verleumderischen Legenden …

Kapitel 5

Eines Tages traf ich einen Bekannten, den russischen Schriftsteller Mujshel[37], der Mitarbeiter der sozialistischen Zeitschrift »Russkoje Bogatstwo«[38] war. Er hielt sich für einen großen Radikalen und selbstverständlich auch für einen Freund der Juden. Er erzählte mir, er habe eine Einladung der polnischen Schriftstellersektion bei dem »Obiwatelski-Komitee«, dem Bürger-Komitee, zu einem intimen Treffen polnischer und russischer Schriftsteller erhalten. Ziel der Versammlung sei es, eine Verständigung der Literaten beider Völker zu erreichen. Dabei werde man auch einige wichtige Fragen behandeln, insbesondere die brennende Judenfrage.

»Wen hat man eingeladen?«, fragte ich.
»Fjodorow, Nemirowitsch-Dantschenko, Grigori Petrow, Graf A. Tolstoi, Waleri Brjussow, mich …«[39]
»Und keinen einzigen jüdischen Schriftsteller?«
»Nein.«
»Halten Sie es für normal, dass man zu einer Versammlung, auf der man die jüdische Frage behandeln will, keinen jüdischen Schriftsteller eingeladen hat?«
»Selbstverständlich ist das nicht in Ordnung! Ich werde auf der ersten Versammlung diese Frage aufwerfen.«

Ein paar Tage später traf ich ihn spät in der Nacht wieder. Er kam gerade von der polnisch-russischen Versammlung zurück. Er erzählte mir, dass es bisher nur ein Freundschaftstreffen gegeben habe. Auf der kommenden Versammlung werde man aber über die jüdische Frage reden.

»Haben Sie Ihr Versprechen gehalten? Haben Sie die Frage nach der Einladung jüdischer Schriftsteller gestellt?«
»Nein … Dazu ist es gar nicht gekommen … Aber ich habe etwas viel Besseres gemacht. Als man die Einladungsliste neu erstellt hat, habe ich vorgeschlagen, Sie als Mitarbeiter

---

37 Wiktor Wassiljewitsch Mujshel (1880–1924), russischer Schriftsteller und Maler, beeinflusst von der sozialrevolutionären Narodniki-Bewegung (Volkstümler).

38 »Russkoje Bogatstwo« (»Russischer Reichtum«), monatliche Literatur- und Wissenschaftszeitschrift, erschien zwischen 1876 und 1918.

39 Größen der zeitgenössischen russischen Kultur. Alexander Mitrofanowitsch Fjodorow (1868–1949), Lyriker und Schriftsteller; Wladimir Iwanowitsch Nemirowitsch-Dantschenko (1858–1943), Regisseur und Theaterkritiker; Grigori Spiridonowitsch Petrow (1867–1925), Schriftsteller und Publizist; Graf Alexei Nikolajewitsch Tolstoi (1883–1945), Schriftsteller; Waleri Jakowlewitsch Brjussow (1873–1924), Lyriker und Prosaautor des Symbolismus.

von russischen Zeitungen einzuladen. Man beschloss, Sie einzuladen. Ich habe selbstverständlich erwähnt, dass Sie Jude sind …«

Als ich das Perez, Noach Prilutski[40] und einigen anderen gesellschaftlich bedeutsamen Personen mitteilte, wurde entschieden, dass ich auf der nächsten Versammlung die Forderung einbringen solle, zu den kommenden Versammlungen Vertreter der Warschauer jüdischen Presse einzuladen. Falls dem nicht zugestimmt würde, sollte ich protestieren und die Versammlung verlassen.

Doch zum Protestieren kam ich gar nicht. Man lud mich ganz einfach nicht ein. Was die Versammlung betraf, teilte man mir mit, dass dort ein russischer Journalist namens Woronow sich zu Wort gemeldet hatte und sich sehr scharf über die polnische Politik gegenüber den Juden geäußert habe. Die anderen russischen Journalisten unterstützten ihn aber nicht und der »erklärte Freund der Juden« Grigori Petrow hielt es sogar für notwendig, Protest gegen Woronows Worte einzulegen. Die Polen erwiderten auf Woronows Anschuldigung, sie hätten eine Verständigung mit den Juden gesucht, es sei aber nicht gelungen. Außerdem fügten sie hinzu, dass sie über eine Fülle an Materialien über jüdische Spionage und den Verrat an Russland verfügten, die sie aber erst nach dem Krieg veröffentlichen würden. Sie trugen allerdings keinerlei Fakten vor.

Jene Versammlungen der Pressevertreter wurden nahezu ausschließlich mit dem Ziel organisiert, die russischen Journalisten zu »bearbeiten«. Die Polen hatten begriffen, dass auf die russischen Schriftsteller, insbesondere auf die liberal gesonnenen, die närrischen Gerüchte von Särgen mit anderthalb Millionen Goldrubeln anstelle eines Toten und dergleichen wenig Eindruck machten, und so griff man zu subtileren Mitteln der Einflussnahme. Bis zu einem gewissen Maße war das sogar erfolgreich. In kurzer Zeit veränderte sich die Haltung der russischen Journalisten gegenüber den Juden merklich. Selbst ein Schriftsteller wie Waleri Brjussow, der für die »Russkie Wedomosti«[41] schrieb, geriet unter den Einfluss der polnischen Nationaldemokraten und seine Beiträge zeigten immer stärkere antisemitische Tendenzen. Bei anderen Schriftstellern machte sich der Antisemitismus noch deutlicher bemerkbar.

Der ehemalige Priester Grigori Petrow, der den Priesterstand gegen einen flammenden Radikalismus eingetauscht hatte, war einige Male in der Presse als Verteidiger der Juden hervorgetreten und wandte sich anfänglich sehr scharf gegen die Polen. Bei unserer ersten Begegnung bat er mich, ihn mit Perez bekannt zu machen. Ich war mit ihm bei Perez. Er blieb einige Stunden und schüttete

40 Noach Prilutski (1882–1941), Politiker der »Folkspartei«, Philologe, Linguist, Jiddist, Herausgeber des jiddischen »Varshaver togblat« (»Warschauer Tageblatt«).

41 »Russkie Wedomosti« (»Russische Nachrichten«), liberale Zeitung, erschien von 1863 bis 1918.

Pech und Schwefel über die Polen wegen ihrer niederträchtigen Haltung gegenüber den Juden.

Ein paar Wochen später, einige Tag nach der Versammlung der polnischen und russischen Journalisten, von der ich vorhin erzählt habe, war es an mir, mich mit einer Bitte an Petrow zu wenden. Er sollte mit einem hochgestellten russischen Beamten den Fall von acht Juden aus Sochaczew besprechen, die man aufgrund einer Verleumdung verhaftet hatte und die kurz davorstanden, gehängt zu werden.

Ich traf Petrow bereits im national-polnischen Kosakenrock an. Auf meine Bitte antwortete er mir mit einer langen, erregten und sehr bezeichnenden Rede, die ich danach gleich Wort für Wort niederschrieb:

»Was für eine schreckliche Geschichte haben Sie mir da über die Sochaczewer Juden erzählt? Ich kann Ihnen nicht helfen, ich kann nur mitfühlen. Das Herz tut mir weh. Und schon früher waren es an die dreißig Mal, dass solche Geschichten mein Herz bedrückt haben. Dasselbe gilt für Nemirowitsch-Dantschenko, für Mujshel und andere. Aber was passiert wegen unserer leidenden Herzen? Gar nichts! Und trotzdem kommen Sie und Prilutski und Grinboym zu uns, erzählen uns diese schrecklichen Geschichten und bedrängen uns, in einer Zeit, da wir Ruhe für unsere Arbeit benötigen … Ich habe Prilutski schon vor zwei Monaten einen Rat gegeben, was man tun muss. Ihr habt Rabbiner. Wahrscheinlich gibt es bei euch, wie bei allen anderen, einen höchsten Geistlichen. Dieser soll einen Aufruf an die Juden erlassen, wie sie sich verhalten sollen: die Arbeit des Militärs nicht beeinträchtigen, keine Fragen stellen, keine Waren verstecken. Es gab Fälle, wo man Juden nur deshalb gehängt hat, weil sie Soldaten ausgefragt haben. Das Militär ist in heller Aufregung, das muss man berücksichtigen, und es ist keine Zeit, allem nachzugehen und alles zu ermitteln. Ich bin ein ehemaliger Geistlicher und wusste auch nicht, dass es bei euch Brauch ist, Drähte von einem Hof zum nächsten zu spannen.[42] Weiter. Im Krieg vergisst man leicht die Tage, und nicht alle Christen wissen, dass es Juden verboten ist, am Schabbat Handel zu treiben. Man kommt in eine Stadt und sieht, dass die jüdischen Geschäfte geschlossen sind, da ist der erste Gedanke: Wahrscheinlich ist das eine Demonstration von feindlicher Gesinnung gegenüber der Armee. Das muss man doch alles erklären, Broschüren dazu verfassen, sie in der Armee verbreiten. Nun, und außerdem müssen Sie zugeben, dass es Spionage gibt. Ich kenne Hunderte Fälle. Ein Beispiel – an der Weichsel steht ein Soldat an der Brücke Wache. Kommt ein alter Jude, der einen schweren Sack auf dem Rücken trägt. Der Soldat lässt ihn durch, hat sogar Mitleid mit ihm, weil er eine

42 Am Schabbat ist das Tragen von Gegenständen außerhalb des privaten Raums im öffentlichen Raum untersagt, weswegen Drähte gespannt wurden, um den privaten Raum zu erweitern. Diese Praxis des Eruw (Hebräisch »Mischung«) bestärkte anscheinend die Verleumdungen wegen illegaler Telefonleitungen.

solche Last zu tragen hat, aber ein anderer Wachsoldat hält ihn auf, befühlt den Sack und stellt fest, dass darin ein Mensch liegt. Es stellt sich heraus, dass im Sack ein Deutscher war. Da hat man sie beide zum Tode verurteilt. Gutschkow hat es mir erzählt und gemeint, dass es unrecht war, den Deutschen zu erschießen und den Juden zu hängen, man hätte den Deutschen auch hängen müssen …«

»Und Sie glauben, dass diese Geschichte wahr ist?«, fragte ich. »Ein alter Mann, der genug Kraft hat, einen erwachsenen Mann zu tragen, der mutig genug ist, einen Deutschen über eine Brücke zu tragen, die bewacht wird? …«

»Wer kann das wissen? …«

»Ich weiß es. Dieselbe Geschichte hat mir Mujshel erzählt, nur laut ihm ist das Ganze an der Dwina passiert. Dort hat man in dem Sack außer dem Deutschen auch noch dreieinhalbtausend deutsche Silbertaler gefunden. Mujshel kennt sogar den Namen des Deutschen: Otto Bauer! … Denken Sie nicht, dass dieser alte wandernde Jude mit einem Deutschen auf dem Rücken zu einem ganz bestimmten Zweck erfunden wurde? …«

»Meinetwegen. Wenn es eine Lügenmär ist, dann muss man darüber schreiben, klarstellen, dass es eine Lüge ist. Sie können sich gar nicht vorstellen, welche Abneigung in Militärkreisen gegen die Juden besteht. Da ist noch ein Fall. In einem Schtetl nahe der Front sind Leute zum Kommandeur gekommen und haben erzählt, dass ein rothaariger Jude und seine Frau eine Kuh zu den deutschen Stellungen getrieben haben. Der Kommandeur gab den Befehl, dass man den Juden gleich zu ihm bringen solle. Man ist ins Schtetl gestürmt, hat den ersten rothaarigen Juden gefasst, dem man begegnete, und ihn zum Kommandeur gebracht. Wie sich herausstellte, hatte der Jude nie eine Kuh besessen und das Haus den ganzen Tag nicht verlassen.
›Wie auch immer, hängt ihn auf alle Fälle auf!‹, befahl der Kommandeur.
Und man hat ihn gehängt. Begreifen Sie, worum es geht? Und was machen eure Zeitungen ›Retsch‹ und ›Den‹[43]? Sie verstärken noch die Abneigung gegen die Juden. Stellen Sie sich vor: Dieser Tage nehme ich die ›Retsch‹, eine russische Zeitung, in die Hand. Und was für einen Leitartikel finde ich darin? ›Das Fest der Makkabäer!‹ Mich hat das schrecklich aufgeregt und mehr noch den Offizier, der mit mir gefahren ist. Was soll das? Ist Russland schon derart jüdisch geworden, dass russische Zeitungen jüdische Feiertage wie Chanukka begehen?«

43 »Retsch« (»Die Rede«), russische Tageszeitung, Organ der Konstitutionell-Demokratischen Partei (Kadetten), unter der Leitung von Pawel N. Miljukow und Iosif W. Gessen. Erschien zwischen 1906 und 1918 in Petersburg. »Den« (»Der Tag«), russische Tageszeitung, gegründet von Iwan D. Sytin, der auch Besitzer von »Russkoje Slowo« war. Den sozialdemokratischen Menschewiki nahestehend, erschien sie zwischen 1912 und 1918 in Petersburg.

»Glauben Sie nicht, Grigori Sfiridonowitsch, dass es außer den Zeitungen ›Retsch‹ und ›Den‹ noch andere gibt, welche die Armee gegen die Juden aufhetzen? Etwa die Polen?«

»Das behaupten Sie ständig!«, antwortete er aufgebracht. »Gestern war ich auf der Versammlung von russischen und polnischen Journalisten und man hat die Polen dort schrecklich beleidigt! Die Polen haben die Vertreter der russischen Presse zu einer Beratung über die ökonomische Lage des Landes eingeladen und erklärten dabei, dass sie sich nicht für Politik interessieren. Was haben die russischen Journalisten gemacht? Kaum waren sie eingetroffen, stellten sie schon die Frage: ›Und wie stehen Sie zu den Juden?‹ Worauf die Polen antworteten: ›Sie wollen also, dass wir uns mit der Judenfrage befassen? Nun gut. Wir werden dieser Frage eine eigene Sitzung widmen.‹ Auf der Versammlung gestern sagten sie zu uns: ›Welch wundersame Angelegenheit. Sie sind in einen zerstörten Landstrich gekommen, haben hier ein ruiniertes, hungriges Bauerntum vorgefunden. Warum haben Sie sich nicht zuerst für dessen Lage interessiert, für die Frage, wie man den Bauern helfen kann, wie man ihnen Pferde verschaffen kann usw.? Gibt es denn in Polen keine interessantere Frage als die jüdische?‹ Nun, was konnte man ihnen darauf antworten? Sie hatten ja recht. ›Die Juden‹, so sagten sie, ›sind unzufrieden mit uns, aber daran sind nicht wir schuld. Wir gründen Kooperativen, die den Handel sowohl der jüdischen als auch der polnischen Kaufleute beeinträchtigen. Sollen wir etwa deswegen unsere Kooperativen aufgeben?‹ Daraufhin ist ein gewisser Journalist Woronow aufgesprungen. Wie es scheint, ein Jude. Wer ist er? Woher kommt er? In welcher Verbindung steht er zu der russischen Presse? … Er fing gleich an: ›Die Polen hetzen das Militär gegen die Juden auf! Ihre Verleumdungen führen zu Judenpogromen!‹ Kurzum, er nannte die Polen Pogromtreiber. Stellen Sie sich vor: Wir sind bei den Polen zu Gast. Der Vorsitzende ist Fürst Czetwertyński[44]. Und plötzlich springt jemand auf und schreit: ›Pogromtreiber!‹
Fürst Czetwertyński hat sich an den Kopf gefasst und die Schläfen massiert. Ich konnte mich da nicht zurückhalten und habe mich zu Wort gemeldet:
›Es gehört sich zwar nicht, einen Redner zu unterbrechen, aber ich halte es für notwendig zu erklären, dass Woronows Worte nicht als die Meinung der Vertreter der russischen Presse betrachtet werden dürfen. Ich protestiere gegen die Ausdrücke, die er sich erlaubt hat.‹«

Ich habe die lange Rede von G. Petrow hier angeführt, weil sie deutlich zeigt, wie die russischen Liberalen von den Polen »bearbeitet« wurden. Die Rede ist auch noch in einer weiteren Hinsicht wichtig. G. Petrow war als Korrespondent für die russische Zeitung »Russkoje Slowo«[45], eine der größten und (vor allem

---

44 Fürst Seweryn Franciszek Czetwertyński-Światopełk (1873–1945), polnischer Politiker.

45 »Russkoje Slowo« (»Das russische Wort«), russische Tageszeitung, erschien zwischen 1895–1918, hatte im Jahr 1916 eine Auflage von ca. 700.000 Exemplaren.

im Frontgebiet) am weitesten verbreiteten und einflussreichsten russischen Zeitungen, zuständig für Polen und die polnisch-jüdischen Beziehungen.

Ebenfalls scheint es mir angebracht, noch ein anderes Gespräch zu erwähnen, das ich fast zur selben Zeit mit einem weiteren Liberalen hatte, einem Vertreter der Kadetten-Partei, Wassili Alexejewitsch Maklakow, dem Verteidiger von Beilis.[46]

Er bot mir seine Hilfe an, eine Genehmigung für die Reise nach Galizien zu bekommen. Hierzu meinte er:

»Ihre Aufgabe ist keine leichte. Die galizischen Juden sind den Russen sehr feindlich gesinnt. Sie befassen sich alle mit Spionage. Man sagt, dass die polnischen Juden auch den Österreichern als Spione dienen, aber darüber weiß ich nichts …«

Er sah, dass ich etwas sagen wollte, und schnitt mir gleich das Wort ab:

»Ich sage ja nicht, dass nur die Juden den Russen gegenüber feindlich eingestellt sind. Die ruthenische Intelligenzija[47] ist auch gegen uns – aber die hat sich selbst aufgelöst. Mit den Polen führen wir jetzt eine Romanze. Damit bleiben nur die Juden, die sich feindselig verhalten. Und die Wahrheit muss gesagt werden, nicht nur unser Militär, sondern auch die lokale Bevölkerung ist sehr gegen die Juden aufgebracht wegen ihrer Ausbeutung. Stellen Sie sich vor, in Galizien sind die Gutsbesitzer Juden!«
»Nur Juden? Polnische Gutsbesitzer gibt es dort keine?«, fragte ich.
»Selbstverständlich nicht bloß Juden! Aber die Polen ist man gewohnt. Außerdem verhalten sich die Juden schrecklich unverschämt. Stellen Sie sich das einmal vor, da kommt eine Abordnung jüdischer Gutsbesitzer zum Generalgouverneur von Galizien, Graf Bobrinski, und beklagt sich über die Weigerung der Bauern, ihnen die Hände zu küssen! Nun, das ist doch eine Unverschämtheit!«
»Wassili Alexejewitsch, war der, der Ihnen das erzählt hat, bei klarem Verstand oder von Sinnen?«
»Das ist ein Fakt, sicherlich ein Einzelfall, aber ein Fakt! … Gewiss, man denkt sich viel über die Juden aus, aber dass Juden in Lemberg auf unser Militär geschossen haben – daran besteht kein Zweifel.«

So machte sich einer der klügsten russischen Intellektuellen die unsinnigen Lügengeschichten zu eigen, die von gewissen polnischen Kreisen verbreitet wurden. Was konnte man da von anderen erwarten?

46 Wassili A. Maklakow (1869–1957), Rechtsanwalt und Politiker, einer der Verteidiger im Beilis-Prozess 1913.
47 In Österreich-Ungarn, insb. in Galizien, lautete die Bezeichnung für Ukrainer »Ruthenen«.

Kapitel 6

Die jüdische Bevölkerung war zutiefst erschüttert und konnte weder gegen die brutalen Verfolgungen und Massaker noch gegen die schändlichen Verleumdungen ankämpfen. Wie in den alten Zeiten spann sie daher aus Seufzern und Tränen ihre Geschichten, die ihr Ermutigung und Trost spendeten. In dem einem Ort erzählte man sich im Flüsterton, »der Rebbe schreibt an einer Schriftrolle über den Krieg, die alles übertreffen wird, was bisher geschrieben wurde, und wenn er sie zu Ende gebracht hat, naht die Erlösung der Juden«, in einem anderen Ort redete man viel vom »Ende der Tage«. Man suchte in allen heiligen Büchern nach Hinweisen darauf und rechnete damit, dass nun tatsächlich die Zeit des Messias gekommen sei. Vor allem aber gab es eine reiche Legendenbildung rund um die Spionagevorwürfe. Die Volksfantasie griff dabei auf dasselbe Muster wie bei den Ritualmordvorwürfen zurück. Die Ritualmordanklagen betrachtete das Volk nicht etwa als Ammenmärchen, sondern als Verbrechen, die tatsächlich von anderen begangen worden waren, um sie dann den Juden in die Schuhe zu schieben. Zugleich waren diese Legenden, wie alle Volkslegenden, von einem tiefen Optimismus durchdrungen, von dem Glauben, dass die Wahrheit am Ende immer ans Licht kommen würde.

Am weitesten verbreitet war die verleumderische Behauptung, dass die Juden über geheime Telefonleitungen angeblich Nachrichten mit dem Feind austauschten. Das Volkswirken reagierte darauf mit einer Reihe von Geschichten, in deren Mittelpunkt vor allem die Stadt Zamość stand. In einer Geschichte erzählte man sich beispielsweise, dass einige Juden wegen der Anschuldigung auf Geheimtelefonie gehängt wurden und noch andere hängen sollten. Es kam jedoch ein katholischer Priester mit einem Kreuz in der Hand zu den Richtern und schwor, die Schuldigen seien nicht bei den Juden, sondern bei den Polen zu finden. Bald nachdem er diesen Hinweis gegeben hatte, wurden die Juden freigelassen und stattdessen Polen gehängt – sechzehn Mann.

Die zweite Legende ist dichterischer ausgeschmückt:

In Zamość hatten Polen die Juden verleumdet, sie würden den Feind unterstützen. Einige Juden wurden daraufhin verhaftet. Als das Gericht zusammentrat, um ein Urteil über die Juden zu fällen, und man kurz davor war, sie zum Tode zu verurteilen, kamen eine russische Lehrerin und ein russischer Zivilrichter, fielen auf die Knie und baten, dass kein Urteil gesprochen werden sollte, bevor man sie angehört habe. Die Richter waren einverstanden. Der Zivilrichter und die Lehrerin schworen daraufhin, dass die Juden unschuldig seien. »Wenn Sie wissen wollen, wer tatsächlich schuldig ist«, sagten sie, »dann kommen Sie mit uns«. Man führte das Gericht in den Hof des Grafen und dort in einen

tiefen Keller, wo man die Gräfin Zamoyska[48] antraf, wie sie am Telefon mit den Österreichern sprach. Man hängte sie auf der Stelle.

Diese Legende hörte ich in Minsk. Eine ähnliche hörte ich noch in Lublin, dort endete sie folgendermaßen: Als man runter zur Gräfin Zamoyska in den Keller kam, traf man eine ganze Gruppe Juden in langen Kaftanen, mit Jarmulkes[49] und langen Schläfenlocken an, die dort standen und mit den Österreichern telefonierten. Die Richter waren verwundert. Das sah doch ganz danach aus, als ob die Juden tatsächlich schuldig wären. Der russische Richter rief: »Bringt sie zum Verhör!« Als man die Juden verhörte, stellte sich heraus, dass es Polen waren, die sich in jüdischer Tracht verkleidet hatten, damit im Fall, dass man sie fassen würde, der Verdacht auf die Juden fallen sollte.

Eine weitere Legende berichtet, dass ein Pole einen deutschen Spion als Juden verkleidet habe, ihn in eine Grube nahe der Frontlinie brachte und dann selbst anzeigte. Als man jedoch den Deutschen verhaftete, fand man seinen deutschen Pass und er gestand, gar kein Jude zu sein.

Es waren noch ähnliche Legenden im Umlauf.

Sechs Juden lieferten Hafer an die Armee. Als die Pferde davon fraßen, fielen sie auf der Stelle um. Man verhaftete die Juden und verurteilte sie zum Tode. Fünf wurden sofort gehängt. Den sechsten hatte man später verhaftet und er wurde am nächsten Tag zur Hinrichtung geführt. Da sagte er:

»Warum habt ihr es so eilig, mich zu hängen? Ich bitte euch, bevor ihr mich hängt, erkundigt euch bei dem und dem polnischen Gutsherrn und lasst euch Hafer aus seinem mittleren Speicher bringen.«

Man schickte einige berittene Soldaten zu dem Gutsherrn. Dieser nahm sie sehr höflich auf und bot ihnen Hafer aus unterschiedlichen Speichern an, vom mittleren aber gab er ihnen nichts. Sie fragten: »Was befindet sich dort?« Er antwortete: »Dort ist sehr schlechter Hafer«. Sie zwangen ihn, den Speicher zu öffnen. Sie nahmen eine Probe und untersuchten sie, da stellte sich heraus, dass der Hafer vergiftet war. Der Jude wurde frei gelassen und der Gutsherr gehängt.

Es gab noch weitere Legenden, etwa über einen Kommandeur (in einer anderen Variante: einen Gouverneur), der in Erfahrung gebracht hatte, dass ein polnischer Soldat die Truppe zu einem Pogrom an den Juden überreden wollte. Er beorderte den Soldaten zu sich, riss ihm die Epauletten ab und sagte: »Ich

48 Familie Zamoyski, Angehörige des polnischen Hochadels.
49 Jarmulke (Kippa), runde, schirmlose Kappe, Kopfbedeckung jüdischer Männer.

würde dich erschießen, aber ich will mir meine Hände nicht mit deinem unreinen Blut beschmutzen.«

Weiter erzählte man sich, dass ein polnischer Offizier alle Juden aus den Schützengräben auf ein Feld getrieben hatte, das unter Beschuss lag. Ein jüdischer Soldat nahm ihm den Säbel ab und verwundete ihn. Als der Kommandeur davon erfuhr, befahl er, den jüdischen Soldaten freizulassen und sagte, er sei im Recht gewesen.

Die unter den Juden am weitesten verbreitete Legende in diesem Krieg war die über die Begegnung zweier jüdischer Soldaten auf dem Schlachtfeld. Der eine stach den anderen nieder und hörte, wie dieser sterbend das »Schma Jisroel«[50] rief.

Als ich vor dem Krieg durch Wolhynien und Podolien fuhr,[51] um volkstümliche Überlieferungen zu sammeln, stieß ich auf die sehr verbreitete Geschichte über ein Brautpaar, das auf dem Weg zur Chuppa[52] von Chmelnyzkyj[53] umgebracht worden war. In fünfzehn oder sechzehn Schtetlech zeigte man mir ein kleines Grab neben der Synagoge und erzählte mir die Geschichte von diesem Brautpaar. Es ist nahezu die einzige Legende aus der Zeit von Chmelnyzkyj, die eine derart weite Verbreitung gefunden hat. Die Massaker des Jahres 1648 gefährdeten den Fortbestand des jüdischen Volkes, man stand kurz vor der Auslöschung aller Juden und das Volk fasste diese Gefahr symbolisch in die Legende über das Brautpaar, das im Moment seiner Vereinigung ermordet wurde, als sie dabei waren, ihre Familie, die Generationenfolge weiterzuführen. Ein kleines Symbol für einen Baum, der im Augenblick seiner Blüte umgehackt wird.

In diesem Krieg stand man nicht vor dem Untergang des ganzen Volkes, man sah sich aber vor einer der größten Tragödien, die es im Leben eines Volkes geben kann: Ein Bruder erhob die Hand gegen seinen Bruder. Das Volk reagierte auf diese Tragödie sogleich mit der Legende über das »Schma Jisroel«.

Die Geschichte hörte ich in verschiedensten Varianten und – ohne Übertreibung – an acht oder zehn Orten: In Petersburg, Moskau, Minsk, Kiew, Warschau, kurzum, überall, wo ich mit jüdischen Soldaten oder Vertriebenen zusammentraf. Charakteristisch daran war, dass man sie nirgends als eine Geschichte

---

50 »Schma Jisroel« (Hebräisch »Höre Israel«), die Anfangsworte des Morgen- und Abendgebets.

51 An-Ski unternahm zwischen 1912–1914 Forschungsreisen in den Ansiedlungsrayon des Russischen Reiches, bekannt als An-Skis ethnografische Expedition.

52 Chuppa, Traubaldachin.

53 Bohdan Chmelnyzkyj (1595–1657), Kosakenhetman, führte einen Aufstand gegen die Adelsrepublik Polen-Litauen 1648–1654 an, bei dem viele Juden und Polen umkamen. Die Pogrome der Kosaken führten zu einer tiefen Erschütterung des zeitgenössichen aschkenasischen Judentums und wurden auch als Teil der »Wehen« vor der Ankunft des Messias interpretiert.

auffasste, sondern als eine tatsächliche Begebenheit, die ganz bestimmten Personen widerfahren war.

In Petersburg erzählte man mir, dass sich in einem der Lazarette ein jüdischer Soldat befunden habe, der während eines gegnerischen Angriffs einen österreichischen Soldaten niedergestochen hatte, und als dieser »Schma Jisroel« ausrief, gleich einen Nervenzusammenbruch erlitten habe.

In Kiew hörte ich dieselbe Geschichte über einen Soldaten, der sich dort im Spital befinden sollte. Hier endete die Geschichte so: Als der russisch-jüdische Soldat das »Schma Jisroel« hörte, sank er neben dem Niedergestochenen zu Boden und bat ihn um Vergebung. Der zog einen Beutel mit Geld hervor, gab ihn dem Soldaten, der ihn niedergestochen hatte, und bat ihn, es seiner Frau zu schicken, doch bevor er ihre Adresse weitergeben konnte, starb er.

Dieselbe Geschichte hörte ich auch in Moskau. Als ich dort im jüdischen Lazarett war, erzählte ich dem Arzt davon, wie verbreitet diese Legende sei. Ein jüdischer Soldat namens Katz, der unserem Gespräch folgte, warf ein:

»Diese Geschichte ist mir selber widerfahren. Einmal, als man uns in die Offensive schickte, bin ich auf einen Soldaten zugestürmt, um ihn niederzustechen. Plötzlich höre ich, wie er schreit: ›Ein Jude und bringt einen anderen Juden um!‹ Ich war derart wütend, dass mein erster Gedanke war: Ach was! Jude, Goi, so oder so – ein Feind! Aber dann habe ich mich besonnen, das Bajonett abgewendet, den jüdischen Soldaten bei der Kehle gepackt und ihn so zu uns in die Gefangenschaft geschleppt!«

Ein paar Wochen später traf ich denselben Soldaten bei F. Marek wieder. Er erkannte mich nicht. Ich brachte das Gespräch mit Absicht auf besagte Legende. Ich wollte sehen, ob er sich angesprochen fühlt und wie er die Geschichte erzählen würde. Er reagierte folgendermaßen:

»Die Geschichte ist mir widerfahren!«
»Dann erzählen Sie doch, wie das war.«
»Man hat uns in die Offensive geschickt und ich laufe mit den anderen Soldaten, schreie ›Hurra‹, höre und sehe nicht, was um mich herum geschieht. Wir kommen zu ihren Stellungen und es beginnt der Nahkampf. Ein Soldat wirft sich auf mich und ich steche ihm das Bajonett direkt ins Herz. Er fällt sofort um und ich laufe weiter. Als wir die Stellung eingenommen und uns beruhigt hatten, sah ich den Soldaten, den ich getötet hatte. Ich ging zu ihm hin und sah, dass aus seiner Tasche ein Säckchen hing. Ich nehme es und sehe nach – ein Säckchen mit Tefillin[54], da verstehe ich, dass ich einen Juden umgebracht habe.«

54 Tefillin (Gebetsriemen oder Phylakterien), sind an Wochentagen von erwachsenen jüdischen Männern zum Morgengebet anzulegen.

Es war eine erfundene Geschichte, aber keine bewusste Lüge. Wie bei jeder Legendenbildung verschwamm für den Erzähler die Grenze der faktischen Wahrheit, da in seinem unterbewussten Denken eine andere »Wahrheit«, eine symbolische und historische, lebte.

Kapitel 7

Von Kriegsbeginn an, und eigentlich noch viel früher, spielte das tiefreaktionäre Regime, das in Russland herrschte, eine wichtige Rolle im Kalkül der deutschen und österreichischen Regierung. Man nützte so weit wie nur möglich die verwandtschaftlichen Gefühle des russischen Zarenhofes zu Deutschland aus und bediente sich dabei offen oder heimlich der Hilfe von hochrangigen Personen der russischen Gesellschaft, die von tiefer Loyalität zu Deutschland durchdrungen waren. Zur selben Zeit prangerte man den barbarischen Despotismus in Russland heftig an und wetterte laut gegen Frankreich und England, die sich mit der russischen Reaktion eingelassen hätten, und stilisierte sich selbst zu mutigen Streitern gegen die russische Macht, welche die ganze europäische Zivilisation bedrohen würde.

Die russische Regierung ihrerseits unternahm nicht nur nichts, um diesen Anschuldigungen gegen das russische Volk entgegenzutreten, sondern es schien, als wolle sie diese mit ihrem ganzen Benehmen absichtlich noch verstärken und unterstreichen. Die Gewalttaten, die mit der Erlaubnis und oft sogar auf Befehl der Regierung von der russischen Armee in Ostpreußen und Galizien begangen wurden, riefen in der ganzen Welt und auch bei unseren Kriegsverbündeten größte Empörung hervor. Noch größere Empörung über Russland löste dessen unerhörte antisemitische Politik aus, die fürchterlichen Verleumdungen, die man gegen das jüdische Volk ausstreute. Die Vertreibung von Zehntausenden, gar Hunderttausenden Juden aus ganzen Landstrichen, das Hängen und Erschießen von Hunderten unschuldigen Juden ohne Gerichtsurteil, der Raub und die Vernichtung von jüdischem Hab und Gut, die Exzesse eines ins Wahnhafte gesteigerten Antisemitismus riefen in den neutralen Ländern, vor allem in Amerika, tiefe Feindschaft gegenüber Russland hervor, selbst in den Kreisen, die mit England und Frankreich sympathisierten. Viele Male versuchten die Diplomaten und Regierungsvertreter Englands und Frankreichs auf Nikolai einzuwirken, er solle zumindest im Interesse der Kriegsführung seine Haltung gegenüber den Juden mildern, aber es half nichts. Es wird erzählt, dass der letzte Innenminister Russlands Protopopow[55], der gerade aus dem Ausland zurück-

55 Alexander Dmitrijewitsch Protopopow (1866–1918), russischer Politiker, letzter Innenminister

gekehrt war, Nikolai über die russische parlamentarische Delegation Bericht erstattete, darin auch die Judenfrage berührte und im Namen des Präsidenten der Republik Frankreich Poincaré[56] vorbrachte, dass die russische antisemitische Politik den Interessen aller Kriegsverbündeten sehr schade. Sobald aber Protopopow anfing, davon zu sprechen, wurde Nikolai ungehalten und begann, wie es seine Gewohnheit war, ungeduldig mit den Fingern auf dem Tisch zu trommeln. Protopopow unterbrach sofort seinen Vortrag und verstummte.

Kaum dass der Krieg begonnen hatte, verbreitete sich in ganz Europa das Gerücht, Nikolai habe ein Manifest zur jüdischen Gleichberechtigung herausgegeben. Diese Nachricht ging durch alle Zeitungen. In Deutschland wurde das »Manifest«, das mit den Worten begann »An meine lieben Juden!«, sogar abgedruckt. In Deutschland und Österreich, wo man große Hoffnungen in den russischen Antisemitismus setzte, verursachte das apokryphe »Manifest« einen regelrechten Aufruhr. Man begnügte sich nicht mit Zeitungsartikeln, in denen man den Eindruck des liberalen »Manifests« abzuschwächen bemüht war, man griff auch zum politischen Mittel einer Proklamation auf Jiddisch und Hebräisch, die man über Warschau, Łódź und anderen jüdischen Städten aus Flugzeugen abwarf. Die Proklamation ist in vieler Hinsicht sehr charakteristisch und ich bringe sie hier als wichtiges historisches Dokument. Nicht weniger charakteristisch ist auch die österreichische Proklamation, die ich hier anführe.

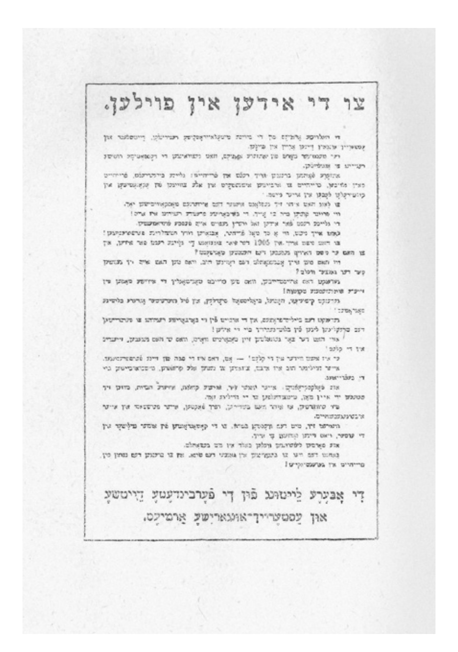
In der Folge benützten die Deutschen und Österreicher während des gesamten Kriegsverlaufs – sowohl während der Regierungszeit von Nikolai als auch nach der russischen Revolution – die jüdischen Probleme und Pogrome in Russland für ihre politischen Zwecke. Die Zeitungen waren voll mit Beschreibungen der Verfolgungen und der Grausamkeiten, die von der russischen Regierung und der russischen Armee an den Juden verübt wurden. Wenn sie eine Stadt eroberten, in der die russische Armee während ihres Rückzugs einen Pogrom durchgeführt hatte, ließen die Deutschen und Österreicher zuallererst Fotografien von den Ermordeten, den Verletzten und den ausgeraubten Geschäften und Häusern machen und verbreiteten sie in der ganzen Welt. Die Pogrome in Tarnopol[57] und Kalusch im Jahr 1917 lieferten Stoff, um die russische Revolution zu kompromittieren.

Das ganze Gezeter über die russische Barbarei war, vor allem in Deutschland, ausschließlich von politischen Motiven diktiert. Darin lag kein Funken des Mitgefühls oder Erbarmens mit den Geschlagenen und Verfolgten. Während sie die

des Russischen Zarenreiches.

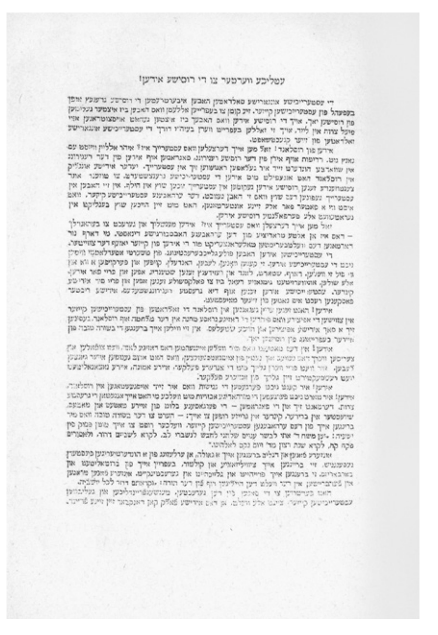
56 Raymond Poincaré (1860–1934), Präsident von Frankreich 1913–1920.

57 Tarnopol (Deutsch, Polnisch), Ternopil (Ukrainisch), Ternopol (Russisch), etwa 130 Kilometer östlich von Lemberg in Galizien gelegen.



צו די אידען אין פוילען.

די אָבערע לייטונג פֿון די פֿערבינדעטע דייטשע און עסטרייך־אונגארישע ארמיעס.



עטליכע ווערטער צו די רוסישע אידען

Abb. 3: Proklamation von Nikolai II. »An die Juden in Polen«, aus: An-Ski, der yudisher khurbn, 1921–1923, Erster Teil, Kap. 7, S. 47.

Abb. 4: Proklamation von Österreich-Ungarn »Einige Worte an die russischen Juden«, aus: An-Ski, der yudisher khurbn, 1921–1923, Erster Teil, Kap. 7, S. 49.

russischen Grausamkeiten anprangerten, legten die Deutschen in den okkupierten Gebieten selbst einen heftigen Antisemitismus an den Tag und waren nicht weniger grausam gegenüber den Juden. Sicherlich, sie verübten keine Gemetzel oder Pogrome speziell an Juden, aber ihre Brutalität, die grausame Strenge und Verachtung waren oft schwerer zu ertragen als ein Pogrom. Die Zwangsarbeit bei ihnen war nicht leichter als die russische »Katorga«[58], ihre Requirierungen waren im Allgemeinen von gewöhnlicher Räuberei nicht zu unterscheiden.

Viel besser verhielten sich die Österreicher in den okkupierten Gebieten gegenüber den Juden (mit Ausnahme der Magyaren), insgesamt verhielten sie sich im Krieg weitaus menschlicher als die Deutschen.

Die Juden Polens und Wolhyniens idealisierten daher die Österreicher sehr stark und schufen Legenden über das freundliche Verhältnis des österreichischen Militärs zu den Juden in den besetzten Gebieten. Sie berichteten von einem General, dessen erster Besuch dem Rabbiner gegolten habe, wo er den

58 Katorga, russischer Begriff für Deportation in entfernte Regionen, wo schwere körperliche Arbeit zu verrichten ist.

ganzen Abend verbrachte, von strengen Strafen für Christen, die zuvor an Pogromen gegen die Juden teilgenommen hatten, usw. In Wirklichkeit war das alles weit übertrieben und auch unter den Österreichern hatten die Juden viel zu leiden. Aber das war nichts im Vergleich zu dem, was man vom »eigenen« Militär auszustehen hatte.

Ich möchte eine Geschichte anführen, von der ich glaube, dass sie von Interesse ist, da sich in ihr der grundlegende Unterschied im Verhalten des österreichischen und des russischen Militärs zu den Juden deutlich zeigt.

Kapitel 8

Vor mir liegt eine Schilderung mit dem Titel »Der Khurbn von Józefów« (Gouvernement Lublin). Geschrieben wurde sie von einem Einwohner des Schtetls, Isaak Rosenberg, der die Zerstörung mit all ihren Schrecken mitgemacht hatte. Ich bringe hier nur die wichtigsten Details aus dieser »Megilla«[59].

> »Gegen zehn Uhr am Vormittag war plötzlich starkes Artilleriefeuer auf der anderen Seite der Weichsel zu hören – und eine Stunde später sahen wir Granatfeuer auf das gegenüberliegende Dorf Ciszyca niedergehen, das rasch in Flammen stand.
>
> Etwas später tauchten am Ufer der Weichsel einige Kosaken auf, die zur Stadt herüberriefen, dass man so schnell wie möglich alle Lastkähne losschicken solle, andernfalls würden sie die Stadt bombardieren.
>
> Unglücklicherweise waren alle Lastkähne gerade mit Brettern beladen. Die Kähne lagen tief im Wasser, und da der Wasserstand außerdem niedrig war, war es nicht möglich, mit ihnen, wie gefordert, sofort abzulegen. Zudem baten die Besitzer der Bretter, man möge ihr Vermögen nicht zugrunde gehen lassen, und so wurde es immer später.
>
> Schließlich ging ein Ruck durch die ganze Stadt und man machte sich an die Arbeit. Man sammelte zugleich bei allen Einwohnern Brot und schickte es auf einem Boot zu unseren russischen Soldaten auf der anderen Seite der Weichsel.
>
> Plötzlich, mitten in der Arbeit, entstand eine fürchterliche Panik, man lief in heller Aufregung in die Stadt zurück, ohne zu wissen, was eigentlich geschehen war.
>
> Erst in der Stadt sahen wir, dass ein Regiment der österreichischen Kavallerie auf der Annopoler Straße mit ungeheurer Geschwindigkeit in Richtung Annopol durch die Stadt ritt.

59 Megilla (Hebräisch) bzw. Megile (Jiddisch), Schriftrolle. Im übertragenen Sinn im Jiddischen auch ausführliche Schilderung von Ereignissen, insbesondere tragischer Kapitel der jüdischen Geschichte.

Als die Kosaken auf dem gegenüberliegenden Weichselufer die österreichische Kavallerie sahen, antworteten sie mit heftigem Gewehrfeuer in Richtung der Stadt, aber glücklicherweise kam niemand zu Schaden, weil man sich rechtzeitig in die Häuser hatte flüchten können.

Die Schießerei dauerte etwa zwanzig Minuten, bis die Österreicher durch die Stadt geritten waren.

Es war schon Abend und jeder brachte seine Kinder nach Hause, da brach über die Stadt erneut ein fürchterlicher Donner von heftigem Artilleriebeschuss herein, der von den Dörfern Rybitwy und Nietrzeba kam. Das Pfeifen und das Blitzen der Geschosse, die über unseren Köpfen explodierten, waren ohrenbetäubend und wir liefen schreiend, wie Verrückte, hin und her, ohne zu wissen wohin.

Fünfmal hörten wir die Erwiderung der russischen Artillerie, die von zwei Seiten unter Feuer genommen wurde und sich vermutlich in Richtung Bucht zurückzog.

Man kann sich vorstellen, in welcher Lage wir uns in dieser Nacht befanden. An die zwanzig oder dreißig Menschen saßen in einer finsteren Wohnung, da man Angst hatte, eine Lampe anzuzünden. Keiner wagte es, den Kopf nach draußen zu stecken.

Wie wir so in der Wohnung saßen und bei jedem Geräusch zitterten, das von der Straße zu uns drang, hörten wir gegen elf Uhr in der Nacht, wie ein Regiment Soldaten vorbeifuhr und vorbeiritt. Niemand wusste, ob es russisches oder österreichisches Militär war. Bald darauf hörten wir, dass an jede Tür geklopft wurde. Als wir die Tür öffneten, erblickten wir österreichische Soldaten vor uns. Sie schrien uns an, wir sollten sofort Feuer machen. Mit Lampen durchsuchten sie alles vom Dachboden bis zum Keller, ob nicht irgendwo russische Soldaten versteckt waren.

Sie ließen kein einziges Haus in der Stadt aus. Als sie die Wohnung verließen, wünschten sie uns ›Gute Nacht‹ und sagten, wir könnten beruhigt schlafen gehen.

Am nächsten Tag, es war Mittwoch, der 13. August, durchquerten ab der Früh Regimenter des österreichischen Militärs aus Annopol die Stadt in Richtung Opole. Das dauerte den ganzen Tag ohne Unterbrechung. Die Soldaten rührten dabei weder jüdische noch christliche Passanten an.

Am Morgen des Vierzehnten kam ein österreichischer Offizier zum Amtsrabbiner Litman und befahl, man solle nach dem Gemeindeschreiber und dem Gemeindevorsteher schicken. Er befahl auch, dass bis zwölf Uhr dreihundert Juden und hundert Christen mit Äxten, Spaten, Sägen usw. an der Weichsel bereitstehen müssten. Sie sollten helfen, die Brücke über die Weichsel wiederherzustellen. Dabei drohte er, jeder, der die Arbeit verweigerte, würde innerhalb von vierundzwanzig Stunden gehängt oder erschossen …

Selbstverständlich rief das großen Schrecken in der Stadt hervor und jeder, der nur einen Finger rühren konnte, schnappte sich, was er hatte, eine Säge, einen Spaten, eine Axt, und lief rasch zur Weichsel.

Hunderte Sappeure standen daneben und trieben die Menge zur Arbeit an. Die Arbeit war mühsam und schwer. Man gewährte keinerlei Verschnaufpause. Zehn Mann mussten dreißig, vierzig Ellen lange Balken auf den Schultern tragen. Die Sonne brannte herab, die Gesichter waren schweißüberströmt und ohne Unterlass wurde gebrüllt: Vorwärts! Vorwärts!‹

Wir dachten an die schwere Arbeit unserer Urahnen in Ägypten und trösteten uns, indem wir uns sagten: ›Sind wir etwa besser als sie?‹ Wir Diasporajuden sind doch seit ewiger Zeit daran gewohnt, Pyramiden für fremde Völker zu bauen.

Am Schabbat gewährte man uns Ruhe. Den ganzen Tag lang gab es ohne Unterbrechung Truppenbewegung aus verschiedenen Städten des Radomer Gouvernements über die Brücke und dasselbe passierte am Sonntag, am Montag und Dienstagabend.

Selbstverständlich begann sich nach dem Durchmarsch einer derart großen Menge Militär in der Stadt Hunger auszubreiten. Es fehlte an allen wichtigen Lebensmitteln, Brot zu bekommen war bereits völlig unmöglich, denn vor jeder Bäckerei stand ein Soldat und erlaubte nicht, dass an Privatpersonen auch nur ein Pfund Brot verkauft werde. Ein Pfund Zucker kostete sechzig Kopeken. Die ärmere Bevölkerung hatte schrecklich zu leiden. Es war gar nicht daran zu denken, auch nur einen Rubel zu verdienen. Handwerker, Händler und Lehrer hatten absolut nichts zu tun. Außer den Frauen, die Kaffee und Tee an kleinen Tischen verkauften und damit am Tag ein paar Kronen einnehmen konnten, hatte überhaupt niemand ein Einkommen. Lebensmittel von draußen hereinzubringen war unmöglich – es durfte niemand die Stadt verlassen. Keiner kam herein oder hinaus.

Unterdessen begannen die Soldaten, die für Geld in den Geschäften nichts bekamen, die letzten Bissen zu requirieren, die in privaten Häusern noch zu finden waren. Der Hunger und die Not wurden unerträglich. Man schaffte zwar ein wenig Lebensmittel aus jenen Städten heran, in die man fahren durfte, aber das reichte bei weitem nicht.

Das Leben wurde jeden Tag schwieriger. In den umliegenden Dörfern brach eine Reihe von Bränden aus. Es war deutlich zu merken, dass uns noch dunklere Tage bevorstanden.

Am 21. August beobachteten wir, dass sich auf allen Straßen Soldatentrupps mit schweren Geschützen auf dem Rückzug nach Annopol befanden. Man hörte wieder aus allen Richtungen Kanonenfeuer. Der Rückzug der Armee dauerte zwei Tage. Am 22. sah man bereits wieder Granatenbeschuss Richtung Ciszyca und Pawlowitzer Berg. Gegen Abend begann bereits das Gewehrfeuer an den Ufern der Weichsel. Am Morgen des 23. Augusts sahen wir, wie die Österreicher die Brücke sprengten und die Telefonleitungen der Stadt abmontierten.

Niemand zweifelte mehr daran, dass uns finstere Tage bevorstanden. Als auf die Stadt geschossen wurde, versammelten sich die Frauen und Kinder in den solide gemauerten Häusern, etwa ein- bis zweihundert Menschen in jedem Haus.

Nach Mitternacht beschossen die Russen einige Male die Stadt. Die Scheiben fielen aus den Fenstern. Die Frauen und Kinder begannen schrecklich zu weinen, die Männer Psalmen zu beten und das ›Schma Jisroel‹ zu rufen. Der Beschuss wiederholte sich fünf Mal.

Sobald es hell wurde, nahmen viele Männer Frau und Kinder und flüchteten in die Dörfer, wo Juden lebten, denn zu einem Christen zu gehen, kam nicht in Frage[60]. Aber sie ließen sie auch nicht zu den Juden in den Dörfern gehen, drohten, jedes Haus zu verbrennen, in dem sich Juden aufhielten. Von allen Seiten war nur ›Jid‹ und ›Beilis‹ zu hören. Viele, die weggegangen waren, kehrten daher wieder in die Stadt zurück.

Wir saßen einen Tag in den finsteren Kellern, ohne zu essen oder zu trinken. Am Abend, als der Beschuss aufhörte, wollte noch immer niemand hinausgehen. Man saß die ganze Nacht und schlug die Kinder, wenn sie um Essen baten: Es gab nichts, das man ihnen hätte geben können.

Aber alle diese Nöte waren noch nichts gegen das, was wir am nächsten Morgen, einem Montag, auszustehen hatten. Am Morgen des 25. Augusts starteten die Russen einen fürchterlichen Artilleriebeschuss. Die Granaten und Schrapnelle fielen in dichtem Hagel auf die Stadt herab. Die Häuser begannen zu brennen. Wir sahen ein, dass es unmöglich war, weiter in den Häusern zu bleiben. Sogar die soliden Steinhäuser konnten den Kanonenkugeln nicht standhalten und begannen einzustürzen; wir beschlossen daher, so rasch wie möglich die Häuser zu verlassen, in denen wir hätten umkommen können.

Hunderte liefen blindlings drauflos, im Hagel der Maschinengewehrsalven, die die Russen auf uns feuerten. Dort, wo sich größere Menschenansammlungen bildeten, war der Beschuss noch stärker. Das veranlasste viele Menschen zur Umkehr in die Häuser und die Keller, wo sie aber den Tod fanden. Der Großteil jedoch flüchtete über die Toten und Verwundeten hinweg, die die Wege pflasterten. Rechts und links starben die Menschen wie die Fliegen. Ein gewisser Isaak Halbershtam trug einen kleinen Jungen auf dem Arm und führte einen zweiten an der Hand. Das Kind auf seinem Arm wurde von einer Kugel in sein kleines Mündchen getroffen und sein Blut ergoss sich über den Vater. Auf Schritt und Tritt hörte man das Stöhnen der Verwundeten, die bettelten, man solle sie mitnehmen. Gegen Abend, als der Beschuss aufhörte, begann jeder, nach seinen Familienmitgliedern zu suchen. Nicht nur, dass Getötete und Verwundete überall lagen, wo man nur hintrat, man hörte auch aus den Kellern in der Stadt die Schreie der Unglücklichen, die mit dem Tod rangen. Wegen des schrecklich wütenden Feuers aber konnte niemand nahe genug herankommen, um sie daraus zu befreien.

---

60 An-Ski verwendet hier die im Talmud häufig auftretende Redewendung »מאן דכר שמיה«, wörtlich »Wer erwähnte seinen Namen«; sie markiert eine überraschende bzw. noch nicht eingeführte Instanz, hier allgemeinsprachlich etwas Undenkbares.

Die ganze Nacht liefen wir von einem verschütteten Keller zum nächsten und konnten doch nichts tun, um wenigstens ein paar Seelen zu retten.

Am nächsten Tag, dem 26., hätte man zwar etwas tun können, aber da kam schon das russische Militär und schlug und tötete jeden Juden. Mit größter Mühe und Anstrengung gelang es, die Menschen aus den Kellern zu bergen und einige von ihnen noch zu retten. Die anderen waren schon tot. Den ganzen Tag mühten wir uns, den Verwundeten, die wir auf den Feldern der Umgebung aufgesammelt hatten, zu helfen und brachten sie in die einzige Synagoge, die noch unbeschädigt war. Spät am Abend gab es ein neues Opfer, ein gewisser Josef Harinfeld. Er war mit einem anderen zur Weichsel gegangen, um Wasser für die Verwundeten zu holen, als ihnen zwei Soldaten begegneten. Dem anderen gelang es, sich zurück in die Synagoge zu flüchten. Harinfeld fanden wir später tot in einer Blutlache liegen, den Kopf zerspalten, mit ausgetretenem Gehirn. Die sechzig Rubel, die er in der Tasche gehabt hatte, fehlten. Bis Freitag hatten wir einundvierzig Getötete begraben.

So endete die Woche der ›Strafen‹, den entsprechenden Wochenabschnitt[61] lasen wir am Schabbatmorgen, während wir die Gesichter der Verwundeten, die in der Synagoge lagen, und die Ruinen der Stadt vor Augen hatten.

Dann kam der Sonntag, den man einen ›blutigen Sonntag‹ nennen kann. Schon seit der Früh versammelten sich in der Stadt Banden von Bauern und Bäuerinnen, junge und alte, mit Körben in den Händen, standen in Reihen da und lachten die rußverschmierten, halbnackten Juden aus, die die Schutthaufen durchwühlten, um vielleicht irgendwo noch einen verbrannten Topf, eine Schüssel und ähnliches zu finden. Man hörte nur ›Beilis‹ und ›Jid‹. Es war offensichtlich, dass die Bauern nur auf eine Gelegenheit warteten, um noch das Wenige an jüdischem Eigentum, das seine Besitzer vorher in den Kellern hatten verstecken können, zu rauben. Die Juden verstanden das sehr wohl und reagierten nicht. Zugleich trafen aus der Umgebung jene Juden ein, die vor den Feuersbrünsten geflüchtet waren. Die Soldaten ließen sie in Ruhe. Auf einmal bemerkten wir, dass einige der Bauern mit zwei Offizieren und ein paar Soldaten, die auf den Epauletten die Ziffer Sieben hatten, etwas besprachen. Plötzlich teilte sich der Kreis und von den Soldaten war der Ruf zu hören: ›Dershi!‹, ›Festhalten!‹. Die Bauern, mit Peitschen und Stöcken in den Händen, und die Soldaten, mit Büchsenkolben und Reitpeitschen, jagten den Juden hinterher und wen sie zu fassen kriegten, der kam nicht heil davon. Dem siebzigjährigen Itshe Fuchs schlug eine Bauernbande fürchterlich auf den Kopf ein, dabei fragten sie ihn, was er denn bei den Österreichern hätte werden wollen, ein Offizier oder ein Oberst? Die aufgebrachten Offiziere prügelten mit ihren Reitpeitschen auf alle ein und forderten, wir sollten die österreichischen Gewehre herausgeben, die wir angeblich versteckt hielten.

---

61 Die Thora wird im Jahresrhythmus verlesen, wobei jeder Woche ein bestimmter Abschnitt (Hebräisch »Parascha«) zukommt.

Hunderte Männer, Frauen und Kinder versammelten sich in einem alten, leeren Haus, in dem sich Rabbiner Epshteyn mit seinen zwei mutterlosen kleinen Söhnen aufhielt. Man glaubte, dort in Sicherheit zu sein, aber auch hier ereilte die Juden das Schwert der Zornesengel. Die Offiziere befahlen den Soldaten, alle einzeln herauszuführen und so lange zu verprügeln – ›aber nicht totschlagen!‹ –, bis wir die versteckten österreichischen Gewehre herausgeben würden. Unbarmherzig schlug man zu und trat mit den Füßen auf jene ein, die beim ersten Schlag zusammengebrochen waren.

Auch den Rabbiner mit den beiden Kindern auf dem Arm verschonte man nicht. Man zerrte ihn an seinen langen Schläfenlocken heraus und schlug ihn fürchterlich. Ein Soldat der Reserve, Elieser Jechiel Englender, holte sein Dienstbuch hervor und zeigte dem Offizier, dass er erst vor kurzem für drei Monate beurlaubt worden war, in der Annahme, das werde ihm helfen. Er erhielt dafür aber nur mörderische Schläge von den Offizieren. Sie bräuchten keine Bücher, sagten sie, sondern Gewehre. Büchsen, sonst nichts!

Dann ergriff man einige Männer, darunter den Rabbiner, und führte sie an die Weichsel. Was dort geschah, weiß ich nicht, denn es war mir gelungen, mich in die Synagoge zu den Verwundeten zu flüchten. Die Bauern nutzten das Durcheinander und machten in der Stadt, was ihnen beliebte. Sie zeigten den Soldaten einen Keller, in dem Handelswaren und andere Dinge lagerten. Die Soldaten holten sie heraus und gaben sie spottbillig an die Bauern weiter. Für ein Stück polnisches Leinen mit einer Länge von mehr als vierzig Arschin[62] bekam ein Soldat fünfzehn Kopeken. Aus einem anderen Keller holte man vierhundert Paar Stiefel und gab sie den Bauern für drei Rubel. Scharen von Bauern gingen mit vollen Tragkörben heim und niemand durfte ein Wort dagegen sagen. Als alle Keller in der Stadt leergeräumt waren, begann man, bei allen die Taschen nach vermeintlichen Revolvern zu durchsuchen, bei den Frauen auch an der Brust. Dabei nahm man jedem die letzten paar Rubel und den Frauen die letzten Schmuckstücke ab, die sie noch versteckt hatten. Die Juden baten nur darum, man möge ihnen wenigstens das Leben lassen und sie nicht so stark schlagen. Als es Nacht wurde, ritt ein Zugführer durch den Ort, jagte die Bauern und die Soldaten aus den längst geplünderten Kellern und erlaubte nicht mehr, dass geprügelt wurde.

In der Nacht lagen wir zerschlagen und hungrig in der Synagoge. Zwei Soldaten traten ein. Sie schlugen uns nicht mehr. Sie sagten, dass drei Juden gehängt worden waren – Lipe Shenker, Leibush Kohn und sein Sohn Meir. Den ersten, weil er ein Papier der Österreicher bei sich gehabt hatte, das ihm erlaubte, in die Stadt zu fahren, um Waren zu holen, die anderen beiden, weil sie während eines Schusswechsels in einem Schützengraben gelegen hatten.

Allmählich kamen die Geflohenen in der Synagoge zusammen: der eine ohne Stiefel, der andere ohne Mantel. So verbrachten wir eine ganze Nacht in Hunger und Kälte, bis es Tag wurde. Am Montagmorgen, den 1. September, verließ ich mit dem Rabbi-

62 Arschin, altes russisches Längenmaß (71 Zentimeter).

ner und fast dem ganzen Rest der Einwohner die verwüstete, unglückliche, niedergebrannte Stadt.«

Das ist es, was die Juden von den eigenen Leuten und von den Fremden zu erdulden hatten, sowohl von dem Militär als auch den Nachbarn, den Zivilisten. Unaufhörlich waren sie zwischen zwei Höllen gefangen, zwischen zwei grausamen Lagern. Von beiden Seiten war nichts zu erwarten, nur Raub, Drohungen, Verleumdungen und Todesangst.

Kapitel 9

Wie ich schon in einem früheren Kapitel erwähnte, hatte Wyrubow mir vorgeschlagen, einen Sanitäts- und Verpflegungspunkt sechs Werst vor Warschau einzurichten.

In der Zeit der erbitterten Kämpfe bei Łódź, als jeden Tag fünfzig bis sechzig Züge mit Verwundeten ankamen, die man nicht gleich weiterschicken konnte, kam es auf der Eisenbahnstrecke zu einem Stau von sieben, acht Werst.

Tausende Waggons kamen vier, fünf Tage nicht vom Fleck und Zehntausende Verwundete blieben tagelang ohne Nahrung und medizinische Hilfe. Zum Glück befand sich bei Werst Sechs eine medizinische Abteilung des Semstwo-Verbands, die dort zusammengestellt wurde, um in die Karpaten abzugehen. Diese Abteilung übernahm zeitweilig die Versorgung der Verwundeten mit Essen und medizinischer Hilfe. Da sie aber bald abfahren sollte, beschloss der Semstwo-Verband, an ihrer Stelle einen permanenten Sanitäts- und Verpflegungspunkt einzurichten. Dem Punkt wurden zugeteilt: ein Arzt, fünf Krankenschwestern, zehn Sanitäter, Beamte, insgesamt über fünfundzwanzig Personen. An Geld wurde nicht gespart. Wie alles, was der Verband unternahm, kostete alles drei- bis viermal so viel wie gewöhnlich. Im Verband gab es ein paar Polen, die über alle Verträge zu bestimmen hatten und dabei ungewöhnlich hohe Preise zahlten. Man nehme etwa diesen Fall: Als ich mit meiner Arbeit begann, bestellte ich bei einem jüdischen Schildermaler für den neu gegründeten Sanitätspunkt zwei Schilder zu elf Rubel das Stück. Ein paar Tage später traf ich im Verband zufällig einen der einheimischen Polen mit einem Unternehmer an, ebenfalls einem Polen, bei dem ersterer mehr als hundert Schilder für andere Punkte bestellt hatte. Ich fragte den Polen, wie viel er dafür bezahle. Er nahm mich beiseite und vertraute mir mit einschmeichelndem Lächeln das Geheimnis an, dass er sehr wenig zahle, halb umsonst, fünfundzwanzig Rubel das Stück. Ich machte ihm klar, dass ich genau dieselben Schilder für elf Rubel das Stück bestellt hätte. Er war aber nicht verlegen und fragte sofort:

»Bei wem haben Sie bestellt: bei einem Polen oder einem Juden?«
»Ist das denn nicht egal?«
»Selbstverständlich nicht! Ein Jude macht es billiger, aber die Arbeit taugt nichts.«

Am Ende stellte sich heraus, dass die Schilder, die ich bestellt hatte, besser ausgeführt waren als die polnischen, aber das überzeugte selbstverständlich keinen.

Dasselbe war es auch mit anderen Dingen. Man gab maßlos viel Geld aus ohne Rechnung, machte übereilt Bestellungen für Zehntausende Rubel und am Ende stellten sich die Bestellungen als nutzlos heraus und das Geld war verschwendet. Dasselbe war es mit den Sanitäts- und Verpflegungspunkten. Die Gründung, das Inventar, die Öfen, die Kessel, das Geschirr, die Lebensmittel, die zubereitet wurden, alles kostete Zehntausende Rubel. Natürlich ist darin noch nicht das Gehalt für das Personal, die Angestellten, eingerechnet, das nochmals über zweitausend Rubel pro Monat ausmachte. Als alles dann hergerichtet war, stellte sich heraus, dass der Punkt völlig überflüssig war. Wir standen eine Woche da und hatten keinen einzigen Verwundeten zu sehen bekommen. Es war vor Winteranfang, die Kämpfe flauten ab und die Züge mit Verwundeten, die von Zeit zu Zeit von der Front kamen, machten bei uns nicht halt. Zudem blieb die Abteilung, die in die Karpaten hätte abgehen sollen, noch eine Zeitlang da. So hatten wir schließlich zwei Abteilungen mit einem Personal von über hundert Mann und keinerlei Arbeit. Der einzige Nutzen, den wir brachten, bestand darin, dass aus den Kesseln nicht nur das Personal, sondern auch fünfzig, sechzig Bauern und Kinder aus den umliegenden Dörfern und einige Eisenbahnarbeiter verpflegt wurden.

Ich wies Wyrubow auf dies alles hin, worauf er mir, ohne einen Moment zu überlegen, befahl:

»Wenn dem so ist, dann werden wir den Stützpunkt auflösen! … Oder wissen Sie was? Wir verlegen ihn nach Błonie (eine Kleinstadt achtundzwanzig Werst von Warschau entfernt). Dort herrschen gerade Epidemien: Cholera, Typhus, Schwarze Pocken und Scharlach. Fahren Sie gleich hin, suchen sich eine freie Unterkunft und verlegen Sie den Sanitäts- und Verpflegungspunkt, damit er dort die Bevölkerung versorgt.«

Eine Weile später hatte er es sich anders überlegt:

»Nein! Das bringt nichts! Sie sind Jude, die Ärztin Ihres Stützpunkts ist Jüdin. Bei der derzeitigen Stimmung, bei der ganzen Aufregung und dem Misstrauen, das gegenüber Juden herrscht, haben Sie nichts davon, wenn Sie an einen Ort fahren, wo Cholera herrscht. Es kann dabei Gott weiß was herauskommen. Es könnten die alten Legenden über das Vergiften von Kranken, über Brunnenvergiftung wieder aufleben …«

»Auf solche Motive werde und kann ich nicht Rücksicht nehmen«, antwortete ich.
»Na, kommen Sie morgen in den Verband, dann überlegen wir uns das.«

Am selben Tag begegnete ich dem Journalisten Fjodorow, der Korrespondent für »Retsch« war – und einer der anständigsten Kriegskorrespondenten. Als ich ihm von diesem Gespräch mit Wyrubow erzählte, beschwor er mich:

»Ich rate Ihnen – und ich meine das sehr ernst – fahren Sie nirgends hin, wo irgendeine Unruhe entstehen kann. Sie können sich nicht vorstellen, was für ein glühender Hass auf Juden sich in der Armee verbreitet hat. Es genügt der kleinste Funke und es entstehen die schlimmsten Geschichten und es brechen die schlimmsten Pogrome aus.«

Am nächsten Tag war ich im Verband zu einer Besprechung. Ohne Diskussion waren alle einverstanden, den Verpflegungspunkt nach Błonie zu verlegen.

»Was Ihre Fahrt dorthin angeht«, merkte Wyrubow an, »so war meine Befürchtung nicht gerechtfertigt. Sie können ohne Weiteres fahren. Es hat sich herausgestellt, dass die ganze Bevölkerung dort jüdisch ist.«

»Nun ja, nicht die ganze«, berichtigte ihn ein Bevollmächtigter, der Schriftsteller Ladyshenski[63], »aber an die fünfzig Prozent Juden werden es dort sein.«
»Wenn dem so ist«, warf ich ein, »dann wird man den Verpflegungspunkt etwas anders organisieren müssen. Sie wissen doch sicher, dass Juden ihre eigenen Speisevorschriften haben, und deshalb muss ein separater Suppenkessel bereitgestellt werden, der unter der Aufsicht eines Juden steht.«

Wyrubow verzog unzufrieden das Gesicht.

»Nein, das können wir nicht machen!«, brachte er kategorisch vor. »Wir können nicht jeglichen Aberglauben berücksichtigen!«
»Wir können es nicht jedem Geschmack recht machen«, unterstützte ihn Oliwa, ein Pole.
»Hier geht es nicht um eine Geschmacksfrage, sondern um religiöse Überzeugungen«, antwortete ich. »Und selbst wenn es abergläubische Vorstellungen wären, so ist es nicht die Aufgabe des Verbands, sie zu bekämpfen. Dafür gibt es andere Einrichtungen. Der Verband hat gegenüber der örtlichen Bevölkerung die Aufgabe, die Hungrigen zu ernähren, und damit muss er sich befassen. Die Juden von Błonie haben Sie ja schließlich nicht um

63 Wladimir Nikolajewitsch Ladyshenski (1859–1932), Lyriker und Prosaschriftsteller, wirkte während des Ersten Weltkriegs als Bevollmächtigter des Roten Kreuzes des Allrussischen Semstwo-Verbandes.

Ihre Hilfe gebeten. Wenn Sie zu ihnen gehen wollen, dann müssen Sie auch darauf achten, dass sie die Speise essen können, die Sie ihnen anbieten.«
»Wenn die Menschen wirklich hungrig sind, dann achten sie nicht darauf, wie die Speise zubereitet ist, und essen das, was man ihnen gibt«, meinte Wyrubow.
»Unsere Aufgabe ist es, ein Angebot zu machen«, unterstützte ihn auch diesmal Ladyshenski. »Und falls sie nicht essen wollen, dann wollen sie eben nicht.«
»Das ist eine wahrhaft bürokratische Antwort«, erwiderte ich. »Eine wirklich soziale Einrichtung würde niemals diesen Standpunkt einnehmen. Die Freie Ökonomische Gesellschaft[64] zum Beispiel richtet, wenn sie einen Verpflegungspunkt an einem Ort organisiert, wo es eine jüdische Bevölkerung gibt, stets zwei Küchen ein: eine jüdische und eine christliche.«

Das Beispiel der Freien Ökonomischen Gesellschaft beeindruckte Wyrubow und seine Kameraden.

»Wissen Sie was?«, bemerkte Wyrubow. »Wir werden nur eine Teestube einrichten, in der man auch Brot ausgeben wird. Hier machen meines Wissens die Juden keinen Unterschied. Man kann auch Kascha kochen. Juden essen, soviel ich weiß, auch christliche Kascha, sofern sie ohne Fleisch ist … Also, fahren Sie morgen mit Ihrer Ärztin nach Błonie, bringen Sie vor Ort alle Details in Erfahrung, danach machen Sie uns einen Vorschlag und wir beschließen, was man dort wie organisieren muss.«

Als ich später eine Weile mit Wyrubow allein war, brachte ich das Gespräch auf meine Reise nach Galizien und bat ihn aufs Neue, er möge mir die Gelegenheit geben, dorthin zu fahren. Ich wies ihn darauf hin, dass die Bevölkerung dort hungert und schreckliche Not leidet.

»Aber von welcher Not reden Sie denn«, unterbrach er mich. »Ich war in Galizien und habe mir alles angesehen. Den galizischen Juden geht es sehr gut, sie sind keinesfalls ruiniert.«

Und dann fügte er hinzu:

»Ich habe mir da schon einmal die Finger verbrannt. Ich habe Prokopowitsch die Möglichkeit gegeben, nach Galizien zu fahren, und er hat dort die Arbeiter organisiert, einen

64 Kaiserliche Freie Ökonomische Gesellschaft zu Sankt Petersburg (Russisch »Imperatorskoje wolnoje ekonomitscheskoje obschtschestwo«), Vereinigung von Bürgern und Wissenschaftlern, liberale gesellschaftliche Organisation, existierte von 1765 bis 1919.

Streik ausgerufen und eine hübsche Geschichte angerichtet. Ich werde auf keinen Fall nochmals jemanden mit einer Dienstreise dorthin beauftragen.«

Als ich zum Stützpunkt zurückkam, fand ich einen Zettel von Perez vor, dass ich sofort in einer wichtigen Angelegenheit zu ihm kommen solle.

Ich fuhr nach Warschau zurück und ging zu Perez. Er erzählte mir, dass ein Bekannter von ihm gekommen sei, Feygenboym, der beträchtliche Verträge in Galizien habe. Perez hatte mit ihm über mich gesprochen und er hatte zugestimmt, mich als einen seiner Angestellten nach Galizien mitzunehmen.

Ich ging zu Feygenboym. Er schlug mir vor, auf der Stelle, bereits in wenigen Stunden, mit ihm nach Brody zu fahren. Da ich aber nicht wegfahren konnte, ohne den Stützpunkt übergeben zu haben, kamen wir überein, dass ich binnen einer Woche nach Riwne[65] fahren sollte, wohin er dann kommen würde, um mich nach Brody mitzunehmen.

Kapitel 10

Vor dem Krieg war Błonie[66], wie es schien, eine schöne reiche jüdische Kleinstadt gewesen. Breite Straßen, ein großer Stadtpark, einige Denkmäler, viele hübsche Gebäude, große Geschäfte. Aber nachdem die Welle des Krieges das Städtchen überrollt und es mehrmals den Besitzer gewechselt hatte – zuerst war es von den Deutschen besetzt, dann fiel es zurück an die Russen –, lag es völlig in Schutt und Asche. Dem Rathaus im Stadtzentrum fehlte das Dach, die Wände waren eingestürzt oder durchlöchert, wie bei einer uralten Ruine; es stand da als Symbol der Zerstörung der ganzen Stadt. Der Großteil der Wohnhäuser und Gebäude war verbrannt, die anderen standen leer und verlassen da, ohne Türen und Fenster. Nur in den Seitengassen waren noch kleine Häuser heil geblieben, vor allem christliche. Von den großen Geschäften war kein einziges übrig geblieben, alle waren leer und verlassen, ohne Türen. Nur in ein paar waren neue Krämer eingezogen, die Brot, Speck, Zigaretten, Papier, Tee und Zucker verkauften. Andere Waren gab es in der Stadt nicht.

Die große Synagoge war äußerlich heil geblieben. Alles in ihrem Inneren hatte man geraubt oder zerstört, die Thorarollen waren zerrissen und geschändet worden. Jetzt war in ihr ein Lazarett für Cholerakranke untergebracht. Das lo-

65 Riwne (Ukrainisch), Rowno (Russisch), Równe (Polnisch), etwa 220 Kilometer nordöstlich von Lemberg gelegen.

66 Błonie, etwa 30 Kilometer westlich von Warschau gelegen.

kale Bürgerkomitee hatte die Militärverwaltung auf die Synagoge als passenden Ort aufmerksam gemacht.

Inmitten all der Zerstörung sind die Gassen doch sehr belebt. Es herrscht eine nervöse militärische Aktivität, ohne Unterlass ziehen Trecks schwer beladener Fuhrwerke vorüber, mit eisernem Rasseln geht die Artillerie durch, Militärabteilungen, Infanterie wie Kavallerie, folgen eine auf die andere. Alles bewegt sich in Richtung Sochaczew. Die wenigen Zivilisten, die schnell und furchtsam vorbeieilen, sind in der Masse des Militärs bloße Fremdkörper, störende Geschöpfe, die nur im Weg sind.

Ich fuhr gemeinsam mit der Ärztin unseres Sanitäts- und Verpflegungspunktes, Frau Berlin, nach Błonie. Nach unserer Ankunft in der Stadt begaben wir uns zum Bürgerkomitee. Dort trafen wir ein Mitglied des Komitees, einen polnischen Arzt. Er berichtete uns, die Stadt habe kaum ein Zehntel der früheren Einwohnerzahl, vier- bis fünfhundert Seelen, davon der Großteil Neuankömmlinge aus den Dörfern der Umgebung. Von den Juden seien nicht mehr als zehn, fünfzehn Haushalte geblieben. Die übrigen wären geflüchtet, wohin sie nur konnten, hauptsächlich nach Warschau. Weiterhin erzählte er, dass das Bürgerkomitee eine kostenlose Suppenküche eingerichtet hatte, die täglich hundertfünfzig bis zweihundert Mittagsmahlzeiten ausgab. Der Semstwo-Verband habe auch eine unentgeltliche Teestation, die aber nicht ausreiche, um den Bedarf zu befriedigen. Man müsse noch eine zweite Teestube einrichten. Die Stadt sei Durchgangsstation für Zehntausende Soldaten, die müde und durstig sind. Da sie keinen Tee bekommen, trinken sie Wasser, das nicht abgekocht ist, manche sogar Wasser aus den schmutzigen Pfützen in der Straße, wodurch sich Epidemien verbreiten.

»Ist Ihre Suppenküche nur für Christen oder auch für Juden?«, fragte ich den Arzt.

»Wir machen da keinen Unterschied«, antwortete er. »Wer kommt, dem geben wir zu essen.«

»Sie verstehen sicher, warum ich frage. Sie werden doch wissen, dass Juden die Speisen der Christen nicht essen.«

»Ja … Das weiß ich.«

»Und Sie haben keine jüdische Küche eröffnet?«

»Nein … Es gibt kaum einen Bedarf dafür. Die wenigen Juden, die noch da sind, brauchen kein freies Essen. Sie treiben Handel und verdienen ganz gut.«

»Können Sie mir vielleicht erklären, warum man aus dem jüdischen Tempel ein Cholera-Lazarett gemacht hat? Konnte man denn kein anderes Gebäude finden?«

»Damit haben wir nichts zu tun. Das ist die Angelegenheit der Militärverwaltung«, antwortete er knapp. Offenbar hatte er in meinen Worten einen misstrauischen Ton bemerkt.

»Wie haben sich die Deutschen in der Zeit, als sie hier waren, der Bevölkerung gegenüber verhalten?«, fragte die Ärztin.

»Ein Teil von ihnen verhielt sich sehr anständig, krümmte keinem ein Haar, bezahlte für alles. Andere aber plünderten, zündeten Häuser an, begingen die ärgsten Grausamkeiten. Zwei Werst von hier auf einem Gut lagen in einem Speicher hundertzweiundneunzig Seuchenkranke und Verwundete. Die Deutschen schlossen den Speicher ab, häuften rundherum Stroh auf und zündeten es an. Alle hundertzweiundneunzig Mann verbrannten! Sie taten es, damit die Seuche sich nicht in der deutschen Armee ausbreitet …«

Die Ärztin ging zur Teestation des Semstwo-Verbandes und ich begab mich in die Stadt, um die Lage der jüdischen Bevölkerung zu erkunden. Ich ging in ein ärmliches kleines Geschäft, in dem eine ältere Jüdin Brötchen, Heringe und andere billige Nahrungsmittel verkaufte. Als wir ins Gespräch gekommen waren, erzählte sie mir unter anderem, dass fast alle Juden geflüchtet waren.

»Wie viele jüdische Einwohner gab es hier früher?«, fragte ich.
»Wer hat denn gezählt? Wie überall war die Hälfte der Stadt jüdisch.«
»Warum sind die Menschen geflüchtet?«
»Vermutlich nicht zu ihrem Vergnügen! … Man hatte gute Gründe für die Flucht, ach-ach-ach! …«

Der Sohn der Verkäuferin kam ins Geschäft, ein junger Mann mit bandagiertem Kopf. Nachdem er unserem Gespräch eine Weile zugehört hatte, begann er selbst zu erzählen:

»Bevor die Deutschen einmarschiert sind, haben sie die Stadt beschossen. Ein Mädchen wurde dabei getötet. Beim Begräbnis waren etwa zehn Menschen. Als sie vom Friedhof zurückkamen, begegneten sie einer russischen Patrouille. Diese eröffnete sofort das Feuer und tötete zwei Männer … Aber das war gar nicht das Ausschlaggebende. Man ist vor den Plünderungen geflüchtet, der Prügel, den Beschuldigungen … Es brauchte nicht viel, um als Spion verdächtigt und verhaftet zu werden.«
»Unweit von hier, auf einem Gutshof«, erzählte die Verkäuferin weiter, »arbeitete ein Jude bei dem Pächter. Er spülte das Geschirr, er war ein Einfaltspinsel, der nichts verstand und nicht bis zwei zählen konnte. Den verdächtigte man, ein Spion zu sein. Als ob nicht völlig klar gewesen wäre, dass so ein Mensch gar kein Spion sein kann! Ein Spion braucht doch zumindest ein klein bisschen Verstand! Aber erklär das denen mal!«
»Wie verhält sich das Militär jetzt zu den Juden?«
»Jetzt, wo schon niemand mehr da ist, den man schlagen könnte, und es nichts mehr zu rauben gibt, ist es Gott sei Dank ruhig geworden«, antwortete die Verkäuferin mit bitterem Sarkasmus.
»Nein, man muss schon bei der Wahrheit bleiben«, warf der junge Mann ein, »die einfachen Soldaten machen nichts Schlechtes. Es kommt sehr selten vor, dass ein Soldat sich

an einem Juden vergreift. Das eigentliche Problem sind die Kosaken, sobald sie kommen, beginnen sie zu plündern und zu schlagen.«
»Besteht hier Bedarf an einer jüdischen Suppenküche?«, fragte ich.
»Nein«, erwiderte der junge Mann entschieden. »Die paar Juden, die noch da sind, sind geblieben, weil sie ihren Lebensunterhalt verdienen können. Die Armen sind alle nach Warschau gegangen.«

Als ich durch die Stadt wanderte, betrat ich auch ein großes Geschäft, das früher ein Manufakturgeschäft gewesen war. Nun saßen hier an jeweils eigenen Tischen drei Verkäufer. Der erste verkaufte Brot, der zweite Schweinefleisch, der dritte, ein junger Jude, handelte mit Zigaretten. Ich stellte mich ihm vor.

»Ich bin aus Sochaczew«, begann er seinen Bericht. »Ich hatte dort ein eigenes Geschäft und verdiente gut. Als der Deutsche näher rückte, gab es einen Aufruhr in der Stadt. Zu uns kam Rennenkampff[67] und nahm Rache an den Juden. Man prügelte, man peitschte aus, man arretierte, man zwang die angesehensten Bürger, die Toiletten zu reinigen. Von den Plünderungen jüdischen Eigentums will ich gar nicht erst reden! Dann begann die Vertreibung der Juden. Viele waren vorher schon geflohen. Ich ging nach Warschau, aber dann überlegte ich es mir anders: Es geht doch nicht an, den ganzen Besitz zurückzulassen! Ich mietete also für sechzig Rubel ein Fuhrwerk und kehrte nach Sochaczew zurück. Als ich ankam: Wo ist das Geschäft hin? Ausgeplündert! Vorher hatte ich Waren im Wert von anderthalbtausend Rubel. Geblieben ist mir davon nur das, was die Nachbarn retten konnten, vielleicht hundert Rubel. Ich brachte die verbliebene Ware hierher und begann zu handeln …«
»Wie ist denn die Lage in Sochaczew jetzt?«
»Fragen Sie lieber nicht! Gestern Nacht sind die letzten dreißig Juden angekommen, die man von dort vertrieben hat. Sie waren hungrig, todmüde, erschöpft, man hatte ihnen alles geraubt. Viele waren barfuß – unterwegs hatte man ihnen die Schuhe abgenommen. Unter den Ankömmlingen war auch eine junge Frau, die gleich nach ihrer Ankunft entbunden hat. Wir haben sie vorerst in einem leeren Geschäft untergebracht und wissen nicht, wohin mit ihr …«

Ich suchte die Ärztin auf und ging mit ihr zu der Wöchnerin. In dem leeren Geschäft lag auf dem schmutzigen Fußboden, auf einem Häufchen Stroh, zugedeckt mit einigen zerrissenen Kleidungsstücken, eine junge Frau mit fiebriger Röte im Gesicht und schwer atmend. Neben ihr lag in schmutzige Fetzen

---

67 Paul Georg Edler von Rennenkampff (Pawel Karlowitsch Rennenkampf, 1854–1918), Deutschbalte, General der Kavallerie der russländischen Armee, bis Ende 1914 Oberkommandierender der 1. (Njemen) Armee.

gehüllt das neugeborene Kind. Im Zimmer liefen zwei kleine Buben, zwei und vier Jahre alt, ziellos herum, beide in fremden Mänteln, die auf dem Fußboden schleiften und bis zu den Krägen hinauf mit noch nicht getrocknetem Schlamm bedeckt waren. Die Kinder waren aufgeregt, erschreckt und verwirrt und blickten uns mit roten, fiebrigen Augen an. Wenn ich oder die Ärztin uns ihrer Mutter nähern wollten, begannen sie ein fürchterliches Wehgeschrei.

Abseits stand die Mutter der Wöchnerin, eine ältere, verbitterte und sorgenvolle Frau. Als ich mich an sie wandte, antwortete sie leise, mit der lethargischen Teilnahmslosigkeit größter Verzweiflung:

»Wir haben schon früher genug Angst und Schrecken durchgemacht. Als sich die Deutschen der Stadt wieder näherten und begannen, sie mit Kanonen zu beschießen, haben wir uns in den Kellern versteckt und lagen dort fünf Tage, ohne Essen und Trinken. Der Hunger war noch irgendwie erträglich, aber der Durst war nicht auszuhalten. Ein Vater und eine Mutter sind zum Fluss gegangen und kehrten nicht mehr zurück. Man hat sie beide tot aufgefunden. Vorgestern, als der Beschuss ein wenig nachließ, kam man aus den Kellern und der General befahl, dass sich alle Juden mit ihren Kindern auf dem Markt versammeln müssen. Achtundsechzig Personen kamen zusammen. Von denen isolierte man dreißig Mann, verhaftete sie und brachte sie zu den Schützengräben. Was aus ihnen geworden ist, wissen wir nicht. Die übrigen achtunddreißig Personen wurden aus der Stadt vertrieben. Wir gingen zu Fuß. Es war mörderisch schwer zu gehen. Heftiger Regen, der Weg nur dicker Schlamm und dann noch die schwangere Tochter – die jeden Augenblick entbinden konnte. Wir schleppten uns einen ganzen Tag so dahin. Unterwegs sagt die Tochter zu mir: ›Mutter, was hängt dort an den Bäumen?‹ Ich blicke hin: Es sind drei gehängte Juden. Ich vermied es, genauer hinzusehen, um in ihnen nicht Bekannte aus unserer Stadt erkennen zu müssen. Nach wenigen Werst verließen meine Tochter die Kräfte, die Kinder konnten auch nicht mehr weiter. Wir setzten uns in den Schlamm am Wegrand. Ein vorbeifahrender Soldat, übrigens ein Goi, hatte Mitleid und ließ uns mitfahren. Sobald die Tochter auf dem Wagen saß, setzten die Wehen ein und sie schrie den ganzen Weg vor Schmerzen. Kaum waren wir in der Stadt angekommen, bekam sie das Kind. Es war nicht einmal Zeit, sie in ein jüdisches Haus zu bringen.«

Frau Berlin nahm die Wöchnerin und die ganze Familie unter ihre Fittiche, brachte sie ins Haus eines Juden, besorgte Milch, Eier, Graupen, Wein, Tee und Zucker. All das erhielten wir in dem einzigen Verpflegungspunkt, den es in Błonie gab. Ironischerweise war das ausgerechnet der Proviantpunkt von Purischkewitsch!

Nachdem wir beschlossen hatten, eine weitere Teestube zu eröffnen, begannen wir nach einem passenden Domizil zu suchen. Wir sahen uns mehr als zwanzig leerstehende Häuser an. Dabei fiel mir auf, dass an allen ausgebrannten

Häusern und verwüsteten Wohnungen Spuren von Mesusot[68] an den Türstöcken waren. Vielleicht hatten die Räuber und Brandstifter eben an diesen Mesusot die jüdischen Häuser erkannt. Die Mesusot selbst waren überall abgerissen worden. Einige fand ich im Schmutz liegen.

Es haftet ein mystischer Schrecken an den leeren, verwüsteten, schweigenden Wohnungen, man spürt in ihnen noch die furchtbare Tragödie, die sich im Schtetl ereignet hat … Der Blick sucht nach einer Spur der verschwundenen Bewohner, man will erraten, wer sie waren, wie sie lebten und was sie erlebten, als sie die Wohnung verlassen mussten.

Das Haus, in dem wir uns einquartierten, war leer. Vor uns waren dort viele Male Soldaten untergebracht gewesen, die Stroh, Schmutz und leere Konservenbüchsen zurückgelassen hatten. Nach näherem Hinsehen fand ich doch eine Spur der früheren Bewohner. In einem Zimmer waren an der Wand zwei kleine, runde, auf Gips gemalte Bilder verblieben. Auf dem einen war das Grab der Mutter Rachel[69] dargestellt, auf dem zweiten – Max Nordau.[70]

Wo mögt ihr nun sein, meine Brüder, die ihr in diese zweite finstere Galut[71] gegangen seid und die ihr in dem verwüsteten Haus einen kleinen Funken von eurer Sehnsucht nach der alten, ewigen Heimat zurückgelassen habt?

Kapitel 11

Wieder zurück in Warschau erstattete ich dem Komitee des Verbands Bericht über Błonie und teilte ihm mit, ich sei ebenso wie die Ärztin zu der Auffassung gelangt, dass man dort bloß eine zweite Teestation eröffnen sollte. Für die christliche Bevölkerung habe das Bürgerkomitee bereits eine Küche eingerichtet, an einer jüdischen Küche bestehe hingegen kein Bedarf, da es fast keine Juden mehr gebe. Dabei konnte ich mir nicht verkneifen, Wyrubow gegenüber zu bemerken:

»Wie Sie sehen, haben wir ganz unnötig über eine jüdische Küche miteinander verhandelt. Das Militär hat auf seine Weise eine viel einfachere Lösung für diese Frage gefunden …«

---

68 Mesusa (Hebräisch »Pfosten«; Plural »Mesusot«), Schriftkapsel am Türpfosten.

69 Rachel, einer der vier Erzmütter bzw. Matriarchinnen Israels, ihr Grab liegt nördlich von Betlehem.

70 Max Nordau (1849–1923), Arzt, Schriftsteller, Mitbegründer der Zionistischen Weltorganisation, prägte den Begriff des »Muskeljuden«.

71 Galut (Jiddisch »goles«), hebräische Bezeichnung für die Jüdische Diaspora.

Wyrubow war ein wenig verlegen, hatte aber rasch eine Antwort parat:

»Die Frage ist nicht nebensächlich, es gibt sie auch an anderen Orten. So hat das Bürgerkomitee in Góra Kalwaria[72] eine Küche eröffnet, in der die Juden gemeinsam mit den Christen essen können. Dort gibt es aber einen Zaddik, den die Juden vergöttern, und er hat angeordnet, dass die Juden eher vor Hunger sterben sollen, als gemeinsam mit den Christen zu essen.«
»Sie wissen doch, glaube ich, recht gut, wie die polnischen Bürgerkomitees zu den Juden stehen und wie glaubwürdig sie sind, was ihre Geschichten über Juden betrifft«, antwortete ich. »Vermutlich wollte das Komitee so genannte ›abergläubische jüdische Vorstellungen‹ mit Hunger bekämpfen.«
»Nein, soviel ich weiß, hätte das Komitee auch eine jüdische Küche eingerichtet … Aber wie es auch immer ist, jüdische Küche oder nicht, in der Stadt ist die Cholera ausgebrochen, die jüdische Bevölkerung hungert, eine Verpflegungsstation ist notwendig, kann aber wegen des Zaddiks nicht eröffnet werden.«

Und in seiner gewohnten hastigen Art fügte er hinzu:

»Fahren Sie sofort nach Góra Kalwaria, finden Sie vor Ort heraus, was los ist, treffen Sie sich mit dem Zaddik und geben Sie ihm zu verstehen, dass er in Zeiten wie diesen sich anders verhalten muss.«

Vom Verband aus ging ich zu Perez. Dieser erklärte mir zuerst einmal, dass der Zaddik von Góra Kalwaria kein anderer als der Gerer Rebbe sei, der größte der chassidischen Meister in Polen, der einen ungeheuer großen Einfluss auf fast die gesamte jüdische Orthodoxie in Polen habe. Perez hatte mehrmals die Gelegenheit, sich mit ihm zu treffen, und dabei den Eindruck gewonnen, dass es sich bei ihm um eine bemerkenswerte Persönlichkeit handelte.

Perez riet mir, nach Ger zu fahren und mich mit Leuten aus der nächsten Umgebung des Rebben zu treffen, die mich mit der Lage im Schtetl vertraut machen können, mir sagen, an wen ich mich wenden und wie ich dem Rebben gegenübertreten solle. Er telefonierte sofort mit einem der getreuesten Gerer Chassidim, einem sehr bekannten reichen Warschauer namens Vegmayster und erzählte ihm, worum es ging.

Vegmayster war sehr erschrocken über die ganze Angelegenheit. Für ihn sah das nach einem Versuch aus, den Rebben zu denunzieren. In Zeiten wie diesen

72 Góra Kalwaria ist in der jüdischen Topografie Osteuropas bekannt unter der jiddischen Bezeichnung »Ger«, Sitz des berühmten Gerer Zaddik, etwa 25 Kilometer südöstlich von Warschau gelegen.

konnte selbst die unsinnigste Beschuldigung üble Folgen haben. Er antwortete, dass er sich unverzüglich mit mir treffen wolle, da er aber krank sei und seine Wohnung nicht verlasse, bitte er mich, ich möge zu ihm kommen.

Vegmayster war mit seinen fünfundsiebzig Jahren immer noch kräftig und vital. Er überschüttete mich mit einem Redeschwall und erzählte mir, wie sehr er sich für die Allgemeinheit einsetzte. Keine jüdische Einrichtung, in der er nicht Vorsitzender sei, keine berühmte Persönlichkeit, mit der er nicht bekannt oder befreundet wäre. Vor allem aber stehe er dem Rebben nahe, er sei sein enger Vertrauter! Sein Sohn saß daneben, ein Mann, der auf die Sechzig zuging. Schweigend hörte er den Erzählungen seines Vaters mit großem Respekt zu.

Der alte Vegmayster berichtete mir, dass der Rebbe schon vor drei Monaten Ger verlassen habe und sich in Warschau befinde. Selbst wenn er noch in Ger wäre, würde er sich nicht in solche weltlichen Angelegenheiten wie eine Küche einmischen. Er stünde über den Dingen dieser Welt …

Wie sich zeigte, hatte Vegmayster, noch ehe ich zu ihm gekommen war, dem Rebben über die »Verleumdung« Mitteilung gemacht und ihn damit sehr erschreckt. Während wir miteinander sprachen, kamen mehrere Anrufe aus dem Haus des Rebben und Vegmayster wiederholte wörtlich, was ich gesagt hatte. Nicht genug damit, rief auch noch die Schwester des Rebben an und bat mich unter vielen Entschuldigungen, ich möge doch auch bei ihr vorbeikommen, und sei es nur für einige Minuten. Ich konnte ihr diese Bitte nicht abschlagen und ging mit Vegmaysters Sohn zu ihr. Die Schwester des Rebben, eine intelligente und selbstsichere ältere Dame mit aristokratischen Manieren, erwartete mich bereits ungeduldig. Kaum hatte ich ihr Haus betreten, versuchte sie mich davon zu überzeugen, dass sich ihr Bruder gegenüber dem Bürgerkomitee und dem Verband niemals das Geringste hatte zuschulden kommen lassen. Nie würde er sich erlauben, etwas anzuordnen, das sich gegen sie richte, und so weiter. Ihre Verteidigungsrede beeindruckte mich sehr. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich ihr klarmachen konnte, dass man mich von der Unschuld des Rebben nicht erst überzeugen müsse. Zugleich versuchte ich sie dahingehend zu beruhigen, dass die ganze Sache zu keinerlei Anschuldigungen gegen den Rebben führen werde.

Schließlich beruhigte sie sich ein wenig und erzählte mir von Ger.

»Über unsere Stadt ergoss sich der Schrecken des Krieges in vollem Ausmaß. Zuerst wurde sie beschossen. Tagelang haben die Deutschen sie mit Kugeln und Schrapnells überschüttet. Wer kann sagen, wie viele Juden dabei getötet wurden? Unzählige! Als der Beschuss begann, liefen alle in die Synagoge – an die zweitausend Seelen versammelten sich dort. Eine Kanonenkugel traf das Gebäude direkt, durchschlug das Dach, zerschmetterte den Tisch und bohrte sich in den Boden. Niemand wurde dabei auch nur im Geringsten verletzt. Ein wahres Wunder des Himmels. Man hätte in der Synagoge bleiben

sollen. Die Menge aber geriet in Panik und lief auf die Straße, wo noch eine weitere Kanonenkugel niederging und dreiundzwanzig Juden auf der Stelle tötete. In der ganzen Stadt kamen vielleicht ein paar Hundert ums Leben, wer weiß das schon genau. Nun, und dann begannen die Morde, die Plünderungen, die Pogrome der Soldaten, erst der russischen, dann der deutschen und dann wieder der russischen. Kurzum, es war unerträglich. Schlimmer noch als alles waren die Verleumdungen. Das war es, was man nicht ertragen konnte. Die geringste Kleinigkeit konnte die ganze Stadt in Gefahr bringen.

Als die Russen sich zurückzogen, musste ein Regiment die Weichsel überqueren. Um genug Licht zu haben, zündeten die Soldaten ein Haus am Flussufer an, das dem Wächter Yoyne Rakovski gehörte. Etwas später, nachdem das Regiment bereits übergesetzt hatte, kamen andere Soldaten. Als sie sahen, dass ein Haus brannte und es einem Juden gehörte, zogen sie sofort den Schluss, Juden hätten hier den Brand gelegt, um den Deutschen ein Zeichen zu geben. Man begann, den Hausbesitzer zu suchen, und als man ihn nicht fand, verhaftete man einen Nachbarn, und es fehlte nicht mehr viel, dass man ihn gehängt hätte. Zum Glück kam einer der Soldaten vorbei, die das Haus angezündet hatten, und der Jude kam frei. Nicht jeder hatte natürlich so viel Glück. Wie viele Unschuldige sind aufgrund falscher Anschuldigungen umgekommen … Kurzum, all diese Nöte und Plagen haben drei Viertel der Stadt in die Flucht getrieben. Seitdem es dort aber wieder ruhig geworden und auch das Militär abgezogen ist, kehren die Leute allmählich zurück …«

»Was halten Sie von einer kostenlosen Suppenküche?«, fragte ich. »Braucht die jüdische Bevölkerung eine solche Küche?«

»Schwer zu sagen«, wollte sie sich nicht festlegen, »es hängt davon ab, was für eine Küche, für wen?«

»Selbstverständlich meine ich eine streng koschere Küche unter der Aufsicht des Rabbiners oder eines anderen frommen Juden.«

»Das Bürgerkomitee hat eine jüdische Küche eingerichtet, aber die Juden sind dorthin nicht essen gegangen.«

»Warum?«

»Das kann man nur schwer erklären. Man muss dazu unsere Stadt kennen. Arme gibt es genug, aber das sind nicht irgendwelche Armen, sondern sehr fromme Juden, die sich früher am Hof des Rebben aufgehalten und dort gelernt haben. Ein solcher Jude geht nicht in die Suppenküche eines Bürgerkomitees, mag sie auch noch so koscher sein. Außerdem gibt es noch eine ganze Reihe von Bürgern, die harte Zeiten durchmachen. Aber Sie müssen wissen, dass die eher vor Hunger sterben, als in einer Suppenküche zusammen mit Bettlern und Ausgestoßenen zu essen. Jeder verarmte Jude hat die Hoffnung, dass er irgendwo ein Darlehen erhält, dass ihm ein Verwandter aushilft und er wieder auf die Beine kommt. Aber wenn er sich so weit erniedrigen sollte, in einer Suppenküche zu speisen – dann wäre schon alles aus, er würde als Bettler angesehen werden.«

»Aber gibt es außer jenen bankrotten und gelehrten Juden nicht auch einfache Arme, die hungern?«, erwiderte ich.

»Selbstverständlich, aber die essen wo auch immer und was auch immer. Bei uns gibt es aber auch solche Juden, die sich an den Pogromen beteiligt und jüdisches Eigentum geraubt haben.«

In den Worten der Rebbetzin[73] spürte ich die ganze brutale Gleichgültigkeit, wie sie in der Aristokratie der Rebbes gegenüber dem einfachen Armen vorherrschte.

Vegmaysters Sohn schwieg die ganze Zeit. Als wir das Haus verließen und ich mich von ihm verabschieden wollte, hielt er mich plötzlich zurück und sagte hastig:

»Wenn Sie aus Ger zurückkommen, müssen Sie zum Rebben gehen. Sie müssen ihn sehen! Ich sage Ihnen, Sie werden ein Wunder zu sehen bekommen, einen Menschen, der über die Gesetze der Natur erhaben ist!«

Leise, mit funkelnden Augen, fügte er hinzu:

»Wissen Sie, *was* er ist? Er ist der Verstand der Welt … Es genügt, Ihnen zu sagen, dass er sein ganzes Leben, ob wach oder im Schlaf, keine einzige Sekunde jemals vergessen hat, *wer* er ist! … Er spricht wenig, fast gar nichts, schweigt. Aber das Wichtigste bei ihm ist nicht seine Rede, sondern sein Ausdruck. Jeden Moment zeigt er einen anderen Gesichtsausdruck und in jedem Ausdruck liegt ein ganzer Kosmos der Weisheit …«

Kapitel 12

Nach Góra Kalwaria führt die Nebenstrecke einer Schmalspurbahn, die mehr oder weniger zu dem einzigen Zweck erbaut worden war, um die Zehntausenden, die sich auf den Weg zum Rebben machten, als Passagiere zu befördern. Ohne diese wäre die Eisenbahnstrecke de facto funktionslos.

Von dem Schtetl Piaseczno an, das zur Hälfte in Trümmern lag und aus dem die Juden beim Herannahen der Deutschen vertrieben worden waren, konnte man die Spuren der noch nicht lang zurückliegenden Kämpfe sehen: Gräben, Drahtverhaue, Krater von großkalibrigen Bomben, ausgebrannte oder bis auf die Grundmauern zerstörte Häuser und so weiter.

Góra Kalwaria war eine hübsche kleine Stadt, die unter den Kämpfen, mehr aber noch unter den wüsten Pogromen des Militärs stark gelitten hatte. Viele

73 Rebbetzin, Bezeichnung für die Ehefrau eines Rebben, d.h. eines Rabbiners von einer orthodoxen, haredischen oder chassidischen Gruppierung.

Hausmauern und Dächer hatten Löcher, andere waren bloße Ruinen, die noch frische Spuren der Pogrome aufwiesen. Trotzdem war die Stadt nicht so stark zerstört wie Błonie. Der Markt war unbeschädigt, viele Geschäfte jüdischer Kaufleute waren geöffnet. Rein äußerlich konnte beinahe der Eindruck einer gewöhnlichen jüdischen Kleinstadt entstehen. Militär war in der Stadt keines zu sehen. Der Krieg, so schien es, war für einen Moment weitergezogen und hatte das Städtchen vergessen.

Ein ärmlicher alter Jude, den ich auf der Straße traf, führte mich zum Hof des Rebben. Ein wahrer Palast mit Dutzenden Wohnungen. Jetzt war alles zu, die Fensterläden geschlossen. Etwas Leben zeigte sich in der Jeschiwe[74], die noch geöffnet war. Über den Hof liefen einige magere, niedergeschlagene Jeschiwe-Bocherim[75] mit langen Kaftanen und Schläfenlocken.

Der Alte führte mich in die Synagoge, die groß und hell war, die aber gänzlich verlassen und verwahrlost dastand. Hierhin hatte sich ein Schrapnell verirrt, als einige Tausend Juden Zuflucht an diesem Ort gesucht hatten. Das Schrapnell hatte ein großes Loch in die Decke gerissen, das man jetzt wieder zugemauert hatte. Abgesehen davon gab es weder an den Wänden noch auf dem Fußboden irgendeine Spur, die anzeigte, wo das Schrapnell wieder ausgetreten oder stecken geblieben war. Der Schammes[76] erzählte mir auch die Geschichte, wonach niemand in der Synagoge durch das Schrapnell zu Schaden gekommen war; erst in dem Moment, als man auf die Straße lief, kamen dreiundzwanzig Menschen ums Leben. Als ich ihn fragte, wo das Schrapnell abgeblieben sei, antwortete er mir in einem geheimnisvoll-bedeutungsschweren Ton:

»A-jah! Das ist ja eben die Geschichte … Niemand weiß, wo es hingekommen ist!«

Ein Kriegswunder. Wer weiß, welche Legenden sich schon um dieses Schrapnell ranken!

Vegmayster hatte mich auf zwei Bewohner von Ger aus dem engsten Kreis des Rebben verwiesen, an die ich mich wenden sollte, Hokhberg und Varm.

Hokhberg traf ich in seinem Ledergeschäft an. Ein älterer Mann, der den Kaftan mit dem Gürtel der Chassidim trug, mit langen Schläfenlocken, die fast bis zu den Schultern reichten, mit einer zerfurchten Stirn und klugen, traurigen Augen. Als er hörte, warum ich gekommen war, ließ er sofort nach Varm rufen.

---

74 Jeschiwe (Hebräisch »Jeschiwa«), höhere Talmudschule zur Ausbildung von Gelehrten und Rabbinern.

75 Jeschiwe-Bocher (Plural »Bocherim«), Lernender an einer Jeschiwe.

76 Schammes (Jiddisch), Synagogendiener.

Varm, der ein eher weltlicher Jude war, erzählte mir zuallererst, was im Verlauf des Krieges in der Stadt passiert war.

»Rund um Ger befinden sich zehn Ziegelfabriken, die alle bis auf eine Juden gehören. In den Fabriken sind an die zehntausend Arbeiter beschäftigt. Bald nach Beginn des Krieges machten Gerüchte die Runde, wonach die Arbeiter vorhatten, die Juden des Schtetls zu berauben. Diese Gerüchte verdichteten sich immer mehr. Eines Tages kommt ein Arbeiter, ein Pole, nimmt mich beiseite und flüstert mir im Vertrauen zu:
›Da ich so viele Jahre bei Juden mein Brot verdient habe, will ich Sie vor einem Unglück bewahren. Sie müssen erfahren, dass in allen Fabriken eine Organisation gegründet worden ist, die mit Gewalt gegen die Juden vorgehen will.‹
›Woher wissen Sie das?‹, frage ich ihn.
›Ganz einfach‹, antwortet er mir. ›Ich gehöre selber der Organisation an, ich bin sogar ein Delegierter unserer Fabrik. Wenn du willst, kann ich dir einen schriftlichen Beweis dafür bringen.‹
Zur selben Zeit sprach man auf dem Markt schon ganz offen darüber, dass man einen Pogrom vorbereite.
Ich ging zum Rebben. Er wies mich an, mit den zwei Besitzern der Ziegelfabriken zu sprechen, Lukrets und Vitlitski, und sie zu fragen, was zu tun wäre. Ich ging zu ihnen. Sie rieten mir, mich zuerst einmal mit dem Kreiskommandanten zu treffen. Ein paar Tage später, als er hierherkam, ging ich zu ihm in die Kanzlei. Er schickte den Gemeindevorsteher und die Wachmänner hinaus und sagte zu mir:
›Erzähl mir ganz offen, wie geht es bei euch, wie lebt ihr mit den Polen zusammen?‹
›Sehr gut …‹, erwiderte ich ihm.
›Mir sind Gerüchte zu Ohren gekommen, wonach die Polen vorhaben, die Juden auszurauben.‹
›Ja‹, sage ich. ›Das wissen wir, darüber sprechen schon die Kinder in den Straßen.‹
›Warum sagst du dann, dass ihr gut mit den Polen zusammenlebt?‹
›Warum fragst du, wenn du schon weißt, was sie vorhaben?‹
›Nun gut‹, sagte er. ›Sei unbesorgt. Zu eurem Feiertag werde ich herkommen und auf keinen Fall zulassen, dass es zu einem Pogrom kommt.‹
Unterdessen kamen neue Militärs her und sofort begannen die Polen eine antijüdische Agitation unter ihnen: Sie denunzierten die Juden als Spione, erzählten, dass sie mit Tüchern den Deutschen Signale geben würden und ähnliche Geschichten. Zwei Ingenieure, Polen, die das Ausheben der Schützengräben rund um die Stadt leiteten, stellten sich als wilde Judenhasser heraus; sie dachten sich allerlei Verleumdungen gegen die Juden aus, ordneten an, dass man die Juden am Schabbat zur Arbeit zwingen und schlagen solle. Als ich bei der Miliz war, begegnete ich einem von ihnen in der Nacht, und er wollte mich erschießen … Kurzum, die Gefahr wurde von allen Seiten immer größer.

Ich ging wieder zum Rebben und erzählte ihm alles. Ich erzählte ihm dabei auch, dass der Stadtkommandant, Oberst Jefremow, noch von früher ein guter Bekannter von mir war. Der Rebbe hörte mich bis zu Ende an und sagte:
›Gib ein großzügiges Festessen, lade den Kommandeur mit allen Offizieren ein, lade auch die zwei polnischen Ingenieure ein. Dann, während des Festmahls, wenn er in Weinlaune ist, wirf dich dem Kommandanten zu Füßen, erzähle ihm von dem Unrecht und den Verfolgungen, denen wir ausgesetzt sind, und zeige auf die Ingenieure als unbarmherzige Verfolger der Juden. So Gott will, steht der Allmächtige dir bei.‹
Ich tat, wie der Rebbe es verfügt hatte. Bereitete ein Mahl vor, wie man es sich nicht schöner ausmalen kann, mit den besten Speisen, teuren Weinen, die keine Wünsche offen ließen. Ich lud den Kommandanten und seinen ganzen Offiziersstab ein, lud auch die Ingenieure ein, aber die sagten mir ab, sie wollten nicht kommen. Der Kommandeur und seine Offiziere kamen, aßen, tranken, lobten das Essen und vor allem die Getränke. Als sie alle ein gewisses Maß erreicht hatten, erzählte ich, dass die Polen sich gegen uns erhoben, um uns umzubringen, dass sie unter dem Militär agitierten, einen Pogrom vorzubereiten, dass die Ingenieure sich an den Juden ausließen, kurzum, ich schüttete ihnen mein Herz aus. Alle hörten mir aufmerksam zu. Jefremow standen die Tränen in den Augen, auch die anderen waren gerührt. Aber niemand wusste, wie man mir helfen könnte. Da meldete sich der Adjutant des Kommandeurs zu Wort und versprach, alles in Ordnung zu bringen. ›Wir werden den Soldaten während eures Festtages verbieten, die Stadt zu betreten. Wir werden auch eine strenge Verordnung erlassen, dass niemand es wagen soll, einen Juden auch nur anzurühren.‹
Der Kommandeur gab seine Zustimmung. Er erfüllte seine Zusagen und die Feiertage gingen, Gott sei Dank, in Ruhe und zur allgemeinen Zufriedenheit vorüber.
Bald nach den Hohen Feiertagen[77] verließ uns Jefremow und es kam ein neuer Kommandeur. Sofort begannen wieder die Umtriebe der Polen, die Denunziationen, die Verleumdungen, die Verfolgungen. Es begannen die Plünderungen. Die Polen gaben Hinweise und die Soldaten raubten. Man fing mit den großen Geschäften an und hörte mit den kleinen auf. Beinahe keines wurde verschont. Den Anfang machte man mit Hokhbergs Ledergeschäft. Man betrieb den Raub die ganze Nacht, nahm Ware für viele Zehntausend Rubel mit. Was Sie hier sehen, ist der klägliche Rest … Nach den Geschäften ging man zu den Häusern über. Die Polen gaben Hinweise auf die Keller, wo Juden ihr bisschen Vermögen versteckt hatten. Während der Plünderungen kam ein General vorbei und trieb die Soldaten mit der Peitsche auseinander, da packte ihn ein Soldat beim Kragen und warf ihn in den Straßengraben. Man sagt, dass der Soldat später angeklagt und erschossen wurde.

77 Hohe Feiertage (Hebräisch »Jamim Noraim«), auch Tage der Ehrfurcht, zwischen Neujahrsfest (Rosch haSchana) und Jom Kippur.

Ein paar Tage darauf kamen die ›Germanen‹. Sie haben auch ihre Spuren hinterlassen. Zuerst nahmen sie nur Lebensmittel, dann alles, was ihnen zwischen die Finger kam. Mir haben sie ein Fahrrad und zwei Mäntel abgenommen – von Bezahlung keine Rede.
Als die Deutschen einmarschierten, blieb ein russischer Oberst zurück (ich glaube, Komarnikow), dem es nicht gelungen war, rechtzeitig mit dem Heer abzuziehen. Wir haben ihn versteckt. Wir steckten ihn in einen jüdischen Schlafrock, setzten ihm eine Jarmulke auf, hielten ihn verborgen und gaben ihm zu essen. Nur vier Menschen wussten von ihm.
Als die Deutschen abzogen, ging er dem anrückenden russischen Militär entgegen. Er berichtete, wie man ihn behandelt hatte, und umarmte und küsste vor allen Augen die Juden, die ihn versteckt gehalten hatten. Ein Jude, in dessen Haus er sich eine Zeit lang aufgehalten hatte, fragte ihn laut:
›Was denkst du jetzt, halten die Juden zu den Deutschen?‹
›Nein! Das kann ich beschwören‹, antwortete er.
Die Offiziere, die um ihn herum standen, fragten, wie viel er dafür bezahlt habe, dass man ihn versteckt hatte.
›Keinen einzigen Groschen!‹, sagte er.
Sie waren verwundert und lobten die Juden. In der Freude und dem allgemeinen Wohlwollen vergaß man für eine Weile die früheren Probleme.
Ein paar Tage später zogen die Truppen wieder ab und mit ihnen der Oberst, den wir versteckt hatten. Es kamen neue Militärabteilungen und die Plünderungen begannen aufs Neue. Diesmal raubte man uns bis aufs Hemd aus, nichts blieb übrig.«

Im Geschäft war Hokhbergs Gattin, eine ältere Frau. Als Varm von den Plünderungen berichtete, erregte sie sich schrecklich und erzählte hysterisch mit entsprechenden Gesten, wie alles abgelaufen war:

»Sie stürzten rein: ›Dawai dengi!‹, ›Gib Geld!‹. Ich darauf: ›Nie ma!‹, ›Ich habe keins!‹[78]. Sie stürzten sich wie wilde Bestien auf das Geschäft und durchsuchten es. Sie liefen zu dem Tisch, an dem Sie jetzt sitzen, und zerrten an der Schublade. Sie war versperrt. Sie brachen die Tischseite ab, wie Sie sehen können. In der Lade lagen Pfandgüter, Gold- und Silbergegenstände. Die rafften sie zusammen. Ein Soldat gab mir ein Goldkettchen, aber da lief schon ein anderer herbei: ›Dawai!‹, ›Gib her!‹, und wollte mich niederstechen! …«

Noch derart erregt rief sie in kindlicher Naivität aus:

---

78 Dokumentarische Schreibstrategie von An-Ski, in seinen jiddischen Bericht slawische Ausdrücke insbesondere in Gesprächssituationen einfließen zu lassen; hier akzentuieren das russische »Dawai dengi!« und das polnische »Nie ma!« die asymmetrische Machtsituation zwischen russischem Militär und polnischsprachiger lokaler Bevölkerung.

»Nun, sagen Sie doch selber! Das ist doch die reinste Mordslust!«

Wir wandten uns der Frage zu, wegen der ich nach Ger gekommen war, der jüdischen Küche.

Varm erzählte mir:

»Gleich nach Kriegsbeginn wurde bei uns ein Bürgerkomitee für Ger und fünf umliegende Gemeinden gegründet. Dem Komitee traten sechsunddreißig Mann bei, darunter zwei Juden, Lukrets und ich. Die sechsunddreißig wählten eine aus zehn Personen bestehende Kommission. Bei dieser Wahl war ein Vertreter des Warschauer Bürgerkomitees anwesend, Martinowski. Ihm hatte es offenbar gefallen, dass ich die ganze Zeit schwieg, und machte einen Vorschlag:
›Das ist interessant, Varm schweigt die ganze Zeit. Ich schlage vor, ihn in die Kommission zu wählen.‹
Und ich wurde gewählt.«
»Wir hatten hier einen Billigladen. Während der Pogrome wurde er ausgeraubt. Als die Deutschen abgezogen, in der Stadt nur ausgeraubte Häuser und Geschäfte geblieben und mehr als zwei Drittel der Juden geflüchtet waren (von tausend Haushalten sind kaum dreihundert geblieben), machte der Vorsitzende des Komitees, Ingenieur Bilczyński, ein Pole, aber ein anständiger Mann und Freund der Juden, den Vorschlag, zusammen mit der christlichen Küche auch eine koschere jüdische Küche zu gründen. Er bat dafür um die Unterstützung der jüdischen Gemeinde. Aber wir entschieden uns dagegen.«
»Warum?«

Varm erwähnte dieselben Motive, wie sie die Schwester des Rebben genannt hatte, und fügte hinzu:

»Die einfachen Leute brauchen eine solche Küche nicht. Sie haben eine Arbeit in der Stadt. Außerdem arbeiten fünfzig Juden an den Schützengräben, die Männer erhalten täglich einen Rubel fünfzig Kopeken und die Frauen einen Rubel. Sicher, davon müssen sie dem Begleitposten täglich fünfundzwanzig, dreißig Kopeken abgeben, damit der dafür sorgt, dass die Polen sie nicht verprügeln, aber es bleibt genügend fürs Essen.«
»Als uns die Kommission vorschlug, eine jüdische Küche einzurichten, habe ich darauf hingewiesen, dass wir anstelle einer Suppenküche lieber einen Billigladen eröffnen sollten, wo die Armen kostenlos die Lebensmittel erhalten würden, die sie sonst bereits zubereitet erhalten würden. Drei Mitglieder der Kommission stimmten dem zu, aber Bilczyński und nach ihm fünf andere beharrten darauf: Nein, keine Ausnahmen, nur eine Küche! Als ich meine Meinung äußerte, fragten sie mich, ob ich in meinem eigenen Namen oder im Namen der jüdischen Gemeinde spräche. Ich erwiderte:
›Ich spreche im Namen aller Juden von Ger und auch im Namen unseres heiligen Rebben.‹

Dabei hatte ich mit dem Rebben gar nicht darüber gesprochen. Da ich jedoch wusste, dass er sich gegen eine solche Küche ausgesprochen hätte, sagte ich das. Offenbar entstand daraus die verleumderische Behauptung, der Rebbe habe befohlen, man solle eher vor Hunger sterben, als eine solche Küche in Anspruch zu nehmen.«

Während unseres Gesprächs kam die Nachricht, dass es verboten worden sei, Juden zu Schanzarbeiten heranzuziehen. Zugleich teilte man uns mit, dass noch am selben Tag neunzig Deutsche deportiert würden, darunter drei Bäcker. Daher habe man die jüdischen Bäcker per Unterschrift verpflichtet, die ganze Woche Brot zu backen, auch am Schabbat.

Kapitel 13

Nach dem Gespräch mit Varm ging ich zum Vorsitzenden des Bürgerkomitees, zu Bilczyński, den Varm als Freund der Juden charakterisiert hatte. Ich stellte mich ihm als Vertreter des Semstwo-Verbands vor. Er nahm mich sehr liebenswürdig auf, aber seinen ersten Worten konnte ich entnehmen, dass er nicht verstanden hatte, dass ich Jude bin. Ich stand vor der Wahl, ihn gleich darüber zu informieren und ihm damit deutlich zu machen, dass er vorsichtig in seinen Äußerungen über Juden sein sollte, oder zu schweigen und damit die Gelegenheit zu erhalten, klar zu sehen, wie ein anständiger Pole sich den Juden gegenüber verhielt, einer, den die lokale jüdische Bevölkerung für einen Freund der Juden hielt. Ich muss gestehen, dass ich der Versuchung nicht widerstehen konnte und meine jüdische Identität verschwieg. Obwohl dieser »Freund der Juden« Ausdrücke gebrauchte, wie ich sie als Jude von ihm nicht zu hören bekommen hätte, fühlte ich mich nach dem Besuch so niedergeschlagen und bedrückt, als hätte ich einen Diebstahl begangen. Ein anderes Mal würde ich mich hüten, einer solchen Versuchung nachzugeben.

Bilczyński, ein intelligenter, kluger Mann um die Vierzig, machte mich mit der Tätigkeit des Bürgerkomitees vertraut. Bisher hatten sie vom Komitee in Warschau dreitausendsechshundert Rubel bekommen und mit diesem Geld ein Heim für sechzig bis achtzig arme Kinder unterstützt und einen Billigladen eröffnet. Zur selben Zeit hatten die örtlichen Barmherzigen Schwestern eine Suppenküche für hundertfünfzig Mann eingerichtet.

»Die Küche ist nur für Christen – Juden dürfen sie, laut ihren Vorschriften, nicht in Anspruch nehmen«, fügte er hinzu. »Das Komitee wollte eine spezielle Küche für Juden einrichten, aber die haben abgelehnt.«
»Warum?«

Bilczyński lächelte und sagte mit giftiger Ironie:

»Sie müssen verstehen: Juden sind zu fein und zu hochgestellt, um in einer Suppenküche zu speisen. Was kann man da machen? Sie sind nun mal so eine edle ›Rasse‹. Außerdem behaupten sie, es könne ihrer Kreditwürdigkeit schaden.«

Er verstummte für eine Weile.

»Ich muss Ihnen sagen«, fuhr er dann fort, »dass ich ein überzeugter Antisemit bin. Aber an erster Stelle bin ich Mensch und nicht Antisemit. Beispielsweise würde ich mir nie erlauben, bei einem Juden einzukaufen. Aber wenn ich einen armen Juden sehe, der in Not ist, werde ich mich bemühen, ihm zu helfen. Außerdem bin ich der Auffassung, dass der gegenwärtige Moment nicht der richtige ist, um einen nationalen Kampf gegen die Juden zu führen. Wegen dieser Haltung halten mich die hiesigen Juden für ihren ›Batka‹, ihr Väterchen, und sobald ein Problem bei ihnen auftritt, kommen sie zu mir. Für gewöhnlich folgen sie dem, was ich ihnen sage. Aber in der Frage der Suppenküche sind sie mir nicht gefolgt. Ich erkläre es mir mit der Einmischung ihres Zaddiks … Sie wissen doch, was ein Zaddik ist?«, fragte er mich unvermittelt.

»Ich weiß es.«
»Der hiesige Zaddik ist der höchste von allen polnischen Zaddikim. Er wird von den Juden vergöttert.«
»Soviel ich weiß, mischt er sich nicht in weltliche Angelegenheiten ein«, erwiderte ich. »Außerdem ist er schon einige Monate in Warschau. Wie also konnte er sich bei dieser Frage einmischen?«
»Kann sein, dass er es nicht getan hat«, gab Bilczyński zu und fügte an:
»Ich hatte mehrmals die Gelegenheit, den Zaddik zu treffen. Er versteht nichts – weder Polnisch noch Russisch. Wir haben uns über einen Dolmetscher unterhalten.«
»Was für einen Eindruck hat er auf Sie gemacht?«
»Den Eindruck eines völlig in sich gekehrten, tiefsinnigen und ernsten Menschen, für ihre Begriffe ist er sogar ein hochmoralischer Mensch. Aber sie haben ihre eigene Ethik, die für uns Christen völlig unverständlich ist …«
»Wie ist man also verblieben, was die Lebensmittelhilfe für die jüdischen Armen betrifft?«, brachte ich ihn wieder zu der ursprünglichen Frage zurück.
»Man ist so verblieben: Die Juden haben eine Küche abgelehnt und gebeten, man solle den jüdischen Armen ihren Anteil in Lebensmitteln geben. Dem haben wir nicht zugestimmt.«
»Aber ist es nicht einerlei, ob man dem Hungernden eine zubereitete Speise oder Lebensmittel gibt? Das zweite ist doch noch bequemer. Man spart die Ausgaben für die Küche und für den Armen ist es eine Zeitersparnis, denn er muss nicht jeden Tag zu der Suppen-

küche gehen, und Lebensmittel kann man auch für eine ganze Woche oder zweimal die Woche ausgeben. Jeder kann sie verwenden, wie es ihm passt. Außerdem kann man mit diesem System auch den Bauern und denen, die weiter weg von der Stadt wohnen und nicht jeden Tag in eine Küche essen gehen können, Hilfe anbieten.«
»Was die Bauern betrifft«, antwortete Bilczyński, »so brauchen sie unsere Hilfe nicht. Sie haben nicht viel gelitten und jetzt verdienen sie ganz gut. An die dreitausend Mann arbeiten an den Schützengräben und bekommen dafür eine gute Entlohnung. Es gibt Bauern, die mit ihrem Gesinde bis zu dreißig Rubel die Woche verdienen. Was die Juden betrifft, so bin ich aus einem anderen Grund dagegen, ihnen die Hilfe in Lebensmitteln zu geben: Sie wissen nicht, was das für ein Volk ist! Ein Jude begnügt sich mit sehr wenig Essen. Wenn sie ihm ein Pfund Graupen geben, wird er davon drei Viertel verkaufen, um einen Fünfer in die Tasche zu bekommen …«
»Ich denke, Sie irren sich. Aber selbst wenn es so wäre, wen stört das?«, fragte ich.
»Ja … Aber wir wollen nicht, dass unsere Hilfe in Geschäftemacherei verwandelt wird.«

Was auch immer ich an Argumenten vorbrachte, der »Freund der Juden« beharrte darauf: keine Hilfe durch Verteilung von Lebensmitteln.

Als ich wieder beim Verband in Warschau war, empfing mich dort der polnische Sekretär Krzewicki mit einem fröhlichen Gesicht.

»Nun, wir wissen schon, dass man den Zaddik von Góra Kalwaria grundlos denunziert hat. Er ist schon drei Monate weg von dort und wohnt in Warschau.«

Ich gab dem Verbandskomitee einen Bericht über Ger und stellte darin klar, dass dort Hilfe für die Juden notwendig sei und dass sie in Form von Lebensmittelzuteilungen erfolgen müsse. Der Bericht wurde aber vom Komitee gleichgültig aufgenommen. Wenn das Bürgerkomitee einer Verteilung von Lebensmitteln nicht zustimmt, dann wird es wohl seine Gründe haben. Wenn die Juden eine Küche ablehnen, dann hungern sie vermutlich nicht. Also beschloss man, dort nur eine Teestation einzurichten.

Als ich gegen zehn Uhr am Abend vom Verband ins Hotel zurückkam, traf ich dort Varm an, der schon einen früheren Zug genommen hatte, um dem Rebben über meine Reise nach Ger Mitteilung zu machen. Jetzt war er vom Rebben beauftragt, mir die Bitte zu übermitteln, ich möge die Freundlichkeit haben, zu ihm zu kommen. Varm fürchtete, ich würde ablehnen, beim Rebben zu erscheinen, bat mit flehentlicher Stimme, es zu tun, mit vielen Entschuldigungen und dem Hinweis, dass der Rebbe nirgendwohin gehe und nicht zu mir kommen könne.

Ich ging also mit ihm zum Rebben.

Kapitel 14

Wir betraten ein großes Holzhaus. Varm führte mich durch einige große Räume, wo Betten standen, auf denen Decken und Kissen ohne Überzüge durcheinanderlagen. In den Zimmern gab es eine lebhafte Bewegung von Knaben und jungen Burschen in langen Kaftanen und mit gekräuselten Schläfenlocken. Jemand lief, um Mitteilung von unserer Ankunft zu machen.

In dem Zimmer, in das mich Varm führte, standen ein ungemachtes Bett mit einer ganzen Symphonie aus Kissen und Decken und in der Mitte ein runder Tisch mit einigen Stühlen.

Einige Minuten später kam der Rebbe herein. Er war mittleren Alters, von mittlerem Wuchs, grobknochig, mit einem ovalen Gesicht, in dem ein schwarzer, runder Bart sprosste. Die Augen waren bläulich-hell, entweder nachdenklich oder müde, mit einem kindlich-naiven und leicht mitleidigen Ausdruck. Hatte er Mitleid mit sich selbst oder mit den anderen?

Alles in allem war er rundlich, weich, mitleiderregend. Er ging mit stillen, unsicheren Schritten, wie ein Mensch, der das Gehen nicht gewohnt ist. Er trug einen alten, ausgewaschenen, hellen Schlafrock. Er kam zum Tisch und begrüßte mich, indem er mir bescheiden seine weiche Hand mit kurzen, dicken Fingern reichte. Er setzte sich an den Tisch, schwieg, als wüsste er nicht, wie er das Gespräch beginnen solle, und blickte mich hilflos und mitleidheischend an, als ob ich die Entscheidung über Leben und Tod in meinen Händen halten würde, und sagte schließlich unsicher und leise:

»Sie waren in Ger? Man hat mich dort denunziert? …«

Ich erzählte ihm von meiner Reise nach Ger und versicherte ihm, dass man sich bereits von seiner Unschuld überzeugt habe.

Er hörte mich an, während er mich aus seinen kindlich-mitleidheischenden Augen anblickte, nickte mit dem Kopf, sagte aber nichts. Ich suchte in seinem Gesicht das Mienenspiel, von dem mir Vegmayster so begeistert erzählt hatte, aber ich fand davon nichts.

Als ich meinen Bericht über Ger beendet hatte, begann ich von anderen jüdischen Leiden zu erzählen. Ich wollte sehen, welchen Eindruck sie auf den Rebben machen würden. Er hörte mir ein paar Minuten zu, dann unterbrach er mich:

»Hier bei mir sitzt der Rabbiner von Nowe Miasto. Soll man ihn hereinbitten? Er soll auch hören, was Sie erzählen. Er wird Ihnen berichten, was dort passiert ist.«

Kurz darauf kam der Rabbiner von Nowe Miasto herein. Ein hochgewachsener, knochiger Mann mit großen, etwas vorstehenden Augen, dessen lange Schläfenlocken sich bis zu den Schultern wanden. Er trat mit schnellen, festen Schritten ein, als ob er Anlauf nehmen würde. Er redete laut, schnell und leidenschaftlich. Auch seine Bewegungen waren energisch und leidenschaftlich. Ein starker Kontrast zu dem mystisch-unbewegten Zaddik.

Der Rabbiner hörte ungeduldig meinen Bericht über Sochaczew an und begann, noch bevor ich zu Ende gekommen war, von Nowe Miasto zu erzählen. Er sprach flüssig, beinahe literarisch und verwendete auch russische Worte. Wie sich herausstellte, hatte er auch die Stellung eines Amtsrabbiners inne, trotz seiner streng orthodoxen Ausrichtung.

»Die polnische Agitation begann bei uns gleich am ersten Kriegstag. Man verbreitete Lügenmärchen, hetzte das Militär auf, ließ die Juden nicht zur Polizei. Das russische Militär kam zum ersten Mal an einem Schabbat in die Stadt. Es dauerte nicht lange und der Polizeichef kam zu mir geeilt:
›Das Militär ist eingetroffen‹, sagt er, ›die Geschäfte müssen geöffnet werden‹.
Ich antworte ihm, dass ich nicht erlauben werde, die Geschäfte an einem Schabbat zu öffnen. Ein paar Stunden später kommt er wieder und sagt schon energischer:
›Der Stadtkommandant hat befohlen, du sollst den Juden unverzüglich auftragen, die Geschäfte zu öffnen!‹
Ich antworte ihm wieder:
›Geh, sag dem Kommandanten, dass ich keiner seiner Untergebenen bin, dem er befehlen kann, und auf keinen Fall erlauben werde, die Geschäfte am Schabbat zu öffnen.‹
Eine weitere Stunde vergeht, dann kommen bereits zwei Soldaten mit Gewehren und beordern mich zum Kommandanten. Ich gehe also.
Der Kommandant war General Morosow. Er empfängt mich zornig und schreit mich wütend an:
›Bist du der Rabbiner?‹
›Ja.‹
›Du hast gesagt, dass du keiner meiner Untergebenen bist?‹
›Ich habe gesagt, dass ich ein Untergebener Gottes und von niemanden sonst bin.‹
›Wie kannst du es wagen, meinen Befehl, die Geschäfte zu öffnen, nicht auszuführen?‹
›Gnädiger General!‹, antworte ich ihm. ›Ich gehe davon aus, dass im Himmel während des Krieges derselbe Gott ist wie im Frieden, und wenn uns das Religionsgesetz im Frieden nicht erlaubt, am Schabbat Handel zu treiben, dann ist es auch in Kriegszeiten verboten. Außerdem gehe ich davon aus, dass wir jetzt noch frömmer sein müssen, damit Gott uns siegen lässt.‹
›Willst du etwa, dass meine Soldaten wegen eurer Frömmigkeit hungern?‹

›Um Himmels willen, nein‹, antworte ich. ›Hungern sollen sie nicht. Ich habe den Geschäftsleuten gesagt, wenn ein Soldat kommt und um Essen bittet, dann soll man es ihm geben, man solle aber kein Geld annehmen, denn das ist verboten.‹
Meine Antwort gefällt dem General offenbar. Er blickt mich verwundert an und sagt:
›Du gefällst mir. Geh und befolge deine Religion.‹
Eine Woche vergeht. Wieder gibt es einen Befehl des Generals. Man soll die Straßen am Schabbat reinigen. Ich untersage es und er schickt wieder nach mir.
›Du hast den Juden nicht erlaubt, am Schabbat die Straßen zu reinigen?‹
›Nicht ich habe es nicht erlaubt, sondern unsere Religion verbietet es.‹
›In Kriegszeiten muss man das Religionsgesetz vergessen.‹
›Wenn dem so ist‹, sage ich, ›warum hast du dann mich rufen lassen und nicht den Gemeindevorsteher, damit er den Juden befiehlt, am Schabbat zu arbeiten? Wenn die Vorschriften der jüdischen Religion abgeschafft sind, dann ist folglich auch der Rabbiner abgeschafft. Was willst du: Sollen die Juden dem Religionsgesetz nicht folgen, dem Rabbiner aber schon? Ohne Religionsgesetz gibt es auch keinen Rabbiner.‹
Er sieht ein, dass ich recht habe, macht eine Geste mit der Hand und sagt auf Russisch:
›Rawin praw!‹, ›Der Rabbiner hat recht!‹
Ein paar Wochen später kamen die Deutschen. Die haben uns übel mitgespielt. Sobald irgendetwas nicht passte, drohte man uns mit Erschießen. Man zwang die Juden, den Schlamm zu beseitigen und die Wege zu räumen, sogar am Schabbat. Meine Bitten halfen nichts, nur mit Mühe konnte ich erreichen, dass die Soldaten aus der Synagoge abgezogen wurden. In den Häusern wurden Soldaten einquartiert. Ich habe mich der Einquartierung widersetzt und darauf hingewiesen, dass ich als Rabbiner ein Beamter sei, meinem Zaren einen Eid geleistet habe und diesen nicht brechen könne. Sie nahmen mich von der Einquartierung aus. Bei ihrem Rückzug nahmen sie das Getreide, die Pferde, einfach alles, was nur ging, mit. Als sie die Stadt verlassen hatten, hängten wir russische Fahnen auf. Sie bemerkten es und beschossen die Stadt.
Während die Deutschen bei uns waren, schwiegen die Polen und verhielten sich zu den Juden sogar freundlich. Als die Russen kamen, gingen sie auf sie zu und erlaubten uns nicht, das Militär zu begrüßen. Ich ordnete an, einen Striezel Weißbrot zu backen, nahm einen Beutel Salz, eine Thorarolle und drängte mich zu dem russischen Militär durch. Ich ging zum Oberkommandeur, beglückwünschte ihn, reichte ihm die Thorarolle, das Salz und das Brot, segnete ihn und brach in Tränen aus.
›Die Polen‹, sagte ich, ›versuchen, uns in euren Augen schlecht zu machen. Wir bitten euch: Schenkt den Lügengeschichten, die sie über uns erzählen, keinen Glauben, wir sind Gott und dem Zaren treu ergeben.‹
Dann erzählte ich, was wir von den Deutschen auszustehen hatten.
Der Oberkommandeur war Plewe. Bei ihm war ein Großfürst, den er mit ›Wysotschestwo‹, ›Eure Hoheit‹, ansprach. Plewe hörte mich an und sagte:

›Ich werde keine Verleumdungen und Lügen über euch dulden. Nirgendwo bin ich so herzlich empfangen worden wie hier.‹
Das beruhigte uns.«

»Acht Wochen vergehen«, erzählt der Rabbiner weiter. »Gendarmen kommen und verhaften acht Bürger, einige der besten und frömmsten Juden, die ganz sicher weit entfernt von jeglicher Politik waren. Darunter den Schächter[79], der, ich bin mir sicher, nicht einmal weiß, was in diesem Krieg geschieht und wer gegen wen kämpft. Man hat sie mit der Etappe nach Warschau gebracht. Auf dem ganzen Weg haben sie gefastet. Als sie in Warschau ankamen, warfen sie sich zu Boden und aßen Schnee, um wieder zur Besinnung zu kommen. Jetzt sitzen sie im Gefängnis … Wie lautet die Beschuldigung? Passen Sie auf! Als die Deutschen abzogen, jagte ihnen ein russischer Vortrupp nach. An dem Schlagbaum am Stadtrand fielen zwei, drei russische Soldaten, die unter den Beschuss der flüchtenden Deutschen geraten waren. Nun kam man zu dem Schluss, dass die Juden den Schlagbaum bewusst geschlossen hätten, damit die russischen Soldaten umkommen. Daher hat man die Juden verhaftet, die in der Nähe des Schlagbaums leben. Die ganze Geschichte ist eine Lüge. Hunderte Menschen können bezeugen, dass der Schlagbaum offen war. Der Priester ist bereit zu schwören, dass keine Schuld der Juden besteht, aber es hilft nichts.«
»Man sagt«, erzählte der Rabbiner weiter, »dass man auch mich verhaften will. Ich habe keine Angst, sollen sie mich doch verhaften, hängen … Für den Kiddush HaShem[80] umzukommen, ist doch nicht das Schlechteste. Einstweilen muss man aber sehen, wie man die Verhafteten retten kann. Deswegen bin ich hergekommen, aber ich habe nirgendwo Zutritt. Hätte ich eine Empfehlung für Tumanow, dann könnte ich etwas ausrichten.«

»Waren Sie hier in der Jüdischen Gemeinde, bei Ihren offiziellen Vertretern?«, fragte ich.
»Ich war bei ihnen, aber sie waren doch nicht bei uns, sie sind nicht durch unsere Hölle gegangen. Sie geben sich gelassen. ›Schreiben Sie eine Bittschrift, wir werden uns damit befassen.‹ Ich sage, dass man aktiv werden muss, man darf es keine Minute aufschieben. Sie antworten, es sei ein Einzelfall und sie würden sich nur mit allgemeinen Angelegenheiten befassen. Sie verstehen, dass das Allgemeine sich aus dem Einzelnen ergibt. Aber versuchen Sie einmal, mit diesen kalten Menschen zu reden! … Daher wende ich mich jetzt an Sie. Da Sie Verbindungen zu den höchsten Kreisen haben, müssen Sie mir unbedingt ein Empfehlungsschreiben für Tumanow verschaffen!«

Ich versuchte, dem Rabbiner klarzumachen, dass ich keinerlei Verbindungen zu den »höchsten Kreisen« hätte, aber er wollte nichts davon hören.

79 Schächter (Hebräisch »Schochet«), Person, die koschere Tiere rituell schlachtet.
80 Kiddush HaShem (»Heiligung des Namens«), hebräischer Ausdruck für das Glaubensmartyrium.

Ich erinnerte mich, dass vor vier oder fünf Tagen Baron Alexander Ginzburg und Oskar Grusenberg[81] hier waren, die einen Waggon mit Geschenken von Petersburger Juden an die Front gebracht hatten. Heute würden sie wieder nach Hause fahren. Ich bot dem Rabbiner an, Ginzburg oder Grusenberg zu bitten, ihn zu empfangen und ihm zu helfen, soweit möglich.

Der Rabbiner nahm das Angebot begierig an. Er zog mich zur Seite und raunte mir zu:

»Sehen Sie zu, dass Grusenberg und Ginzburg den Rebben treffen. Das wird ohne Zweifel eine große Wirkung haben. Vergessen Sie nicht, der Rebbe ist das Oberhaupt der polnischen Juden.«

Ich schlug dem Rebben vor, sich mit Grusenberg und dem Baron zu treffen. Er sah mich mitleidig an, breitete in einer hilflosen Geste die Arme aus: »Was … kann … ich … schon tun?« und willigte nicht ein …

Kapitel 15

Gegen Mitternacht kam ich von meinem Besuch beim Rebben ins Hotel Bristol zurück, wo ich abgestiegen war. Dort traf ich Baron A. Ginzburg an, der ein paar Stunden vorher von der Front zurückgekommen war, wohin er mit Grusenberg Geschenke für die Soldaten gebracht hatte. Ich informierte den Baron über die Vorkommnisse in Nowe Miasto und bat ihn, den dortigen Rabbiner zu empfangen. Er war damit einverstanden und bat, dieser möge am nächsten Morgen zu ihm kommen. Ich teilte das dem Rabbiner mit und dieser kam zur festgesetzten Zeit zum Baron. Allerdings kann ich nichts über das Ergebnis des Treffens sagen, da ich noch am selben Morgen abreiste.

Ich fragte den Baron, welche Eindrücke er bei seiner Reise an die Front gewonnen hatte und ob er die Möglichkeit gehabt hatte, sich mit dem Oberkommandierenden der Armee zu treffen und die Frage des Verhaltens gegenüber den Juden anzusprechen. Er antwortete, es habe sich keine Möglichkeit ergeben, über die Judenfrage zu sprechen, doch sei er im Allgemeinen zufrieden mit der Reise, wenn auch nicht sehr begeistert. Er maß der Reise keine große politische Bedeutung bei.

Ganz anders war die Einschätzung des zweiten Delegierten, O. Grusenberg, was die Bedeutung der Reise betraf. Mit ihm konnte ich am nächsten Mor-

81 Oskar Ossipowitsch (Israel Iossifowitsch) Grusenberg (1866–1940), Jurist, einer der Verteidiger im Beilis-Prozess.

gen sprechen. Auf ihn hatte die Reise einen sehr starken Eindruck gemacht. Er empfing mich mit den Worten:

»Unser Besuch der Stellungen, die direkten Begegnungen mit dem russischen Militär und seinen Kommandeuren eröffnen den Juden eine neue Epoche! Endlich haben wir den richtigen Weg zur Bekämpfung des Alptraums gefunden, der über dem Judentum hängt!«

Er schilderte mir, wie die Verteilung der Geschenke vor sich gegangen war. Die Delegierten wurden mit ihren Geschenken direkt zu den Stellungen und den Schützengräben gebracht. Die Soldaten wurden nach Rotten aufgerufen, sie nahmen Aufstellung, der General erklärte, dass Juden ihnen anlässlich des Feiertages Geschenke geschickt haben. Die Soldaten riefen »Hurra« und »Pokorno blagodarim!«, »Ergebensten Dank!« Der General dankte auch in seinem Namen den Delegierten und bat sie, den Petersburger Juden seinen Dank zu übermitteln. Danach gaben die Offiziere für die Delegierten ein Mittagessen, bei dem Reden gehalten wurden. Anschließend wurden sie ehrenvoll zur Bahn begleitet.

»Stellen Sie sich nur vor!«, resümierte Grusenberg. »Dieser Empfang, diese Begrüßung! … Sie haben erzählt, dass das Militär Pogrome gegen Juden durchführt, sie hängt und erschießt. Und hier wird man mit ›Hurra!‹ empfangen, beinahe auf Händen getragen. Es stimmt, die russische Seele ist wie ein Pendel, einmal sinkt sie in den dunkelsten Abgrund, dann hebt sie sich in eine unerreichte Höhe empor. Ich konnte nicht reden, die Tränen rannen mir über die Wangen, so gerührt war ich … Aber das ist noch nicht alles. Hören Sie weiter! Als der General uns gedankt hatte, schlug er mir vor, ich solle ›ein paar Worte an die Soldaten richten‹! Denken Sie nur, man erlaubt einem Zivilisten, sich in den Stellungen mit einer Rede an die Soldaten zu wenden! Eine Massenversammlung!! Ich war erstaunt und antwortete dem General:
›Eure Exzellenz! Ich weiß, was Disziplin bedeutet und erlaube mir daher nicht, mich direkt an die Soldaten zu wenden. Ich bitte Sie aber, ihnen mitzuteilen, dass wir uns tief vor ihren großen Leiden und ihrem Opfergeist verneigen und dass wir ihren Heldenkampf mit großer Begeisterung verfolgen‹ … Der Oberkommandeur Scheideman empfing uns ebenfalls, dankte uns, aber dieser Empfang war weitaus kühler und nicht besonders höflich … Er bot uns nicht einmal an, Platz zu nehmen …«
»Und mit welchem der Kommandeure haben Sie über das Verhältnis zu den Juden, über die Lügenmärchen und die Verfolgungen gesprochen?«, fragte ich.
»Diese Frage anzusprechen, bot sich keine Gelegenheit …«
»Die Stellungen, bei denen Sie waren, waren die auf freiem Feld oder bei einer Siedlung?«
»Bei einem Schtetl. Wir haben dort einen ganzen Tag verbracht.«
»Konnten Sie sich mit den Juden dort treffen? Haben Sie sie befragt?«

»Wir haben uns dort mit keinem einzigen Juden getroffen, aber wir waren bei Juden untergebracht. Stellen Sie sich vor, als ich eintrat, sah ich an der Wand mein eigenes Bild, von dem Beilis-Prozess …«
»Hat der Hausherr Ihnen vielleicht etwas über die Lage der Juden im Schtetl berichtet?«
»Nein, der Hausherr war erst nach Hause zurückgekehrt. Er war in Haft gewesen. Es fehlte nur ganz wenig und man hätte ihn gehängt …«
»Wie ist er freigekommen?«
»Das muss unter uns bleiben: Er hat sich mit tausend Rubel freigekauft! …«

Einige Tage vor meiner Abfahrt nach Ger, am 24. Dezember, erhielt ich ein Telegramm aus Brody, von Feygenboym, dem Händler, der mir angeboten hatte, mich nach Galizien zu bringen. Er werde nur bis zum 2. Januar in Brody bleiben, und falls ich seine Hilfe in Anspruch nehmen wolle, dann solle ich sofort abreisen. Ich antwortete ihm, dass ich am 29. Dezember nach Riwne fahre und ihn bitte, mir den Passierschein für Brody dorthin zu schicken oder zu bringen.

Ich verschob die Abfahrt um einige Tage, um meine Arbeit im Verband zu beenden. Überdies hatte ich noch die schwache Hoffnung, dass mir der Verband eine Dienstreise nach Galizien genehmigen werde. Wyrubow behauptete, dass er mir in dieser Angelegenheit nicht helfen könne und fügte jedes Mal hinzu, dass ich mich an den Fürsten Lwow wenden solle, welcher in den nächsten Tagen nach Warschau kommen müsse. Lwow kam am 27. Dezember. Er empfing mich und erinnerte sich sofort an unser Gespräch in Moskau und an meine Bitte, mir eine Reise nach Galizien zu ermöglichen.

»Derzeit ist es für Privatpersonen sehr schwierig, nach Galizien zu fahren«, antwortete er mir. »Vor zwei Wochen wurde der Befehl veröffentlicht, keinesfalls Passierscheine für Privatpersonen auszustellen. Stellen Sie sich nur vor: Wyrubow selbst, der Oberbevollmächtigte der Warschauer Abteilungen des Semstwo-Verbandes, musste sich zwei Wochen lang intensiv bemühen, bis es ihm gelang, einen Passierschein zu erhalten.«
»Ich bitte Sie nicht um einen Passierschein«, antwortete ich. »Geben Sie mir nur eine Bestätigung, dass Sie mich nach Galizien abkommandieren. Einen Passierschein kriege ich schon.«
»Wir müssen niemanden hinschicken. Unser galizischer Bevollmächtigter, Schlikewitsch, macht alles, was ihm möglich ist.«
»Sie verstehen sicher, wovon ich spreche, und wissen, welches Ziel ich mir für meine Reise nach Galizien gesetzt habe«, sagte ich. »Ihren Auftrag brauche ich nur bis zu meiner Ankunft in Lemberg. Dort werde ich mich schon zurechtfinden. Maklakow und Demidow haben mir versprochen, dass sie mich in einer ihrer Abteilungen aufnehmen werden.«

»Demidow befindet sich jetzt in Moskau und stellt dort eine neue Abteilung zusammen. Wenden Sie sich an ihn. Für ihn ist es leicht, Sie mitzunehmen. Wir hingegen können Ihnen von hier aus keinerlei Vollmachten ausstellen.«

Kurzum, es wurde klar, dass er mir keinerlei Bestätigung ausstellen wollte, und der Grund dafür war, dass ich Jude war und vor allem, dass ich in Galizien die Lage der Juden erkunden wollte.

Als ich in das Vorzimmer kam, empfing mich der Sekretär Krzewicki mit einem giftigen Lächeln und sagte mit Genugtuung in der Stimme:

»Nun, wer hatte recht? Ich habe Ihnen gesagt, dass Lwow Ihnen keine Dienstreise nach Galizien genehmigen wird. Mir war das von vornherein klar.«

Als ich hinausging, holte mich Wyrubow ein und sagte zu mir, als wolle er sich rechtfertigen:

»Kommen Sie morgen wieder. Sie müssen einen neuen Versuch machen, sich mit Lwow zu verständigen. Ich werde auch noch einmal mit ihm reden …«

Meine zweite Begegnung mit Lwow war am 29. Dezember. Wieder sprach ich mit ihm, wieder ohne Ergebnis. Ich ging fort, ohne ihm die Hand zu reichen und ohne ein »Guten Tag«.

Um Riwne am 31. zu erreichen, musste ich sofort abreisen. Ich hatte nur mehr Zeit für einen raschen Besuch bei Perez, um mich von ihm zu verabschieden.[82] Ich traf ihn aber nicht zu Hause an. Mein Herz sagte mir nicht, dass ich ihn nicht mehr wiedersehen werde und er uns drei Monate später für immer verlassen sollte. So fuhr ich weg, ohne den Menschen zu sehen, der mir in der letzten Zeit teurer als ein Bruder geworden war …

Von unterwegs schickte ich ein Telegramm nach Moskau an den bekannten zionistischen Politiker Y. Naiditsch[83] – der mir einen Brief an Demidow mitgegeben hatte – mit dem Inhalt, dass ich in Warschau nichts erreicht hätte und ich ihn bitte, dahingehend zu wirken, dass Demidow mich in seine neue Abteilung aufnimmt. Ich bat ihn, mir nach Riwne zu telegrafieren.

In dem Waggon, in dem ich reiste, waren auch Offiziere und ich hatte das »Vergnügen«, ihre Erzählungen über Juden anzuhören.

---

82 Perez starb am 3. April 1915 in Warschau. An-Ski verstarb am 8. November 1920 und wurde im Mausoleum von Perez auf dem Warschauer Jüdischen Friedhof beigesetzt.

83 Yitshak Asher Naiditsch (1868–1949), Fabrikant, Zionist.

Ein Offizier erzählte:

»Stellt euch vor: Ein Freund von mir, ein Leutnant, war auf Urlaub. Als er zurückkam, fand er sein Regiment nicht mehr an dem Ort, wo er es zurückgelassen hatte. Wen er auch fragte, niemand wusste etwas. Und die, die es wussten, sagten nichts: Man hatte den strikten Befehl erlassen, dass die Verlegung von Armeeteilen der strengsten Geheimhaltung unterliegt. Drei Tage quälte er sich ab. Was, glaubt ihr, hat er dann gemacht? Er rief einen Juden als Faktotum und versprach ihm ein paar Rubel, damit er alles herausfinde, was er wissen musste. Eine Stunde später brachte ihm sein Faktotum genaue Angaben: Wann sein Regiment verlegt worden war, wohin und sogar, auf welchem Weg! Weiß der Teufel, woher sie das alles wissen! Zum Beispiel, da sind wir in einem Schtetl, wir wissen von gar nichts, aber an den jüdischen Gesichtern können wir ablesen, dass wir bald verlegt werden. Und einen Tag später kommt der Abzugsbefehl … Sie müssen eine breit angelegte Spionageorganisation mit vielen Agenten haben, die einander alle Informationen weitergeben …«

Eine Weile später meldete sich ein anderer:

»Alle Falschmeldungen werden nur von den ›Jidden‹ verbreitet. Sie haben absichtlich das Gerücht gestreut, dass die Deutschen Kielce eingenommen hätten. Und diese Frechheit, die sie haben! Sie rufen ganz offen: ›Bald kommen die Unseren!‹ – das heißt, die Deutschen. Untereinander reden sie ebenfalls Deutsch. Man hätte sie alle umbringen sollen! Sie wissen, dass unser Sieg ihre Niederlage wäre. Die Polen werden sie alle abschlachten, daher freuen sie sich, wenn die Deutschen siegen! …«

In Kowno fand ich das erwartete Telegramm von Feygenboym nicht vor. Hingegen erhielt ich am 3. Januar ganz unerwartet ein Telegramm von Y. Naiditsch:

»Kommen Sie nach Moskau. Am 7. fährt Demidows Abteilung ab. Für Sie ist ein Platz reserviert«.

Ich fuhr sofort nach Moskau.

Igor Platonowitsch Demidow, ein Mitglied der Staatsduma[84], ein angesehener Politiker der Kadetten-Partei, war der höchste Bevollmächtigte der Abteilungen, die von der Staatsduma finanziert wurden. Seine Abteilung befand sich in Tarnów (Galizien). Ein paar Wochen früher war Demidow wegen Medika-

84 Duma oder Staatsduma, wenngleich bereits durch die liberalen Reformen von Alexander II. 1864 lokale Selbstverwaltungen (semstwo) geschaffen wurden, stimmte Nikolai II. der Schaffung der Staatsduma als zweiter Kammer neben dem Reichsrat erst nach der Revolution von 1905 zu.

menten nach Moskau gefahren. Naiditsch, der mein Telegramm erhalten hatte, sprach deswegen mit ihm, und er gab sofort seine Zustimmung, mich nach Galizien mitzunehmen. Da er noch vor meiner Ankunft wieder abreisen musste, trug er seinem Bruder Lew Platonowitsch auf, der sein Stellvertreter in Moskau war, mir die Vollmacht zu geben, zwei Waggons mit Medikamenten nach Galizien zu bringen.

Ich ging zu Lew Demidow ins Komitee. Er stellte mir eine Vollmacht aus und machte mich mit meinen Aufgaben vertraut. Ich musste sicherstellen, dass die Medikamente gemäß der Liste in die Waggons geladen würden, und musste sie nach Tarnów bringen und dort der Abteilung übergeben. Ein Artelangehöriger[85] würde die Waggons begleiten. Ich und ein weiterer Bevollmächtigter, der Moskauer Jurist B. Je. Ratner[86], der aus Neugier nach Galizien fahren wollte, hatten die Aufgabe sicherzustellen, dass die Waggons nirgendwo angehalten würden, sowie darauf zu achten, dass die Medikamente in Brody in österreichische Waggons umgeladen würden, da ab dort die Bahn eine schmalere Spurweite hat, und sie nach Tarnów zu bringen. Von einem Passierschein war nicht einmal die Rede. Unsere offizielle Vollmacht reichte.

Da die Waggons am 9. Januar abfahren sollten, hatte ich Zeit, nach Petersburg zu fahren, um dort auf einer Versammlung von jüdischen Vertretern einen Bericht über die Lage in Polen vorzutragen. Denselben Bericht erstattete ich auch in Moskau.

Kapitel 16

In Moskau besuchte ich ein »jüdisches Lazarett«, das, so scheint mir, das einzige in ganz Russland war. Jüdisch war es nicht nur deshalb, weil es mit jüdischem Geld finanziert wurde, sondern vor allem deshalb, weil beinahe alle verwundeten Soldaten, die sich dort aufhielten (zwischen neunzig und siebenundneunzig) sowie die Ärzte, Schwestern und Sanitäter durchweg Juden waren.

Gegründet war das Lazarett von Frau Shoshana Persits worden. Sie richtete eine koschere Küche für die wenigen jüdischen Soldaten ein, die sich anfänglich dort befanden. Als das bekannt wurde, begannen die Ärzte und Leiter anderer Lazarette die jüdischen Soldaten, die keine treifen Speisen essen wollten,[87] hinzuschicken. So entstand allmählich ein jüdisches Lazarett.

---

85 Artel, Kooperative von beispielweise Handwerkern im Russländischen Reich.

86 Boris Jefimowitsch Ratner (1883–1961), Rechtsanwalt.

87 »Treif« bezeichnet das Gegenteil von »koscher«, d.h. Speisen, die nicht den jüdischen Speisegesetzen entsprechen.

Ein großes Holzhaus, sauber, ordentlich. Große Räume mit Dutzenden Betten. In ihnen liegen nur ein paar Schwerverwundete. Die anderen wandern in Schlafmänteln und Schuhen umher. Ältere Juden mit Bärten und gebeugten Rücken. Jugendliche, junge Männer mit bleichen, ausgezehrten Gesichtern, bandagierten Köpfen, verbundenen Händen, auf Krücken, die aussehen wie Greise. Nur zwei, drei sind hochgewachsen, stark gebaut und von frischem Aussehen. Einige gehen in Gedanken versunken durch die Zimmer, andere stehen in Gruppen beisammen und reden, wieder andere sitzen an ihren Tischchen, schreiben Briefe oder lesen. Ein junger Mann ist besonders intensiv in seinen Talmud vertieft. Er war Rabbiner in einem Schtetl.

Auf den ersten Blick ist nicht zu erkennen, dass es sich um Soldaten handelt. Ganz gewöhnliche, wenn auch kranke Juden, Händler, Handwerker, Lehrer, Kinder aus gutem Hause. Aber bei näherem Hinsehen bemerkte ich, oder besser gesagt, fühlte ich etwas Neues, Ungewöhnliches in den Bewegungen, im Gesprächston, in den Blicken. Eine tiefe Verschlossenheit, als ob sie ein ernstes Geheimnis bewahrten. Alle waren sie wie von tiefer, stiller Trauer umhüllt.

Ich dachte daran, dass alle diese einfachen Juden, der kleine Rabbiner, der Händler mit dem rötlichen Bart, der Tischler, der Hebräischlehrer, den Todesengel vor sich gesehen hatten, dass sie durch den Sturm des Todes gegangen waren, dass ihr Leib seinen giftigen Biss gespürt hatte, dass sie selbst Tod verbreitet hatten und so in ihre Seele etwas von der »jenseitigen Welt« aufgenommen hatten, das man mit Gedanken nicht erfassen, mit Worten nicht ausdrücken kann, das aber in der Seele eine unauslöschliche Spur hinterlässt.

Sie beantworten meine Fragen gerne, aber leise, zurückhaltend, ernst, ohne überflüssige Worte, ohne die leiseste Klage über die unmenschlichen Qualen, die sie durchgestanden haben.

Ich frage, ob sie während der Schlacht Angst gespürt hätten.

Der Rabbiner antwortet mir mit traurigem Lächeln:

»Angst macht einem nur die Angst vor dem Krieg, aber nicht der Krieg selber. Sobald die Schlacht begann, als die Kugeln flogen und wir selbst schießen, laufen, vorwärtsstürmen mussten, verschwand die Furcht. Angst kann sich auch nicht lange halten, man gewöhnt sich an sie. Das ging so weit, dass ich wunderbar schlafen konnte, während die Schlacht auf ihrem Höhepunkt war. Als ich aufwachte, lagen neben mir zwei gefallene Soldaten.«

Er erzählt weiter: »Einmal, in den Schützengräben, kamen an die zwanzig jüdische Soldaten an einem Ort zusammen und wir beschlossen, unter stärkstem Feindbeschuss, die Tefillin anzulegen und uns als Minjan[88] zum Gebet zusammenzufinden. Währenddessen

88 Minjan, Gruppe von mindestens zehn erwachsenen jüdischen Männern, die für das Abhalten des Gottesdiensts erforderlich ist.

kam der Rottenkommandant. Im ersten Augenblick war er verwundert, aber als er erfuhr, dass wir beteten, äußerte er zu den russischen Soldaten: ›Seht ihr, wie sie im Feuer beten! Ein solches Gebet wird Gott sicher erhören!‹«

Es sind Berichte von blutigen Schlachten, von leichenbedeckten Feldern, Strömen von Blut, Schreien, vom Seufzen der Menschen und Stöhnen der Erde. Erzählungen über niedergebrannte, verwüstete Dörfer, Städte und Schtetlech. Über eine jüdische Bevölkerung, die in ihrer Todesangst zwischen den zwei kämpfenden Lagern weder ein noch aus weiß.

Ein Soldat erzählt, dass sein Regiment vier Tage vor seinem Geburtsort stand, wo noch seine alten Eltern, seine Geschwister und Verwandten lebten. Der Ort war von den Österreichern eingenommen worden und das Regiment nahm ihn unter Beschuss. Man konnte das Schtetl in der Ferne sehen, verfolgen, wo jedes Geschoss niederging. Er kannte dort jedes Haus und sah zu, wie eines nach dem anderen, eine Gasse nach der anderen in Brand geriet und zerstört wurde. Als die Österreicher vertrieben waren und die Russen ins Schtetl kamen, fanden sie nur Ruinen vor. Vom Haus seines Vaters waren nur die Wände geblieben. Er traf jedoch keine Menschenseele an, weder im Haus noch im gesamten Schtetl. Bis heute weiß er nicht: Sind sie auf die österreichische Seite gegangen oder irren sie noch irgendwo hungrig und hilflos umher?

Andere Berichte betreffen den Krieg in Galizien. Welche furchtbaren Dinge dort vorgefallen sind, welche Schreckensbilder man dort mit ansehen musste!

Die Soldaten beginnen zu erzählen, unterbrechen sich aber mitten in der Erzählung mit einer Handbewegung: Es ist schwer, die Geschichte zu beenden, schwer, das Schreckliche noch einmal zu durchleben.

In der Tür steht ein hochgewachsener junger Mann mit kastanienbraunem Bart. Leise, monoton, mit gesenktem Blick, erzählt er seine Erinnerungen. Plötzlich unterbricht er sich, er versucht, sich an etwas zu erinnern, und blickt mich verwundert an, als frage er sich, ob das alles wirklich geschehen ist oder ob es bloß ein Traum war.

»Vor Jom Kippur[89]«, erzählt er, »kamen wir in ein galizisches Schtetl. Es war halb verbrannt und verwüstet. Da und dort waren Häuser stehen geblieben. Keine Menschenseele war auf der Straße, in keinem Haus ein Feuer. Wie auf einem Friedhof. Plötzlich zeigten sich auf der Straße zwei Juden, ein alter und ein junger, mit zerrissenen Kaftanen, mit Schtreimeln[90]. Beide sahen aus wie Leichen, die aus dem Grab auferstanden waren. Ihr Anblick war schauerlich. Selbst bei den russischen Soldaten hinterließ ihr Aussehen einen

89 Jom Kippur, höchster jüdischer Feiertag, »Tag der Sühne« bzw. »Versöhnungstag«.
90 Schtreimel, pelzbesetzter Hut, Festtagstracht bei chassidischen Juden.

bleibenden Eindruck und sie rührten sie nicht an. Die beiden Juden gingen in eine Seitengasse. Ich folgte ihnen. Sie gingen noch ein paar Gassen weiter und kamen zu einer großen, alten gemauerten Synagoge, mit eingeschlagenen Fenstern und zertrümmerten Türen. Ich folgte ihnen hinein. Drinnen ein Bild der Verwüstung: alles zerbrochen, der Thoraschrein lag umgestürzt und in Stücken auf dem Boden, die Hängeleuchter waren herabgestürzt und kaputt, der ganze Fußboden mit zerrissenen Büchern bedeckt. An der Stelle des zerbrochenen Lesepults stand ein Stuhl, auf dem eine Kerze angezündet worden war. In der Synagoge waren außer den beiden, die gerade gekommen waren, noch vier Juden. Der Alte stellte sich vor den Stuhl und begann das ›Kol Nidre‹[91].«
»Haben Sie versucht, mit ihnen zu reden?«, fragte ich.

Der Soldat blickte mich an, schlug die Augen nieder und sagte mit leiser, zitternder Stimme:

»Ich konnte nicht mit ihnen reden … Aber ich konnte mit ihnen weinen … Und ich habe geweint …«

Kapitel 17

Die Waggons mit den Medikamenten fuhren am 12. von Moskau ab. Da sie im besten Fall erst drei oder vier Tage nach mir in Brody ankommen konnten, machte ich einige Tage in Kiew halt.

Bei meinem Aufenthalt dort vor drei Monaten hatte ich auf einer Versammlung jüdischer Frauen den Vorschlag gemacht, in der Stadt eine Kleidersammlung für die Flüchtlinge und Kriegsopfer zu organisieren. Einige waren skeptisch, aber ein paar Frauen, unter der Leitung von Frau M. Mazar, machten sich energisch an die Arbeit und sammelten im Laufe der Zeit an die achthundert Pud Kleider. Viel wichtiger war aber, dass es ihnen gelang, nicht nur die Erlaubnis zur Kleidersammlung zu erhalten, sondern auch eine »Hilfsgesellschaft zur Unterstützung der jüdischen Kriegsopfer« zu gründen. Die Gesellschaft entfaltete eine ungeheuer emsige Tätigkeit, sie organisierte während der ganzen Dauer des Krieges Hilfe für den ganzen Südwesten Russlands, für Galizien und die Bukowina. Sie gab über zehn Millionen Rubel aus und rettete Zehntausende Juden vor dem Hungertod.

In Kiew hielt ich einen Vortrag über die Lage in Polen und erzählte, warum ich nach Galizien fahre.

---

91 Kol Nidre (Aramäisch »alle Gelübde«), Erklärung, das vor dem Abendgebet gesprochen wird und den Jom Kippur einleitet.

Ein bekannter Zuckerfabrikant in Kiew, Herr Gepner[92], der meinem Vortrag beiwohnte, äußerte den Wunsch:

»Hoffen wir, dass Sie aus Galizien bessere Nachrichten bringen als aus Polen.«
»Da besteht wenig Anlass zur Hoffnung«, antwortete ich, »wenn ich wenigstens gute Nachrichten nach Galizien bringen könnte.«
Herr Gepner zog fünfhundert Rubel hervor und gab sie mir.
»Sie werden vermutlich jemanden finden, dem Sie die geben können.«

Das war nicht die erste Spende, die ich für die Juden in Galizien erhalten hatte. In Peterburg hatte mir Frau Winawer[93] hundert Rubel gegeben.

Vor meiner Abfahrt war ich bei Baron Wladimir Ginzburg[94], einer der angesehensten jüdischen Persönlichkeiten in Kiew. Vor dem Krieg hatte er bereits starkes Interesse für die jüdische Ethnografie gezeigt und nur dank seiner Hilfe konnte ich die ethnografische Expedition organisieren und durchführen. Der Krieg überraschte ihn in Frankreich. Da er ein Angehöriger der »Landwehr« war, fuhr er umgehend nach Russland und trat seinen Dienst als einfacher Soldat an (sein Bruder Baron Alfred Ginzburg war vor der Revolution der einzige jüdische Hauptmann). Er nahm keinerlei Vergünstigungen in Anspruch und leistete seinen Dienst in der Kaserne wie alle anderen Soldaten. Gleichzeitig richtete er auf eigene Kosten ein Lazarett für vierzig Verwundete in seiner Wohnung ein.

Er erkundigte sich nach der Lage in Polen und nach meinen Plänen in Galizien.

Einige Stunden nachdem ich ins Hotel zurückgekehrt war, kam der Inkassant des Barons zu mir und übergab mir von ihm dreitausend Rubel für die galizischen Juden.

Am fünfzehnten fuhr ich von Kiew ab.

Vor Brody machte ich noch einen Tag in Radywyliw[95] halt, einem ganz hübschen Grenzstädtchen. Der Millionär M. Ja. Ginsburg (sein eigentlicher Fami-

---

92 Juli Grigorjewitsch (Yovel) Gepner (Chepner, Gopner; verschieden 1938), Zuckerfabrikant in Kiew und Odessa.

93 Ehefrau von Maxim Moissejewitsch Winawer (1863–1926), Jurist, Politiker (KD), Mäzen.

94 Baron Wladimir Gorazijewitsch Ginzburg (Günzburg) (1873–1932), Sohn von Horaz O. Ginzburg (1833–1909). Die Petersburger Familie Ginzburg brachte eine Reihe namhafter Bankiers und Philanthropen hervor. W. Ginzburg finanzierte An-Skis ethnografische Exkursion (1912–1914) in den Ansiedlungsrayon. W. Ginzburgs Bruder Alfred G. Ginzburg (1865–1936) war Unternehmer.

95 Radywyliw, heutiger ukrainischer Stadtname. An-Ski verwendet die bis 1918 geltende russische Namensvariante Radsiwilow (Ukrainisch: Radsywyliw), heute Radiwilow (Russisch), Radziłłów (Polnisch), etwa 80 Kilometer nordwestlich von Tarnopol gelegen.

lienname ist Mess)[96], der von dort stammte, hatte das Städtchen stark gefördert. Er ließ eine Synagoge bauen, errichtete ein gut ausgestattetes Spital und viele Kultur- und Wohlfahrtseinrichtungen. Außerdem unterstützte er Dutzende Haushalte.

Als Ratner und ich in Radywyliw ankamen, hatte sich fast das ganze Städtchen, einige Tausend Menschen, an der Synagoge versammelt. Wie sich herausstellte, wurde dort gerade der Hesped, die Trauerrede, für Ginsburgs Bruder, Shmuel Mess, gelesen. Er war in einem galizischen Städtchen, wo er Hilfe für die örtlichen Juden organisieren wollte, ganz plötzlich gestorben. M. Ginsburg hatte die Hilfe für Radywyliw über Shmuel Mess abgewickelt. Dessen unerwarteter und frühzeitiger Tod rief im Städtchen größere Verzweiflung hervor als der Krieg. Jüdische Männer und Frauen standen in den Straßen, rangen die Hände und weinten.

Bei Kriegsausbruch war die Grenze geschlossen worden. Das Städtchen war ruiniert, da der Handel mit Österreich, von dem es gelebt hatte, zum Erliegen kam.

Eine Woche nach Kriegsbeginn kamen die Österreicher und nahmen das Städtchen ein, mussten aber nach wenigen Stunden schon wieder abziehen. Ihnen folgten bald darauf die Kosaken. Die Kosaken waren vorher lange Zeit in Radywyliw stationiert gewesen, sie kannten alle Einwohner, doch nun, als sie wieder einrückten, begannen sie einen Pogrom und raubten die besten Geschäfte aus. Das, was sie nicht mitnehmen konnten, zerbrachen sie, verschütteten sie, vernichteten sie. Dann kamen Bauern mit Fuhrwerken und holten den Rest. Während des Pogroms hatten sich einige Hundert Juden in der Synagoge verbarrikadiert. Die Kosaken kamen und wollten die Tür aufbrechen, aber ein Goi aus der Stadt kam den Juden zu Hilfe. Er stellte sich vor die Tür der Synagoge und begann die Kosaken zu beschimpfen, was ihnen einfalle, hilflose, arme Leute zu überfallen. Die Kosaken zogen sich daraufhin zurück.

Ein Jude aus Dubno erzählte mir, dass er gerade während des Pogroms nach Radywyliw gekommen sei. Durch die Straßen liefen tobende, plündernde Kosaken und schlugen Türen und Fenster ein. Die Juden hatten sich eingesperrt. Er klopfte bei einigen an, aber niemand ließ ihn ein, es sah so aus, als müsse er im Freien übernachten. Plötzlich sah er einen Juden vorbeilaufen. Als der ihn, den Juden aus Dubno, sah, kam er auf ihn zugelaufen: »Vetter, habt Erbarmen, kommt zu mir!« Es versteht sich, dass er gerne mitging. Wie sich zeigte, war bei dem Juden aus Radywyliw eine Jahrzeit[97] und es fehlte ein Mann zum Minjan.

96 Moisej Jakimowitsch Ginsburg (Mess) (1851–1936), Kaufmann und Mäzen, in Radywyliw geboren.

97 Jahrzeit (Jiddisch »yortsayt«), Todestag, an dem das Kaddisch für den Verstorbenen gesagt wird.

Nach dem Abendgebet bat der Hausherr ihn noch nach draußen, um den neuen Monat zu segnen.[98]

»Aber ich bitte Sie, es ist gefährlich, in den Straßen findet ein Pogrom statt!« –
»Aber sehen Sie doch, was für ein Mond! Der Pogrom ist morgen auch noch, aber der Mond vielleicht nicht!«

Also gingen sie, während der Pogrom wütete, hinaus, um den Mond zu segnen.

Ich ging zum Bahnhof, um nach den Waggons zu sehen. Am Bahnhof standen einige Hundert kriegsgefangene österreichische Soldaten, hungrig und durchgefroren, und warteten auf den Zug, der sie wegbringen sollte. An der Seite stand abgesondert eine Gruppe von etwa vierzig Personen. Darunter waren vierundzwanzig halbnackte Juden, frierend und angsterfüllt.

Ich ging zu ihnen hin und befragte sie.

»Woher kommt ihr?«
»Aus Lisko.«[99]
»Weswegen hat man euch verhaftet?«
»Wer weiß das schon!«
»Wohin bringt man euch?«
»Wer weiß das schon!«

Sie wissen nur eines: Sie hungern und frieren. Begleitposten traten an mich heran und baten mich wegzugehen. Es sei verboten, mit den Verhafteten zu sprechen. Einer der Posten brachte sie zu einem Waggon und hieß sie einsteigen. Für die Juden war ein eigener Waggon vorgesehen. Wie sich zeigte, war das ein einfacher, kalter Güterwaggon. Sogar der Gendarm, der danebenstand, bekam Mitleid: »Ein Jammer! Wie können sie so fahren? Es hat doch sieben, acht Grad Minus.« Ich bat ihn, man möge ihnen einen beheizten Waggon geben. Aber das konnte er nicht tun. Dann stellte sich heraus, dass im Waggon zwar ein kleiner Ofen, aber keine Kohlen dafür vorhanden waren. Der Gendarm erbot sich, Kohlen zu beschaffen.

---

98 Beim Anblick des zunehmenden Mondes nach Neumond (Hebräisch »Rosch haChodesch«) ist ein besonderer Segensspruch zu beten (Birkath haChodesch), und zwar im Freien, wenn der Mond gut sichtbar ist. Das Gebet soll Glück für den neuen Monat bringen.

99 Lisko (Polnisch, Ukrainisch), Kleinstadt in den Beskiden bzw. Westkarpaten, gehörte in Österreich-Ungarn zur Woiwodschaft Lemberg, 1931 Namensumbenennung von Lisko zu Lesko, etwa 90 Kilometer südöstlich von Rzeszów gelegen.

Es war ein furchtbarer Anblick, wie die alten, schwachen, niedergeschlagenen Juden in den Waggon kletterten. Die ersten schafften es irgendwie hinein, dann zogen sie die anderen nach. Seufzen und Stöhnen, fünf Menschen versuchten, einen anderen hochzuziehen, fünf weitere schoben ihn an, und die zehn zusammen hatten nicht genügend Kraft, um den einen Menschen in den Waggon zu hieven. Schließlich wurden sie mit Unterstützung der russischen Soldaten hineingeschoben.

Einige alte Juden standen an der Tür des Güterwaggons und bettelten mitleidserregend jeden Passanten auf Polnisch an:

»Hoher Herr! Wir bitten Euch! Nur ein wenig Kohle!«[100]

Ich ging, von den Begleitposten unbemerkt, zu dem Waggon und verteilte unter den Juden ein paar Rubel.

Einer von ihnen flehte mich an:

»Haben Sie Erbarmen! Wäre es möglich, einen Arzt zu rufen?«
»Wer ist krank?«
»Mein Vater, er ist zweiundachtzig Jahre alt. Seit fünf Jahren ist er völlig blind. Auf dem Weg, in der Kälte ist er krank geworden, er stirbt.«

Wo hätte ich einen Arzt finden sollen und wie hätte er ihm helfen können? Trotzdem ging ich, um einen Arzt zu finden. Ich suchte den Gendarm, der versprochen hatte, Kohlen zu beschaffen. Aber noch bevor ich jemanden finden konnte, war der Zug mit den frierenden und hungrigen Juden, mit dem zweiundachtzigjährigen blinden, sterbenden Greis, den man der Spionage verdächtigte, abgefahren.

Das war mein erster Eindruck von der Grenze zu Galizien.

Am 17. Januar fuhr ich nach Brody.

---

100 Entsprechend seiner dokumentarischen Schreibstrategie gibt An-Ski diese Aussage in phonetischer jiddischer Übertragung aus dem Polnischen (»Wielki pan! Proszę! Trochę węgli!«) wieder.

ВСЕРОССІЙСКІЙ
СОЮЗЪ ГОРОДОВЪ
помощи больнымъ и
раненымъ воинамъ.
КОМИТЕТА Ю.-З. ФРОНТА

„9“ декабр 1916 г.

Г. Кіевъ.

Мѣсто печати

ВРЕМЕННЫЙ
Форма № 2.

Дѣйствителенъ по 9 апреля 1917 г.
(не болѣе 4-хъ мѣсяцевъ).

Пропускъ № 12112/16678

Выданъ на основаніи приказа арміямъ Юго-Западнаго фронта отъ 16 іюля 1916 г. № 1176.

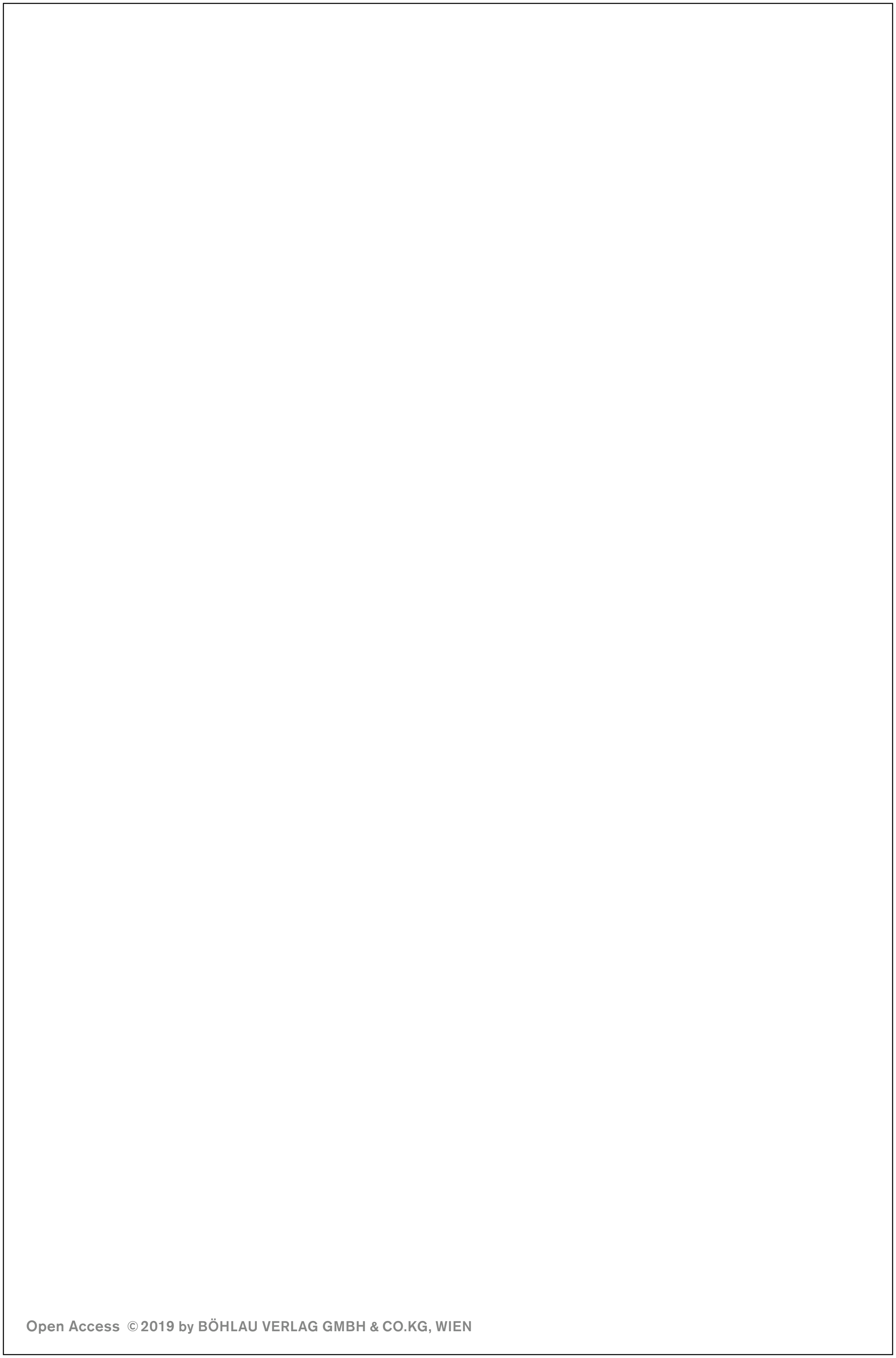
На проѣздъ

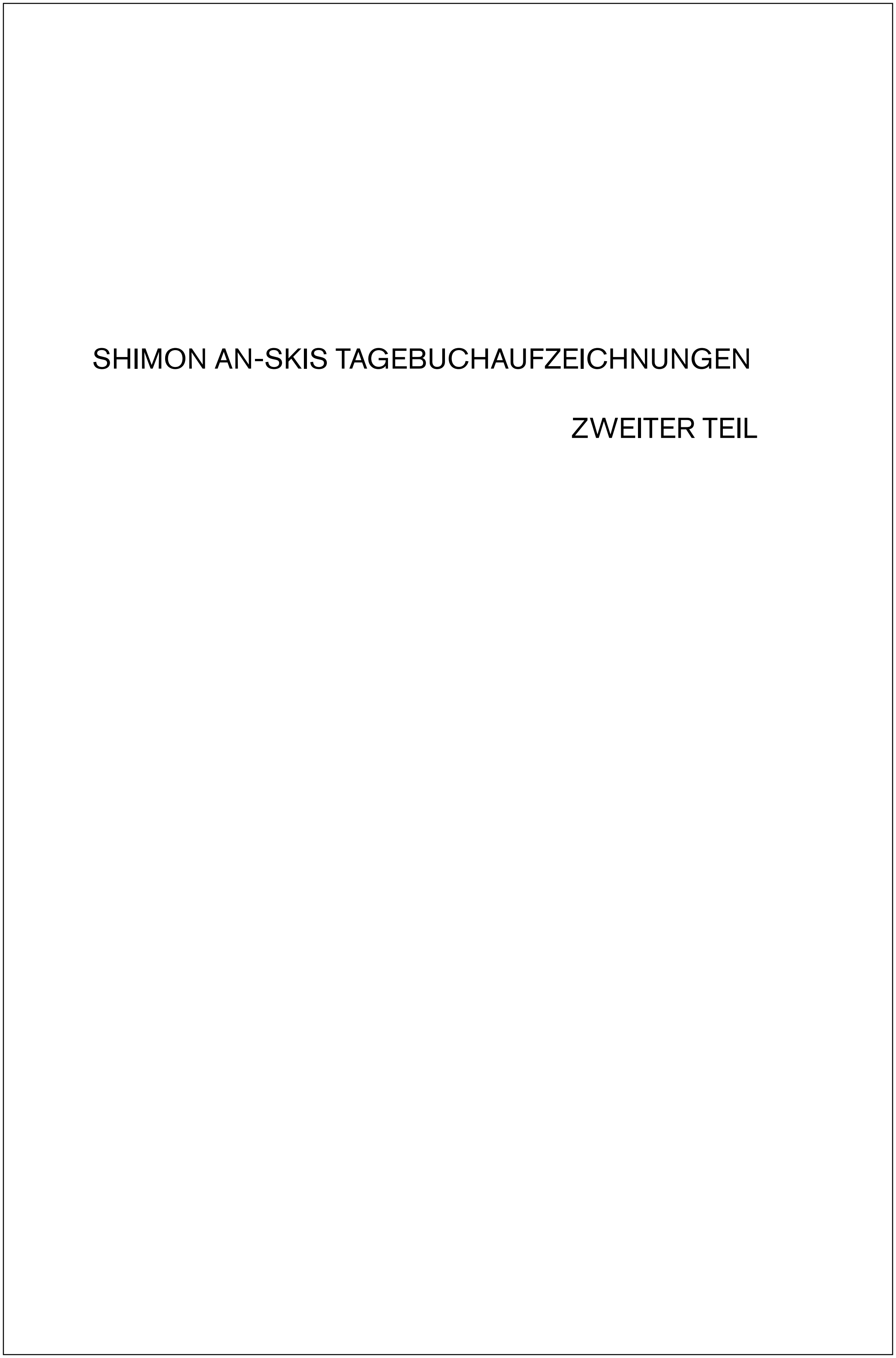
Кому:
Фамилія Рапопортъ
Имя и отчество Семен Акимович
Должность (подробно) Сотрудник в орган. помощи насел. пост. от войны.
Мѣсто постояннаго жительства Петроградъ
Куда Въ Галицію и Буковину
или
въ какой раіонъ
(подробно)
Для какой надобности

Приложены правила (на оборотѣ).

Уполномоченный
Завѣдующій Отдѣломъ
Личнаго Состава
Секретарь

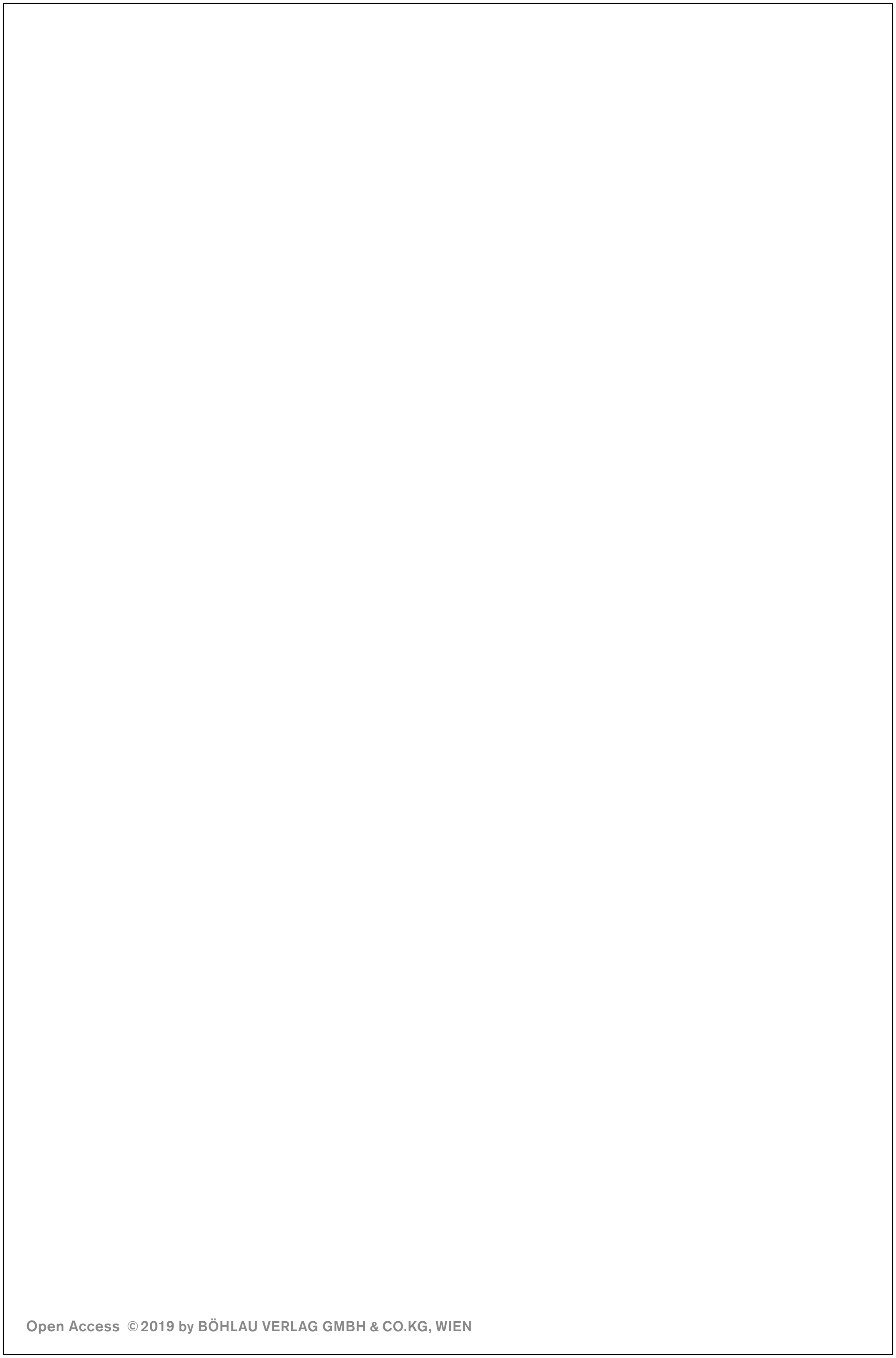
Abb. 5: Passierschein von Shimon An-Ski vom Allrussischen Städtebund, aus: An-Ski, der yudisher khurbn, 1921–1923, Erster Teil, Kap. 17, S. 121 f.





SHIMON AN-SKIS TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN

ZWEITER TEIL



Kapitel 1

Galizien ist eine der ärmsten, wenn nicht überhaupt die ärmste Gegend in Mitteleuropa. Das Land hat sehr wenige natürliche Reichtümer und Bodenschätze wie Metall und Mineralien. Die Erde, die sich nicht durch besondere Fruchtbarkeit auszeichnet, wird einfach und mit schlichten Gerätschaften bearbeitet. In der Folge sind dort auch Industrie, Fabrikwesen und Handel sehr schwach entwickelt. Die lokale, alteingesessene Bevölkerung – insbesondere die ruthenische in Ostgalizien – steht in intellektueller und materieller Hinsicht auf einem sehr niedrigen Entwicklungsstand, sie hinkt sogar dem russischen Bauerntum hinterher. Das alles musste sich selbstredend auf die ökonomische und bis zu einem gewissen Maße sogar auf die kulturelle Situation der galizisch-jüdischen Bevölkerung auswirken. Vor dem Krieg zählte sie etwa neunhunderttausend, eine Million Seelen. Unabhängig davon, dass Juden in der österreichischen Monarchie gleichberechtigt waren und freien Zugang zu allen Ämtern und Beschäftigungen hatten, war die galizisch-jüdische Bevölkerung sehr arm und hilflos. Das wird durch zwei objektive, statistische Fakten bestätigt: Nirgendwo ist die Sterblichkeit so groß wie unter der jüdischen Bevölkerung Galiziens und nirgendwo ist die Prozentzahl an Auswanderern nach Amerika so hoch wie unter armen jüdischen Männern.

Im Vergleich zu anderen jüdischen Stämmen stand das galizische Judentum in kultureller Hinsicht deutlich hintan. Aber auch an Galizien gingen die stürmischen Ideen-Strömungen und Ideen-Kämpfe im Judentum nicht spurlos vorbei. Es erfuhr zur selben Zeit wie andere Länder die Krise des falschen Messianismus, den Chassidismus, die Epoche der Haskala, die assimilatorischen, revolutionären, zionistischen und nationalen Bewegungen. Es brachte sehr wichtige Persönlichkeiten und Protagonisten auf all diesen Gebieten hervor. Nur nahm es in keiner dieser Bewegungen eine zentrale Rolle ein, brachte keine eigene Richtung hervor, in der sich sein Charakter und seine Eigenschaften hätten widerspiegeln können wie beispielsweise im litauischen »Chabad«[1]. Galizien hob sich nur dadurch von anderen jüdischen Stämmen ab, dass sich die diversen Richtungen und Bewegungen hier in schärferer Ausprägung zeigten und einen leidenschaftlicheren Charakter annahmen. Der Chassidismus verwandelte sich in Galizien in einen recht degenerierten Zaddikismus. Der Kampf der Orthodoxie gegen die Haskala wurde mit schrecklicher Verbitterung geführt und nahm heftige Ausmaße an. Auch die Assimilation äußerte sich dort in einer karikaturhaft-kränklichen Form.

1 Chabad, auch als Lubawitsch bezeichnet, ist eine chassidische Bewegung in Litauen und positioniert/e sich als gegensätzlich zum Rationalismus der Misnagdim.

Ungeachtet der vollständigen bürgerlich-politischen Gleichberechtigung, die Juden in der österreichischen Monarchie hatten, war ihre politische Lage sehr kompliziert. In dem heftigen nationalen Kampf, der dort unter den Völkern, aus denen die Monarchie bestand, ohne Ende geführt wurde, traten die Juden nicht als eine nationale Einheit mit einer eigenen Politik hervor, sondern manövrierten eher zwischen den kämpfenden Parteien. Das führte dazu, dass jede Nation, sei es die deutsche, die die Politik dominierte, sei es die polnische oder sei es die ruthenische, von denen wiederum jede einzelne sich selbst als die einzige Herrscherin des Landes betrachtete, die Juden als ihre Untertanen ansah und von ihnen Treue und Ergebenheit forderte. Da sie keine eigene Politik vorzuweisen hatten, hielten sich die Juden zum größten Teil an jene, welche die Mehrheit stellten und faktisch das Land beherrschten (bis ins Jahr 1866 orientierten sich die Juden an den Österreichern, danach an den Polen. In den letzten Jahren zeigten sie eine Neigung zu den Ruthenen). Die übrigen Nationen wandten sich deshalb gegen sie und betrachteten ihr Verhalten geradezu als Verrat.

Zugleich aber erzeugte diese günstige politische Lage beim galizischen Judentum ein Gefühl von Selbstwert, von Sicherheit und auch ein starkes Bewusstsein für die eigene Bürgerlichkeit. Der österreichische Patriotismus war bei Juden sehr ausgeprägt, die Loyalität zum alten Kaiser Franz Josef erlangte den Status eines Kults. Man liebte und achtete ihn zutiefst als Beschützer und Helfer der Juden. Als zu Beginn des Kriegs die österreichischen Polen eine zweideutige Rolle spielten und die Ruthenen sich als Moskophile hervortaten, hielten die Juden deutlich an ihrer österreichischen Orientierung fest und zeigten unter schwierigsten Umständen offen und klar, dass sie keine Angst vor den schrecklichsten Verfolgungen hatten. Die Ergebenheit, die Juden in diesem Fall demonstrierten, war außergewöhnlich. Ich habe gesehen, wie Juden bittere Tränen vergossen, als sich die Nachricht vom Fall der Stadt Przemyśl verbreitete. Wie Juden ihre Freude angesichts einer russischen Niederlage nicht verbergen konnten und den Besatzern mit großem Heldenmut bekundeten, dass sie ihrer Regierung als durch und durch österreichische Bürger ergeben waren. Das ging so weit, dass sich in einigen Orten die ansässigen Juden mir und Dr. Lander gegenüber kalt und sogar feindlich verhielten wie gegenüber Abgesandten eines feindlichen Reichs.

Ungeachtet dessen, dass das galizische Judentum, seien es die orthodoxen Elemente oder seien es die emanzipierten, geistig durch das russische Judentum inspiriert wurde, mit ihm auf vielfältige Weise verbunden war, herrschte bis zum Krieg eine seltsame Distanz zwischen diesen beiden Brüderstämmen. Man war einander fremd und zu einem gewissen Maße sogar verfeindet, auf jeden Fall war das Verhältnis kühl. Die galizischen Juden sahen mit Verachtung herab auf die versklavten, rechtlosen russischen Juden und verstanden nicht, wie man in

einer Atmosphäre von Pogromen, Willkür und ungewöhnlichen Verfolgungen leben und atmen konnte. Die orthodoxen Galizianer sahen außerdem im russischen Judentum die Quelle der Freidenker und Abtrünnigen. Aus ihrer Perspektive hatten die russischen Juden für die Galizianer nur Verachtung übrig, wie zu einer rückständigen, unbeweglichen Masse, die weit entfernt war von einem Kulturleben und dem Streben nach Höherem. Mehr als einhundert Jahre lebten die beiden Stämme in solcher Entfremdung und gegenseitigem Unverständnis Seite an Seite. Und es bedurfte einer schrecklichen Katastrophe, eines Meers aus Blut und Tränen, dass das russische Judentum sich seinen galizischen Brüdern wieder näherte. Zumindest wird der Krieg so zu einer geistigen Annäherung und Verschmelzung dieser separaten Teile des jüdischen Volkes führen.

Kapitel 2

Die zwei Schtetl Radywyliw und Brody standen über hundert Jahre wie zwei feindliche Truppen einander gegenüber, bewaffnet von Kopf bis Fuß. Sie waren durch Grenzbefestigungen und Zollhäuser voneinander getrennt, durch Barrieren und Schranken. Davon abgesehen waren sie miteinander verbunden, zusammengeschmiedet und eines vom anderen abhängig. Gerade in der Separierung aber lag ihre Verbundenheit und die Quelle ihrer ganzen materiellen Existenz. Durch die Grenzstationen Radywyliw – Brody verlief der Haupthandel zwischen Russland und Österreich. Und sobald der erste Schuss von einem der kämpfenden Heere fiel, wurde der Zaun zwischen den beiden Schtetlech niedergerissen, die Grenzpfosten umgestürzt und die Grenze überschritten. Das Leben erstarb in beiden. Zusammen mit ihrer Einkommensquelle ging ihre ganze Existenzberechtigung verloren.

Zwischen den beiden Schtetlech liegen insgesamt sieben Werst. Der Zug, mit dem ich von Radywyliw nach Brody fuhr, durchmaß das Gebiet in einer knappen Viertelstunde. In dieser Viertelstunde fühlte ich mich nicht sehr wohl. In Kiew und später in Moskau, sah ich mit eigenen Augen die strengen Anordnungen des Militärs, die jedem Juden kategorisch die Einreise nach Galizien verboten. In Kiew teilte man mir mit, dass Dovid Faynberg, der bekannte Petersburger Aktivist, der mit dem Generalgouverneur von Galizien, Graf Bobrinski, persönlich bekannt, ja sogar befreundet war, auf seine Ansuchen, nach Lemberg fahren zu dürfen, eine Absage erhalten hatte (später erfuhr ich, dass es ihm dennoch gelungen war, nach Galizien zu reisen).

Wird man mich durchlassen? Das Dokument, das ich bei mir hatte – eine Vollmacht der Duma, um zwei Waggons mit Medikamenten nach Tarnów zu begleiten – trug keinerlei Bestätigung von einer militärischen Organisation, war

nicht einmal mit einer Fotografie von mir versehen. Dafür zeigte es ganz deutlich die jüdischen Namen von meinem Vater und mir. Für mich stand es außer Zweifel, dass man mich beim Überqueren der ehemaligen Grenze auf jeden Fall während der Passkontrolle aufhalten und mir die Durchreise kaum gelingen würde.

Ich lag falsch. Der Offizier, der in Begleitung zweier Gendarmen durch den Zug ging, um die Ausweispapiere zu kontrollieren, sah meine Vollmacht nicht einmal durch. Schnell machte er ein Zeichen mit einem Bleistift und gab sie mir zurück.

Später fuhr ich viele Male mit derselben und anderen ähnlichen Vollmachten über die den Juden ach so streng verwehrte galizische Grenze. Mehr noch: In den anderthalb Jahren, in denen ich in Galizien herumfuhr und Dutzende Städte besuchte, kam ich an die Frontstellungen, besuchte die Militärstäbe – und nicht ein einziges Mal forderte man meine Papiere.

In allen Kampfzonen war Zivilpersonen der Zutritt zum Kriegsschauplatz bei Strafandrohung verboten. Man musste Dutzende Posten passieren, wo in strengster Manier die Ausweispapiere kontrolliert wurden. In Russland entledigte man sich dieses Problems auf sehr originelle Weise. Die Militärmacht ordnete an, dass alle Bevollmächtigten, Mitarbeiter des Roten Kreuzes und der Sozialverbände – ganz allgemein, sämtliche Zivilisten – militärisch gekleidet sein, bestimmte Epauletten tragen und einen Säbel bei sich führen müssen. Damit bekamen ordnungsgemäß alle Bevollmächtigten und Mitarbeiter nahezu dieselben Rechte wie die Offiziere und erregten nicht die Aufmerksamkeit jener, die die Front vor Spionage schützen mussten. Das war keine große Sache, ähnlich wie einer Vereinigung beizutreten. Indem man ihr beitrat und militärische Kleidung anlegte, bekam man schon einen völlig freien Zugang. Man kann sich deshalb gut vorstellen, wie viele deutsche Spione sich unter den Zehntausenden Vereinsmitarbeitern, die sich in militärischem Gewand am Kriegsschauplatz tummelten, fanden, und von den Offizieren ungestört alles hörten und sahen, was für sie vonnöten war. Wenn sich später herausstellte, dass dem Feind alle russischen Militärgeheimnisse bekannt waren, beschuldigte man die Juden des Verrats und gab sich damit zufrieden.

In Brody war bereits zu Beginn des Kriegs der große Bahnhof abgebrannt. In einem Raum des zerstörten Gebäudes richtete man mir nichts, dir nichts ein Buffet ein. Als ich dort eintrat, war es vollgestopft mit Offizieren, die am Buffet und um die Tische standen und mit großem Appetit russischen Borschtsch aßen. Ich bemerkte, dass auf allen Tellern, auf denen man den Borschtsch servierte, eine Aufschrift in hebräischen Buchstaben war: »Masel tov«. Offenbar waren die Teller aus einem jüdischen Hotel geraubt worden, das Hochzeiten ausrichtete.

Mit meinem Begleiter, Herrn Ratner, bin ich in die Stadt gefahren, die einige Werst vom Bahnhof entfernt ist. Es begann gerade hell zu werden, auf beiden Seiten der Chaussee, die in die Stadt führte, wurden in Schutt und Asche gelegte Häuschen sichtbar. Bald zeigte sich die Stadt im grauen Winternebel des frühen Morgens. Aus der Ferne sahen wir ein großes Feld von verkohlten Ruinen. Kurz darauf betraten wir die zerstörte Stadt. Auf beiden Seiten des Weges, wohin das Auge nur blickte, standen eingefallene, rauchschwarze Kaminessen und heruntergebrannte Mauern. Alles war mit flockigem Schnee bedeckt. Die zerstörten Bauten sahen aus wie die uralten, mit Moos bewachsenen Ruinen des untergegangenen Pompeijs. Mir sprang die Wand eines niedergebrannten Gebetshauses ins Auge. Über der Tür hatte sich die Aufschrift: »Ma nora hamakom hazeh«[2] erhalten – und die Worte passten sowohl zur Zerstörung des Gebetshauses als auch zu dem Anblick des ausgebrannten Stadtviertels.

Plötzlich erblickte ich zwischen den Mauertrümmern ein kleines, heil gebliebenes Häuschen, das beinahe mit der Erde verwachsen war. Es machte den Eindruck, als ob es sich während des Feuers zur Erde hinuntergebeugt, sich versteckt hatte und deswegen unversehrt geblieben war. Daneben stand ein alter Jude. Er war genauso ärmlich und gebückt wie das Häuschen selbst.

Als er mich und meinen Freund sah – Männer in militärischer Kleidung – nahm er rasch seinen Hut ab und verneigte sich tief vor uns.

Ich ging zu ihm hin und fragte auf Jiddisch:

»Wie kommt es, dass Ihr Häuschen vom Feuer verschont geblieben ist?«

Der Alte blickte mich eine Zeitlang verwundert an, dann zuckte er mit den Achseln und sagte mit einem Seufzer:

»Wahrscheinlich ein Wunder … Es war wohl Vorhersehung, dass wir einen Ort haben, an dem wir vor Hunger sterben können …«

Ich gab ihm einen Rubel. Er war so überrascht, dass er sich nicht einmal bedankte und reglos stehen blieb, ohne seine Augen von uns zu wenden.

Ziemlich lange gingen wir zwischen den Ruinen umher. Mir fiel ein charakteristisches Element auf: An jeder abgebrannten Straßenecke, an den Mauern der zerstörten Häuser befanden sich frisch angebrachte Blechschilder mit russischen Straßennamen. Die Russen hatten alle Straßen mit neuen und sehr gehobenen Namen versehen: »Puschkin-Straße«, »Gogol-Straße«, »Lermontow-Straße« und

2 »Ma nora hamakom hazeh« (Hebräisch), »Wie furchteinflößend ist dieser Ort«, Zitat aus Gen 28:17.

offensichtlich auch eine »Turgenjew-Straße«. Offenbar hatten die Sieger gar nicht verstanden, wie zynisch es war, die erbarmungslos niedergebrannten Straßen nach den besten Vertretern der russischen Literatur zu benennen, wie sehr dies das Andenken der großen russischen Schriftsteller beleidigte. Die Blechschilder mit den Aufschriften hinterließen bei mir beinahe den gleichen Eindruck wie die Ikonen, die sich die Christen während eines Pogroms ins Fenster stellten.

Kapitel 3

In den ersten Tagen des Kriegs, gerade als die russische Armee die österreichische Grenze überschritten hatte, brannte Brody. Die halbe Stadt, einige Hundert ausschließlich jüdische Häuser fielen dem Feuer zum Opfer. Das erste Kosakenregiment, das Brody ohne jeglichen Widerstand eingenommen hatte, zündete die Stadt an und verhinderte, dass die Feuersbrunst gelöscht wurde. Später, schon mitten im Krieg, wurden solche Taten zu Dutzenden und Hunderten in den Städten und Schtetlech von Galizien verübt, sodass sie zu einer alltäglichen Erscheinung wurden, mit der man sich nicht länger aufhielt. Die Feuersbrunst von Brody aber war die erste barbarische Tat der russischen Armee. Man erachtete es daher als notwendig, ein Motiv anzugeben, einen Grund für diese brutale Grausamkeit. Als solches Motiv wurde eine Verleumdung vorgebracht, die später zu einer gängigen Formel für alle Pogrome und Gewalttaten an Juden wurde: Ein jüdisches Mädchen hatte aus einem Fenster auf die russische Armee geschossen.

Noch bevor ich nach Brody kam, hatte ich in Militärkreisen schon die offizielle Version der Geschichte gehört: Als die erste Kosakenabteilung in die Stadt kam, schoss ein jüdisches Mädchen, die Tochter eines Hotelbesitzers, aus einem der Fenster des Hotels und ermordete einen Kosakenoffizier. Auf der Stelle töteten die Kosaken das Mädchen, bombardierten die Stadt und zerstörten das gesamte Viertel, in dem dieser Vorfall geschehen war.

Dr. Kalak, der die Katastrophe in Brody erlebt hatte, erzählte mir darüber Folgendes:

»Als die Kosaken in die Stadt kamen und durch die Hauptstraße fuhren, hörte man einen Schuss und einer der Kosaken wurde verwundet oder getötet. Das passierte gegenüber von einem jüdischen Hotel. Die Wirtstochter, ein jüdisches Mädchen, hörte den Schuss, erschrak und rannte aus dem Gebäude. Die Kosaken entschieden, dass sie es gewesen war, die geschossen hatte, und hackten sie in Stücke. Danach verließen sie rasch die Stadt und begannen ihr Bombardement. Sie ließen zwei, drei Mal einen schweren Granatenbeschuss über ihr niedergehen. Einer von ihnen traf die Bank und vernichtete das Gebäude, dabei

wurden zahlreiche Menschen getötet. Am zweiten oder dritten Tag kehrten die Kosaken zurück, gingen in der Nachbarschaft von Haus zu Haus und trieben die jüdischen Bewohner heraus und zündeten ihre Häuser an. Weder erlaubten sie etwas mitzunehmen noch das Feuer zu löschen. So brannte das gesamte Viertel ab, einige Hundert Gebäude. Den Schaden schätzte man auf einige Dutzend Millionen Kronen. Es kamen sechs Menschen um, fünf Juden und eine Christin, eine Lehrerin. Es ist bezeichnend, dass der Hotelbesitzer, dessen Tochter angeblich auf die Kosaken geschossen haben soll, beim Einmarsch der russischen Armee im Gefängnis saß, unter dem Verdacht, mit den Russen zu sympathisieren. Er wurde vom russischen Militär befreit.«

Ein jüdischer Fuhrmann, mit dem ich viele Stunden von Brody nach Radywyliw und wieder zurückgefahren bin, erzählte mir seine Eindrücke von den Geschehnissen.

»Am 14. August (nach neuer Zählung) um sechs Uhr am Morgen war plötzlich ein naher Kanonendonner zu hören. Wir wussten nicht, was das zu bedeuten hatte, denn wir rechneten nicht damit, dass die Russen so schnell und so leicht zu uns vordringen würden. Unsere Armee zog sich schnell aus der Stadt zurück. Etwa ein, zwei Stunden später, gegen halb neun, kam ein Kosake angeritten, trabte rasch durch die Stadt, hielt nur an, um zu fragen, wo sich die Post befände, und machte sofort wieder kehrt. Danach kam eine Truppe von Kosaken und bald hörte man eine schwere Schießerei, die eine dreiviertel Stunde lang andauerte. Ich versteckte mich mit meiner Familie in einem Keller. Andere verbargen sich, wo immer es nur ging. Keiner wagte es, einen Blick auf die Straße zu riskieren. Als Ruhe eintrat, kroch man langsam aus den Verstecken heraus. Von den Kosaken keine Spur mehr. In den Straßen herrschte Totenstille. Wen man auch fragte, keiner wusste, was eigentlich geschehen war. Um halb elf herum hörten wir einen Kanonenschuss und bald danach einen zweiten. Das Geschoss hatte die Prager Bank getroffen, das Gebäude zerstört, aber niemanden getötet. In der Stadt kam es abermals zu einem Tumult und wieder versteckten sich alle. Ich flüchtete mit meiner Familie auf den Friedhof. Plötzlich kamen einige Kosaken. Wir erstarrten vor Schreck, glaubten, dass sie uns nun gleich töten würden. Sie rührten uns aber gar nicht an, ganz im Gegenteil, sie baten uns um Wasser zum Trinken. Als wir es ihnen reichten, befahlen sie, dass jemand von uns ein wenig davon trinken sollte, um sich zu überzeugen, dass das Wasser nicht vergiftet war. Dann ritten sie weg. In der Stadt wurde es still und eine ganze Woche lang bekam man weder einen Soldaten noch einen Kosaken zu Gesicht. Erst etwa eine Woche später kam ein Trupp Kosaken. Sie hielten am Stadtrand, stiegen von ihren Pferden und warfen, ohne ein böses Wort zu verlieren, mit ihren Lanzen etwas durch die Fenster in die Häuser. Nachdem sie das getan hatten, begann das jeweilige Haus zu brennen. Sie erlaubten den Bewohnern nur mit dem herauszukommen, was sie am Leibe trugen, aber nichts anderes mitzunehmen. So zündeten sie ein Gebäude nach dem anderen an. Während die einen das Feuer legten, plünderten die

anderen. Sie brachen Läden auf, drangen in Wohnungen ein und raubten alles. Erst nachdem das ganze Viertel abgebrannt war, kamen die Kosaken zur Ruhe und es wurde still in der Stadt. Etwa einen Monat später schlüpfte ein russischer Soldat in einen Garten und pflückte Äpfel. Die Magd schrie ihn an und warf einen Holzscheit nach ihm. Er flüchtete und eine Weile später kam er mit einigen Soldaten zurück und fackelte das Haus ab.«

In Brody hörte ich eine weitere Variante der Geschichte über die Schießerei und die Kosaken.

In der Stadt angekommen, trafen die Kosaken auf ein christliches Fräulein, eine Ruthenin, die in Begleitung eines Polen unterwegs war. Einer der Kosaken näherte sich dem Fräulein. Sie ergriff die Flucht. Er stellte ihr nach, der Pole schoss und tötete ihn. Auf diese Weise begannen die Unruhen.

Ganz allgemein gibt es ausreichend Grund dafür, dass die ganze Geschichte von der Tötung des Kosakenoffiziers bzw. eines einfachen Kosaken nicht mehr als ein Lügengespinst ist, das man verbreitete, um den Pogrom und den Brand der Stadt zu rechtfertigen. Dr. Helman, mit dem ich mich ein paar Wochen später in Tarnów traf, erzählte mir, dass er Militärarzt in jenem Kosakenregiment gewesen sei, das als Erstes in Brody eintraf. Wäre ein Offizier oder ein einfacher Soldat getötet oder verletzt worden, hätte er das mit Sicherheit gewusst und er hatte nichts dergleichen gehört.

Kapitel 4

Jener Teil der Stadt, der vom Feuer verschont geblieben war, wo sich auch der alte Markt befand, hinterließ bei mir den Eindruck von Armut und Tristesse. Viele der größeren und reicheren Läden waren geschlossen oder mit Brettern vernagelt. Das waren zerstörte, geplünderte Geschäfte oder aber solche, deren Inhaber beizeiten vor den Russen geflohen waren. In den noch geöffneten Läden und an den Ladentischen wurde ungeachtet der frühen Stunde reger Handel betrieben, nahezu ausschließlich mit russischen Soldaten, die den ganzen Markt überfluteten. Hauptsächlich wurde mit Lebensmitteln und günstigen Waren des täglichen Bedarfs gehandelt.

In dem Moment, als mein Mitreisender und ich uns auf dem Markt sehen ließen, wurden wir von einer Schar armer zerlumpter und ausgehungerter Kinder umringt, die um eine Kopeke bettelten. Die meisten der Kinder waren christlich, nur drei oder vier waren jüdisch. Als ich ein paar Kopeken unter ihnen verteilte, machte ich keinen Unterschied deswegen. Kaum aber hatte ich einem jüdischen Knaben eine Münze gegeben, schrien mich die christlichen Kinder an:

»Geben Sie ihm nichts! Geben Sie ihm nichts! Das ist ein Jud!«

Zu den Kindern gesellte sich eine erwachsene Bettlerin, ein sehr sonderbares Individuum. Es war eine Jüdin von etwa sechzig Jahren, in einem roten Kleid und zerzausten roten Haaren, mit fahrigen Bewegungen. Sie stellte sich mir mit grinsendem Gesicht in den Weg, starrte mich mit hungrigen und bösen Augen an und stimmte mit heiserer Stimme in gebrochenem Russisch herumtänzelnd das Liedchen »Ptitschka kanareika«, »Mein kleiner Kanarienvogel«, an, ein sentimentales Lied von einem Vögelchen, durch das ein junger Mann seiner Geliebten einen Gruß schickt. Die kratzende Stimme und der unheimliche Blick der alten Bettlerin hinterließen bei mir einen schrecklichen Eindruck. Ich gab ihr etwas Geld und beeilte mich wegzukommen. Aber sie versperrte mir den Weg, trat mir entgegen, sah mir dabei in die Augen und hörte nicht auf, ihr schreckliches Lied zu singen. Anscheinend erwartete sie, ich sei überrascht, dass sie auf Russisch sang. Den ganzen Tag verfolgten mich der Anblick und das Lied der Bettlerin wie ein Albtraum.

In der Stadt fanden wir ein Hotel, in dem wir ein schönes Zimmer nahmen. Neben dem Hotel war ein Kaffeehaus. Als ich es betrat, fand ich dort eine Gruppe junger Leute vor, die Billard spielten. Es überraschte mich, dass unter den Billard-Spielern russische Offiziere waren, die zusammen mit den jungen Juden spielten und sich ihnen gegenüber sehr freundschaftlich verhielten, als wären es ihre eigenen Leute.

In Radywyliw verwies man mich an eine Person, die mir Auskunft geben konnte über die Lage der jüdischen Bevölkerung, und zwar an den dort ansässigen Dr. Kalak. So begab ich mich also zu ihm.

Bei Dr. Kalak fand ich keine besonders freundliche Aufnahme. Als ich mich ihm vorstellte und erklärte, zu welchem Zweck ich mich in Galizien aufhalte, verhielt er sich mir gegenüber ausgesprochen misstrauisch.

Er hielt meine Epauletten für militärische, wohl wissend, dass ein Jude in Russland kein Offizier sein konnte, unterzog mich einem regelrechten Verhör und wollte unter keinen Umständen glauben, dass ein Jude Bevollmächtigter einer gesellschaftlichen Organisation sein könne. Nach und nach gelang es mir, ihn zu beruhigen und davon zu überzeugen, dass ich kein Hochstapler sei. Danach stellte er mich seiner Frau vor und gemeinsam erzählten sie mir, was sie in den letzten Monaten erlebt hatten. Ihren Bericht von der Feuersbrunst habe ich bereits im letzten Kapitel erwähnt; weiterhin erzählten sie mir noch, wie sich die Lage in der Stadt durch die Ankunft der Russen entwickelt hatte. Der Verwaltungsapparat war aufgelöst worden. Die Militär-Machthaber erklärten, dass sie die Wahl neuer Ratsmitglieder erlauben würden, die für die russische Herrschaft unverdächtig seien. Es fand sich ein Metzger, ein Säufer, der sich

selbst als »russophil« bezeichnete und der es übernahm, die Wahlen für eine neue Verwaltung zu organisieren. Ohne auch nur ein einziges Wort verlauten zu lassen, trommelte er seine Freunde und Bekannten zusammen und ernannte sie ohne jedwede Wahl zu neuen Ratsmitgliedern. Und der neue Magistrat errichtete in der Stadt ein Regime, das schwer zu ertragen war.

Das Militär stand dem Magistrat in nichts nach. Öffentliche Verfolgungen wie zu Anfang gab es nicht mehr, nur in der Stille geschah ein fortwährender Pogrom. In gleichem Maße, wie es der Bevölkerung verboten war, die Häuser nach neun Uhr zu verlassen, blieb die Stadt mitsamt ihren Läden während der ganzen Nacht unter der Aufsicht der Militär-Patrouillen. Nahezu jede Nacht brachen die Wachen eines oder mehrere der besten Geschäfte auf, insbesondere die, welche schon längere Zeit geschlossen waren, weil ihre Hausherren geflohen waren, brachten die Ware auf die Straße und verkauften sie an bestimmte Händler. Auf diese Weise wurden Dutzende von Läden um eine Summe von vielen Millionen erleichtert.

Die jüdische Bevölkerung erduldete die schrecklichsten Verfolgungen durch das Militär. Sämtliche Juden, die verschiedene Posten an offiziellen Stellen bekleideten und diese bei der Besetzung durch die Russen noch innehatten wie bei der Post, der Eisenbahn, dem Gericht usw., wurden sofort entfernt. Täglich wurden private Wohnungen und Einrichtungen jüdischen Lebens beschlagnahmt. Man warf die Bewohner auf die Straße und nutzte die Gebäude für militärische Zwecke. So beschlagnahmte man allein in den letzten Tagen ein Altenheim und setzte etwa vierzig alte Menschen an die Luft. Charakteristisch ist folgender Vorgang: Bei Brody befand sich ein großer Hof mit vielen gut eingerichteten Quartieren, die für militärische Einrichtungen sehr gut geeignet gewesen wären. Der Hof gehörte aber einem reichen deutschen Schmied, der mit seinem ganzen Hofstaat an Bediensteten zu Kriegsbeginn nach Österreich abgereist war. Der Hof stand vollkommen leer, dennoch besetzte ihn das Militär nicht. Ein Stab versuchte es, nur erfolgte bald ein strenger Befehl, ihn wieder zu verlassen. Wie sich zeigte, stand der Schmied unter Protektion von höheren Kreisen.

Ich erkundigte mich bei Dr. Kalak nach der Lage der jüdischen Bevölkerung und gab ihm dreihundert Rubel für die ersten Erfordernisse.

Ich war an einem Freitag in Brody angekommen und blieb über Schabbat. Ich besuchte die alte Synagoge in Brody, die eine große Rolle im einstigen kulturellen Leben der Juden gespielt hatte. Dort hatten sich einst die »Weisen der Brody-Kloys[3]« versammelt, die höchsten Vertreter des jüdischen Intellekts ihrer Zeit: Rabbi Eliezer Landau, Rabbi Meir Margolis und andere. Hier hatte sich

3 Brody-Kloys, auch: Broder Kloys, Zentrum rabbinisch-talmudischer Gelehrsamkeit, von Chaim Landau gegründet.

der Kampf gegen die chassidische Bewegung konzentriert. Rabbi Gerschon Kitewer war hierhergefahren, um den Baal Schem zu verteidigen, als man beabsichtigte, ihn aus der Gemeinde auszuschließen. Eine ganze Epoche jüdischen Lebens ist eng verbunden mit Brody und seiner Gelehrten-Schule. Die Synagoge ist alt und im Inneren einfach herrlich. Die Synagogendiener zeigten mir alte silberne Raritäten: Thorakronen, Menorot, Leuchter aus dem 16. bis 17. Jahrhundert und auch kostbare Parochet[4].

Als ich sie darauf hinwies, dass es im Moment gefährlich sei, in der Synagoge solch wertvolle Objekte zu haben, antworteten sie mit einem Lächeln:

»Seien Sie unbesorgt! Wir haben die Gegenstände an einem Ort versteckt, wo keiner sie finden wird.«

Ob es gelungen ist, sämtliche seltenen Antiquitäten des jüdischen Altertums während der zahllosen Pogrome, die bis in die letzte Zeit geschehen sind, zu verstecken? Ich weiß es nicht.

Beim Verlassen der Synagoge stieß ich auf folgende Szene: Ein altes ausgemergeltes Pferdchen konnte kaum den großen Wagen schleppen, der vollgepackt war mit allerlei ärmlichem Hausrat – Bettwäsche, alte kaputte Möbel, Geschirr. Hinter dem Wagen ging ein alter Jude mit einer Jüdin, die den Karren mit aller Kraft anschoben. Das war alles, was der Jude, den man innerhalb von vierundzwanzig Stunden aus seiner Wohnung vertrieben hatte, hatte retten können. Die Juden, die aus der Synagoge kamen, betrachteten mit tiefer Trauer diese ungewöhnliche Szene, wie ein Jude zu Schabbat aus seiner Wohnung auszieht. Aber in keinem ihrer Blicke sah ich einen Vorwurf an den armen Juden, weil er öffentlich gegen die Schabbatruhe verstieß.

Da es notwendig war, die Medikamente, die ich mitgebracht hatte, auf einen örtlichen Waggon umzuladen, ergab es sich, dass ich einige Tage in Brody blieb. Die österreichischen Eisenbahngleise sind schmäler als die russischen und die russischen Züge können nicht auf ihnen fahren. In den sechs Wochen, seit die Russen in Galizien eingefallen waren, hatten sie es geschafft, die österreichische Spurweite zu verbreitern, allerdings nur in einem Umkreis von zehn bis fünfzehn Werst von der Grenze. Auf diese Weise musste man alle Speditionen und Soldatenstaffeln, die in großer Zahl von Russland nach Galizien und wieder zurückfuhren, in Brody in andere Waggons umladen und umsetzen. Man kann sich vorstellen, wie sehr das den normalen Bahnbetrieb störte.

4 Menorah (Plural: Menorot), siebenarmiger Leuchter, religiöses Symbol des Judentums. Parochet, Vorhang, um die Thorarollen zu verdecken, oft reich verziert aus Samt, Seide, Leinen und Brokat.

Während ich mit den Waggons am Bahnhof beschäftigt war, lernte ich dort zwei jüdische Ärzte kennen, die in den großen Lazarett-Baracken arbeiteten, die sich neben dem Bahnhof befanden. Sie erzählten mir, dass Hunderte, Tausende Verwundete durch ihre Station gekommen waren. Jetzt kamen täglich auch Tausende Soldaten von der Karpaten-Front. Die meisten von ihnen hatten Erfrierungen an Händen und Füßen und keine Kriegsverletzungen.

Die beiden Ärzte interessierten sich, wie der größte Teil der jüdischen Ärzte, die an der Front arbeiteten, nur wenig für die Lage der lokalen jüdischen Bevölkerung und konnten mir nicht die geringsten konkreten Neuigkeiten über die Verfolgungen mitteilen, die die Juden ausstanden. Dafür berichteten sie mir von dem Elend, das die hiesigen Bauern mit den russischen Priestern hatten. In dem Moment, als die Russen einen Teil Galiziens eingenommen hatten, kamen sofort ganze Scharen von Priestern unter der Führung von Jewlogi, dem bekannten Archimandriten der Schwarzhundert-Bewegung. Diese schwarze Masse begann auf die ruthenischen Bauern, die der ukrainischen unierten Kirche angehörten,[5] einzuwirken, sie sollten umkehren, zurück zur russischen Orthodoxie. Ihre Einflussnahme zeigte sich nicht nur in Worten, sondern auch in Taten. So drohte man den Standhaften, ihnen das Land wegzunehmen und ihnen mit Gewalt die Kinder fortzunehmen, um sie zum russisch-orthodoxen Glauben zu bekehren. Man hat das nicht umgesetzt, aber die Bevölkerung wurde unglaublich terrorisiert und viele Bauern wechselten gegen ihre Überzeugung zur russischen Orthodoxie. Einer der Ärzte erzählte mir, dass die Wirtin, eine Ruthenin, bei der er Quartier bezogen hatte, sich diese Tage im Haus einschloss und niemanden hereinließ. Es war das Gerücht im Umlauf, dass man den Unierten dieser Tage die Kinder wegnehmen würde. Sie beschloss, es sei besser, eingeschlossen vor Hunger zu sterben, als ihre Kinder herzugeben, auf das sie russisch-orthodox getauft würden.

Kapitel 5

Ich fuhr mit einem Sonderzug, der mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet war und täglich verkehrte, von Brody nach Lemberg. Die Fahrt dauerte eineinhalb Stunden. Auf dem Weg nach Lemberg waren nicht die geringsten Spuren des Kriegs zu bemerken. Die Offiziere, die zusammen mit mir reisten, blickten auf die Berge, die sich nahe Lemberg befanden, und wunderten sich sehr, dass die Österreicher die Stadt nahezu ohne Widerstand verlassen hatten.

5 Unierte Kirche oder griechisch-katholische Kirche, ging aus der Kirchenunion von Brest 1596 hervor, zeichnet sich durch griechisch-orthodoxen Ritus und römische Zugehörigkeit aus, in der Ukraine, Belarus und Polen vorzufinden.

Lemberg machte auf mich den Eindruck einer eleganten, kultivierten, europäischen Stadt. In mancherlei Hinsicht erinnerte es mich an Kiew. Auf Schritt und Tritt traf man auf alte historische Gebäude der polnischen Herrschaft. Man kann sagen, dass die ganze Stadt von polnischer Kultur durchdrungen war. Das größte und herrlichste Gebäude in der Stadt war der Bahnhof, einer der schönsten in ganz Europa. Als die Russen aus Lemberg abmarschierten, sprengten sie ihn und zerstörten ihn damit vollständig.

In der Stadt bemerkte man nicht die geringste Spur des Kriegs, weder zerstörte noch verbrannte Häuser. Die Stadt war sehr lebendig, in den Straßen gab es viel Bewegung durch Fußgänger, Automobile und Fuhrwerke, aber die Passanten waren hauptsächlich russisches Militär. Im Stadtzentrum hatten alle Läden geöffnet und es sprangen einem Luxusartikel, Gold und Brillanten ins Auge. Wie man mir später mitteilte, machten die Händler in Lemberg mit den Russen sehr gute Geschäfte.

In Kiew hatte man mir geraten, mich in Lemberg mit dem Rechtsanwalt Diamand[6] und dem Rabbiner Dr. Hoyzner[7] bekannt zu machen, die sich mit der Hilfsorganisation für die hiesige Bevölkerung befassten.

Ich ging also zu Dr. Jakób Diamand. Meine Ankunft bei ihm zu Hause löste einen großen Tumult aus. Dr. Diamand war zu dieser Zeit bereits drei Mal in Haft gewesen, das letzte Mal zusammen mit dreißig anderen Geiseln, unter denen sich Juden und Christen befanden. Die Christen wurden am zweiten Tag wieder freigelassen. Die Juden hingegen waren viele Wochen lang in Haft und wurden erst vor einigen Tagen wieder entlassen. Kein Wunder also, dass Dr. Diamand, als er hörte, ein russischer Offizier wolle mit ihm reden, sich fragte, ob man ihn nochmals verhaften werde.

Wie sich herausstellte, war Herr Diamand ein unbeugsamer Anhänger der Assimilation und ein glühender österreichischer Patriot. Von der ersten Minute an spürte ich Kälte, fast schon Feindseligkeit in seinem Verhalten mir gegenüber, einem Bürger Russlands, obwohl er genau wusste, dass mir jeglicher Chauvinismus fremd war und ich mich ausschließlich für die Lage der jüdischen Bevölke-

6 Jakób Diamand (1856–1935), Rechtsanwalt, Anhänger der Polonisierung, während der russischen Okkupation von Lemberg Vorsitzender der jüdischen Kultusgemeinde, 1915 als Geisel nach Kiew und später Nischni Nowgorod deportiert.

7 Bernard Dov Hausner (1874–1938), Zionist, Rabbiner, wirkte während der russischen Okkupation als jüdischer Vertreter gegenüber der Besatzungsmacht, zugleich Sekretär des Va'adat Ha-Ezrah (Hilfskomitee). Über die jüdische Hilfsorganisation in Lemberg und in Galizien allgemein berichtete auch die in Wien erscheinenende »Dr. Bloch's Oesterreichische Wochenschrift«. Hausners Sohn Gideon (1915–1990) war israelischer Jurist und Politiker, bekannt geworden als Chefankläger im Eichmann-Prozess 1961, sein Buch »Justice in Jerusalem« (1966) gilt als wegweisend in der Aufarbeitung der Shoah.

rung interessierte. Im Übrigen war er, als kultivierter Mensch, sehr höflich und versprach, mir in allem, wo nötig, behilflich zu sein.

Er berichtete mir, dass Dr. Lander aus Petersburg einige Male mit dem Vorschlag zu ihm gekommen sei, ein Hilfskomitee für die Not leidende jüdische Bevölkerung in Lemberg zu organisieren, und sofern möglich, auch in anderen Orten Galiziens. In der Zwischenzeit ließ Dr. Lander einen Geldbetrag für Hilfszwecke zurück. Vor einigen Wochen war der bekannte Petersburger Patron Dovid Faynberg[8] vorbeigekommen, der zuvor eine Audienz bei Graf Bobrinski, dem Generalgouverneur von Galizien, gehabt hatte und ihn überzeugen konnte, ein Jüdisches Komitee zu organisieren.

»Ich halte diese ganzen Bemühungen um ein Hilfskomitee für absolut überflüssig und sogar schädlich«, sagte Herr Diamand zu mir. »Diese Hilfsaktion kann genauso gut von der Gemeindeverwaltung durchgeführt werden, die schon früher Hilfe für die Bevölkerung organisiert hat. Sie müssen verstehen, dass es für uns unmöglich ist, ein russisches Komitee zu organisieren, das von der russischen Regierung sanktioniert wurde. Wir waren und sind immer noch österreichische Bürger. Wir sind unserem Vaterland und unserem gnädigen König, dem wir Juden überhaupt sehr viel zu verdanken haben, treu ergeben. Würden wir den Vorschlag annehmen, ein russisch-jüdisches Komitee zu gründen, und dadurch in offizielle Beziehungen mit der russischen Regierung treten, bedeutete das aus unserer Sicht Undankbarkeit, wenn nicht sogar Verrat an unserer Regierung.«

Ich wies Herrn Diamand darauf hin, dass darin meiner Meinung nach keine Spur von Undankbarkeit in der Beziehung zu Österreich wäre. Das Hilfskomitee habe absolut nichts mit Politik zu tun und verfolge nur das Ziel, der ruinierten jüdischen Bevölkerung zu helfen, die ohne diese Hilfe sehr zu leiden hätte. Es sei unmöglich, das Komitee durch die Gemeindeverwaltung zu ersetzen. Angesichts des Misstrauens zwischen der russischen Regierung und den Juden und der Verleumdungen, die man über sie verbreite, könne das Petersburger Jüdische Hilfskomitee keinesfalls Geld für eine jüdische Gemeinde ausgeben, die sich aus Untertanen eines feindlichen Landes zusammensetzt, und schon gar nicht größere Summen auf privatem Wege. Das hätte mit Sicherheit den Verdacht hervorgerufen, dass Juden einer feindlichen Macht viel Geld zukommen ließen, worüber ja bereits getuschelt wurde und wie man es den Juden bereits mehrmals

8 David Feinberg (1840–1916), gesellschaftlicher Aktivist, erreichte mit Baron G. Ginzburg die Gründung der ersten Synagoge in St. Petersburg, wurde Generalsekretär der internationalen jüdischen Wohltätigkeitsorganisation Jewish Colonization Association (JCA; Russisch »Jewrejskoje kolonisazionnoje obschtschestwo« – EKO), trug wesentlich zur Linderung der Lage der jüdischen Flüchtlinge während des Ersten Weltkriegs bei.

zum Vorwurf gemacht hatte. Es habe genug Mühe gekostet, die Vertreter der russischen Herrschaft davon zu überzeugen, dass in der Gründung eines Hilfskomitees für die Bevölkerung im besiegten Gebiet keinerlei Verrat an Russland läge.

»Das alles habe ich von Herrn Faynberg gehört«, antwortete Herr Diamand. »Rabbiner Hoyzner stimmt mit Faynberg völlig überein und sie haben auch andere ansässige Mitglieder der jüdischen Gemeinde auf ihre Seite gezogen. Letztlich habe ich nichts dagegen, dass solch ein Komitee organisiert wird. Aber Faynberg und auch die hiesigen Gemeindemitglieder fordern ausdrücklich, dass ich Vorsitzender des Komitees werden und mich bei Bobrinski vorstellen soll. Und das will ich keinesfalls. Ich als österreichischer Patriot kann das einfach nicht.«

Ich verabschiedete mich von Diamand und begab mich zu Rabbiner Dr. Hoyzner, den ich in der Gemeindeverwaltung antraf. Die Lemberger Gemeinde hat ihr eigenes Haus, ein schönes Gebäude. In der Halle, in der ich Hoyzner begegnete, war an der Wand ein Porträt von Franz Josef in Lebensgröße hängen geblieben. Die russischen Machthaber hatten nicht verlangt, dass man es abnahm, obwohl in anderen offiziellen Einrichtungen die Porträts von Franz Josef entfernt worden waren.

Ganz im Gegensatz zu Herrn Diamand erwies sich Dr. Hoyzner als Zionist und leidenschaftlicher Nationalist. Selbstredend nahm er zur Hilfsfrage eine gänzlich andere Position ein.

»Wir wussten recht bald, mit welcher Grausamkeit das russische Militär der jüdischen Bevölkerung in unserem Land begegnet. Wer nur konnte, flüchtete und ließ sein ganzes Hab und Gut auf Gedeih und Verderb zurück. Man redete mir ebenfalls eindringlich zu abzureisen. Wahrscheinlich wäre ich es meiner Frau und meinen Kindern schuldig gewesen, von hier zu fliehen, aber nach langer Überlegung sagte ich mir, dass es meine Pflicht sei, für die arme, hilflose Bevölkerung hierzubleiben. Also blieb ich. Viele Wochen lang musste ich genug Leid erdulden. Gewiss werde ich noch mehr zu ertragen haben. Ich bin mir sicher, dass man mich als Geisel nehmen wird und es ist gut möglich, dass man mich erschießt oder hängt. Aber ich bedaure es nicht, dass ich geblieben bin: Es ist hier genug zu tun für die jüdische Bevölkerung. Ich habe Graf Bobrinski offen gesagt, dass ich ein österreichischer Patriot bin. Aber der Standpunkt von Herrn Diamand ist mir fremd: Unsere Brüder aus Russland haben sich an uns erinnert und kommen uns hilfsbereit entgegen. Das müssen wir mit größter Dankbarkeit und Begeisterung annehmen und sollten keine Rücksicht auf übertriebene Gefühle von Loyalität nehmen. Ich will Ihnen die Wahrheit sagen: Selbst wenn man das als eine wie auch immer geartete Undankbarkeit gegenüber unserer Regierung verstehen könnte, würde ich mich dennoch nicht entgegenstellen und

stattdessen die große Not der jüdischen Bevölkerung berücksichtigen und dass die Hilfe der russischen Juden Tausende Menschen vor dem Hungertod retten kann. Ich habe dabei auch keinerlei Befürchtung, dass die österreichische Regierung in diesem Komitee einen illegalen Schritt unsererseits sehen würde. Unsere Regierung ist klug und kultiviert genug, um zu verstehen, dass auf unserer Seite keinerlei Sünde begangen wird.«

Im Weiteren erzählte mir Dr. Hoyzner von seinem Besuch bei Graf Bobrinski. Der Generalgouverneur hatte ihn freundlich empfangen, ihm seine Zufriedenheit mit der loyalen Beziehung der jüdischen Bevölkerung zum russischen Militär mitgeteilt und ihm ein Hilfskomitee versprochen. Ganz allgemein hatte Bobrinski auf ihn den besten Eindruck gemacht, den Eindruck eines europäischen, kultivierten Menschen, der danach strebt, mit der Bevölkerung des okkupierten Landes in Frieden zu leben.

Solch eine Meinung über den Generalgouverneur von Ostgalizien kam mir auch von anderen, die ihn kennengelernt hatten, zu Ohren. Graf Bobrinski war tatsächlich ein hochgebildeter und umgänglicher Mensch, der versuchte, sogar in seiner Beziehung zu den Juden, die er wahrscheinlich im Innersten seines Herzen nicht besonders hoch schätzte, Gewalttaten zu vermeiden. Leider aber war seine Macht sehr begrenzt. Er musste auf mächtige Einflüsse und Stimmungen anderer Machthaber Rücksicht nehmen. Auf der einen Seite gab es außer ihm die lokale Militärmacht, die Kommandeure und Generäle, die seine Befehle und Verordnungen absolut nicht zur Kenntnis nahmen und oftmals Dinge taten, die bewusst gegen seine Politik waren. Auf der anderen Seite war er abhängig von der Regierung, vom Ministerrat und im Allgemeinen von der Petersburger Bürokratie, die in Galizien ihr ganz eigenes Ziel verfolgte. Weiters musste er die Befehle des Hauptquartiers ausführen, in dem Nikolajewitsch und Januschkewitsch, die ärgsten Judenfeinde, saßen. Schlussendlich musste er besonders mit den lokalen »Russophilen« rechnen, die in Lemberg und anderen Ortschaften eine Schwarzhundert-Bewegung unter der Führung eines gewissen Dudykewitsch gebildet hatten und nicht nur die hiesige, hauptsächlich die jüdische Bevölkerung, sondern sogar die russischen Machthaber terrorisierten und selbst den Generalgouverneur nicht schonten.

Bobrinski musste zwischen all diesen Strömungen so gut wie möglich manövrieren. Einige Male war er nahe daran zu demissionieren, dennoch blieb er bis zum Ende auf seinem Posten. Aber er konnte keine eigenständige Politik betreiben. Hauptsächlich deswegen, weil nahezu alle seine Mitarbeiter, die Beamten, welche offizielle Posten in Lemberg oder in anderen Orten Galiziens innehatten, sich vorwiegend aus den niedrigsten Elementen der russischen Bürokratie rekrutierten, aus korrupten Leuten und Dieben, die nicht selten in Russland wegen schwerer Verbrechen vor Gericht gestanden waren. Es entwickelte sich

zu einer Art System, alle möglichen Verstoßenen in das okkupierte Land zu schicken, die in Russland sogar von der Polizei und Gendarmerie davongejagt worden waren.

Von dem Pogrom in Lemberg erzählte mir Dr. Hoyzner Folgendes: Der Einmarsch der russischen Armee in Lemberg verlief ohne jegliche Gewalttaten gegen Juden, was ein sehr seltener Fall war. Dieses Glück hatten nur große Städte wie Lemberg und später Czernowitz. Gleich nach der Okkupation, am Abend von Jom Kippur, begann plötzlich eine Schießerei in der Stadt. Es verbreitete sich das Gerücht, dass ein jüdisches Mädchen von einem Fenster aus in die russische Truppe geschossen und dabei jemanden verletzt oder getötet hatte. Buchstäblich eine Wiederholung der Geschichte aus Brody. Es brach ein blutiger Pogrom aus, bei dem achtzehn Juden ermordet und etliche Dutzend Geschäfte ausgeraubt wurden. Die jüdische Bevölkerung war so sehr in Schrecken, dass niemand es wagte, sich auf der Straße zu zeigen, um zum Kol Nidre in die Synagoge zu gehen. Hunderte jüdische Soldaten der russischen Armee, die in Lemberg stationiert waren, fanden die Synagogen geschlossen vor und glaubten, dass das russische Militär das Beten dort verboten habe. Deshalb schickten sie eine Delegation zum Generalgouverneur. Das alles ereignete sich, noch ehe Bobrinski nach Galizien gekommen war. Der Generalgouverneur rief sofort den Rabbiner und begann ihn anzuschreien, warum man als Protest gegen den Pogrom die Synagoge geschlossen habe. Der Rabbiner antwortete, dass niemand im Sinn gehabt hatte zu protestieren, die jüdische Bevölkerung hätte nur schlichtweg Angst, auf die Straße zu gehen. Der Generalgouverneur stellte für die Synagoge und alle Gebetshäuser Militärpatrouillen ab und versicherte, dass sich der Pogrom nicht wiederholen würde. Am nächsten Tag gingen die Juden zum Gebet. Von diesem Zeitpunkt an ereigneten sich keine Pogrome mehr.

Die Beziehungen zwischen den unterschiedlichen ethnischen Gruppen in Lemberg und ganz allgemein in Galizien sind unvergleichlich besser als in Polen. Hier wusste man nichts von einem Boykott. Die Bevölkerung schenkte den Verleumdungen gegen Juden wenig Aufmerksamkeit und generell lebten hier die Polen ganz friedlich mit den Juden, besonders während der russischen Besetzung. Bei den Verhandlungen mit den russischen Machthabern hielt man zusammen und sowohl die Polen als auch die Juden machten keinen einzigen Schritt, ohne sich miteinander zu beraten.

Kapitel 6

Dr. Hoyzner berichtete mir von einer scheußlichen Begebenheit: Es ist schwer, davon zu erzählen, aber man kann auch nicht schweigen.

Einmal rief man ihn zu einem tödlich verwundeten jüdischen Soldaten, der sein Gewissen erleichtern wollte. Er ging in das Lazarett und fand den Soldaten bereits im Sterben.

»Rabbi!«, sagte der Soldat zu ihm, »Ich kann nicht sterben … Ich habe eine große Sünde auf mir lasten und bitte Sie, mir Vergebung zu gewähren …«
»Worin besteht ihre Sünde?«, fragte der Rabbiner.
»Unser Regiment hat ein jüdisches Schtetl eingenommen«, begann der Sterbende zu erzählen. »Wie üblich brach auch ein Pogrom aus. Die Soldaten haben einen Weinkeller aufgebrochen und fingen an zu trinken. Ich habe zusammen mit ihnen getrunken, mich betrunken und bin mit ihnen in die Stadt hinein, um Juden auszuplündern. Ich rannte in ein Haus und traf dort auf einen Mann mit einem Schtreimel und langen Schläfenlocken. Später erfuhr ich, dass er der Rabbi war. Ich packte ihn an der Brust und brüllte ihn an: ›Jid! Gib mir Geld!‹
Er antwortete, dass er keines habe …«

Der Sterbende wurde still.

»Was geschah weiter?«, fragte der Rabbiner.

Der Soldat schwieg eine Zeit lang und sagte dann leise:

»Ich habe ihn erstochen …«

Er fing an zu wimmern und zu bitten:

»Rabbi, gewähren Sie mir Vergebung, damit ich ruhig sterben kann …«

Rabbiner Hoyzner war so erschüttert, dass er nicht wusste, was er antworten sollte. Er versprach dem Sterbenden, darüber nachzudenken und ihm später eine Antwort zu geben. Aber ein paar Stunden später teilte man ihm mit, dass der Soldat gestorben war.

Diese schauderhafte Begebenheit, von der mir Rabbiner Hoyzner berichtete, war natürlich außergewöhnlich, wenn auch leider kein Einzelfall. In der schrecklichen Atmosphäre einer entfesselten Kriegstollheit waren solche Albträume unvermeidlich, die schwächeren und moralisch unterlegenen jüdischen Soldaten verfielen der allgemeinen Mordtrunkenheit und begingen gemeinsam mit ihren russischen Kameraden die schändlichsten Taten sogar an Juden. Dr. Lander erzählte mir dazu Folgendes: In einem Schtetl, wo ihr Regiment einmarschiert war, brach ein Pogrom aus. Lander ging zum Oberst und verlangte, dass dieser

dem ein Ende macht. Der Oberst schickte zusammen mit Lander einen Offizier und etliche Soldaten in die Stadt. Als sie aus einem Haus Stimmen vernahmen, traten sie ein und trafen auf zwei Soldaten, die mit geplündertem Gut wegrannten. Die Soldaten wurden sofort verhaftet. Zu seiner großen Bestürzung erkannte Lander, dass die beiden Soldaten Juden waren!

Aber wie viele solcher Fälle es auch gegeben haben mag, so waren sie doch seltene Ausnahmen. Nach allem, was ich während meines Herumreisens in Galizien gehört und gesehen habe, kann ich mit absoluter Sicherheit bestätigen, dass die jüdischen Soldaten die jüdische Bevölkerung in Galizien beinahe immer brüderlich behandelten, oft bis hin zur Selbstaufopferung. Die jüdischen Soldaten waren die einzige Gruppe, die sich während des Einmarsches des russischen Militärs für die geplünderten und ausgeraubten Juden einsetzen konnte. Und so rechtlos die jüdischen Soldaten in der russischen Armee auch waren, so retteten sie doch oft ein Schtetl oder einzelne Personen vor Pogromen und Gewalttaten. In einer Atmosphäre größter Verzweiflung war der jüdische Soldat eine große moralische Stütze, oft auch eine materielle. Sie ignorierten das strenge Verbot, mit der lokalen jüdischen Bevölkerung Kontakt aufzunehmen oder in Beziehung zu treten, riskierten ihr Leben und besuchten Juden, fragten nach ihrer Lage, gaben Ratschläge, wie man sich verhalten solle und halfen, wo es nur möglich war. An vielen Orten wurden jüdische Soldaten zu Vertrauten jüdischer Familien. Ich spreche von Tatsachen, wenn ich sage, dass jüdische Soldaten sich für ihre galizischen Brüder aufopferten. Als wilde Kosaken in einem Schtetl mitten auf der Straße Frauen schändeten, verbargen sich einige Dutzend jüdische Soldaten, die vor Ort waren, hinter den Häusern, beschossen die Kosaken und töteten viele auf der Stelle. Eine zweite Tatsache: Während des Pogroms in Sokal[9] schleppten jüdische Soldaten entweder zusammen mit den Kosaken Waren aus den Geschäften oder erbaten sich einen Teil der Beute, um sie in aller Stille durch Seitengassen den beraubten Eigentümern wieder zurückzubringen. An einigen Orten, wo die Bevölkerung großen Hunger litt, teilten die jüdischen Soldaten ihr ärmliches Stück Brot mit den dortigen Juden. Im Schtetl Suchostaw erzählte man mir viel über einen jüdischen Soldaten mit dem Namen Yisrolik Vaysbard, der für ein halbes Jahr beinahe das ganze Schtetl mit Geld und Lebensmitteln unterstützt hatte. Über diesen Soldaten entstanden Legenden. Die einen erzählten, dass ihm sein Vater in einem Traum erschienen war und ihm befohlen hatte, alles, was er besaß, auszugeben, um dem Schtetl zu helfen. Andere waren einfach der Meinung, dass er der Prophet Elias gewesen sei.

---

9 Sokal (Ukrainisch, Russisch), etwa 80 Kilometer nördlich von Lemberg gelegen.

Es begab sich, dass ich einen der jüdischen Soldaten, der sich mit Herz und Seele für die Interessen der jüdischen Bevölkerung Galiziens einsetzte, näher kennenlernen konnte. Ich hatte bereits vor dem Krieg mit ihm Bekanntschaft geschlossen. Als ich umherreiste, um ethnografisches Material zu sammeln, begegnete ich ihm viele Male in den Schtetlech der Provinz Wolhynien und er half mir mit meinen Sammlungen. Der junge Mann trug den Namen Aba Lew, war ein gebildeter Mann und hatte aufgrund seines Interesses für Literatur auch einige Artikel in jüdischen Zeitungen veröffentlicht. Im Krieg hatte er freilich viel zu leiden, es gelang ihm aber, das Vertrauen des Regimentskommandanten zu gewinnen, der ihn für verschiedene Kurierdienste nach Kiew, Moskau und Petersburg schickte, wenn es notwendig war, Lebensmittel für das Regiment einzukaufen. Ich begegnete Aba Lew fünf oder sechs Mal in verschiedenen Schtetlech in Galizien und ich war überrascht von seiner Hingabe an die jüdische Bevölkerung. Überall knüpfte er freundschaftliche Bindungen zu den örtlichen Juden, kannte all ihre Bedürfnisse, berichtete darüber in Kiew, forderte die Hilfe der Komitees an und half nicht zuletzt den Notleidenden oftmals selbst. Einmal traf ich ihn, als er eben aus Kiew zurückgekehrt war, wohin er von seinem Kommandanten auf einen Kurierdienst geschickt worden war. Noch ehe er zum Rapport ging, fuhr er in ein Schtetl, das sich fünf oder sechs Werst vom Lager entfernt befand. Er war müde von der Reise und riskierte, von einer Patrouille erwischt und verhaftet zu werden. Trotzdem fuhr er mitten in der Nacht in das Schtetl und trug dabei auf seinen Schultern einen mehrere Pud schweren Sack, in dem sich Medikamente, Lebensmittel und auch Zizit[10], Mesusot und Gebetbücher befanden. Das alles hatte er in Kiew gesammelt und dem verarmten Schtetl als Geschenk mitgebracht. Zu Beginn der russischen Revolution hielt er sich in Rumänien auf und führte auch dort dieselben Hilfstätigkeiten durch, fuhr dann nach Petersburg mit einem Bericht von dem Elend, das die jüdische Bevölkerung in Rumänien ertragen musste usw.

Es gab nicht viele solcher aufopferungsvollen Aktivisten wie Aba Lew unter den jüdischen Soldaten, aber generell trug der jüdische Soldat in Galizien stets einen Hauch von Hilfsbereitschaft und Brüderlichkeit in das erschütterte und verarmte jüdische Umfeld. Und das war für die jüdische Bevölkerung, die sich in höchster Verzweiflung befand, ausgesprochen wichtig.

Zu meinem großen Bedauern kann ich über jüdische Militärärzte nicht dasselbe sagen wie über jüdische Soldaten. In der russischen Armee befanden sich einige Tausend jüdische Ärzte. Ihre Lage war zweifellos privilegierter als die der jüdischen Soldaten. Nicht wenige hatten den Rang eines Obersts oder eines Gene-

10 Zizit, die Fäden, die an den vier Ecken des jüdischen Tallit (Gebetsmantel) angebracht sind.

rals. Sie befanden sich ständig im Umfeld von Offizieren und hatten Zutritt zu den Kommandeuren. Sie hätten der verfolgten und hilflosen jüdischen Bevölkerung tatsächlich viel helfen können. Leider aber zeigten sie, wie ich mich selbst in vielen Fällen überzeugen konnte, eine ängstliche Gleichgültigkeit gegenüber ihren galizischen Brüdern. Ich will selbstverständlich nicht alle jüdischen Ärzte beschuldigen. Es genügt, sich an den Namen von Dr. Lander zu erinnern, der vier Jahre lang mit größter Überzeugung für das Wohl der galizischen jüdischen Bevölkerung arbeitete, um zu sehen, dass es Ausnahmen gab. Außer Dr. Lander traf ich in Galizien noch zwei oder drei weitere Ärzte (Dr. Helman, Dr. Schabad und noch einige andere), die der Lage der örtlichen Juden mehr oder weniger ihre Aufmerksamkeit schenkten. Alle übrigen jüdischen Ärzte, denen ich während meiner vielen Jahre in Galizien begegnete, interessierten sich jedoch gar nicht für die Juden. Ein Großteil von ihnen war bemüht, ihre jüdische Herkunft zu verbergen und schluckte schweigend alle Beleidigungen und Verleumdungen gegen Juden, die in ihrer Gegenwart verbreitet wurden. Ich begegnete Schabschaijew, einem jüdischen Militärarzt aus Orenburg. Er erzählte mir mit großem Enthusiasmus von seinen militärischen Heldentaten. Er hatte eine ganze Division aus der Gefangenschaft gerettet und andere heldenhafte Leistungen vollbracht. Sein Kommandant mochte ihn sehr und verlieh ihm etliche Medaillen. Man schrieb sogar in den Zeitungen über ihn. Als ich ihn nach den Beziehungen des Militärs zu den Juden fragte, antwortete er mir, dass er in dieser Hinsicht nichts von schrecklichen Vorkommnissen wisse, fügte aber sogleich hinzu:

»Übrigens konnte ich nur wenig darüber wissen, da ich es vermieden habe, Juden in der okkupierten Region zu begegnen. Ich bin sogar strenger zu Juden gewesen als zu Christen, damit man mich nicht des Mitgefühls für Juden verdächtigte.«

Von »schrecklichen Vorkommnissen« hatte er nichts mitbekommen. Dann erzählte er mir jedoch, dass man bei ihnen alle Juden aus den Verwaltungsbüros, den Lazaretten, den Trossen und anderen Einrichtungen entfernt und an die Front, in die Schützengräben, geschickt hatte. Man machte eine Umfrage zu den jüdischen Soldaten und natürlich fanden sich nur wenige Offiziere, die den Mut hatten, ein gutes Wort für sie einzulegen. In der Erhebung gab es folgende Fragen: Haben jüdische Soldaten enge Beziehungen zu den örtlichen Juden? Wie viele der getöteten, verwundeten und in Gefangenschaft geratenen Soldaten waren Juden? In Schabschaijews Regiment gab es zehn getötete und vierzig verwundete Juden und hundertneunzig in Gefangenschaft. Proportional war die Zahl der in Gefangenschaft geratenen Juden nicht höher als die der Russen. Aber zu Letzteren hatte man keine Erhebung gemacht und die Zahl von hun-

dertneunzig Juden, die sich hatten gefangen nehmen lassen, überraschte alle. Folgendes war geschehen: Zehn Soldaten wurden zum Ausspähen des Feindes ausgeschickt und alle gerieten in Gefangenschaft. Ein normaler Vorgang. Aber unter den zehn Soldaten war ein Jude – man lud die ganze Schuld auf ihn ab und der Rottenkommandant wurde schwer dafür bestraft, dass er einen Juden auf Erkundungstour geschickt hatte. Am Ende unseres Gesprächs bat mich Dr. Schabschaijew:

»Erzählen Sie niemandem, was ich Ihnen berichtet habe. Erzählen Sie nicht einmal, dass Sie mir begegnet sind und ganz allgemein, dass wir über Juden geredet haben. Das kann mir schaden.«

Andere Ärzte verbargen ihr Judentum nicht, interessierten sich aber wenig für die Lage der jüdischen Bevölkerung, sodass ich von ihnen keinerlei Neuigkeiten herausbekommen konnte. Einige Ärzte verbrachten viele Monate in jüdischen Ortschaften, wo ihre Lazarette standen, und schenkten während dieser Zeit der Situation der dort lebenden jüdischen Bevölkerung keinerlei Beachtung. Mit großer Mühe gelang es mir, von einigen jüdischen Ärzten Kopien der offiziellen Befehle zu erhalten, die Maßnahmen für die jüdische Bevölkerung enthielten. Wohl wissend, wie wichtig es war, die jüdischen Repräsentanten in Petersburg über solche Befehle zu informieren, hatten sie Angst, sie aus der Hand zu geben, denn vielleicht würde man, was Gott verhüten möge, herausfinden, wer diese Dokumente weitergegeben hatte. Schlimmer noch: Ich traf einige Ärzte, die mit ihren Lazaretten in abgeschiedenen Schtetlech standen, in denen die Not groß war, wohin ich aber nicht fahren konnte. Ich bat sie, von mir einige Hundert Rubel zu nehmen, sie in ihr Schtetl zu bringen und dort unter den Notbedürftigen zu verteilen oder dem dortigen Komitee oder Rabbiner zu übergeben. Größtenteils lehnten die Ärzte das ab. Und die, welche bereits eingewilligt hatten, das Geld mitzunehmen, taten das nur sehr ungern, als würden sie damit das größte Opfer erbringen.

Kapitel 7

Ich wollte mich unbedingt mit Dr. Lander treffen. Er war in Schowkwa[11] stationiert, aber für einige Tage verreist.

11 Schowkwa (Ukrainisch), Żółkiew (Polnisch), Scholkwa (Russisch), etwa 30 Kilometer nördlich von Lemberg gelegen. Namensgeber ist der polnische Adlige Stanisław Żółkiewski, der den Ort Ende des 16. Jahrhunderts mit Schloss und Befestigungsanlage versah, eine der Residenzen von Johann III. Sobieski im 17. Jahrhundert.

Ich fuhr von Lemberg über Jarosław und Rzeszów nach Tarnów. Mit mir zusammen im Waggon reisten Offiziere, die allerlei über die Haltung der slawischen Soldaten des österreichischen Militärs zum Krieg zu berichten wussten.

»Wir haben zu Dutzenden slawische Soldaten gefangen genommen«, berichtete ein Offizier. »Einer von ihnen meinte, dass seine ganze Kompanie bereit gewesen wäre, sich in unsere Gefangenschaft zu begeben. Er bat mich, ihn zu den Schützengräben zurückkehren zu lassen, dann würde er die komplette Kompanie mitbringen. Natürlich ließ ich ihn nicht gehen. So schlug er mir vor, dass einer unserer Soldaten einen Brief von ihm über einen geheimen Weg in die österreichischen Schützengräben bringen und an einer bestimmten Stelle ablegen sollte. Dem stimmte ich zu. Er verfasste also einen Brief, in dem er seinen Kameraden leidenschaftlich zuredete, zu uns überzulaufen, und davon erzählte, dass hier ein Paradies für Gefangene sei. Er erläuterte unserem Soldaten, der sich bereit erklärt hatte, den Brief abzuliefern, wie er die österreichischen Schützengräben unbemerkt erreichen könne und wo der Brief zu hinterlegen sei. Der Soldat führte den Kurierdienst gut aus und kam heil wieder zurück. Der Gefangene fragte ihn:
›Was hast du dort gesehen, wo du den Brief hingelegt hast?‹
›Bemerkt habe ich gar nichts, aber ein sehr schwerer Geruch hing dort in der Luft, sodass ich kaum lebendig davongekommen bin.‹
›Das heißt, du hast den Ort gefunden, zu dem ich dich geschickt habe und den Brief an die richtige Stelle gelegt‹, war der Gefangene beruhigt.
Und stellen Sie sich vor, innerhalb von etwa zwei Tagen liefen zwei slawische Soldaten-Kompanien samt ihren Offizieren und der ganzen Munition zu uns über.«

Ein anderer Offizier sprach die ganze Zeit von Generälen und Kommandanten und bezichtigte sie des Verrats. Er sprach ganz offen und stieß dabei kaum auf Protest der übrigen Militärs. Im Gegenteil, beinahe alle stimmten ihm zu.

»Russland führt gegen drei gefährliche Feinde Krieg: Erstens – die Deutschen, zweitens – die Läuse und drittens – unsere Generäle. Letztere sind der gefährlichste Feind.«

Bereits früher war es häufig vorgekommen, dass ich scharfe Äußerungen über russische Generäle und Kommandanten zu hören bekam. Man beschuldigte sie schlichtweg des Verrats und dass sie sich von den Deutschen hätten korrumpieren lassen. In diesem Fall waren die Anschuldigungen begründet. Obwohl die Generäle keine Verräter im wörtlichen Sinne waren, fügten sie der Armee durch ihre Talentlosigkeit, Gleichgültigkeit und ihre Streitereien um Auszeichnungen und Kreuzchen mehr militärische Niederlagen zu als durch direkten Verrat.

Der Vorwurf, dass sogar die größten und populärsten Generäle Verräter seien, war schon seit langem im russischen Volk verbreitet. Geschichten über Verrat

wiederholten sich in jedem Krieg. In den Zeiten von Katharina der Großen beschuldigte das Volk Fürst Potemkin[12], er habe die russische Armee versoffen, beim Kartenspiel verschachert und sie an den Feind verkauft. Dieselbe Anschuldigung wurde im Jahr 1812 während des russisch-französischen Kriegs gegen Kutusow[13] vorgebracht. Während des russisch-türkischen Kriegs wurde dieser Verdacht gegen eine ganze Reihe von Generälen geäußert. Im japanischen Krieg verbreitete sich im Volk sogar ein Gerücht über den tragischen Tod von General Makarow[14], er sei nämlich gar nicht auf dem zerstörten Schiff »Petropawlowsk« ertrunken, sondern habe sich an die Japaner verkauft und sei zu ihnen übergelaufen.

Generell kursierten häufig Gerüchte über Verrat im gegenwärtigen Krieg. Die Erzählung über den Warschauer Gouverneur Baron Korf, der in deutsche Gefangenschaft geriet, lieferte Stoff für eine ganze Reihe von Geschichten, in denen berichtet wurde, wie er den Deutschen sämtliche Regimenter und Millionen Goldrubel überantwortet habe. Ein Soldat erzählte mir von General Rennenkampff, er habe sich so lange jede Nacht in aller Stille mit seinem Bruder, einem deutschen General, getroffen und ihm sämtliche militärische Geheimnisse verraten, bis man davon erfahren und ihn gehängt habe.

Der Schriftsteller und Sozialrevolutionär Russanow (Pseudonym Kudrin) erzählte mir, er habe in einem Dorf in der Jarosławer Provinz gelebt und damals zu hören bekommen, wie die Bauern die Generäle aufs Schärfste verurteilten. Als er versuchte, einige der Generäle zu verteidigen, schrie ein Bauer:

»Bist du in Jarosław gewesen?«
»Nein!«
»Dann fahr dorthin, du wirst sehen, dass die Generäle Verräter sind.«
»Was soll ich denn dort sehen?«
»Du wirst dort sehen, dass in der Mitte des Markts ein Pfosten steht und an diesem Pfosten stehen acht Generäle in Ketten, verurteilt wegen Verrats. Und an jedem hängt auf der Brust ein Brettchen mit der Aufforderung, ihm ins Gesicht zu spucken – ›Anspucken, aber nicht schlagen‹.«

---

12 Grigori Alexandrowitsch Potemkin (auch: Potjomkin; 1739–1791), russischer Fürst und Feldmarschall.

13 Michail Illarionowitsch Kutusow (1745–1813), Held gegen Napoleon im Vaterländischen Krieg (Russlandfeldzug von 1812).

14 Stepan Ossipowitsch Makarow (1849–1904), russischer Admiral, Ozeanograf, Polarforscher, Schriftsteller. Zu Beginn des Russisch-Japanischen Kriegs (1904–1905) Befehlshaber der Pazikflotte, kam bei der Explosion seines Schiffs »Petropawlowsk« ums Leben.

Der Zug fuhr sehr langsam und nahezu die ganze Zeit rannten auf beiden Seiten Bauernkinder und Erwachsene nebenher, barfuß, wahrhaft ausgezehrte Skelette. Sie streckten ihre Hände zu den Fenstern empor und jammerten in monotonem Wehgeschrei: »Brot!« »Eine kleine Kopeke!«

Einige Stationen nach Rawa-Ruska[15] hielt unser Zug sehr lange in dem kleinen Ort Oleszyce. Ich brachte in Erfahrung, dass wir hatten anhalten müssen, weil die Lokomotive nicht die Kraft hatte, den Zug bergauf zu ziehen und dass der Maschinist mit der Lokomotive zurück nach Rawa-Ruska fuhr, um eine andere, stärkere Lokomotive zu holen. Da das viele Stunden dauern würde, nutzte ich die Zeit, um auszusteigen und mir das Schtetl anzusehen.

Vom Bahnhof zum Schtetl waren es eine oder zwei Werst. Ein typisch jüdisches Schtetl, arm und abgelegen. Als ich es betrat, begegnete ich einem jungen Mann und bat ihn, mich zum Rabbiner zu führen.

Der junge Mann brachte mich zu einem kleinen Häuschen mit zwei Zimmern. Im ersten lag eine kranke Jüdin, die Frau des Rabbiners, und bei ihr saßen etliche Frauen. Im zweiten Zimmer betete ein Minjan die Mincha[16].

Dass ein Mann in russischer Militäruniform eintrat, erschreckte selbstverständlich die Juden, die sich im Haus befanden. Aber als sie erkannten, dass ich ein Jude war, beruhigten sie sich rasch.

Es stellte sich heraus, dass der Rabbiner selbst mit den Österreichern abgereist war (vielleicht aber haben ihn die Russen als Geisel genommen). Die Frau des Rabbiners, die gemeinsam mit zwei Töchtern ohne Lebensmittel zurückgeblieben war, war schon die ganze Zeit krank. Der Dajan[17] und ein etwas merkwürdig gekleideter Jude aus Eretz Israel[18], der seit Beginn des Kriegs hier war, kamen aus dem zweiten Zimmer. Ihnen folgten einer nach dem anderen die übrigen Juden, die Mincha gebetet hatten. Sie erzählten mir, das ganze Schtetl sei ruiniert, ohne Lebensgrundlage, und dass die Soldaten nicht aufhörten, das wenige Verbliebene zu plündern.

Ich musste mich beeilen, um den Zug nicht zu verpassen. Ich gab dem Dajan fünfzig Rubel, die wie ein großes Geschenk in Empfang genommen wurden. Die Menschen waren generell sehr gerührt, dass ihre russischen Brüder an sie dachten und sogar kamen, um ihre Lage zu erkunden. Das machte auf sie einen ebenso großen Eindruck wie die vielen Rubel. Ich verabschiedete mich von

---

15 Rawa-Ruska, wichtiger Bahnknotenpunkt; Schlacht um Rawa-Ruska im September 1914, bei der die russische Armee die österreichisch-ungarische besiegte.

16 Mincha, tägliches Gebet, das am Nachmittag, jedenfalls aber vor Sonnenuntergang zu verrichten ist.

17 Dajan, Richter in einem Beth Din.

18 Eretz Israel (Hebräisch »Land Israel«), traditionelle jüdische Bezeichnung für Palästina.

ihnen sehr herzlich und versprach, das Lemberger Komitee um eine reguläre monatliche Hilfe zu bitten. Auf meine Fürsprache hin fuhr einige Wochen später ein Kurier der Gemeinde von Oleszyce nach Lemberg und erhielt vom dort ansässigen Komitee Unterstützung.

Der Zug, mit dem ich reiste und an den die Waggons mit den Medikamenten, die ich mitführte, angehängt waren, fuhr nur bis Rzeszów. Ich musste in Rzeszów übernachten und auf einen Zug warten, der mich mit den Waggons nach Tarnów bringen würde.

Rzeszów, eine schöne Stadt mit einer beträchtlichen jüdischen Bevölkerung, hatte nur wenig unter dem Krieg gelitten. Einen Pogrom hatte es selbstverständlich gegeben. Der Besitzer eines Ladens in der Nähe meines Hotels zeigte mir viele Waren, die die Soldaten während des Pogroms zerrissen, zertreten oder mit Petroleum übergossen hatten.

Ich hatte keine Zeit, mich mit einem Vertreter der städtischen Verwaltung zu treffen. Ich wusste, dass sich in der Stadt eine alte Steinsynagoge befand, und begab mich dorthin. Sie war in einem traurigen, verlassenen Zustand. Es war Mincha-Zeit, in der Synagoge befand sich jedoch niemand außer dem alten Synagogendiener, ein achtzigjähriger Alter, der noch rüstig war und alle seine Sinne beisammenhatte. Er erkannte mich gleich als Juden und wandte sich an mich wie an einen alten Bekannten:

»Sehen Sie die Synagoge? Dort hat man Tag und Nacht gesessen und studiert. Eng war es, kein Durchkommen. Einer hielt die Gemarot[19] auf dem Rücken des Nächsten. Jetzt ist es hier leer und verlassen wie nach einem Khurbn. Nur mit großer Mühe lässt sich ein Minjan zusammenbekommen.«
»Wie haben sich die russischen Soldaten hier verhalten? Haben sie Ihnen Böses zugefügt?«, fragte ich ihn.

Der Alte schwieg eine Weile und antwortete dann leise, diplomatisch:

»Es gibt schlechte Menschen unter euren Soldaten und es gibt schlechte unter unseren …«

Und nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, fügte er nachdenklich hinzu:

»Sie fragen, ob man uns Böses zufügt habe? Böses kann der Mensch sich nur selbst antun, nicht dem anderen.«

19 Gemara (Plural: Gemarot), jener Teil des Talmuds, der den Stoff der Mischna erklärt. Mischna und Gemara bilden den Talmud.

Ich war überrascht von der Tiefe dieser Sentenz, die zu Sokrates gepasst hätte.

Ich gab dem Alten drei Rubel. Er verschwendete keinen Blick darauf, wie viel es war, und sagte mit einem traurigen Lächeln:

»Für mich selbst würde ich kein Geldgeschenk von Ihnen annehmen. Ich brauche es nicht, mein Stückchen Brot bekomme ich von den Hausherren, aber Ihr Geschenk wird gut für die armen Leute sein, die hier in der Stadt leben. Eine schreckliche Not herrscht hier, man stirbt vor Hunger.«

Von Rzeszów fuhr ich mit einem Zug voller Granaten ab, an den unsere zwei Waggons mit Medikamenten angehängt waren. In der Tepluschka[20], in der ich saß, befand sich ein Offizier, ein junger Mann mit intelligentem Gesicht. Wir kamen ins Gespräch. Wie sich zeigte, war er ein sehr gebildeter Mensch. Nur der starre, fixierende Blick seiner verträumten, gleichmütigen Augen und seine Redeweise, als würde er jedes Wort lange abwägen, ehe er es aussprach, machten einen etwas seltsamen Eindruck. Ich begann mich zu fragen, ob er ganz normal war.

»Wissen Sie«, warf er ein, nachdem wir uns bekannt gemacht hatten, »Wissen Sie, in meiner Jugend führte ich ein sehr schändliches Leben: Ich habe getrunken, war lasterhaft, habe die Soldaten verprügelt und andere Untaten begangen. Durch Zufall geriet ich an Lew Tolstois Buch ›Worin besteht mein Glaube‹[21]. Ich las es durch und war wie neu geboren. Ich befreite mich von sämtlichen schlechten Taten und wurde ein anderer Mensch. Ich habe sogar aufgehört, Fleisch zu essen.«

»Und trotzdem ziehen Sie in den Krieg und töten Menschen«, warf ich ein. »Wie können Sie das mit Ihren Lebensanschauungen vereinen?«

Er saß eine Weile mit gesenktem Kopf da, tief in Gedanken. Schlussendlich wandte er leise und langsam, mit tiefer Überzeugung ein:

»Dieser Krieg ist anders. Dieser Krieg wird die Welt erneuern, wird den ganzen Schmutz der Menschheit abwaschen. Für dieses Ziel muss man die größten Opfer bringen.«

Unser Zug fuhr nicht bis Tarnów durch, sondern hielt etwa sechs Werst vom Bahnhof entfernt, weil der Bahnhof und seine Zufahrt unter systematischem

---

20 Tepluschka (Russisch), beheizbarer Güterwagen, der auch für Truppentransporte verwendet wurde.

21 Lew N. Tolstoi (1828–1910), »Worin besteht mein Glaube« (»W tschom moja wera«), theologische Schrift von 1883.

Beschuss durch eine 42-cm-Kanone[22] lagen. Das Bahnhofsgebäude und die umliegenden Bauten waren längst zerstört. So kam es, dass ich zu Fuß in die Stadt ging. Meine Sachen und die Medikamente brachte man später mit einem Auto nach.

Kapitel 8

Tarnów ist ein hübsches europäisches Städtchen mit einem alten Rathaus und historischen Gebäuden. Die Stadt hatte nur wenig unter dem Krieg gelitten und war sehr belebt.

Die Gefechtspositionen befanden sich nur sechs bis sieben Werst entfernt, beim Fluss Bzura. Die russische Armee hatte Bochnia eingenommen und stand vor Krakau, aber die Österreicher drängten sie bis nach Tarnów zurück. Das war vor drei Wochen gewesen und seither standen sich die feindlichen Truppen auf der jeweiligen Seite des Flusses gegenüber. Zwischen ihnen kam es nur zu leichteren Zusammenstößen, aber nicht zu ernsten Schlachten, und es machte den Eindruck, als ob keine der beiden Truppen im Sinn hatte, einen ernsten Angriff zu beginnen.

Die Bevölkerung der Stadt hatte sich bereits an die Kanonade gewöhnt, die man von Zeit zu Zeit von den Gefechtspositionen hörte, und nahm sie kaum mehr wahr. Das Leben in der Stadt verlief beinahe normal. Zwei Kaffeehäuser hatten geöffnet, die ständig voll waren, besonders mit Offizieren. Es gab hier in der Stadt einen Kinematographen und als ich ankam, waren an den Wänden große Plakate für ein Sinfoniekonzert irgendeines Smirnow affichiert. Bald nachdem die Gefechtspositionen an der Bzura errichtet worden waren, begannen die Österreicher, den Tarnówer Bahnhof mit einer 42-cm-Kanone zu beschießen, die die furchtbarste Zerstörung anrichtet. Man erzählte, dass die Kanone zufällig vor Ort geblieben war, weil man sie nicht weitertransportieren konnte. Der Beschuss des Bahnhofs bezweckte die Unterbrechung des Munitionsnachschubs an die Gefechtsstationen. Die Einwohner der Stadt beruhigten sich, als sie sahen, dass der Feind nur den Bahnhof und die Eisenbahnlinie beschoss. Aber ein paar Wochen vor meiner Ankunft hatte man mit der 42-cm-Kanone auch die Stadt angegriffen. Zwei Häuser waren dabei zerstört worden, aber es hatte keine Toten gegeben. Mehr als diesen einen Angriff auf die Stadt gab es nicht, weshalb sich die Bevölkerung wieder entspannte.

22 Kanone aus deutscher Produktion, die erstmals im Ersten Weltkrieg verwendet wurde, auch als »Dicke Berta« bezeichnet.

Die Abteilung, zu der ich fuhr, wurde teilweise von Mitgliedern der Staatsduma finanziert. Als Leiter dieser Mitglieder war ein Abgeordneter der Duma und angesehener Kadett, Igor Platonowitsch Demidow, bestimmt worden. Er war vierzig Jahre alt, ein magerer, nervöser Mann mit starkem Bartwuchs und großen, geheimnisvoll verträumten Augen. Seine gesamte Erscheinung signalisierte Vornehmheit, gleichzeitig drückte sich in seinem Gesicht und seinen Bewegungen die merkwürdige, beinahe schon bäuerliche Schlichtheit aus, die man bei Sektierern antreffen kann.

Als ich die Abteilung näher kennenlernte, bemerkte ich, dass sich Demidows Persönlichkeit in ihr widerspiegelte. Ihre Mitglieder waren größtenteils Freiwillige und Angehörige adliger Familien, Menschen, die von einem patriotischen Gefühl durchdrungen waren, mit dem Bestreben, dem russischen Soldaten zu dienen und im Krieg hilfreich zu sein. Zusammen mit Demidow waren dort als Vorsteherin der Krankenschwestern Gräfin Bobrinskaja, eine alte, aber sehr energische Frau, und ihre zwei jungen Neffen, ebenfalls aus der Familie Bobrinski. Auch irgendein Fürst war dabei. All diese jungen Männer und Fräulein mit Titeln gaben sich sehr einfach, waren Kanzleikräfte und Lageristen und aßen das Gleiche wie die Soldaten, mit den gleichen hölzernen Löffeln.

Zur Abteilung gehörte ein Lazarett mit vierzig Betten, in dem zwei Ärzte arbeiteten. Außerdem hatte Demidow zwei mobile Einheiten, ebenfalls mit Lazaretten. Eine von ihnen stand unter der Leitung von Demidows Frau und befand sich im Schtetl Tuchów. Die zweite lag irgendwo in den Karpaten. Die Abteilung besaß außerdem ihre eigenen Wägelchen, auf denen sie Verwundete von den Gefechtspositionen heranbrachte.

Die Arbeit war umfangreich und schwer. Die Mitarbeiter gingen freundlich miteinander um, ohne kleinliche Reibereien – eine seltene Erscheinung im Leben der Sanitätszüge, wo es normalerweise ständig Zank und Intrigen gab.

Obwohl die Gefechtspositionen sehr nahe an Tarnów gelegen waren, hatte sich in der Stadt eine erkleckliche Zahl an Lazaretten und Einheiten konzentriert. Neben Demidows Lazarett befanden sich dort jene Abteilung mit dem Lazarett des Städtebundes unter der Leitung des Fürsten P. Dolgorukow, ein Lazarett des Roten Kreuzes und zwei oder drei militärische.

Als ich in Tarnów ankam, traf ich Demidow nicht an. Er war zu einem Einsatz des Oberkommandierenden der Dritten Armee abgefahren, zu welcher Demidows und Dolgorukows Abteilungen zählten. Der Befehlshaber der Dritten Armee war der bekannte bulgarische General Radko Dimitriew[23]. Demidow war mit ihm befreundet, besuchte ihn häufig und brachte die letzten Neuigkeiten von dort mit.

---

23 Radko Dimitriew (1859–1918), bulgarischer General, während des Ersten Weltkriegs im Dienst der russischen Armee.

Die übrigen Mitglieder der Einheit begegneten mir und meinem Reisebegleiter B. Ratner sehr freundlich und herzlich. Man freute sich ausgesprochen über die Medikamente, die wir mitgebracht hatten. Wir wurden mit Fragen nach den Ereignissen im Land und besonders nach der allgemeinen Stimmung überschüttet. Als ich sagte, in Moskau herrsche eine gedrückte, pessimistische Atmosphäre, rief die alte Gräfin Bobrinskaja erregt aus:

»Welches Recht haben die dort, eine solche Haltung zum Krieg einzunehmen? Wir hier, unter Beschuss, glauben an den Sieg, und die dort jammern und seufzen! Eine Schande!«

Mir fiel auf den ersten Blick auf, dass in dieser Einheit kein Antisemitismus herrschte. Vielleicht hegten die Gräfin Bobrinskaja und andere Abteilungsmitglieder tief im Herzen keine übermäßig warmen Gefühle für Juden. Aber ich war mir sicher, dass niemand das zeigen würde. Die Stimmung in der Einheit war liberal und ganz so, wie es zu Kadetten passte. Es befanden sich dort zahlreiche jüdische Sanitäter und Krankenschwestern.

Am folgenden Tag kam Demidow an. Ich begegnete ihm im Komitee der Abteilung, aber er war äußerst beschäftigt und versprach mir, am Abend in mein Hotel zu kommen.

»Ich habe mit Ihnen wichtige Themen zu besprechen«, sagte er mir.

Am Abend kam er dann.

»Ich muss vorausschicken«, begann er mit nervöser Stimme, in der tiefe Überzeugung zu spüren war, »dass ich nicht nur ein Freund der Juden bin, sondern das jüdische Volk als ein von Gott auserwähltes bewundere. Ich bin ein Mystiker und Theosoph und interessiere mich sehr für alles, was Juden in den Bereichen der Mystik und des religiösen Denkens geschaffen haben. Aber ich muss Ihnen sagen, dass sich meine Meinung über die Juden geändert hat, seit ich nach Galizien gekommen bin.«
»Warum?«
»Glauben Sie nicht, dass die Geschichten über den jüdischen Verrat auf mich irgendeinen Eindruck gemacht haben. Ich weiß, welchen Wert diese Gerüchte haben. Ich weiß sehr gut, was es bedeutet, dass in nahezu jeder Stadt angeblich ein jüdisches Mädchen aus einem Fenster auf das russische Militär schießt und dass sie ausgerechnet immer aus einem Haus schießt, in dem sich reiche Warenlager und Wohnungen befinden. Denselben Wert haben auch andere üble Nachreden gegen Juden. Aber Sie können sich nicht vorstellen, welch schreckliche Stimmung in der Armee herrscht, was die Juden betrifft. Die gemeinsten Verleumdungen werden ohne jegliche Kritik einfach angenommen …«

»Igor Platonowitsch«, rief ich aus, »Sie haben damit begonnen, dass Sie selbst auch Ihre Meinung über die Juden geändert hätten. Ich würde gerne wissen, was Sie auf solche Weise beeinflusst hat?«
Demidow war ein wenig verwirrt, als wüsste er nicht, was er antworten sollte.
»Verstehen Sie mich, die galizischen Juden haben keine Ähnlichkeit mit unseren russischen. Sie haben sehr unsympathische Gewohnheiten …«
»Das heißt?«
»Ihre Gesinnung uns gegenüber ist feindlich und das schafft einen gewissen Boden dafür, sie zu verdächtigen. Ich sage nicht, sie seien des Verrats zu verdächtigen, aber einer illoyalen Beziehung zu unserem Militär.«
»Vergessen Sich nicht«, warf ich ein, »dass die Juden hier österreichische Untertanen sind, und wenn sie ihrem Vaterland sogar unter solch schwierigen Bedingungen treu sind, verdienen sie Hochachtung.«
»Ja, ja, ja«, beeilte sich Demidow zuzustimmen. »Das alles ist richtig, sehr richtig. Aber Sie werden das nicht in die Köpfe unserer Militärleute kriegen. Die kennen nur eines: Verrat und Spionage … Und überdies muss man zugeben, dass diese Juden, natürlich nicht alle, die Soldaten oft übervorteilen und gewaltige Preise fordern. Das nimmt stark gegen sie ein. Natürlich ist das eine Kleinigkeit, besonders wenn man berücksichtigt, wie viel man den Juden dort geraubt und wie sehr man sie ruiniert hat.«

Ich wollte etwas sagen, aber er fügte schnell hinzu:

»Nun, genug davon. Wir werden noch Zeit haben, über dieses Thema zu sprechen. Erzählen Sie mir lieber, wie Ihre Reise war und was Sie weiter hier zu tun gedenken? Wie planen Sie sich einzurichten?«

Ich erzählte ihm, dass es meine erste Aufgabe gewesen sei, mich mit Galizien vertraut zu machen, und dankte ihm dafür, dass er mir die Möglichkeit dazu gegeben hatte.

»Nun brauche ich die Möglichkeit«, sagte ich zu ihm, »legal in Galizien umherzureisen, um mehr über die Lage der jüdischen Bevölkerung herauszufinden und Hilfe für sie zu organisieren. Meine ganze Hoffnung ruht auf Ihnen, dass Sie mir die Gelegenheit geben, das zu tun.«
»Gewiss! Gewiss!«, versicherte er eilig. »Man wird überlegen müssen, wie das zu machen ist. Ich gehe davon aus, dass Fürst Dolgorukow hierbei behilflich sein kann. Er ist ein guter Mensch und verhält sich den Juden gegenüber freundlich. Ich werde Sie miteinander bekannt machen, dann können Sie selbst mit ihm über diese Angelegenheit sprechen. Ich werde ebenfalls mit ihm reden, aber erst in einigen Tagen. Im Moment bin ich sehr beschäftigt. Ich muss wegen einiger wichtiger Dinge wieder zu einem Einsatz abreisen.«

Ich befragte Demidow zu Radko Dimitriew, dem Kommandanten der Dritten Armee, wollte wissen, was für ein Mensch er sei und wie sich sein Verhältnis zu den Juden gestalte. Demidow äußerte sich sehr herzlich über Radko, charakterisierte ihn als klugen, intelligenten Menschen und fähigen Militär. Er gäbe sich einfach und die Soldaten bewunderten ihn. Er sei Russland mit Herz und Seele ergeben, aber da er Bulgare sei, wäre seine Lage kompliziert. Es würden böse Intrigen gegen ihn gesponnen. Seine Beziehung zu Juden? Tief im Inneren sei er gewiss kein Antisemit, aber in diesem Fall könne er nicht gegen die Stimmung in der Armee auftreten.

Wir plauderten noch eine gute Weile. Demidow sprach in einem mystischen Ton über den gegenwärtigen Krieg und äußerte seine tiefe Überzeugung, dass dieser die ganze Menschheit erneuern würde. Er wiederholte beinahe dasselbe, was der Offizier und Tolstoi-Anhänger im Zug mir gegenüber artikuliert hatte.

»Igor Platonowitsch«, wandte ich ein, »ich bin nun schon seit drei Monaten in der Nähe des Kriegsgeschehens. In dieser Zeit habe ich sehr viele Militärs gesehen. Ich sah Menschen, die viele Male in der Schlacht waren, die dem Tod ins Auge geblickt haben, andere getötet haben und auch selbst verwundet wurden. Unter ihnen traf ich nicht einen einzigen ›erneuerten Menschen‹. Wer vorher ein Lügner war, blieb ein Lügner. Wer ein Dieb war, blieb ein Dieb oder wurde vielleicht ein noch ärgerer. Kleinliche Nörgeleien und hässliche Intrigen gibt es in der Armee nach wie vor. Eine Medaille, ein Kreuzchen sind auch jetzt das höchste Ziel, nach dem Generäle und Offiziere streben. Nein, Igor Platonowitsch, durch Blutvergießen wird sich die Menschheit nicht erneuern!«

Demidow saß reglos und schweigend da. Er betrachtete mich mit seinen mystisch-verträumten Augen. Endlich sprach er, wie zu sich selbst:

»Warum glauben Sie, dass die Menschheit durch Blutvergießen nicht erneuert werden kann? Wie wollen Sie mir beweisen, dass Blutvergießen eine Sünde ist und nicht die höchste Tat des Heroismus?«

Ich antwortete ihm:

»Wir haben nun den Punkt erreicht, an dem wir unser Gespräch beenden können, da wir zwei unterschiedliche Sprachen sprechen.«

Wie sehr der Krieg »den Schmutz der Menschheit abwusch« und »die menschliche Seele erneuerte«, zeigten uns deutlich die schrecklichen Pogrome, die blutigen Verbrechen und Gewalttaten, die während und nach dem Krieg geschahen. Indem ich ständig höheren Chargen in der Armee und in den gesellschaftlichen Organisationen begegnete, konnte ich beobachten, wie auch sie von Tag zu Tag

barbarischer wurden, den moralischen Boden unter ihren Füßen verloren und von der Pogromstimmung und der Willkür angesteckt wurden.

Zu Kriegsbeginn hatte die Intelligenzija ununterbrochen gegen die Grausamkeiten der Deutschen protestiert und betont, wie human sich der russische Soldat dem Feind gegenüber verhielt. Binnen kurzer Zeit hörte man aber eine ganz andere Rede.

»Ich verstehe unsere Sentimentalitäten und diese Rücksichtnahme auf unseren Feind nicht«, klagte im Schlafwagenabteil ein alter Mann, ein Advokat und Bevollmächtigter einer karitativen Einrichtung. »Wenn man auf uns mit Kanonen schießt, müssen wir zurückschießen. Wenn man unsere Gefangenen tötet und unsere Städte und Dörfer zerstört, müssen wir dasselbe tun. Wir müssen vom Deutschen lernen und seine Grausamkeit noch übertreffen.«

»Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen, ich mag Ihre Theorie gar nicht«, antwortete sein Nachbar im Abteil, ein Militärarzt und ebenfalls ein älterer Mann. »Und nicht aus moralischen Motiven. Bei all meinem Ärger über die Deutschen kann ich dennoch nicht vergessen, dass ich meine gesamte kulturelle Entwicklung nur den Deutschen und den Juden zu verdanken habe. Meine Lehrer und Professoren an der Universität waren beinahe alle Deutsche, meine besten Freunde waren Juden. Die Bücher, die meine Entwicklung geprägt haben, sind von Deutschen oder Juden verfasst worden. Daher kann ich weder die Ausrottung der Deutschen predigen noch die antisemitische Hetze nachvollziehen.«

Kurz darauf kam mir eine Diskussion zwischen zwei jungen russischen Intellektuellen und Mitgliedern von Demidows Abteilung, dem Sohn eines bekannten russischen Professors, Nossonow, und einem Medizinstudenten im vierten Studienjahr, Kuptschikow, zu Ohren.

Nossonow verteidigte leidenschaftlich all die blutigen Verbrechen und Gewalttaten an der friedlichen Bevölkerung während des Rückzugs unserer Armee. Es gehe um einen Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Völkern,

»da gibt es keinen Grund sich zu schämen. Im Fall, dass man zurückweichen muss, muss man dem Feind eine Ödnis hinterlassen, ein verwüstetes Gebiet mit einer zermürbten hungrigen Bevölkerung.«

»Ich habe das Recht so zu reden«, schrie er. »Ich betrachte mich selbst auch als Mörder, obwohl ich kein Blut vergossen habe. Wer dem Krieg nahegekommen ist, hat in Blut gebadet. Und sobald ich das Morden akzeptiere, es in meine Seele aufnehme, muss ich konsequent sein bis zum Schluss.«

»Die Abteilungen der karitativen Einrichtungen«, antwortete ihm Kuptschikow ebenso hitzig, »gehen nicht in den Krieg, um Blut zu vergießen, sondern um dem Tod zu entreißen, was noch lebt, um in dieser Hölle einen Funken Menschlichkeit zu schützen. Und Sie,

Sie haben sich, wie andere Mitglieder der Abteilungen auch, dem Einfluss der schlimmsten Elemente unter den Offizieren ergeben. Ihr seid Antisemiten geworden, ihr rechtfertigt Pogrome, begeht selbst Gewalttaten wie die ärgsten Marodeure.«

Ein wenig später traf ich einen sehr gescheiten Piloten. Er war verwundet worden und fuhr in unserem Sanitätszug mit. Einmal erzählte er mir eine furchtbare Begebenheit, nämlich wie ein Jude der Spionage verdächtigt und gehängt worden war. Erst später stellte sich heraus, dass er unschuldig war.

»Sie erzählen das so gelassen«, wunderte ich mich.
»Nun ja«, antwortete er, »solche Dinge müssen in einem Krieg geschehen. Ich denke, es ist besser, neun Unschuldige einfach so zu hängen, als auch nur einen Schuldigen laufen zu lassen.«

Und so etwas behauptete ein intelligenter Mensch! Es war der Krieg, der eine solche Stimmung bei ihm auslöste.

Viele Monate später beschäftigte ich mich mit einem Phänomen, das mich an mein Gespräch mit Demidow erinnerte. Ich bemerkte, dass jene Offiziere, die direkten Anteil an der Schlacht genommen hatten, die dem Feind von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden, die Blut vergossen und selbst dem Tod ins Auge geblickt hatten, dass gerade diese Offiziere anders aussahen und sich anders verhielten. Mir fiel an ihnen eine mystische Ruhe auf. Sie redeten leise, langsam, regten sich niemals auf. Es hatte den Anschein, als ob sie völlig andere Menschen geworden waren, die irgendeine große Wahrheit verstanden hatten, die sie sanfter machte. Mir kam in den Sinn, ob das vielleicht die »erneuerten Menschen« waren, von denen Demidow gesprochen hatte. Aber später gelangte ich zu einer anderen Schlussfolgerung. Wie ein Blitz überkam mich ein schrecklicher Gedanke. Der Mensch hat in seinem Charakter auch Wesenszüge aus längst vergangenen Epochen, aus Zeiten, als er noch ein Tier war und eine enorme Gier nach Blut hatte. Wer weiß, ob diese Leidenschaft nicht im Menschen tief verborgen erhalten geblieben ist und ihn erregt und nervös macht, sodass er vielleicht unbewusst versucht, diese Blutgier zu stillen. Und vielleicht stammte diese merkwürdige Ruhe von Menschen, die Blut vergossen hatten, daher, dass sie ihren Bluthunger gesättigt und gestillt haben? Schon allein der Gedanke erschütterte mich. Aber je öfter ich Offiziere mit Kampferfahrung traf, desto mehr gelangte ich zu der Überzeugung, dass dieser Gedanke nicht ganz abwegig war …

Kapitel 9

In Lemberg riet man mir, mich mit Dr. Ader in Tarnów zu treffen, der mich mit der Lage der dortigen jüdischen Bevölkerung vertraut machen würde. Am Morgen nach meiner Ankunft begab ich mich zu ihm. Er berichtete mir von den traurigen Ereignissen, die sich in Tarnów begeben hatten. Bei ihrem Einmarsch in die Stadt hatten die Russen einen Pogrom veranstaltet, bei dem etliche Juden ermordet worden waren. Die wohlhabenderen Bewohner Tarnóws waren bereits vorher geflohen, die zurückgebliebenen aber gänzlich ruiniert. Verdienstmöglichkeiten gab es keine mehr und die jüdische Bevölkerung hungerte. Es gab viele gut situierte Geschäfte, deren Besitzer in Österreich weilten. Die russische Macht hatte diese Läden in die Hände des Magistrats übergeben. Dieser hatte sie geöffnet und christliche Verkäuferinnen hineingesetzt, denen er ein hohes Gehalt zahlte, natürlich auf Kosten der Läden. Das eingenommene Geld wurde der Stadtverwaltung übergeben und den Besitzern gutgeschrieben. Aber das wurde in keinerlei Weise kontrolliert. Man kann sich gut vorstellen, was das Ergebnis war. Mit der Ankunft des russischen Militärs hatte sich die jüdische Gemeinde aufgelöst (illegal existierte sie dennoch) und alle Juden waren aus den administrativen und gesellschaftlichen Institutionen hinausgeworfen worden. Die wenigen Intellektuellen und angesehenen Bürger, die geblieben waren, behandelte man wie Geiseln. Täglich wurden Dutzende Juden gefangen genommen und zur Zwangsarbeit geschickt. Kurzum, das jüdische Leben war unerträglich geworden.

Wie Dr. Ader berichtete, mussten die Juden außerdem einige Bedrängnis durch einen Melamed ertragen, der zum Denunzianten geworden war, die Wohlhabenden erpresste und damit drohte, sie beim Kommandanten anzuzeigen.

Da ich eine kleine Geldsumme besaß, die mir Baron Ginzburg und Gepner in Kiew mitgegeben hatten, konnte ich Dr. Ader dreihundert Rubel überlassen, um sie unter den besonders Notbedürftigen aufzuteilen.

In Tarnów traf ich Dr. Helman, der die ersten Regimenter begleitet hatte, die bis Galizien vorgedrungen waren. Er erzählte schauderhafte Geschichten darüber, was die Kosaken der jüdischen Bevölkerung angetan hatten. Von den Pogromen ganz zu schweigen, wurde die jüdische Bevölkerung darüber hinaus auf furchtbarste Weise gequält. Man schlug, mordete durch Erschießen oder Hängen ohne jeden Prozess, ja sogar ohne jedes Motiv. Beinahe in jeder Stadt wurden Frauen geschändet.

»Den furchtbarsten Eindruck machten auf mich die Gewalttaten in Jarosław. Tagsüber fand der Pogrom statt. In der Nacht, wenn die Straßen leer waren und es in den Häu-

sern dunkel geworden war, konnte man erst aus diesem, dann aus jenem Haus schreckliche, herzzerreißende Schreie von Frauen vernehmen. Zuerst hörte man das Geschrei, dann ganz plötzlich riss es ab, als würde man der Schreienden den Mund verstopfen. Was konnte ich tun? Wohin mich wenden, um zu helfen, wo man doch nicht wissen konnte, aus welcher Wohnung das Geschrei kam? All das dauerte die ganze Nacht an! Ich wundere mich, dass ich nach dieser Nacht nicht den Verstand verloren habe!«

In Galizien, wo Juden das Recht hatten, eigene Güter zu besitzen, gab es eine erkleckliche Zahl von Gutsbesitzern oder Pächtern. An ihnen rächte sich das russische Militär mehr als an irgendjemandem sonst. Man ruinierte sie alle, nahm ihnen alles bis zum letzten Hemd, die Pferde, die Kühe, das Getreide und die Maschinen. Viele Gutsbesitzer wurden ermordet oder nach Russland verschickt. In Galizien gab es den alten Brauch, dass die Bauern die Hände ihrer Gutsbesitzer küssten, auch den jüdischen Gutsbesitzern. Das empörte die russischen Sieger sehr. »So weit kommt es noch, dass ein christlicher Bauer die Hände eines Juden küsst!« In einigen Ortschaften rächte man sich auf die Weise, als man den Bauern befahl, ihren Rücken zu entblößen und den jüdischen Gutsbesitzer mit Frau und Kindern dazu zwang, den Bauern den Hintern zu küssen.

»In dem Schtetl Brzostek«, erzählte Dr. Helman weiter, »ist folgende schreckliche Geschichte geschehen: Die Kosaken nahmen zwei Juden fest, einen Vater mit seinem Sohn. Sie wurden der Spionage beschuldigt und ohne jegliche Nachforschungen oder Gerichtsurteil zum Galgen geführt. Auf dem Weg kamen die Kosaken auf den Gedanken, dem Sohn anzubieten, man würde ihm das Leben schenken, wenn er bereit sei, seinen Vater eigenhändig aufzuhängen. Der Sohn weigerte sich, doch der Vater bat ihn inständig, es zu tun und damit sein Leben zu retten. So hängte der Sohn den Vater auf. Die Kosaken lachten ihn aus und knüpften ihn ebenfalls auf.«

Und noch über viele andere schauderhafte Dinge berichtete mir Dr. Helman.

In Tarnów traf ich auch auf Dr. Schabad aus Wilna, der an die Front gefahren war, wohl mit dem Ziel, sich mit der jüdischen Lage in Galizien vertraut zu machen. Allerdings blieb er nicht lange und kehrte nach Wilna zurück.

Ich ging in der Stadt umher, besuchte einige Gebetshäuser und wurde besonders auf die neue Synagoge hingewiesen; ein großes steinernes Gebäude mit ausgesprochen origineller Architektur. Dr. Ader berichtete mir, dass man vor fünfzig Jahren mit dem Bau begonnen hatte. Einem christlichen General wurde die Ehre zuteil, den Grundstein zu legen. Das aber hatte bei den orthodoxen Juden große Empörung hervorgerufen und sie belegten die Synagoge mit einem religiösen Verbot. Es entflammte eine schreckliche Auseinandersetzung und für die Dauer von fünfzig Jahren blieb die Synagoge geschlossen und man betete

nicht darin. Erst wenige Wochen vor Kriegsbeginn wurde die Synagoge geöffnet und nun waren die Orthodoxen davon überzeugt, dass hierin der Grund für den Kriegsausbruch lag.

Seit ich in Tarnów angekommen war, konnte man Tag und Nacht Kanonendonner hören: »Bum! Bum! Bum!« Der Schusswechsel war so regelmäßig, dass ich mich bald daran gewöhnt hatte und es kaum mehr bemerkte. Am ersten Abend war ich um neun Uhr nach draußen gegangen und vernahm plötzlich eine gewaltige Schießerei, einen Lärm, der sich anhörte, wie wenn man Erbsen auf ein Metallblech schüttet. Man feuerte mit Maschinengewehren und es waren auch einzelne Gewehrschüsse zu hören. Der Feuerwechsel kam aus den Gefechtspositionen gleich hinter der Stadt. So hörte ich zum ersten Mal das Echo einer Schlacht und in meiner Vorstellung entstand das Bild von einem Blutvergießen ganz in meiner Nähe: Bewaffnete Männer stürzen sich aufeinander, gehen sich mit Zähnen und Nägeln an den Hals, und über ein Feld, das übersät ist mit toten und verwundeten Körpern, fließen Ströme von Blut.

Am folgenden Morgen erfuhr ich, am Abend habe gar keine Schlacht stattgefunden, die Schießerei war lediglich veranstaltet worden, um die andere Seite abzuschrecken und um ihr zu zeigen, dass man wachsam war.

Am zweiten Tag fuhr ich mit Demidow zu Fürst Dolgorukow, den ich bereits einige Monate früher in Moskau kennengelernt hatte. Er war ein breitschultriger, schwerer Mann, etwas über vierzig Jahre alt, mit großen, runden Augen und einem aristokratischen Gesicht. Er war sehr einfach gekleidet, gab sich schlicht wie ein echter Adeliger. Er hatte eine bescheidene, aufrichtige Art, ohne Umständlichkeit und ohne jedes Getue. Er behandelte alle gleich, vom einfachsten Sanitäter bis zum Oberkommandierenden.

Während des Japanischen Kriegs hatte Dolgorukow ein Sanitätsregiment organisiert und war mit ihm die ganze Zeit über an der Front gewesen. Zu Beginn des jetzigen Kriegs organisierte er wieder eine Abteilung (wie es scheint auf eigene Kosten), arbeitete mit ihr in den Gefechtspositionen und riskierte dabei oft sein Leben. Er war mit Radko Dimitriew befreundet, auf dessen militärische Führungsqualitäten er große Stücke hielt und über den er einen begeisterten Artikel für die »Russkie Wedomosti« verfasst hatte. An Dolgorukows Seite traf ich seine Nichte und ihren Mann, die beide ebenfalls im Regiment des Stadtkommandanten, Oberst Markewitsch, arbeiteten. Der Oberst verhielt sich Dolgorukow und seinen Verwandten gegenüber unterwürfig und sprach mit ihnen in so schmeichlerischem Ton, dass mich der Ekel packte.

Dolgorukow erkannte mich sofort und erinnerte sich daran, dass wir uns in Moskau beim Stadtoberhaupt getroffen hatten. Er gab mir ein Empfehlungsschreiben für Gutschkow und stimmte dann auch meiner Aufnahme in sein Regiment zu. Er war zufrieden, dass es mir gelungen war, nach Galizien zu

kommen und versprach mir, mich mit interessantem Material betreffs der Juden zu versorgen und mir zu helfen, wo er könne. Er erwähnte, dass sich in seinem Regiment zwei jüdische Ärztinnen befanden, Schapiro und Wolfsohn, die mit großer Hingabe arbeiteten.

Es stellte sich heraus, dass Frau Dr. Schapiro eine alte Bekannte aus der Schweiz war, die dort Medizin studiert hatte. Sie machte aus ihrer Begeisterung für Fürst Dolgorukow keinen Hehl. Sein Verhältnis zu den Menschen sei höchst idealistisch. Keiner der Bevollmächtigten und der anderen Zivilisten, die sich an der Front befanden, mit Ausnahme der radikalsten, zeige solch eine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in seinem Verhältnis zur höheren Militärmacht wie Dolgorukow. Er teile auch nicht die antisemitische Stimmung der übrigen Militärkreise.

Frau Dr. Schapiro erzählte mir, dass sie, ehe sie diesem Regiment beigetreten war, in Łódź und in Kielce als Ärztin gearbeitet und genügend Übergriffe der Polen auf die Juden erlebt hatte. Die Juden hätten generell durch den polnischen »Sokół« in der österreichischen Armee viel ertragen müssen. Während die Österreicher zeitweise die oben genannten Städte okkupierten, kamen zusammen mit ihnen Mitglieder von »Sokół« an. Sie zwangen die Juden mit Gewalt, ihrer Vereinigung beizutreten, außer sie kauften sich für fünfzig oder hundert Rubel frei. Später reichte dann ein Dreirubelstück. Als die Russen zurückkehrten, behaupteten die Polen ihnen gegenüber, die »Sokół«-Gruppen hätten sich durchweg aus Juden zusammengesetzt.

Am dritten Tag nach meiner Ankunft in Tarnów saß ich im Hotel und vernahm aus nächster Nähe eine Explosion, die um einiges stärker war als der gewöhnliche Kanonendonner. Nach etwa einer Stunde hörte ich eine weitere Detonation, diesmal noch viel lauter. Ich rannte auf der Straße umher und begriff, dass die Stadt aus einer 42-cm-Kanone bombardiert wurde. Daraufhin eilte ich zur Einheit der Staatsduma. Wie sich zeigte, war das zweite Geschoss in ihrem Hof eingeschlagen. Das Haus, das diese Einheit bezogen hatte, ein zweigeschossiges Gebäude, in dem früher ein Gymnasium untergebracht war, war zwar unversehrt geblieben, aber Hunderte Fensterscheiben waren zerborsten. Im Gebäude selbst war ein großes Durcheinander.

An der Stelle, wo das Geschoss eingeschlagen war, klaffte ein großer Krater, vier Klafter tief, mit einem Umfang von zweiundfünfzig Schritten. Auf seinem Flug hatte das Geschoss einen dicken Balken eines halbfertigen Hauses mitgerissen. Nicht weit entfernt hatte ein Pferd gestanden und war in zwei Stücke gerissen worden. Die eine Hälfte war über das Dach des Gebäudes fünfzig Klafter weit geschleudert worden. Neben dem Krater entdeckte man ein Stück einer blutigen Weste mit einer Tasche, in der sich ein Truppenausweis befand. Auf einem Baum ganz in der Nähe hingen die Eingeweide eines Menschen. Of-

fensichtlich hatte das Geschoss einen Soldaten in Stücke gerissen und von ihm war nicht mehr übrig geblieben als Gedärm und ein Stückchen der Weste mit seinem Pass. Bekannte berichteten mir, dass sie ein nicht detoniertes Geschoss einer 42-cm-Kanone gefunden hatten. Es war etwa anderthalb Klafter hoch und wog sechzig Pud.

Ich fand das Lazarett der Einheit in heller Aufregung vor. Die alte Gräfin Bobrinskaja war ganz verzagt, weil sämtliche Scheiben zerbrochen waren. In der Stadt war kein Glaser zu finden und selbst wenn, hätte das Verglasen der Fenster sehr viel gekostet und lange gedauert. Wie sollte man also in der Zwischenzeit ohne Fenster bleiben, besonders im Lazarett? Die Barmherzigen Schwestern waren bei den Verwundeten und beruhigten sie. Einige in der Abteilung waren fröhlich gestimmt und erzählten unter Gelächter, dass Dolgorukows Einheit, die im benachbarten Gebäude untergebracht war, ohne Abendessen geblieben war. Dort hatte die Explosion die Wand der Küche durchbrochen und in den Kessel, in dem die Mahlzeit gekocht wurde, waren Ziegel und Lehm gefallen. Niemand hatte Angst gezeigt, nur ein älterer Feldscher hatte sich bei der Explosion unter einem Tisch versteckt. Das gab genug Anlass, um über ihn zu lachen. Er schämte sich sehr, sah mit einem törichten Blick in die Runde und rechtfertigte sich:

»Ich schwöre euch, dass ich nicht weiß, wie das geschehen konnte. Ich bin nicht erschrocken und erinnere mich absolut nicht, wann ich unter diesen Tisch gekrochen bin.«

Am Abend traf ich Demidow.

»Wissen Sie, warum diese Bombe exakt unseren Hof getroffen hat?«, fragte er. »Letzte Nacht ist ein Artilleriepark mit Kanonen und Geschützen bei uns angekommen. Er wurde im Hof untergebracht und der Feind hat darauf gezielt. Wäre das Geschoss nur fünf Klafter weiter eingeschlagen und hätte den Artilleriepark getroffen, wäre die halbe Stadt zerstört worden. Es ist klar, dass man dem Feind Signale gegeben hat, um ihm zu zeigen, wohin er schießen soll.«

»Wie mir scheint, ist die Geschichte viel einfacher«, entgegnete ich. »Am frühen Morgen sind feindliche Flieger über die Stadt gezogen. Sie konnten die Artillerie sehen und einen Hinweis auf sie geben.«

Scheinbar eine einfache Geschichte. Aber unter den Militärs verbreitete sich sofort das Gerücht, man habe dem Feind aus der Stadt Signale gegeben. Und wer hatte signalisiert? – Natürlich die Juden.

Die zweite Bombe, die über der Stadt abgeworfen worden war, traf ein Korps-Lazarett. Sieben Soldaten und zehn Pferde starben durch die Explosion.

Kapitel 10

Demidow musste für einige Tage zum Stab des Oberkommandierenden abreisen. Er bat mich, einen Teil der mitgebrachten Medikamente zu einer Einheit im Schtetl Tuchów[24] zu transportieren, die von Demidows Frau geleitet wurde. Da ich ohnehin vorhatte, Tuchów zu besuchen, nahm ich diesen Vorschlag gerne an und machte mich auf den Weg dorthin.

Nach Tuchów fuhr man achtzehn Werst. Die Strecke war furchtbar, mit Schlamm bedeckt und von Granaten durchlöchert. Man sah noch die frischen Spuren der Schlacht. An den Wegrändern waren halb eingefallene Gräben und zerstörte Drahtzäune. Überall lagen Blechkisten von Konserven und Schrapnellsplitter. Die Felder beidseits des Wegs waren voller Einschlaglöcher von Granaten.

Das Schtetl Tuchów hatte stark unter dem Krieg gelitten. Viele Male war es von schwerer Artillerie beschossen worden. Viele Häuser dort waren verbrannt und zerstört.

Auf dem Marktplatz hatte sich ein Schwadron Kosaken zur Rast versammelt. In der Mitte des Platzes standen gesattelte Pferde und es gab Feuerstellen, über denen Kessel hingen. Das Rathaus, offensichtlich ein schöner und bemerkenswerter Bau, stand mit herabgerissenem Dach und durchbrochenen Wänden da wie eine alte Ruine. Kein einziger Laden war unversehrt geblieben, bei allen fehlten die Türen, und sie standen leer und ausgeplündert da. Einige waren zu Ställen umfunktioniert worden und aus den Türöffnungen blickten Pferdeköpfe hervor. Die Straßen waren recht belebt, aber ausschließlich von Militär bevölkert. Ich traf keine Zivilisten und schon gar keine Juden an.

Die Sanitätsabteilung der Einheit befand sich in einem schönen Gebäude in einer der Seitengassen. Das Personal setzte sich aus zwanzig dienstälteren Sanitätern und Schwestern zusammen. Unter ihnen war ein jüdischer Arzt, Dr. Trakhtenberg. Die Abteilung hatte ein Lazarett und einen Verbandsplatz.

Demidows Frau war etwa vierzig Jahre alt und erwies sich als sehr energische Person. Sie war wesentlich praktischer als ihr mystisch veranlagter Mann. Lebhaft und fröhlich hatte sie einen weiten Bekanntenkreis unter den dort stationierten Offizieren und Generälen, die häufig in die Abteilung kamen. Sie war in sämtliche intime Belange eingeweiht, die die Offiziershaushalte beschäftigten. Sie wusste, wer eine Medaille erhalten hatte, unverdientermaßen befördert worden war oder umgekehrt es verdient, aber nicht bekommen hatte. Sie liebte Militärparaden und den ganzen äußerlichen Glanz des Militärlebens.

24 Tuchów, etwa 100 Kilometer östlich von Krakau gelegen.

Während ich im Gebäude der Einheit saß, sah ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Gebäude, das unschwer als Synagoge zu erkennen war. Sie war sehr neu, denn auf dem mit Keramikziegeln gedeckten Dach war aus roten Ziegeln das Jahr 1911 gelegt worden.

Ich begab mich zu der Synagoge. Von außen sah sie unfertig aus, ohne Fenster und Türen. Doch als ich näher herankam, bot sich das gewohnte Bild von zerstörten Synagogen: Die Tür war herausgerissen, die Fenster zerbrochen. Innen war alles vernichtet. Aber die Pogromtreiber hatten sich damit nicht begnügt, sondern die Synagoge zu allem Überfluss beschmutzt und in einen Abort verwandelt. Als ich eintrat, traf ich auf einen Soldaten, der dort seine Notdurft verrichtete … Ich scheuchte ihn fort. In den Minuten, da ich mich dort aufhielt, kamen einer nach dem anderen etliche Soldaten herein, um ebenfalls ihr Geschäft zu verrichten.

Als ich zurückkehrte, begegnete ich dem katholischen Priester der Einheit. Ich hielt ihn an, wies auf die Synagoge und fragte:

»Wissen Sie, was das für ein Gebäude ist?«

»Das ist eine jüdische Synagoge«, antwortete er ernst.

»Bedeutet das, dass sie für Gottvater ein Tempel ist?«, fragte ich weiter. »Muss sie dann nicht auch für Christen heilig sein?«

»Gewiss!«

»Dann kommen Sie mit und sehen sich an, was man mit dem Tempel von Gottvater gemacht hat«, fügte ich an und führte den Priester zur Synagoge.

Er ging hinein, besah sich, was dort geschah und rief bestürzt:

»Schrecklich! Schrecklich!«

»Ich gehe davon aus, Sie betrachten es als Ihre Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Synagoge gereinigt und die Tür zugenagelt wird, damit niemand mehr sie beschmutzen kann«, sagte ich.

»Gewiss, gewiss! Ich werde das morgen, nein heute noch erledigen«, versprach er.

Am nächsten Tag reiste ich aus Tuchów ab. Etwa zwei Wochen später begegnete ich dem Arzt der Einheit und fragte ihn nach der Synagoge. Er antwortete, dass sie unverändert im gleichen Zustand geblieben war.

Ich fuhr nach Tuchów zurück, um zu sehen, ob ich nicht einen Juden treffen und etwas über die Lage der dort lebenden jüdischen Bevölkerung herausfinden könnte. Die Straßen waren von sumpfigem Schlamm bedeckt und ich schaffte es kaum bis zum Marktplatz. Nicht einem einzigen Juden begegnete ich. Nirgendwo konnte ich einen Laden entdecken. Mir fiel aber auf, dass Soldaten in

einem Haus ein- und ausgingen. Ich hielt einen der Soldaten an und fragte ihn, warum er in dieses Haus gegangen war?

»Zigaretten kaufen, euer Hochwohlgeboren«, antwortete er.

Ich betrat das Haus. Dort wohnte ein Jude, der einen Laden mit allerlei Ware für Soldaten führte. Der Wohnbereich war nicht sehr groß. Beinahe die Hälfte war verstellt und zugepackt mit Kisten und Schachteln. Außer dem Hausherrn, einem alten Juden, der Zigaretten, Brötchen und andere Waren des täglichen Bedarfs verkaufte, waren in der Wohnung noch viele andere Menschen. Ein achtzehnjähriger Bursche stand mit seinen Tefillin da und betete. Ein verkrüppelter alter Jude mit krummem Fuß saß in einem Winkel und rezitierte Psalmen. Eine alte Jüdin hockte mit düsterem Gesicht da und schälte Kartoffeln.

Ich wartete bis alle Soldaten hinausgegangen waren und unterhielt mich mit dem Hausherrn. Er erzählte mir, dass das Schtetl schrecklich unter dem Bombardement und dem anschließenden russischen Pogrom gelitten hatte. In dem Schtetl hatten etwa dreihundert jüdische Familien gelebt, übrig geblieben waren davon vielleicht vierzig Menschen. Die anderen waren mit den österreichischen Truppen geflohen. Zurückgeblieben waren größtenteils die Ärmsten der Armen und die Verkrüppelten, die einfach verhungerten. Der Hausherr war nahezu der Einzige, der seinen Lebensunterhalt verdiente. Aber er sei nicht glücklich darüber, hier geblieben zu sein, da er das Leiden der Hungernden nicht mitansehen könne. All jene, die sich in seiner Wohnung befanden, waren Schtetl-Bewohner, die nicht wussten wohin, und deshalb bei ihm im Haus untergekommen waren. Die gestapelten Schachteln enthielten den Hausrat, der aus den Bränden gerettet werden konnte, hauptsächlich aber Gegenstände aus der Synagoge. Der Hausherr zeigte mir eine Kiste mit vielen Thorarollen, eine weitere mit einem Kronleuchter und anderen Dingen.

Die Jüdin, die Kartoffeln schälte, hatte uns zugehört und mischte sich nun ins Gespräch:

»Ich selbst bin aus Dębica. Ich war die Besitzerin eines kleinen Ladens auf dem Marktplatz und verdiente gemeinsam mit meinen Kindern den Lebensunterhalt. Zwei Söhne habe ich, die in der österreichischen Armee dienen, und ich weiß nicht, ob sie überhaupt noch leben. Als die Russen kamen, zündeten sie die Stadt von allen Seiten an. Ich konnte mich kaum in Sicherheit bringen und bin nur mit einem Unterrock bekleidet geflohen. Das Mäntelchen, das Sie an mir sehen, habe ich hier aus einem Schutthaufen gezogen. Ich floh zusammen mit allen anderen und die Welle trug mich hierher nach Tuchów. Was aus unserem Schtetl geworden ist, weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, wohin meine zwei Töchter mit meinen sieben Enkelkindern gekommen sind. Vielleicht sind sie alle verbrannt. Vielleicht haben die Soldaten sie getötet. Die Taten, die die Soldaten dort verübt haben, sind unaussprechlich.«

Sie sprach leise, monoton und mit äußerlicher Ruhe. Beinahe schon gleichgültig redete sie über ihre Söhne, Töchter und Enkel, die vielleicht erschlagen oder verbrannt worden waren. Und ganz plötzlich rief sie mit lauter Stimme und einer klagenden Melodie:

»Man hat die Thorarollen zerstört und den Pferden vor die Beine geworfen. Oh! Oh! Oh! Wehe mir!«

Sie weinte laut. Ich überließ dem Hausherrn fünfzig Rubel, um sie an die Notleidenden zu verteilen. Am nächsten Tag kamen einige Juden zu mir und beklagten sich, dass er das Geld, das ich ihm gegeben hatte, behalten und keinem etwas davon gegeben hätte. Ich wollte das nicht glauben und befragte sie genauer. Es stellte sich heraus, dass er das Geld schon aufgeteilt hatte, aber nicht so, wie es notwendig gewesen wäre.

»Ich bin Geschäftsbesitzer, hatte hier ein eigenes Haus mit einem Laden«, rief einer der Juden aus. »Mir gibt er zwei Rubel und dem Bettler, der ständig hier von Tür zu Tür gegangen ist, gibt er auch zwei. Hat man sowas schon gehört? Er muss doch wissen, wie viel er wem gibt.«

Ich machte mich zur Abreise zurück nach Tarnów fertig. Aber am Morgen kam ein Oberst, ein Freund von Frau Demidow, von den Gefechtspositionen, um sie und die Offiziere zu einer Amateurtheateraufführung der Soldaten einzuladen, die in dem Dorf stattfinden würde, wo sein Regiment lag; drei Werst von der Front entfernt. Er machte sich mit mir bekannt und als er erfuhr, dass ich Journalist sei, bestürmte er mich, unbedingt zu dieser Aufführung mitzufahren. Es interessierte mich selbst, solch eine Vorstellung zu sehen, dazu noch nahe an den Gefechtspositionen, untermalt vom Klang des Kanonendonners. Also sagte ich zu.

Wir fuhren alle gemeinsam dorthin und verbrachten einen gemütlichen Abend. Die Aufführung war sehr gelungen und bereitete nicht nur den Soldaten Vergnügen, sondern auch den Offizieren und dem Oberst. Danach hatten die Offiziere für die Gäste ein Abendmahl arrangiert, das in einer Bauernhütte stattfand, in der einige der Offiziere wohnten. Es war sehr eng und es mangelte an Gabeln, Tellern und Gläsern. Dafür gab es Wein und Schnaps und die Stimmung war sehr gehoben. Man hielt Reden über Russland, über die großen Opfer, die man dem Vaterland und der ganzen Menschheit brachte usw. usf. Einige der Offiziere hatten Tränen in den Augen. Zum Schluss hatte ich ein eigenartiges Erlebnis. Ein junger Offizier trat an mich heran und fragte mich voller Ehrfurcht:

»Sind Sie der Schriftsteller An-Ski?«
»Ja?«
»Ach, ich bin sehr froh, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich lese ständig Ihre Artikel mit dem größten Interesse … Ich bitte Sie, all Ihren Freunden einen Gruß auszurichten, wenn Sie wieder in Petersburg sind, den Mitarbeitern von ›Nowoje Wremja‹ und der ›Wetscherneje Wremja‹.« (Das waren die antisemitischen Zeitungen in Russland).

Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass ein Journalist, der sich an der Front befand, kein Mitarbeiter von »Nowoje Wremja« sein sollte.

Spät in der Nacht fuhren wir nach Tuchów zurück. Ich übernachtete dort und kehrte am nächsten Tag in der Früh nach Tarnów zurück.

Kapitel 11

Mein erstes Ziel, nämlich nach Galizien zu gelangen, um herauszufinden, wie es um die jüdische Bevölkerung bestellt war, hatte sich erfüllt. Weiterhin wollte ich die okkupierten Städte und Schtetlech besuchen und die genaue Lage erkunden. Ich konzentrierte mich auf diesen Plan und unterbreitete darum Fürst Dolgorukow und Demidow den Vorschlag, mir den Auftrag zu erteilen, in Galizien nach Fellen und Leder für die Einheiten zu suchen. Leder wurde tatsächlich dringend benötigt, denn es war unmöglich, Schuhwerk aus Russland zu beziehen. Auch in Galizien bekam man diese Waren nicht. Wer noch Leder oder Stiefel in Reserve hatte, behielt sie für sich, weil man Angst hatte, die Militärmacht würde sie beschlagnahmen. Mir aber, dem Vertreter einer karitativen Organisation und noch dazu einem Juden, würde man diese Waren ohne solche Befürchtungen verkaufen.

Obwohl ich erst ein paar Städte besucht hatte, konnte ich mir dennoch schon ein allgemeines Bild von der Lage der jüdischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten machen. Weitere Reisen nur zu Forschungszwecken hatten keinen Sinn. Es wäre sehr schmerzlich gewesen, an Orte zu reisen, wo die Menschen verhungerten, und nur ihre Not zu dokumentieren, ohne die Möglichkeit, ihnen auf irgendeine Weise zu helfen. Daraus ergab sich für mich eine weitere Aufgabe: einen nennenswerten Geldbetrag zu sammeln, um zumindest eine kleine Unterstützung in jene Orte zu bringen, die ich besuchen würde. Zu diesem Zweck beschloss ich, nach Petersburg, Moskau und Kiew zu fahren, dort vom jüdischen Leid in Galizien zu berichten und bei Komitees oder auch Privatpersonen einige Zehntausend Rubel zu sammeln. Als ich nach Tarnów zurückkam, stellte sich heraus, dass es unumgänglich war, wegen eines anderen Problems sofort weiter nach Petersburg zu reisen.

Gleich nach meiner Ankunft in Tarnów kam Dr. Ader zu mir und erzählte, dass in der ganzen Stadt Plakate der Militärmacht hingen, die in polnischer und deutscher Sprache die Armee und die christliche Bevölkerung gegen die Juden aufhetzten. Es handelte sich hier schlichtweg um ein Pogrom-Plakat, das die schrecklichsten Folgen haben konnte.

Ich ging auf die Straße und las die »Bekanntmachung«. Sie hinterließ bei mir einen furchtbaren Eindruck.

Der Inhalt lautete folgendermaßen:

Bekanntmachung

Die Erfahrungen des derzeitigen Krieges zeigen die offen feindliche Haltung seitens der jüdischen Bevölkerung Polens, Galiziens und der Bukowina uns gegenüber.

Nach jedem Rückzug unseres Militärs aus irgendeinem Ort und der Besetzung durch den Feind wird die uns wohlgesonnene Bevölkerung bestraft, vornehmlich aufgrund von Verleumdungen der Juden, welche die österreichischen und deutschen Machthaber gegen die Bevölkerung aufhetzen.

Um die Bevölkerung von den Verfolgungen und das Militär vom Spionagewesen, das die Juden an unserer gesamten Front betreiben, zu befreien, verbietet der Oberbefehlshaber den Juden jeglichen Aufenthalt in Militärabschnitten und ihre Einreise in das Gebiet westlich der Stadt Jarosław. Um die friedliche Bevölkerung vor den falschen Anschuldigungen zu schützen, und da jüdische Spione entdeckt wurden, ordnet der Oberbefehlshaber Geiselnahmen an … Für jeden friedlichen Bewohner, der dem Feind gegenüber denunziert wird und ebenso für jeden verhafteten jüdischen Spion, werden zwei Geiseln zur Verantwortung gezogen und mit dem Tod durch Erhängen bestraft.

Diese Verordnung erfolgt im Interesse der friedlichen und uns freundlich gesinnten Bevölkerung, um sie vor den Strafen zu schützen, die durch unseren Feind über sie verhängt werden. Sie basiert auf einer sechsmonatigen Erfahrung, die die Militärmacht zu der festen Überzeugung gebracht hat, dass sich die Juden weder loyal verhalten haben, noch sich im Weiteren loyal verhalten werden und zudem ein grausames Verhalten gegenüber der lokalen Bevölkerung zeigen.

(Auf der Bekanntmachung befand sich keine Unterschrift).

Auf der Straße begegnete ich Frau Dr. Schapiro. Auch sie war wegen der Bekanntmachung ganz aufgeregt. Bereits in aller Frühe hatte sie den Text abgeschrieben und zu Fürst Dolgorukow gebracht. Dieser war außer sich wegen dieser Infamie und verfasste sofort einen Artikel für die »Russkie Wedomosti«. Gleichzeitig aber meinte er, dass die Zensur seine Veröffentlichung gewiss nicht erlauben werde. Er war sich sicher, dass die Bekanntmachung aus dem Hauptquartier stammte und man gar nichts unternehmen könne. Später erfuhr ich, dass Dolgorukow, der keine Möglichkeit sah, etwas gegen die »Bekanntma-

chung« zu tun, ein jiddisches Schild an seiner Krankenstation befestigt hatte, gleichsam als Protest gegen die offene Judenhetze:

»Krankenstation für alle Kranken ohne Ansehen der Nationalität«.

Um die Petersburger Repräsentanten über die Angelegenheit zu informieren, brauchte ich ein Exemplar der »Bekanntmachung«. Aber wie sollte ich sie bekommen? Die einzige Möglichkeit war, sie von einer Wand abzureißen. Ich musste dabei vorsichtig vorgehen, denn für eine solche Handlung konnte man vor das Kriegsgericht kommen. Um zehn Uhr in der Nacht ging ich mit Dr. Ader durch die Stadt und suchte eine Stelle, an der man die »Bekanntmachung« unbemerkt abreißen konnte. In allen Straßen waren solche Plakate angebracht. Glücklicherweise war sie nur mit den Ecken an die Wand geklebt, sodass es einfach war, sie abzunehmen. Über eine Stunde wanderten wir umher, bis wir in ein verlassenes Gässchen kamen, in dem kein einziger Passant unterwegs war. Schnell riss ich die »Bekanntmachung« ab und kehrte nach Hause zurück.

Am Abend desselben Tages traf ich Fürst Dolgorukow und präsentierte ihm meinen Plan umherzureisen, um nach Leder zu suchen. Die Idee gefiel ihm und er erteilte mir eine offizielle Vollmacht für die Reise durch ganz Galizien, um für die Einheiten nach Leder zu suchen. Eine ähnliche Vollmacht wollte ich auch von Demidow, der am nächsten Tag ankommen sollte.

Das geschah am zwölften Februar. Ich legte meine Abreise auf den vierzehnten fest.

Kapitel 12

Am nächsten Tag ging ich zu Dr. Ader, um mich von ihm zu verabschieden. Er wohnte in einem dreistöckigen Haus, das sich ganz in der Nähe unserer Abteilung befand und ihm gehörte. Neben Aders Haus stand in einer kleinen Gasse ein einstöckiges Häuschen, in dem ein jüdischer Schneider wohnte. Da ich eine kleine Ausbesserung benötigte, ging ich zu dem Schneider und saß eine Stunde lang bei ihm, bis er fertig war.

Die Geschehnisse, die bald darauf folgten, brannten alles, was ich in der Wohnung des Schneiders in dieser Zeit gesehen hatte, unauslöschlich in mein Gedächtnis ein. Der Schneider stand am Tisch und schnitt Stoff für ein Kleidungsstück zu. Auf dem Tisch saß, in der für die Schneider üblichen Haltung, mit untergeschlagenen Beinen ein junger Mann, ein Gehilfe des Schneiders, und machte sich an die Reparatur meines Militärmantels. Am Herd stand eine junge Frau. Sie war die Schwägerin des Schneiders. Ihr Mann war in Amerika,

sie war zusammen mit ihren zwei Kindern beim Schneider geblieben. Die Knaben, der eine fünf, der andere sechs Jahre alt, saßen in einer anderen Ecke des Zimmers und packten Kartoffeln aus einem Sack in eine Kiste. Der Schneider erzählte mir von den Dingen, die sich in der Stadt ereignet hatten, von der Not und der Armut der jüdischen Bevölkerung. Er selbst könne nicht klagen. Ach, wenn man das nur von allen Juden sagen könnte. An den russischen Offizieren verdiene er viel mehr und besser als an den österreichischen.

Um zwölf Uhr begab ich mich zu Demidow, der in einem kleinen Häuschen auf dem Hof der Einheit wohnte. Wir saßen am Tisch und besprachen meinen Plan umherzureisen, um nach Leder zu suchen und es aufzukaufen.

Plötzlich gab es einen furchterregenden Donnerschlag, als wäre irgendwo in der Nähe ein Haus eingestürzt. Die Fensterscheiben des Häuschens, in dem wir saßen, zerbarsten und Splitter flogen umher. Beide wurden wir von unseren Stühlen geworfen.

»Die Stadt wird wieder beschossen!«, schrie ich auf.

Wir sprangen beide auf und rannten aus der Wohnung. Das Erste, was ich erblickte, war eine gelbe Staubwolke, die Dr. Aders Haus einhüllte und rasch in die Höhe stieg. Verzweifeltes Geschrei klang von dort herüber. Ich lief zum Haus und sah, dass die Vorderwand des obersten und des mittleren Stockwerks völlig zerstört und das Dach eingestürzt war. Gleichzeitig bemerkte ich, dass auch am Haus des Schneiders die vordere Wand zertrümmert war. Es war auf den ersten Blick klar, dass die Granate Aders Haus getroffen, das Dach und die oberste Etage durchschlagen und die Vorderwand der mittleren Etage weggerissen hatte, um dann auf der anderen Seite in das Häuschen des Schneiders zu rasen.

In Aders Haus war das Treppenhaus unversehrt geblieben. Ich rannte zu Aders Wohnung hinauf, traf dort aber niemanden an. Die Wohnung bot ein Bild völliger Verwüstung. Der Flügel und die übrigen Möbel waren in tausend kleine Stücke zerrissen. Der Fußboden war mit einer dicken Schicht von Lehm und Ziegelbrocken bedeckt. Über allem hing eine dichte Staubwolke aus Kalk und Lehm. Zugleich war an der hintersten Wand ein großes Bild unberührt geblieben, auf einem Tischchen standen unversehrte Glasschalen. Noch größer war die Verwüstung im obersten Stockwerk, dessen Fußboden weggebrochen war. Man konnte gar nicht hinaufgehen, da die Treppe beschädigt war. In dieser Etage saßen in einem Nebenzimmer vier oder fünf russische Soldaten und spielten Karten. Sie waren unverletzt und verstanden im ersten Moment nicht einmal, dass eine Granate im Haus eingeschlagen war, einige Arschin von ihrem Zimmer entfernt. Mir war bereits früher die Eigenschaft von Granaten aufgefal-

len, eine furchtbare Zerstörung auf ihrer Flugbahn anzurichten, links und rechts aber alles unbeschädigt zu lassen.

Ich war beunruhigt über das Schicksal von Dr. Ader, den ich erst vor ein paar Stunden in seinem Arbeitszimmer zurückgelassen hatte. Dort hineinzugelangen war unmöglich, da die Tür mit Möbeln und Steinen verbarrikadiert war. Ich war mir beinahe sicher, dass sich hinter der versperrten Tür Dr. Ader befand, verwundet oder getötet. Als ich aber die Treppe hinabstieg, stieß ich mit ihm zusammen; er kam gerade von draußen hereingelaufen. Eine halbe Stunde zuvor hatte man ihn zu einem Kranken gerufen und das hatte ihn gerettet. Im Augenblick aber dachte er nicht an das Wunder, das ihm geschehen war. Vielmehr war er erschüttert über das Unglück, das sein Haus und seine Wohnung zerstört und ihn ruiniert hatte.

Ich ging in den Hof, wo das Häuschen des Schneiders stand. Das Erste, was mir ins Auge fiel, war der Pferdestall. Die Vorderwand war weggerissen. Im Stall hatten zwei Pferde gestanden. Ein Rappe, der nun zitterte und blutbeschmiert war, aber unverletzt. Und ein Schimmel, dessen sämtliche Eingeweide herausgerissen waren und der in letzten Zuckungen am Boden lag.

Sanitäter trugen auf Tragbahren die Verwundeten aus dem Haus. Zuerst den Gehilfen, der noch vor einer Stunde meinen Militärmantel ausgebessert hatte. Er war kalkweiß und blickte aus starren, weit aufgerissenen Augen um sich. Von der Trage tropfte Blut herab. Nach ihm brachte man die Frau heraus. Ihr waren beide Füße abgerissen worden, an ihrer Stelle hingen nur mehr Fleisch und Gewebefetzen herab, vermischt mit blutigem Lehm. Danach trug man das jüngere der beiden Kinder, die ich gesehen hatte, heraus. Es war auf der Stelle tot gewesen. Ein Schrapnellsplitter hatte ihm die Brust durchbohrt.

Ich ging in das Haus hinein. Es war vollständig zerstört. Alles war demoliert und vermischt mit Lehm und Blut. In dem zweiten Zimmer, in dem ebenfalls die Wand beschädigt worden war, lag eine alte Frau auf einem Bett. Um sie herum standen einige Sanitäter. Die Frau war nicht verwundet worden und die Sanitäter baten sie aufzustehen und hinauszugehen, da die Mauer jede Minute einstürzen konnte. Die Alte aber verstand nicht, wovon sie sprachen und rührte sich nicht von der Stelle. Die Sanitäter hoben sie aus dem Bett und wollten sie hinausführen. Sie begann fürchterlich zu schreien. In der Zwischenzeit war ein Nachbar hereingekommen, der erklärte, dass die Alte gelähmt sei und sich nicht bewegen könne. Endlich legte man sie auf eine Trage und brachte sie zu einem Nachbarn. Als ich das Häuschen verließ, erblickte ich den Schneider, der vorm Haus auf- und abging. Er war körperlich unversehrt, aber dem Wahnsinn nahe. Er packte mich bei der Hand und fing an, hysterisch zu schreien:

»Haben Sie gesehen? Haben Sie gesehen? Innerhalb einer Sekunde alles aus! Sehen Sie, wie es um mich steht! Was soll ich meinem Bruder in Amerika sagen? Seine Frau und die Kinder – alle tot.«

Die Straße vor Aders Haus war kaum mehr wiederzuerkennen. Eine Fläche von zwanzig oder dreißig Klaftern war übersät von Ziegeln, Spänen, zersplittertem Glas, dazwischen abgerissene Telegrafendrähte.

Insgesamt waren bei der Explosion der Knabe im Haus des Schneiders umgekommen und in einer anderen Straße, wohin sich ein Stück der Granate verirrt hatte, eine Frau. Verwundet worden waren die Schwägerin des Schneiders und sein Gehilfe.

Ich begab mich in das Lazarett, in das man die beiden gebracht hatte.

Den Gehilfen des Schneiders fand ich nackt auf einem Verbandstisch vor, neben ihm zwei Ärzte. Als er mich erblickte, fing der Verwundete an, schnell etwas zu sagen, aber die Ärzte gaben mir mit einem Wink zu verstehen, dass ich hinausgehen solle. Bald danach kam einer der Ärzte zu mir heraus.

»Sein Rückgrat ist gebrochen. Er hat nur noch einige Stunden zu leben.«
»Und die Frau?«
»Ihr hat man beide Beine abgenommen. Hoffen wir, dass sie den nächsten Morgen erlebt.«

Ich kehrte zu meinem Hotel zurück. In der unteren Etage befand sich die Krankenstation von Fürst Dolgorukow. Ich schaute hinein und sah dort den zweiten Knaben aus dem Haus des Schneiders. Er war allein auf der Station, saß auf einem hohen Stuhl und beide Händchen waren so verbunden, dass man statt der Finger nur mehr ein Knäuel aus Verbandmull sehen konnte. Offensichtlich hatte man ihm die Hände verbunden und ihn dann einfach vergessen. Ich ging zu ihm hin und fragte ihn, wie er hergekommen sei. Er antwortete mir ruhig und genau. Trotzdem merkte ich, dass er den Schock, den er vor ein paar Stunden erlebt hatte, noch nicht überwunden hatte. Ich nahm ihn auf die Arme, trug ihn in mein Zimmer, legte den Knaben aufs Bett und gab ihm Tee und etwas zu essen. Er ließ alles still und gleichgültig über sich ergehen, wie eine Selbstverständlichkeit. Ich fragte ihn, ob er sich erinnere, was geschehen war. Leise und sehr ruhig antwortete er mir:

»Ich erinnere mich an alles … Es gab ein Krachen wie von einem Donner; ich bin hingefallen. Etwas hat mich verbrannt und mit Ziegelsteinen auf mich geworfen. Ich stehe auf, mein kleiner Bruder liegt da mit einem Loch in der Brust und voller Blut. Meiner Mutter sind die Beine abgerissen, Blut rinnt heraus. Da fange ich an zu schreien. Dann kommen Männer und nehmen alle mit, und mich auch …«

Während der Junge redete, gab es in nächster Nähe wieder eine Explosion, die die Fensterscheiben erzittern ließ. Mir fiel auf, dass der Knabe die Detonation nicht hörte, ja nicht einmal zusammenzuckte.

Ich ging zum Fenster und sah, dass genau gegenüber von meinem Hotel, nur drei Straßen weiter, ein dreigeschossiges Gebäude, in dem sich der Offiziersklub befand, vollständig in eine gelbe Staubwolke gehüllt war. Als sie sich etwas verzogen hatte, konnte ich erkennen, dass das halbe Gebäude bis zum Fundament zerstört war. Zum Glück war während der Explosion niemand im Haus gewesen. Ein interessantes Detail dazu: Einige Minuten nach der Detonation kamen von allen Seiten Dutzende Menschen angelaufen, um Holz und Späne aus dem zerstörten Haus einzusammeln.

Ich sagte dem Schneider Bescheid, dass sich der Junge bei mir befand. Später wurde er dann abgeholt.

Kapitel 13

Am nächsten Morgen, dem vierzehnten Februar, als ich mich zur Abreise fertigmachte, kam der Stadtkommandant, Oberst Markewitsch, zu mir. Ich wunderte mich sehr über seinen Besuch, da wir uns nur ein einziges Mal bei Fürst Dolgorukow begegnet waren.

»Ich komme mit einer großen Bitte zu Ihnen«, erklärte er mir den Grund seines Besuchs. »Mir wurde berichtet, dass Sie sich heute auf den Weg nach Kiew machen, und ich möchte Sie bitten, einen Brief an meine Frau, ein kleines Päckchen und ganz allgemein einen persönlichen Gruß zu überbringen. Ich habe große Sorge, dass sich meine Frau sehr beunruhigen wird, wenn die Nachricht von dem Beschuss der Stadt dort eintrifft.«

Ich versprach ihm, seine Bitte zu erfüllen.

»Ich möchte mit Ihnen auch in ihrer Eigenschaft als Journalist sprechen«, meinte er weiter. »Die hiesige Bevölkerung beklagt sich ständig über die Machthaber. Vermutlich beschwert man sich auch über mich. Aber meine Einstellung zur Bevölkerung ist sehr human. Vor einigen Monaten, als man mich zum Kommandanten von Tarnów bestimmt hat, versammelte ich die Stadträte und hielt eine Rede vor ihnen. Ich drückte mein Verständnis dafür aus, dass ich von ihnen als Untertanen einer Feindesmacht keine Ergebenheit gegenüber der russischen Herrschaft verlangen könne. Das einzige, was ich verlange, sei Neutralität und Loyalität … Ich würde mir sehr wünschen, dass Sie die Rede, die ich aufgeschrieben habe, lesen. Vielleicht finden Sie sie ja so interessant, um sie in einer Kiewer Zeitung abzudrucken.«

»Geben Sie mir die Rede auf jeden Fall mit«, sagte ich zu ihm.
»Sie befindet sich in meiner Kanzlei. Ich fahre sehr gerne mit Ihnen in meinem Auto dorthin.«

Ich willigte ein.

Der Kommandant wechselte das Thema und sprach sehr aufgeregt über die gestrigen Detonationen. Von der ersten Minute an fiel mir auf, dass er sehr nervös war.

»Es ist eine ungeheuerliche Infamie, eine Stadt unter Beschuss zu nehmen, die nicht befestigt ist, kein Militär hat und in der an die zehn Lazarette stationiert sind. Ich habe beschlossen, Maßnahmen dagegen zu ergreifen.«
»Welche Maßnahmen wollen Sie denn dem entgegensetzen?«, wunderte ich mich.
»Ich werde einen Weg finden, dem feindlichen Stab eine Nachricht zu überbringen, dass in der Stadt keine Truppen stationiert sind und dass es Unrecht ist, die friedliche Bevölkerung zu beschießen. Ich werde dafür sorgen, dass die Nachricht vom hiesigen Bürgermeister und von dem Bischof überbracht wird. Ich werde einfach befehlen, dass sie einen entsprechenden Bericht verfassen.«

Er schwieg eine Weile und fügte dann hinzu:

»Ich bin sicher, dass der Beschuss gegen mich gerichtet war. Sie zielen auf meine Wohnung … Aber ich habe dagegen schon ein gutes Mittel entdeckt.«

Mir kam der Plan, sich an den Stab des Feindes zu wenden, sehr verwegen vor. Aber ich erwiderte nichts.

Wir erreichten mit dem Auto die Kanzlei. Als wir ausstiegen, fuhr eine mit zwei guten Pferden bespannte Kutsche vorüber. Der Kommandant hielt die Kutsche an und ein elegant gekleideter Mann um die Vierzig stieg aus, der den Kommandanten kühl und selbstbewusst begrüßte.

Der stellte uns vor:

»Der Herr Bürgermeister von Tarnów.«[25]

Er begann, sich aufgeregt mit dem Bürgermeister auf Polnisch zu unterhalten. Dieser antwortete ihm kalt und entschieden. Ich verstand nicht, worüber sie sprachen und hörte dem Gespräch nicht besonders zu. Einigen Worten konnte

---

25 Tadeusz Tertil, Bürgermeister von Tarnów zwischen 1907 und 1923.

ich aber entnehmen, dass es um den Vorschlag ging, dem feindlichen Stab eine Nachricht zu übermitteln.

Als sich der Bürgermeister verabschiedet hatte, in seine Kutsche eingestiegen und weggefahren war, meinte der Kommandant mit säuerlicher Miene:

»Ich habe dem Bürgermeister vorgeschlagen, was ich Ihnen schon zuvor erzählt hatte. Daraufhin meinte er: ›Sie können mich selbstverständlich aufhängen, aber ich werde das auf keinen Fall tun!‹ – ›Warum?‹, fragte ich. ›Ganz einfach‹, antwortete er. ›Wenn ich einen solchen Brief schicke, antwortet mir der Stab der österreichischen Armee mit einer Granate auf mein Rathaus.‹ – ›Und wenn Sie ihn nicht schreiben, wird man das Rathaus dann nicht beschießen?‹, fragte ich weiter. ›Ich bin sicher, dann nicht‹, meinte er. ›Wenn das so ist‹, sagte ich zu ihm, ›dann komme ich noch heute zu Ihnen ins Rathaus und bitte Sie, in meine Kanzlei zu übersiedeln, da ich mir sicher bin, dass auf mich gezielt wird.‹ Damit war unser Gespräch beendet.«

Wir betraten die Kanzlei. Im ersten Raum entdeckte ich auf einem Tisch einen großen Packen der »Bekanntmachungen« (auf Deutsch und auf Polnisch), die in der ganzen Stadt hingen und von denen ich eine in der vergangenen Nacht unter großem Risiko von einer Mauer abgerissen hatte.

»Was ist das für eine Bekanntmachung?«, fragte ich den Kommandanten.
»Man hat sie mir aus dem Stab des Oberbefehlshabers zugeschickt, um sie in der ganzen Umgebung aufzuhängen.«
»Warum ist sie von niemandem unterschrieben?«
»Das weiß ich nicht. Die Bekanntmachung gefiel mir nicht und ich habe sie eine Zeit lang gar nicht aufgehängt. Aber ich musste dem Befehl des Hauptquartiers folgen.«
»Können Sie mir nicht ein oder zwei Exemplare der ›Bekanntmachung‹ geben?«, bat ich ihn.«
»Nehmen Sie, so viele Sie wollen!«

Ich nahm mir einige Dutzend Exemplare. Der Kommandant fragte nicht einmal, wofür ich sie brauchte. Er gab mir den Brief und das Päckchen für seine Frau sowie seinen Redetext und wir verabschiedeten uns freundlich voneinander.

Da von Tarnów keine Züge fuhren, stellte mir die Abteilung ein Auto bis Dębica zur Verfügung. Ich nahm eine verwundete Barmherzige Schwester aus Dolgorukows Einheit mit, die man heim nach Russland schickte. Die Schwester bat mich, ein paar Stunden im Städtchen Pilzno, das wir durchqueren würden, anzuhalten. Dort befand sich der Stab der Dritten Armee, in deren Untersuchungseinheit ein Bruder der verwundeten Schwester diente, und den sie gerne sehen wollte. Da der Zug von Dębica nach Lemberg erst spät in der Nacht

abfahren sollte und wir ohnehin ein paar Stunden warten mussten, stimmte ich der Bitte der Schwester gerne zu. Außerdem wollte ich mir das Schtetl Pilzno selbst gerne ansehen.

Wir fuhren zur Stabsstelle, in der die Schwester verschwand, und ich begab mich in den Ort. Äußerlich hatte das Städtchen wenig unter dem Krieg gelitten. Die jüdischen Läden hatten alle geöffnet, aber in den Gesichtern der Ladenbesitzer konnte man sehen, dass sie sich nicht besonders ruhig und wohl fühlten.

Ich betrat einen kleinen Laden und begann ein Gespräch mit der Krämerin. Sie erzählte mir, dass in der Stadt ein blutiger Pogrom stattgefunden hatte. Nahezu alle Juden waren schwer betroffen. Seit der Stab hier stationiert war, war es wesentlich ruhiger. Jedoch herrschte eine schreckliche Armut im Schtetl. Ich überließ ihr einige Rubel, um sie unter den Armen zu verteilen. Sie war sehr überrascht von der unerwarteten Gabe, begann zu weinen und wiederholte etliche Male:

»Gott Allmächtiger, so sind die Juden! So sind die Juden!«

Ich begab mich zu der Synagoge, die in einer kleinen schmutzigen Gasse stand. Sie war alt und aus Holz. Der Frauenbereich war von Soldaten besetzt, die ihre Stiefel reparierten und sangen. Im Männerbereich war niemand, aber man sah dort noch die frischen Spuren des Pogroms. Alles war zerbrochen oder zerrissen. Nur der Thoraschrein war unversehrt geblieben. In der Synagoge traf ich einen alten Juden, der mir erzählte, wie viel Kummer man ausgestanden hatte. In der Synagoge hatte es kostbare Silbergegenstände gegeben, die alle geraubt worden waren. Der Alte schlug mir vor, mich zum Rabbiner zu bringen, bei dem man eine Gebetsstube eingerichtet hatte und wo man bald die Megilla lesen würde (es war gerade Purim). Da ich jedoch binnen Kurzem abreisen musste, verschob ich den Besuch beim Rabbiner bis zu meiner Rückkehr.

Ich begab mich zur Stabsstelle auf der Suche nach der Schwester. Sie machte mich mit ihrem Bruder bekannt und lud mich zum Tee ein. Während wir Tee tranken, erzählte mir der Offizier einige Details über seine Arbeit in der Untersuchungseinheit. Im Allgemeinen hatte er mit gefangen genommenen Spionen zu tun, die er verhörte. Ich fragte ihn, welcher Nationalität die meisten Spione waren, überzeugt, er werde auf die Juden verweisen. Er aber antwortete, dass nicht die Zahl der Verhafteten wichtig sei, bei denen neun von zehn sich als völlig unschuldig erwiesen, sondern der Charakter der Spionage. Die gefährlichsten, da die erfahrensten und hartnäckigsten Spione, fänden sich hauptsächlich unter den Polen.

Er zeigte mir einige Proklamationen, die die Österreicher aus ihren Flugzeugen über den russischen Positionen abgeworfen hatten. Größtenteils stammten

sie von fiktiven russischen revolutionären Organisationen. In fehlerhaftem, gebrochenem Russisch riefen diese Proklamationen die russischen Soldaten auf, ihren Kommandanten keine Folge mehr zu leisten und von der Front weg nach Hause zu gehen. Besonders interessant war eine Proklamation, angeblich im Namen des Zaren, in der sich Nikolai an die Armee wandte, er sei gegen den Krieg, aber sein Vetter Nikolai Nikolajewitsch habe ihn mit Gewalt begonnen und führe ihn nun gegen seinen Willen. Darüber hinaus bat der Zar die Soldaten, sie sollten sich auf seine Seite stellen, den Krieg beenden und nach Hause gehen. Unterschrieben war die Proklamation mit: »Euer unglücklicher Zar Nikolai«.

Ich bat den Offizier, mir einige der Proklamationen für ein Museum in Petersburg zu überlassen.

»Mit dem größten Vergnügen!«, rief er aus. »Ich werde nur den Stabschef noch fragen.«

Er ging hinaus und kehrte bald mit Oberst Swjaginzew zurück, den ich als Mitglied der vierten Duma und Oktobristen[26] erkannte.

»Sie wollen einige der österreichischen Proklamationen für ein Museum haben«, wandte er sich leutselig an mich, ohne dass er sich im Geringsten dafür interessierte, wer ich war und was ich an der Front zu tun hatte. »Gerne gebe ich Ihnen welche, von denen wir Dubletten haben. Ich werde Ihnen noch eine weitere interessante Sache geben. Unsere Soldaten haben ein Flugzeug abgeschossen, das aus dem belagerten Przemyśl kam und Tausende Briefe mit sich geführt hatte. Unter den Briefen befinden sich einige recht bemerkenswerte, von denen ich Ihnen gern einige überlasse.«

Daraufhin wies er den Offizier an, mir sämtliche Proklamationen zu geben, von denen es Dubletten gab, und einige Briefe aus Przemyśl.

Ich war ernstlich erstaunt über das leichtsinnige Vertrauen des Leiters der Untersuchungsabteilung einem Wildfremden gegenüber.

Im Zug nach Dębica begegnete ich einem Maschinisten, der am Bahnhof von Tarnów gedient hatte, als man ihn zum ersten Mal aus einer 42-cm-Kanone beschoss.

»Das passierte am Neujahrstag. Wir feierten sehr lustig bis fünf Uhr am Morgen. Ich schlief vielleicht eine Stunde. Plötzlich warf mich etwas aus dem Bett und ich hörte ein Krachen wie von einem Donnerschlag. Ich rannte hinaus und sah, dass das Pumpenhaus

26 Mitglied der Partei »Bund des 17. Oktober«, die bis 1917 bestand und aus der Revolution von 1905 hervorgegangen war.

eingestürzt war. Ich war mir sicher, dass man von einem Flugzeug eine Granate abgeworfen hatte. Da ich am Himmel keinen Flieger sehen konnte, legte ich mich beruhigt wieder schlafen. Etwa zwanzig Minuten später gab es erneut eine donnernde Explosion und wieder war kein Flugzeug am Himmel zu sehen. Da verstand ich, dass der Bahnhof von einer Kanone mit hoher Reichweite beschossen wurde. Im Bahnhof standen etliche Züge mit Granaten und explosiven Materialien. Würden sie von einem Geschoss getroffen, käme es zu einer schrecklichen Katastrophe, da auch Sanitätszüge mit Verwundeten dort standen. Man musste schnellstens evakuieren und alles aus der Schusslinie bringen. Es waren aber keine Lokomotiven da. Kurz gesagt, ich wusste, es würde fünf oder sechs Stunden dauern, bis alles weggebracht war. Nach dem dritten oder vierten Beschuss fiel mir auf, dass regelmäßig alle zwanzig Minuten geschossen wurde. Immer, wenn die nächsten zwanzig Minuten fast um waren, brach bei allen am Bahnhof Hektik aus. Einige versteckten sich unter den Waggons, als ob das Schutz vor den Explosionen bieten könnte. An mir selbst bemerkte ich, dass ich jedes Mal, wenn ich das furchtbare Pfeifen eines Geschosses hörte, ganz automatisch den Kragen meines Mantels aufstellte und den Kopf einzog. Ich wusste sehr genau, dass das Sicherste wäre, sich auf den Boden zu werfen. Aber rundherum war so viel Schlamm, dass ich mich einfach nicht überwinden konnte, mich in den Dreck zu werfen. In der Zeit, in der ich arbeitete, wurden auf den Bahnhof zwanzig Granaten abgeschossen und das Gebäude und ein ziemliches Stück der Eisenbahnstrecke zerstört. Als ich fertig war und mich von diesem schrecklichen Ort so weit entfernt hatte, dass ich nicht mehr in der Gefahrenzone war, packte mich ein derart nervöses Zittern, dass meine Zähne aufeinanderschlugen. Jetzt müssen Sie sich vorstellen, ich war bereits an der nächstgelegenen Station angekommen und wollte mich ein wenig ausruhen, als ich telefonisch den Befehl erhielt, gleich noch einmal zurückzufahren und einen Waggon mit einer Kanzleiausstattung abzuholen, den man dort vergessen hatte. Ich hatte das Gefühl, als wolle mich jemand festhalten und auf keinen Fall losfahren lassen. Ich brauchte meine ganze Überwindung, um zu dem befohlenen Ort zurückzufahren.«

Das Zugabteil war voller Militärs, die nicht aufhörten, von Kampfepisoden zu erzählen. Ein Offizier berichtete, dass er sich mit einem Bataillon von sechzig Soldaten in aller Stille zu den österreichischen Schützengräben geschlichen und dort unvermittelt angegriffen hatte. Der österreichische Offizier war so überrascht gewesen, dass er ein weißes Tüchlein hervorzog, damit winkte und schrie, dass sie sich ergeben würden. Als er aber das Gewehr abgeben sollte und bemerkte, dass er mit vierhundert Mann nur einer kleinen Zahl Soldaten gegenüberstand, bereute er seine Kapitulation, zog seinen Säbel und rief seinen Soldaten etwas zu. Der russische Offizier erschoss ihn auf der Stelle und gab den Befehl zum Angriff. Es folgte ein schreckliches Gemetzel, bei dem die meisten Österreicher umkamen.

Ein junger Mann, der sich selbst als Arzt ausgab, sprach erregt über den jüdischen Verrat. Die Juden würden in ihren Synagogen Telefone installieren und Spionageberichte in Flaschen über die Weichsel zu den Deutschen schicken.

»Mit diesen Drecksjuden gehe ich um wie mit Hunden«, brüstete er sich. »Es kommt vor, dass ich in ein Schtetl komme, und es gibt keine Waren in den Geschäften oder nur zu überhöhten Preisen. In diesem Fall packe ich meine Peitsche aus, verpasse den Drecksjuden von Krämern ein paar ordentliche Hiebe und schon habe ich alles, was ich brauche und um die Hälfte billiger noch dazu.«

Im Zugabteil fuhr ein junger russischer Arzt mit, der den Peitschenhelden befragte, auf welcher Universität er seinen Abschluss gemacht habe und welche Professoren dort Vorlesungen gehalten hatten. Es stellte sich heraus, dass der angebliche Arzt niemals an einer Universität gewesen war. Schlussendlich musste er zugeben, dass er nur ein gewöhnlicher Feldscher war. Als der Zug in Lemberg ankam und die Reisenden sich voneinander verabschiedeten, streckte der Feldscher dem Arzt seine Hand hin. Der aber ergriff sie nicht und meinte:

»Einem Taugenichts wie Ihnen gebe ich nicht die Hand.«

Dasselbe sagte ich zu dem Feldscher, als er mir die Hand entgegenstreckte.

In Lemberg verbrachte ich nur wenige Stunden, in denen ich mich mit Rabbiner Hoyzner traf. Die Bekanntmachung aus Tarnów erschütterte ihn zutiefst.

»Das ist ja eine Katastrophe«, rief er aus. »Das kann Hunderte, ja Tausende jüdische Leben kosten. Man wird die letzten Intellektuellen, die in den Städten und Schtetlech geblieben sind, als Geiseln verhaften. Sie müssen sofort nach Petersburg fahren und dafür sorgen, dass alle Anstrengungen unternommen werden, um diesen Beschluss zu annullieren. Das ist viel wichtiger als alle anderen Aufgaben, sogar wichtiger als die Frage nach materieller Hilfe für die jüdische Bevölkerung.«

Das Hilfskomitee war noch immer nicht gegründet worden. Diamand war nicht bei Bobrinski gewesen. In der Stadt vernahm man Gerüchte, dass Bobrinski seinen Posten aufgeben würde und an seiner statt würde man den bekannten Schwarzhundert-Anhänger Trepow zum galizischen Generalgouverneur bestimmen.

In Kiew verbrachte ich ganze vierundzwanzig Stunden. Dort verfasste ich einen Bericht über die Lage in Galizien und wies darauf hin, dass ich eine bedeutende Geldsumme benötigte, um wieder zurückzureisen, ganz besonders,

weil Pessach kurz bevorstand. Man sicherte mir einen bestimmten Betrag zu und wollte ihn mir übergeben, sobald ich aus Petersburg zurückkehrte. Die Bekanntmachung aus Tarnów hinterließ auch bei den Aktivisten aus Kiew einen schrecklichen Eindruck.

In Petersburg übergab ich die Bekanntmachung dem Politbüro. Dort hielt man deswegen eine Sondersitzung ab und fasste den Beschluss, sich an den Ministerpräsidenten Goremykin[27] zu wenden. Gleichzeitig verfasste man einen neuen schriftlichen Bericht an den Oberbefehlshaber, Nikolai Nikolajewitsch. Man erörterte sogar, eine Delegation zum Zaren zu schicken.

Ich war mit der »Bekanntmachung« bei Miljukow[28]. Er bat mich, ihm ein Exemplar zu überlassen, und zwar genau jenes, das ich von der Wand abgerissen hatte, um damit zu zeigen, dass die »Bekanntmachung« bereits aufgehängt gewesen war. Er versprach mir, sich darüber mit dem Außenminister Sasonow[29] und auch mit dem englischen Botschafter Buchanan[30] zu unterhalten.

Ich blieb nur wenige Tage in Petersburg und konnte die Resultate all jener Schritte, die unternommen wurden, nicht mehr abwarten. Später erfuhr ich, dass eine jüdische Delegation beim Vorsitzenden des Ministerrates gewesen war und ihm neben anderen Unterlagen auch die »Bekanntmachung« aus Tarnów gezeigt hatte. Der Minister empfing die Abordnung freundlich und sprach sich gegen Judenverfolgungen aus. Aber er fügte auch hinzu, dass die Regierung in dieser Angelegenheit nichts tun könne, da die Armeeführung nicht sehr erfreut reagiere, wenn sich die zivile Macht in ihre Angelegenheiten einmischen wolle. Kurz gefasst, die Delegation wurde ergebnislos abgeschmettert.

Mit dem »schriftlichen Bericht« an Nikolai Nikolajewitsch gab es ein langes Hin und Her. Es gab Schwierigkeiten bei der Übergabe und ich bin bis heute nicht sicher, ob sie jemals übergeben wurde.

Ich weiß nicht, ob Miljukow mit Sasonow und Buchanan über die »Bekanntmachung« gesprochen hat. Bekannt ist mir, dass Buchanan viele Male auf direktem und indirektem Wege versucht hat, Nikolai dahingehend zu beeinflussen, die Judenverfolgungen wenigstens abzuschwächen, aber nichts bei ihm erreichen konnte.

27 Iwan Logginowitsch Goremykin (1839–1917), Ministerpräsident zwischen 1914 und 1916.

28 Pawel Nikolajewitsch Miljukow (1859–1943), Historiker, Politiker, Vorsitzender der Kadettenpartei (1907–1918).

29 Sergei Dmitrijewitsch Sasonow (1860–1927), Außenminister von 1910 bis 1916.

30 George William Buchanan (1854–1924), britischer Botschafter in Russland zwischen 1910 und 1917.

Man setzte alle Hoffnung in eine Reise des Kiewer Unternehmers und Millionärs Dawid Margolin[31] zu dem Oberbefehlshaber der Südwestfront Iwanow[32], den er persönlich kannte und mit dem er scheinbar sogar befreundet war. Aber auch daraus wurde nichts. Margolin fuhr nicht zum Oberkommando; wie es scheint, erhielt er erst gar keine Reiseerlaubnis.

Wenn wir einen Blick auf den Kampf der jüdischen Repräsentanten gegen die antijüdischen Verordnungen werfen, sehen wir, dass jegliche diplomatischen Initiativen, sei es bei den höchsten Instanzen, beim Oberkommando oder auch bei den lokalen Machthabern (insbesondere was Galizien betraf), völlig erfolglos blieben. Der Grund dafür war, dass unsere Aktivisten von der Annahme ausgingen, alle Verordnungen, Verfolgungen und Ausgrenzungen von Juden sollten eine Form der Bestrafung jüdischer Verbrechen sein. Deshalb hatten sie es sich zum Ziel gemacht, die Machthaber auf ihren Irrtum hinzuweisen und zu zeigen, dass die Juden an den Verbrechen, derer man sie bezichtigte, völlig unschuldig waren. Dieser Standpunkt war jedoch von Grund auf falsch. Sicherlich, die Regierung und die Militärmacht begründeten ständig die Judenverfolgungen mit dieser oder jener Anschuldigung. Das aber war nur ein Mittel, um die wahren Ziele dieser Verfolgungen zu verbergen. Es besteht gar kein Zweifel, dass die höheren Instanzen selbst nicht an die unsinnigen Behauptungen über jüdische Spionage glaubten. Sie gaben das sogar offen zu. Nicht nur Graf Bobrinski und Goremykin versicherten, dass sie diese dummen Geschichten nicht glaubten. Selbst Nikolai Nikolajewitsch und Januschkewitsch gestanden ein, dass sie die Juden nicht für Spione hielten. Auch Nikolai der Zweite bekundete:

»Ich räume ein, dass der Jude dem Soldaten das Brötchen drei Kopeken teurer verkauft, aber ich glaube nicht, dass alle Juden Spione sind.«

Wenn die Verfolgungen also trotzdem nicht endeten, dann deshalb, weil sie mit dem Ziel durchgeführt wurden, in Galizien ein politisches System zu schaffen, in dem für die russische Regierung bei einer bevorstehenden Vereinigung Galiziens mit Russland keinerlei Komplikationen durch die Judenfrage entstehen würden. Man war bemüht, die galizischen Juden beizeiten an den rechtlosen Zustand der russischen Juden heranzuführen. Genauer werde ich darauf in einem der folgenden Kapitel eingehen.

---

31 Dawid Semjonowitsch Margolin (1850–1925), sein Sohn Arnold Davidowitsch Margolin (1877–1956), ebenfalls ein bekannter Philanthrop und Jurist, nahm am Beilis-Prozess teil.

32 Nikolai Judowitsch Iwanow (1851–1919), General der Artillerie, Oberbefehlshaber der russischen Südwestfront bis März 1916, dann abgelöst durch Alexei Brussilow, der vor allem durch die Brussilow-Offensive Juni-September 1916 Bekanntheit erlangte.

Kapitel 14

Auf dem Rückweg nach Galizien machte ich einen Tag in Kiew halt, wo ich vom dortigen Hilfskomitee achttausend Rubel zur Unterstützung der Bevölkerung für Pessach erhielt. Zweitausend Rubel bekam ich zusätzlich durch private Spenden.

In Kiew besuchte mich Herr Goldenvayzer[33] (der Sohn des bekannten Philanthropen Goldenvayzer), ein junger Anwalt. Er erzählte mir, dass er im Begriff sei, nach Lemberg zu fahren, um dort so genannte »Ochronkes«, Schutzheime für junge Mädchen, einzurichten. Ich befürwortete diese Idee mit der größten Anteilnahme. Solche Einrichtungen waren dringend nötig, denn der Hunger sowie die animalischen Instinkte der Militärs hatten in Galizien und ganz besonders in Lemberg dazu geführt, dass die Prostitution erschreckende Ausmaße angenommen hatte. Später traf ich Goldenvayzer in Lemberg wieder, wo es ihm mit Hilfe einiger ortsansässiger, kluger Frauen gelungen war, einige Schutzheime einzurichten, die bis zum Abzug der russischen Truppen gut funktionierten.

In Lemberg traf ich Hoyzner und die anderen Vertreter in sehr gedrückter Stimmung an. In den letzten paar Wochen hatte es eine Flut weiterer Verordnungen gegen die jüdische Bevölkerung gegeben. So wurde etwa verboten, von einem Landkreis in einen anderen zu fahren. Damit kam der jüdische Handel, der ohnehin schon stark gelitten hatte, gänzlich zum Erliegen. In diesem Zusammenhang wurde noch der Befehl erlassen, dass das Militär sämtliche Handelsbeziehungen zu Juden einzustellen habe und auch in Zukunft keinerlei Bestellungen bei ihnen aufgeben solle. Dr. Hoyzner wandte sich deswegen gemeinsam mit dem Gehilfen von Stadtoberhaupt Rutowski[34] (einem Polen), an Bobrinski. Sie legten ihm die ganze Ungerechtigkeit und Schädlichkeit dieser Verordnungen dar. Der Generalgouverneur stimmte ihnen zwar zu, antwortete aber, dass er ihnen nicht helfen könne, da die Anweisungen von oben kämen.

In Lemberg erfuhr ich, dass Dr. Lander sich in Schowkwa aufhielt. Ich fuhr hin und kam während eines fürchterlichen Schneesturms an, der mich blendete und fast umwarf. Ungeachtet dessen bemerkte ich auf den ersten Blick, dass es sich hier um ein sehr bemerkenswertes Städtchen handelte. Es wirkte wie ein Museum von Altertümern, mit Ruinen alter Paläste, Mauern einer ehemaligen Festung, massiven Toren, historischen Gebäuden und Denkmälern. In einer alten Kirche hingen Originalbilder von Rubens. Später erfuhr ich, dass mit ihm

---

33 Alexei Alexandrowitsch Goldenweiser (1890–1979), Jurist und Sohn von Alexander Solomonowitsch Goldenweiser (1855–1915).

34 Tadeusz Rutowski (1852–1918), Stadtoberhaupt von Lemberg während der russischen Okkupation. An-Ski gibt den Namen irrtümlich als Rutkowski an.

historische Legenden über die kriegerischen Auseinandersetzungen mit Russland zu Zeiten von Peter dem Großen verbunden waren. Im Stadtzentrum stand ein Denkmal, wenn ich mich nicht irre, von Jan Sobieski[35]. Mir fiel auf, dass man die Aufschrift entfernt hatte. Später wurde mir erklärt, dass der russische Stadtkommandant den Befehl erhalten hatte, sämtliche auf Polnisch verfassten Schilder und Aufschriften zu vernichten und so diese hatte entfernen lassen.

Der Kampf gegen das Polnische führte ganz unerwartet zur offiziellen Anerkennung der jiddischen Sprache in Schowkwa. Die jüdische Gemeindeverwaltung war in der Stadt geblieben, aber der Kommandant hatte verboten, Bücher und Korrespondenzen auf Polnisch zu führen. Die Gemeindevorsteher kamen in große Verlegenheit.

»Wir beherrschen das Russische nicht«, erläuterten sie ihm. »Wie sollen wir denn unseren Schriftverkehr erledigen, wenn nicht auf Polnisch?«
»Aber ihr seid doch Juden, dann könnt ihr ihn doch auf Jiddisch führen«, bemerkte der Kommandant dazu.

Auf diese Weise wurde Jiddisch als offizielle Sprache in der Gemeinde eingeführt.

Nur unter großer Mühe gelang es mir, Dr. Lander aufzusuchen. Da es bei ihm im Lazarett zu unwirtlich war, vereinbarten wir, uns in der Stadt bei einem Apotheker zu treffen, der dem lokalen Jüdischen Hilfskomitee vorstand.

Lander machte auf mich einen ausgezeichneten Eindruck. Obwohl er als Arzt stark in Anspruch genommen wurde, war er mit Herz und Seele mit den Interessen der jüdischen Bevölkerung befasst. Mehrmals die Woche fuhr er nach Lemberg, um das dortige Hilfskomitee aufzubauen, besuchte andere jüdische Orte, hatte ein komplettes Hilfssystem für die jüdische Bevölkerung Galiziens ausgearbeitet, korrespondierte mit den Hilfsorganisationen in Petersburg und Kiew und zeigte in seiner Arbeit eine wunderbare Hingabe und Aufopferung. Er erklärte mir, worin der Konflikt mit Diamand bezüglich der Frage der Organisation eines offiziellen Hilfskomitees bestand.

»Wir beide müssen unbedingt an dem Prinzip festhalten, dass ein offizielles Hilfskomitee unter der Leitung der Komitees in Petersburg und Kiew geschaffen werden muss«, sagte er zu mir. »Erst dann können wir eine breit angelegte Aktivität entwickeln und große Geldsummen aufbringen. Es ist unbedingt notwendig, Diamand davon zu überzeugen, Vorsitzender des Komitees zu werden.«

35 Im 17. Jahrhundert war Schowkwa eine Residenz des polnischen Königs Jan Sobieski (Johann III. Sobieski).

Von draußen war eine seltsame Musik zu hören, sehr asiatisch, eintönig und in Moll.

»Das sind Soldaten der ›Wilden Division‹[36], sie spielen ein Instrument, das ›Zurna‹[37] heißt«, erklärte mir Dr. Lander. »Gestern kam hier eine beachtliche Abteilung der ›Wilden Division‹ an, um sich einige Tage auszuruhen. Die Stadt ist deshalb sehr beunruhigt.«

Ich ging hinaus und beobachtete folgende Szene: Auf der Straße ritten auf kleinen schwarzen Pferdchen fünfzig oder sechzig Soldaten mit typisch asiatischem Aussehen, mit ruhigen, starren Mienen. Sie trugen kaukasische Beschmets[38] und hinten auf ihrem Rücken baumelten aufgeknöpfte rote Kapuzen. Allen voran ging ein Soldat mit einer Zurna, dem zwei folgten, die im Takt zur Musik tanzten. Alle waren in ernster und bedächtiger Stimmung, als wären die Musik und der Tanz eine militärische Zeremonie. Auf allen Seiten sah man die erschrockenen Gesichter jüdischer Krämer, die aus ihren Läden blickten. Einige schlossen eilig ihre Geschäfte.

Die »Wilde Division« spielte eine sehr wichtige Rolle in diesem Krieg. Sie wurde aus Bewohnern des Kaukasus gebildet: aus Georgiern, Tschetschenen und anderen. Der Oberkommandeur dieser Division war Michail Alexandrowitsch[39], der Bruder des Zaren. Diese halbbarbarischen Soldaten erkannten keinerlei militärische Disziplin an. Sie waren ihrem Befehlshaber treu ergeben und zeichneten sich durch ein wahrhaft wildes Heldentum aus. Abgesehen davon taten sie sich durch ihre ungezügelte Brutalität hervor, gleichgültig ob gegen den Feind oder die friedliche Bevölkerung, insbesondere die jüdische. Ich hatte viele Geschichten über ihr Verhalten in diesem Krieg zu hören bekommen. Zu Beginn verstanden sie nicht, weswegen man die Zivilisten am Leben ließ.

»Warum sie nicht alle umbringen? Weswegen soll man sie am Leben lassen?«, fragten sie.

Ein Offizier erzählte, dass er einmal mit zwanzig Georgiern aus der Division auf Kundschaft gegangen war. Leise schlichen sie sich an die Gefechtsposition

---

36 »Wilde Division« (Russisch »dikaja diwisija«), Einheit von muslimischen Soldaten aus dem Kaukasus. Fand Eingang in die Literatur u.a. bei Nikolai Breschko-Breschkowskij (Dikaja diwisija, Riga 1920).

37 Zurna (oder Sornay, Surnay), Blasinstrument mit Doppelrohrblatt, stammt aus dem arabisch-persischen Raum.

38 Kaftanartiger Leibrock von Männern, der bis zu den Knien reicht, verbreitet im (Nord-)Kaukasus und Mittelasien.

39 Michail Alexandrowitsch Romanow (1878–1918), Bruder des letzten russischen Zaren Nikolai II.

des Feindes an und entdeckten dort zwei oder drei Regimenter. Der Offizier gab lautlos den Befehl, unbemerkt umzukehren. Die Soldaten aber wollten den Feind angreifen.

»Mit zwanzig Männern über zwei Regimenter herfallen?«, wunderte sich der Offizier und musste sie beinahe mit Gewalt dazu zwingen, den Rückzug anzutreten.

Die Georgier ärgerten sich sehr über die Feigheit des Offiziers und verlangten, dass man ihn aus ihrer Mitte entfernen solle.

Ein zweiter Offizier berichtete, dass in seiner Truppe ein Tschetschene gemeinsam mit seinen zwei Söhnen gedient hatte. Eines Tages wurde einer der beiden Söhne tot zurückgebracht. Am folgenden Tag verabschiedete sich der zweite Sohn von seinem Vater und machte sich auf den Weg, um den Bruder zu rächen. Auch ihn brachte man ein paar Tage später tot und in Stücke gehackt zurück. Der Vater vergoss keine einzige Träne und verlor kein einziges Wort über den Tod seiner Kinder. Er kniete nur den ganzen Tag auf seinem kleinen Teppich und betete. Am Morgen des nächsten Tages nahm er seinen Dolch zwischen die Zähne und eine Pistole in jede Hand. Er kroch aus dem Schützengraben hinaus und ging ruhig über das Feld zu dem Schützengraben des Feindes. Dieser Anblick sorgte für allgemeines Erstaunen. Auch in den österreichischen Schützengräben war man offensichtlich sehr überrascht vom Anblick des alten Georgiers, der in aller Ruhe über das offene Feld spazierte. Man begann, auf den Alten zu schießen. Aber die Kugeln trafen ihn nicht und er ging wie schon zuvor ruhig voran, bis er die feindlichen Gräben erreichte und hineinsprang. Was er dort tat und ob er Zeit hatte, Rache für den Tod seiner Kinder zu nehmen, ist schwer zu sagen. In der Nacht aber legten die Österreicher seine verstümmelte Leiche auf das freie Feld und seinen Dolch daneben. Damit zollten sie dem Heldentum des alten Kämpfers ihren Respekt.

In ihrem Benehmen lagen die ritterlichen Züge der barbarischen Zeiten. Einmal fiel eine ihrer Abteilungen in einen feindlichen Graben ein. Die Österreicher warfen ihre Waffen fort und hoben ihre Hände zum Zeichen, dass sie sich ergeben. Aber die »Wilde Division« verstand und akzeptierte das nicht.

»Warum die Waffen wegwerfen? Warum sich ergeben?«, schrien sie. Sie gaben den Soldaten ihre Waffen zurück und zwangen sie, sich zu wehren. Natürlich siegten die »Wilden« und vernichteten die feindlichen Soldaten bis zum letzten Mann. Aber auch einige von ihnen fielen in diesem Kampf.

Wenn die »Wilden« eine Stadt einnahmen, gingen sie davon aus, dass ihnen alles gehörte, was sich darin befand. Und sie raubten die Stadt bis zum letzten Groschen aus.

Von Schowkwa kehrte ich gemeinsam mit Lander nach Lemberg zurück. Dr. Hoyzner teilte uns mit, dass Diamand endlich zugestimmt habe, den Vorsitz

des Hilfskomitees zu übernehmen. In den nächsten Tagen werde das Komitee gegründet werden.

Wir beratschlagten uns, wohin ich fahren sollte. Wir beschlossen, dass ich wieder nach Tarnów fahren und von dort aus die Städte Westgaliziens, die von Lemberg völlig abgeschnitten waren, bereisen sollte. Hoyzner verlangte jedoch, dass ich mich zuvor nach Stryj begebe, wo unbeschreibliche Not herrsche und wohin man bisher keinerlei Hilfe habe schicken können. Noch am selben Tag reiste ich nach Stryj ab.

Kapitel 15

Stryj[40] war eine ansehnliche Stadt mit einer großen jüdischen Bevölkerung, von der mehr als die Hälfte zusammen mit den Österreichern geflohen war. Die Stadt hatte sehr unter dem Krieg zu leiden und wechselte einige Male die Seiten.

Bei jeder Übernahme durch die Russen und bei jedem ihrer Rückzüge kam es zu Pogromen, Morden und verschiedenen Gewalttaten.

Ich betrat einen kleinen jüdischen Krämerladen und fragte nach der Wohnung des Rabbiners.

»Der Rabbi ist verhaftet worden«, antwortete der Krämer.
»Warum?«
»Er wurde zusammen mit fünfzehn der angesehensten Bürger als Geisel genommen.«

Unter den Verhafteten befanden sich all jene Männer, mit denen ich nach Dr. Hoyzners Anweisung hätte Kontakt aufnehmen sollen. Ich wusste nicht, an wen ich mich sonst wenden konnte, aber der Krämer half mir aus dieser Verlegenheit.

»Aus welchem Grund brauchen Sie den Rabbiner und die Bürger?«, fragte er mich.

Ich erzählte ihm, dass ich vom Lemberger Komitee geschickt worden war, um eine provisorische Unterstützung für die arme jüdische Bevölkerung anlässlich von Pessach zu organisieren.

»Für ein so wichtiges Thema«, meinte er, »wird sich ein Treffen mit dem Rabbiner und den Bürgern einrichten lassen.«
»Wie das?«, wunderte ich mich.

---

40 Stryj (Polnisch, Ukrainisch, Russisch), etwa 70 Kilometer südlich von Lemberg gelegen. Der polnisch-jüdische Schriftsteller Julian Stryjkowski (1905–1996) wurde hier geboren.

»Die Verhafteten befinden sich nicht im Gefängnis, sondern in einem Raum neben der Kanzlei des Kommandanten. Für ein paar Rubel kann man arrangieren, dass ein paar von ihnen für einige Stunden Ausgang erhalten.«

Der Krämer rief nach einem seiner Söhne, einem jungen Burschen und schickte ihn irgendwohin. Danach rief er aus einem anderen Laden einen weiteren jungen Mann und trug ihm auf, mit mir zu gehen.

»Der junge Mann wird vorangehen und Sie werden ihm unauffällig folgen«, instruierte mich der Krämer. »Er wird sich in das Haus von einem der verhafteten Bürger begeben, das sich genau gegenüber der Kanzlei des Kommandanten befindet. Sie treten dann ebenfalls ein und warten dort auf den Rabbiner und die anderen Männer.«

Ich folgte also dem jungen Mann und ging in das angegebene Haus. Ich musste nicht länger als eine halbe Stunde warten, bis vier der verhafteten Bürger erschienen. Der Rabbiner war nicht ganz gesund und konnte nicht kommen. Ich saß mit den Männern ein paar Stunden zusammen. Wir beurteilten die Lage der jüdischen Bevölkerung, bestimmten die Zahl der Hilfsbedürftigen und ermittelten, von welchen der umliegenden Schtetlech aus man Hilfe organisieren könnte. In Stryj gab es bereits ein Hilfskomitee, das seit einigen Wochen mit jenen Mitteln arbeitete, die im Schtetl selbst gesammelt worden waren. Mitglieder des Komitees waren der Rabbiner, die vier Anwesenden und noch einige andere Bürger. Ich überließ dem Komitee tausendzweihundert Rubel für die Stadt und noch einmal achthundert für die umliegenden Schtetlech.

Einige Monate später traf ich die Geiseln aus Stryj in Kiew wieder, wo sie vorübergehend in einem Gefängnis untergebracht waren. Sie sollten weiter nach Sibirien geschickt werden. Einer der Gefangenen gab mir die Abrechnung und die Quittungen für das Geld, das ich in Stryj gelassen hatte. Es berührte mich sehr, dass dieser Mann sogar in einem so tragischen Moment wie der Deportation aus seiner Heimatstadt daran gedacht hatte, all diese Dokumente mitzunehmen.

Bei einem Spaziergang durch die Stadt fielen mir Aushänge mit der Bekanntmachung des Kommandanten auf, wonach alle Ladenbesitzer ihr Geschäft am Schabbat offen zu halten hatten. Falls jemand sein Geschäft am Schabbat schlösse, würde die Ware konfisziert und der Besitzer wegen Widerstandes gegen die Militärmacht verhaftet und verurteilt.

Ich kehrte nach Lemberg zurück, wo ich ein Treffen mit einem alten Bekannten hatte, mit Bontsch-Osmolowski[41] (einem Christen), Mitglied der Par-

41 Anatoli Ossipowitsch Bontsch-Osmolowski (1857–1930).

tei der Sozialrevolutionäre.[42] Er war im Namen der Gesellschaft, die nach dem bekannten Arzt und Aktivisten Pirogow benannt war,[43] nach Galizien gekommen. Die Pirogow-Gesellschaft galt als eine der liberalsten in ganz Russland. Osmolowski war hier, um Hilfe für die galizische Bevölkerung »ohne Ansehen der Nation« zu organisieren. Das war eine Art Demonstration gegen die antisemitische Regierungspolitik. Bisher waren sämtliche Hilfsorganisationen, die in Galizien arbeiteten, antisemitisch eingestellt, die natürlich der jüdischen Bevölkerung keine Hilfe zukommen ließen.

Gemeinsam mit Osmolowski war ein jüdisches Fräulein als seine Gehilfin angereist. Ihr Name war Widrina und ich kannte sie noch aus der Schweiz. Sie waren bereits an einigen Orten gewesen, unter anderem in dem Schtetl Maheriw[44]. Dort hatten sie für die Bevölkerung Armenküchen und andere Hilfseinrichtungen organisiert. Osmolowski berichtete mir von der schrecklichen Not, die unter der jüdischen Bevölkerung von Maheriw herrschte, und von dem noch schrecklicheren Verhalten des Militärs und der lokalen Bevölkerung gegenüber den Juden.

Osmolowskis Unternehmung war sehr positiv zu werten, hatte aber einen entscheidenden Fehler. Wie sich zeigte, hatte Osmolowski kein Geld, um seine Hilfstätigkeit weiterzuführen, und seine ganze Hoffnung auf Finanzmittel lag auf den Jüdischen Hilfskomitees. Ich wies ihn darauf hin, dass damit aber seine gesamte Hilfsarbeit ihren liberalen Charakter verlieren würde, den sie jetzt noch trug. Mit jüdischem Geld wäre es schließlich keine Kunst, der Bevölkerung Hilfe »ohne Ansehen der Nation« anzubieten. Da für die christlichen Bewohner bereits andere Einrichtungen sorgten, wäre es ein Unrecht, wenn die Hilfe für sie zusätzlich aus jüdischer Spendentätigkeit finanziert würde. Osmolowski konnte meinen Standpunkt absolut nicht verstehen und hoffte sehr auf Unterstützung der Petersburger und Kiewer Hilfskomitees, an welche er sich bereits gewandt hatte.

Von Tarnów aus ging es weiter in die Städte Jarosław und Rzeszów. Ich plante, an allen bedeutenden Punkten, die auf dem Weg lagen, anzuhalten, um die Lage der jüdischen Bevölkerung zu erkunden und etwas Geld für Pessach zu hinterlassen.

---

42 Partei der Sozialrevolutionäre (SR), aus Gruppierungen der Narodniki Ende 1901/Anfang 1902 gegründet.

43 Nikolai Iwanowitsch Pirogow (1810–1881), nach dem Tod des berühmten Chirurgen wurde die gleichnamige Gesellschaft gegründet, die sich die Verbesserung der medizinischen Ausbildung und Versorgung zum Ziel setzte.

44 Maheriw (Ukrainisch), Magierów (Polnisch), Magerow (Russisch), etwa 50 Kilometer nordwestlich von Lemberg gelegen.

Der erste Punkt, an dem ich hielt, war das Schtetl Lubaczów. Ich kam am Abend an und wusste nicht, in welche Richtung ich mich wenden sollte, da das Schtetl drei oder vier Werst vom Bahnhof entfernt lag. Kurz nach mir verließ ein Oberst den Bahnhof. Ich fragte ihn nach dem Weg.

»Kommen Sie mit mir, ich gehe ebenfalls dorthin«, antwortete er.

Wir machten uns also zusammen auf den Weg. Der Oberst erzählte mir, dass er hier mit seiner Truppe stationiert sei. Ich fragte ihn, ob es in Lubaczów ein Hotel gebe, in dem ich übernachten könnte.

»Ein Hotel!?«, rief er aus und lachte schallend. »Offensichtlich haben Sie keine Ahnung davon, wie die Stadt aussieht. Nicht nur gibt es kein Hotel, Sie werden auch in keiner privaten Unterkunft eine Übernachtungsmöglichkeit bekommen. Die Stadt ist zerstört und niedergebrannt.«
»Ist hier heftig gekämpft worden?«
»Welche Kämpfe meinen Sie? Hier wurde gar nicht gekämpft. Es haben sich einfach unsere lieben Kosaken ausgetobt und das ganze Schtetl ausgeraubt und abgebrannt.«

Wir kamen in die Stadt und ich sah mit meinen eigenen Augen die Zerstörung. Der Marktplatz und auch die umliegenden Straßen waren völlig niedergebrannt.

»Achten Sie darauf«, meinte der Oberst, »dass es ausnahmslos jüdische Häuser und Geschäfte sind, die zerstört wurden. Nicht ein einziges christliches Gebäude haben die Kosaken angezündet. Hat dennoch eines Feuer gefangen, haben sie es gerettet, aber bei den jüdischen haben sie es nicht erlaubt, dass die brennenden Häuser und Läden gelöscht wurden. Und nun habe ich mit meiner Truppe darunter zu leiden: Wir stehen da wie in einer Wüste. Nichts ist zu bekommen, für kein Geld der Welt.«

Als wir über den Marktplatz gingen, zeigte mir der Oberst ein unversehrtes Gebäude.

»Hier ist die Kanzlei des Kommandanten. Wenn Sie zu ihm gehen, wird er Ihnen einen Platz zuweisen, wo Sie übernachten können. Anders werden Sie kein Nachtlager bekommen.«

Ich hatte keine große Lust, mich zu dem Kommandanten zu begeben. Ich hätte ihm erklären müssen, weswegen ich nach Lubaczów gekommen war, und ihm meine Papiere zeigen. Ich hatte sogar die Unterlagen bei mir, die besagten, dass ich Order hatte, nach Leder zu suchen. Ich hielt es allerdings für besser, mich nur wenn unbedingt erforderlich auf diese Papiere zu beziehen.

Ich sagte dem Oberst, dass ich später zu dem Kommandanten gehen würde und begab mich in jenen Teil der Stadt, der unzerstört geblieben war. Ich ging in einen kleinen jüdischen Kramladen und fragte zuerst einmal, wo sich ein Ledergeschäft befinde.

»Wo wollen Sie jetzt Leder herbekommen?«, antwortete der Krämer mit bitterem Lächeln. »Vor dem Krieg gab es hier Lederfabriken und große Geschäfte. Jetzt sind sie alle ausgeraubt und niedergebrannt.«

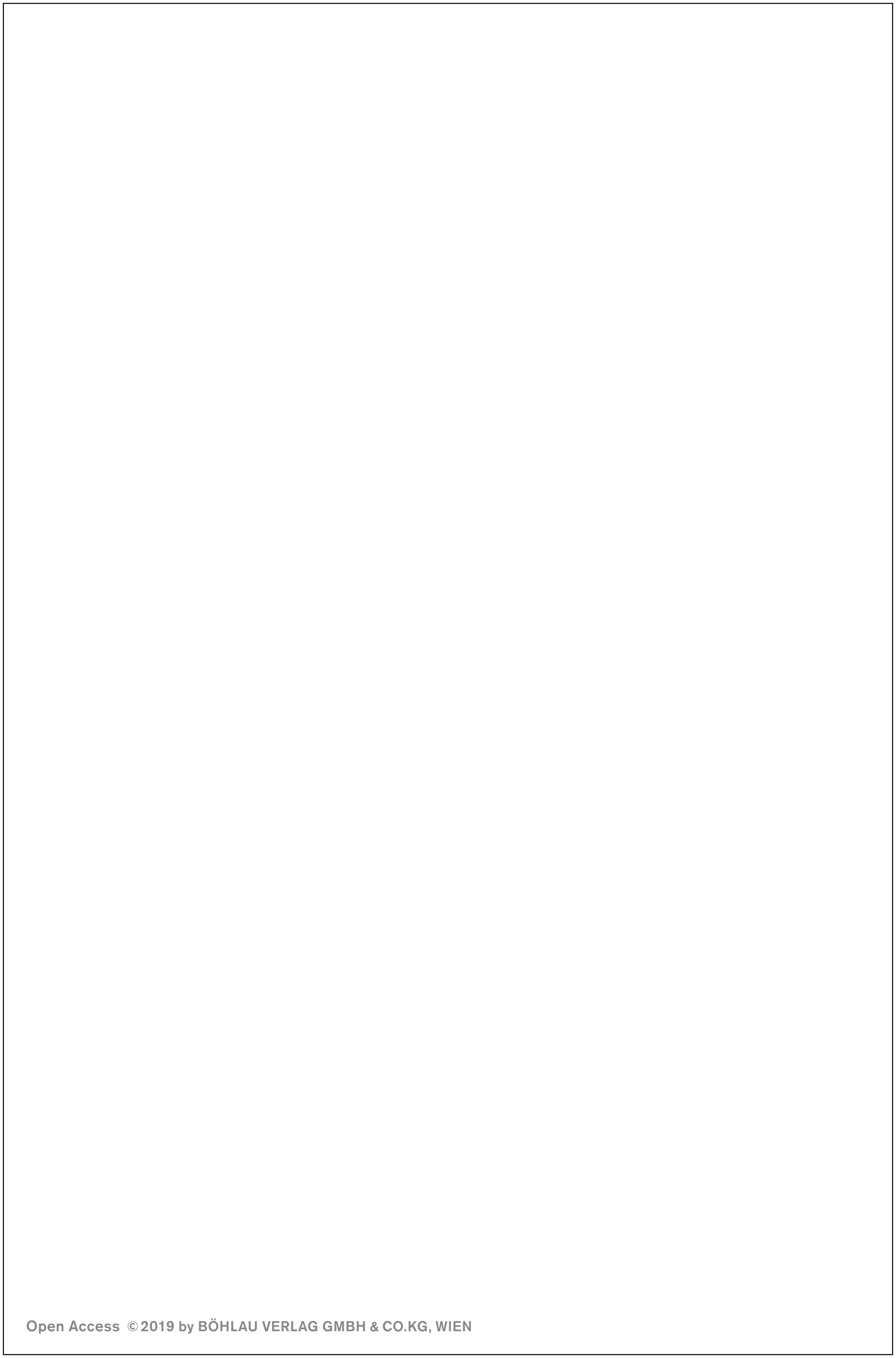
Dennoch führte er mich in ein Haus, in dem eine ehemalige Lederhändlerin wohnte. Ich kam in einen großen Raum, in dem sich viele Familien befanden, deren Wohnungen ausgebrannt waren. An den Wänden hingen ein paar Dutzend Lederstücke. Die Wirtin, eine ältere Frau, erzählte mir Folgendes:

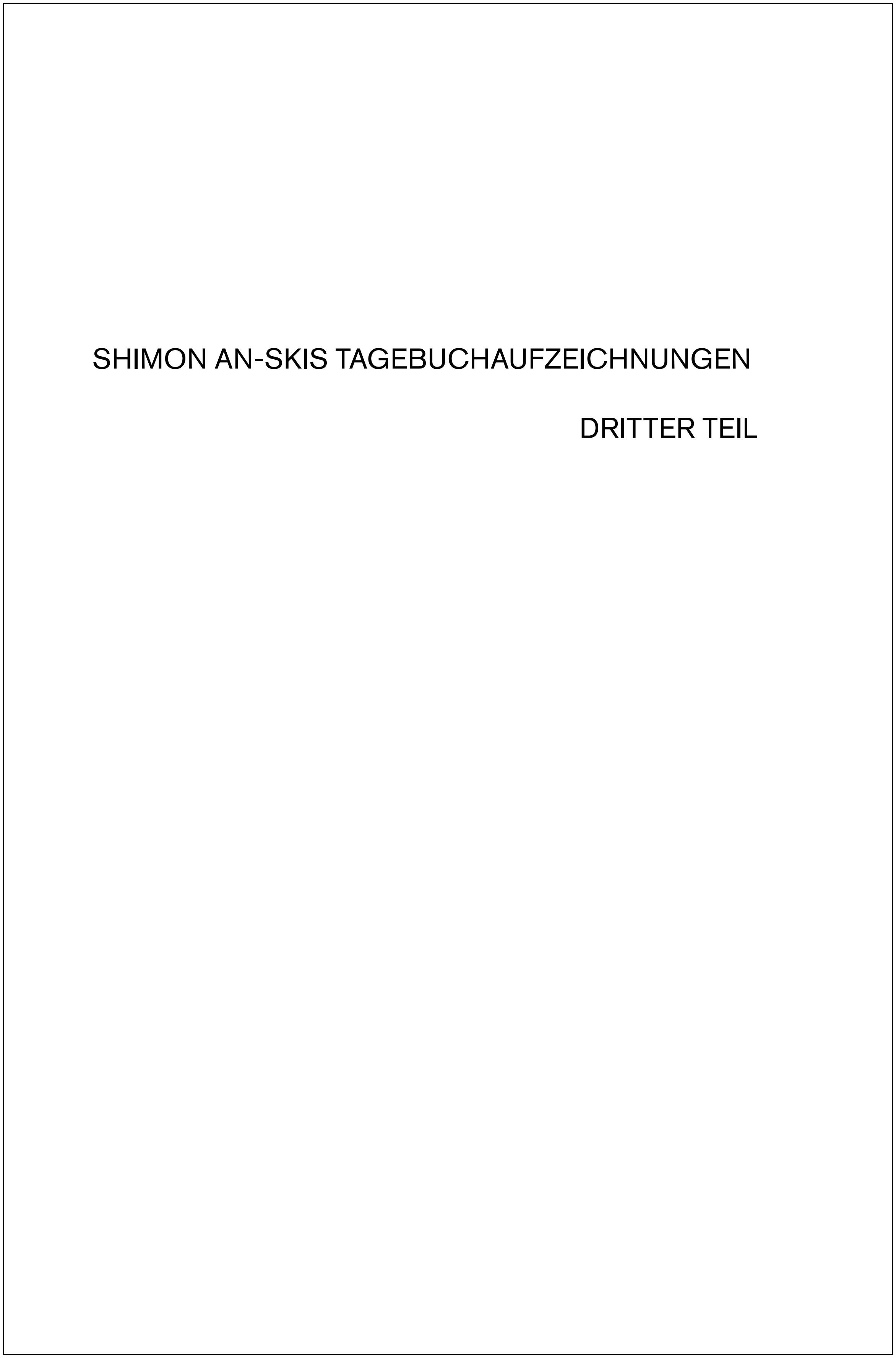
»Vor dem Krieg hatten wir ein Geschäft mit einem Schätzwert von einer halben Million Kronen. Jetzt ist uns von der Ware nur das geblieben, was Sie an der Wand sehen. Wir hatten unseren Laden auf dem Markt. Als die Kosaken kamen, zündeten sie sofort den Markt an und erlaubten nicht, dass wir die Waren aus den Läden retten. Einer meiner Nachbarn, der ein Rauchwarengeschäft hatte, kämpfte sich zu seinem Geschäft durch und rettete ein kleines Päckchen der teuersten Pelze, die man für Schtreimel benützt. Als er aus dem Laden rannte, jagten ihm die Kosaken nach und einer von ihnen durchstieß ihm den Hals mit der Lanze. Dennoch gelang es ihm, nach Hause zu flüchten. Am zweiten Tag starb er an seiner Halswunde. Von den wenigen Waren, die er retten konnte, lebt nun seine ganze Familie, aber selbst ist er umgekommen. Auch mein Mann wollte Ware aus unserem Laden in Sicherheit bringen, aber ich ließ ihn nicht. Das Leben ist mehr wert.«

Ich bat darum, einige der respektierten Bürger der Stadt einzuladen. Als sie kamen, besprachen wir die Lage der Bewohner, die sich als sehr traurig darstellte. Die anwesenden Bürger gründeten auf der Stelle ein Hilfskomitee, dem ich achthundert Rubel überließ.

Spät in der Nacht begab ich mich zum Bahnhof. Ein junger Mann, der früher Lehrer gewesen war, begleitete mich. Er erzählte mir, dass es in der Stadt sehr lebhafte kulturelle Aktivitäten gegeben habe. Es gab eine literarische Gesellschaft, eine Bibliothek, Berufsverbände und andere Vereine. Eine zionistische Organisation und auch jüdische sozialistische Parteien hatten dort erfolgreich gewirkt. Nun war alles zerstört.

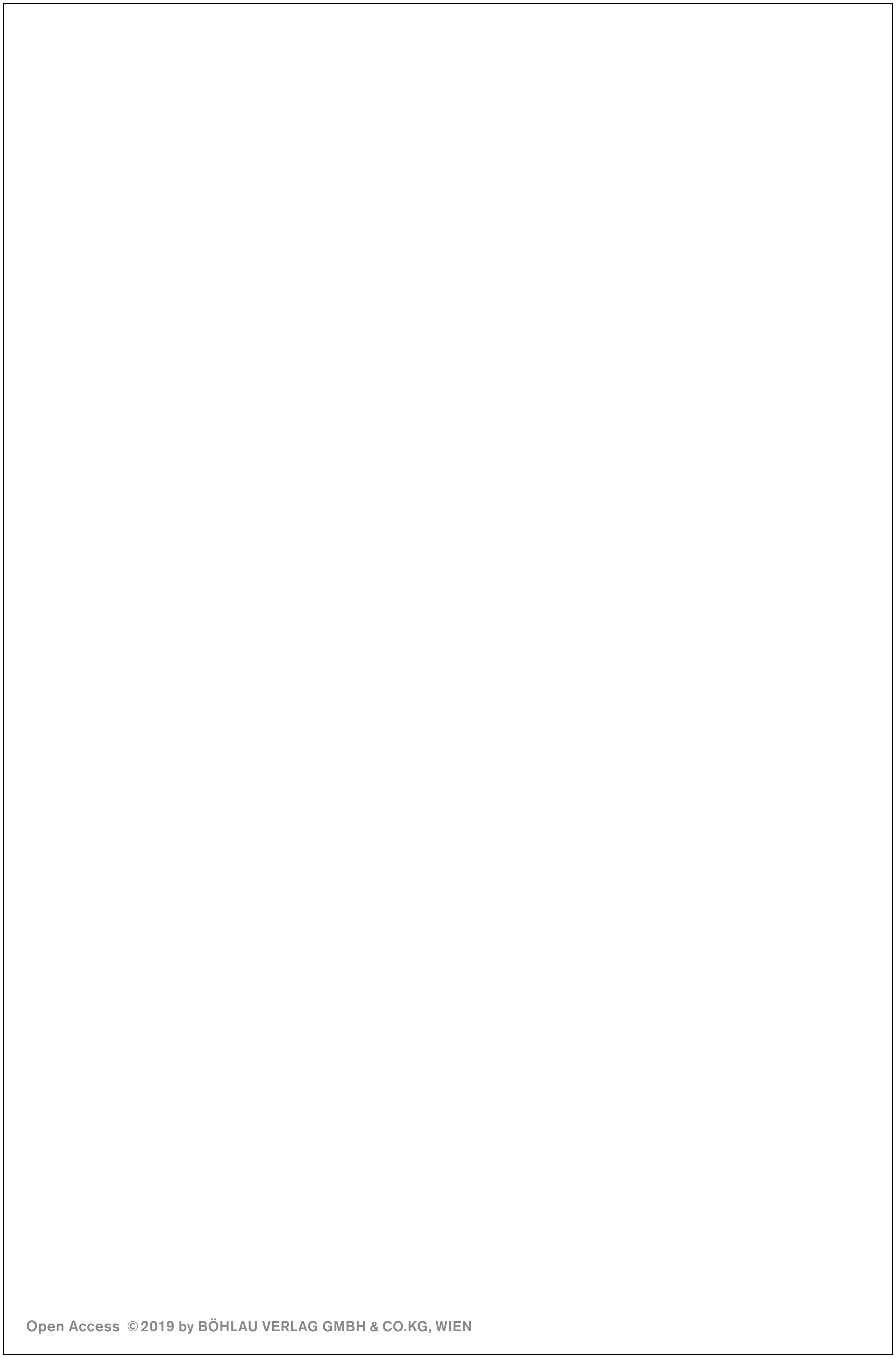
Es blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Bahnhof zu übernachten. Am nächsten Morgen reiste ich weiter.





SHIMON AN-SKIS TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN

DRITTER TEIL



Kapitel 1

Am sechsten Mai reiste ich von Kiew nach Lemberg ab. Diesmal nahm ich nicht die Strecke über Brody, die von Militärzügen blockiert war, sondern fuhr über Wolotschysk[1] und Tarnopol. Diese Gegenden waren zu Kriegsbeginn fast kampflos an Russland gefallen und auf der ganzen Strecke waren keine Anzeichen des Krieges zu erkennen: Es gab weder verbrannte Dörfer noch zerstörte Gutshöfe, keine verlassenen Schützengräben oder Stacheldrahtverhaue. In der Ferne sah man unversehrte Dörfer und Kirchen. Hohe Heuschober auf den Feldern, Viehherden auf der Weide. Selbst die Wunden, welche die Erde hin und wieder aufwies – da eine Schanze, dort ein Granattrichter – wurden von der Natur, deren schöpferische Kraft unter der Frühlingssonne eben aufs Neue erwacht war, bereits wieder zugedeckt und überwuchert. Auch der Mensch, der Bauer, der auf den ausgedehnten Feldern anzutreffen war, beteiligte sich an der schöpferischen Arbeit. Er pflügte die Erde, er baute Häuser, er brachte die Erzeugnisse des Dorfes in die Stadt. In der Natur ringsherum war so viel Ruhe und Sicherheit, dass man sich unmöglich vorstellen konnte, dass in einer Entfernung von nur hundert oder hundertfünfzig Werst erbitterte und blutige Schlachten ausgetragen wurden und dass sich der Kriegssturm auch diesen ruhigen Feldern und Dörfern näherte.

Aber in dem Maße, wie links und rechts der Strecke Frühlingsstimmung und die schöpferische Kraft der Natur herrschten, so dominierten nervöse Unruhe und hektische Aufregung auf dem schmalen Streifen der Eisenbahnstrecke, die sich durch die Felder und Wälder hin zu den blutigen und stürmischen Orten zog. Alle paar Minuten fuhren vollbepackte Militärzüge durch. An allen Stationen drängte sich Militär.

Unser Zug, ein Kurierzug, der um ein Uhr am Nachmittag Lemberg erreichen sollte, kam erst um neun Uhr am Abend an. An fast jeder Station müssen wir stehenbleiben und stundenlang warten, um Züge mit Militär, mit Munition, mit Kanonen durchzulassen. Gleichzeitig kommen uns Züge mit Verwundeten, mit Gefangenen, mit Flüchtlingen entgegen. Gerade eben fährt wieder ein Sanitätszug vorbei. Durch alle Fenster sieht man bandagierte Köpfe, Arme und andere Körperteile. Ernste, bleiche, schmerzverzerrte Gesichter blicken heraus, traurige und neugierige Blicke wenden sich der Frühlingssonne zu.

Auf diesen Zug folgt ein Güterzug mit Gefangenen. Sie sitzen zusammengepfercht wie Sardinen. Die keinen Platz mehr in den Waggons gefunden haben, sitzen auf den Dächern, den Puffern. Niemand bewacht sie. Vielleicht ist man

---

1 Wolotschysk (Ukrainisch), Wolotschisk (Russisch), Wołoczyska (Polnisch), etwa 50 Kilometer östlich von Tarnopol gelegen.

sicher, dass sie nicht fliehen werden, oder man hat nichts dagegen. Die Gefangenen sind größtenteils barfuß, zerlumpt und unrasiert. Aber sie sehen recht munter aus, ruhig und ihre Haltung und ihre Bewegungen strahlen Sicherheit aus. Lebhafte Unterhaltungen finden statt, schallendes Gelächter ertönt. Kein Vergleich zu den traurigen, angsterfüllten Gestalten der Gefangenen, denen ich ein paar Monate früher begegnet bin. Vielleicht spielt es eine Rolle, dass damals Winter war, mehrere Grade unter Null, und jetzt die liebliche Frühlingssonne alle Geschöpfe wärmt und froh stimmt. Vielleicht spielt es eine Rolle, dass die Russen damals Stadt um Stadt eingenommen haben, und jetzt wissen die Gefangenen: Ihre Seite ist siegreich und die Russen sind auf dem Rückzug, die endgültige russische Niederlage ist schon zum Greifen nahe und bald werden sie Frieden schließen müssen. Daher blicken die Gefangen selbstbewusst und mit Verachtung auf ihre Wärter und fühlen sich als Sieger. Aber die Hauptrolle spielt wohl, dass die Gefangenen keine Slawen sind, sondern Magyaren. Über ihre Härte und Brutalität wird viel erzählt. Man sieht es ihnen aber nicht an. Starke, gesunde Bauern, mit offenen Gesichtern und stolzem Blick.

Ich gehe zu einem der Waggons. Ich versuche, ein Gespräch auf Deutsch, Russisch, Französisch zu beginnen – Kopfschütteln, man versteht mich nicht.

»Magyaren?«, frage ich.

Man nickt freudig, nimmt eine stolze Pose ein und bestätigt eilig:

»Magyar! Magyar!«

Dann folgen lange Züge, einer nach dem anderen, mit geflohenen Ruthenen, vor allem Frauen und Kinder. Sie sitzen dicht gedrängt wie Hühner auf der Stange. Einige Waggons sind nur mit Schulkindern besetzt, andere mit Intellektuellen. In den Waggons ist kein Gepäck zu sehen, keinerlei Sachen, diese sind entweder woanders verpackt oder die Flüchtlinge hatten keine Zeit gehabt, etwas mitzunehmen. Aber man hört keine Klagen und sieht keine Verzweiflung.

»Woher kommt ihr?«, frage ich einen.
»Wir kommen aus Torky[2].«
»Warum seid ihr von dort weg?«
»Man hat uns gezwungen.«
»Wir hatten Angst vor den Magyaren«, erklärt ein anderer. »Wo immer sie hinkommen, nehmen sie die Jungen und Gesunden mit, die anderen bringen sie um.«
»Was werdet ihr in Russland machen?«
»Wie nennt man das? Die Erde bearbeiten.«

2 Torky (Ukrainisch), Torki (Russisch), etwa 100 Kilometer nordöstlich von Lemberg gelegen.

Diese Tausenden und Abertausenden Flüchtlinge werden nach Russland kommen, werden über die unendlichen Weiten von Großrussland, der Ukraine und Sibirien verteilt. Mit ihnen zusammen werden aus ihrem Land und von anderen Frontabschnitten Hunderttausende Gefangene kommen und sich über dieselben Felder verteilen, Slawen und Magyaren, Deutsche und Türken, und werden auf den russischen Bauern treffen. Und alle zusammen, die Gegner und Todfeinde von gestern, werden sich auf dem endlosen Feld bei der erhabenen Arbeit treffen, Brot herzustellen. Sie werden auf denselben Acker gehen, aus einer Schüssel essen, aus einem Krug trinken, der Wehmut im Herzen und der Sehnsucht mit demselben, allgemein verständlichen Seufzer Ausdruck verleihen. Vielleicht werden sie dann nach dem Blutrausch der Welt wieder nüchtern und sie werden nicht mehr verstehen, wie sie übereinander herfallen konnten wie blutrünstige wilde Tiere.

Und wenn sie dann zueinanderfinden und sich verständigen können, werden sie so viele gemeinsame Interessen, so viel gemeinsames Freud und Leid entdecken! Und wenn sie sich an ihren jüdischen Nachbarn erinnern, der mit keinem von ihnen Krieg geführt und keinen von ihnen umgebracht hat, werden sie auch darin übereinstimmen, dass er, der »Jud«, der einzig Schuldige an ihrem Unglück ist …

Und während hier auf dem blutigen Schlachtfeld noch die Feindschaft zwischen den Menschen der verschiedenen Nationen lodert, gibt es bereits diese furchtbare Übereinkunft, wenn es um den »Jud« geht. Sei es der ortsansässige Pole mit seinem falschen schmeichlerischen Lächeln, sei es der naive heimatlose Ruthene, der gefangene Deutsch-Österreicher oder der Magyare oder sei es der russische Soldat – sie alle finden zusammen im Hass auf den Juden, alle wiederholen sie dieselben Lügenmärchen und unsinnigen Beschuldigungen gegen ihn. Diese Einmütigkeit geht noch weiter und erfasst auch die höheren, gebildeteren Schichten, die sonst nichts mit dem niederen Volk, dem einfachen Soldaten gemein haben.

Obwohl Mjassojedows Verrat und die aktuelle Niederlage in den Karpaten allen die tatsächlichen Schuldigen an all den Widrigkeiten, mit denen die russische Armee von Kriegsbeginn an konfrontiert war, offenbart hatten, hörte man in den höheren Kreisen des Militärs nicht auf, von jüdischer Spionage und jüdischem Verrat zu sprechen.

In dem Waggon, in dem ich saß, stand nicht weit von mir eine Gruppe von Offizieren – ein Adjutant des Grafen Bobrinski mit Epauletten, ein Oberst mit großem graumelierten Bart, ein Leutnant mit zwei Georgs-Medaillen[3] an der

3 Georgsmedaille, militärische Auszeichnung in Russland seit 1878, in Anlehnung an das seit 1769 verliehene Georgskreuz.

Brust und ein Militärarzt. Sie berichten von Kriegserfahrungen, drücken ihr Mitleid mit den ruinierten armen Bauern aus und kommen zu einer Schlussfolgerung: Vor allem die Bauern hätten unter den Denunziationen der »Jidden« zu leiden. Von ihnen ginge das ganze Unglück aus.

Und damit beginnt das Geschichtenerzählen. Sie erzählen sich von den grausamsten Taten, die an den Juden begangen wurden, mit einer solchen Zufriedenheit, einer solch rachsüchtigen Genugtuung, dass mich ein Gefühl des Ekels überkommt. Nicht etwa Zorn oder Wut, sondern einfach nur Ekel, der sich fast zum Brechreiz steigert. Ich vertiefe mich in ein Buch, ich zwinge mich, dem Gespräch nicht zu folgen, doch unweigerlich kriechen mir die Geschichten ins Ohr, wie man in einem Ort einen Juden – einen Gutsbesitzer, den man verdächtigte, dass er den Österreichern Mitteilung über die Ankunft der russischen Artillerie auf seinem Hof gemacht hatte – mit Petroleum übergossen und angezündet habe wie eine Maus. Zuvor hatte man vor seinen Augen seinen Hof mit Petroleum übergossen und in Brand gesteckt. Dann die Geschichte, wie man »einen Juden mit einem Telefon« erwischt hat. Ein General habe mit einem Wink zu verstehen gegeben, es gäbe keinen Grund, ihn zum Stab zu bringen, woraufhin die Soldaten ihn in ein Wäldchen geführt und gehängt hätten.

Sie hören zu, lachen und sind zufrieden mit sich.

»Jetzt geht es mir besser«, merkt der Leutnant an. »Wenn wir einen Ort einnehmen, treiben wir zuerst einmal alle ›Jidden‹ vor uns her, Richtung Feind. Geht zu den Eurigen! So ist es am besten.«
»Selbstverständlich!«, pflichtet ihm der Adjutant bei. »Ihre Spionage ist unerträglich. Man hat einen großen Fehler gemacht, als man die Juden mit Lieferungen betraut hat. Sie sind in riesigen Scharen gekommen.«
»Und die Ärzte erst«, nahm der Arzt den Faden auf. »In unserem Korps gibt es zwölf jüdische Oberärzte, eine verdammte Schande!«
»Kein Wunder, dass sie den Österreichern treu ergeben sind«, fügt der Oberst hinzu. »Bei uns haben sie es warm und bequem und in Österreich sind sie Beamte, Richter, Staatsanwälte, alle Ämter sind voll mit ihnen.«

Einige Tage später, als ich von Lemberg zurückfuhr, gingen diese Gespräche weiter. Ein Kosakenoffizier, groß und breitschultrig, vom Typus eines gutmütigen Trinkers, offenherzig und lustig, schimpft von der ersten Minute an über die Juden. Er erzählt mit lautem selbstzufriedenen Lachen, wie seine Abteilung auf einen Meierhof bei Sokal gekommen ist. Der Gutsbesitzer war ein jüdischer Baron. Alles wurde geraubt und zerstört. Auf dem Hof standen zehn Kutschen und der Baron stieg in eine ein, um wegzufahren, da warf man ihn herunter in den Schlamm.

Er sieht in der Zeitung eine Traueranzeige zu dem Tod eines ihm bekannten Mannes mit jüdischem Familiennamen und ruft fröhlich aus:

»Ein Jid ist krepiert! Einer weniger! Gott sei es gedankt!«

Ihm gegenüber sitzt ein weiterer Kosakenoffizier, ein Arzt. Die ganze Zeit schweigt er. Dann bemerkt er:

»Alle schimpfen Sie auf die Juden. Was hat man nur gegen sie?«

Eine solche Frage aus dem Mund eines Offiziers, eines Kosaken dazu, ist so ungewöhnlich, dass ich nähertrete und aufmerksam zuhöre.

»Das niederträchtigste aller Völker!«, antwortet der Erste.
»Aber was reden Sie denn! Sie haben Tugenden, von denen wir lernen könnten. Ein Beispiel: Wenn Sie in ein jüdisches Schtetl kommen, werden sie dort keine ›Mädchen‹ finden. Die Familie hält eng zusammen. Eine erstaunliche sittliche Reinheit. Mit fünfzehn Jahren werden die Kinder verheiratet.«
»Aber alles Schlechte kommt von ihnen. Wo sie nur können, hintergehen sie uns. Vor zehn Jahren waren sie die ersten Anführer der Revolution. Ich war damals im Minsker Gouvernement stationiert.«
»Und ich war damals in einer Gegend, in der es keinen einzigen Juden gab und trotzdem hatten wir dort Bauernaufstände und Streiks… Nein, das ist so eine Angewohnheit geworden, einfach den Juden alles gedankenlos in die Schuhe zu schieben.«
»Aber sie sind doch unsere Todfeinde!«
»Und wofür sollten sie uns denn lieben? Dafür, dass wir sie verfolgen, sie verfluchen und hängen? Und was kümmert es mich, ob sie mich lieben oder hassen? Die Frage ist doch – was tun sie uns denn? Ich kann nicht sehen, dass sie uns irgendetwas Schlimmes antun. In der Armee gibt es einige Hunderttausend Juden. Wie danken wir ihnen? Indem wir behaupten, dass alles Böse von den Juden ausgeht. Ich sage Ihnen, dass an all dem die Polen schuld sind. Sie sind es, die mit den Juden abrechnen und Lügengeschichten über sie verbreiten. In Wirklichkeit sind die Polen uns gegenüber viel feindseliger eingestellt als die Juden. Sie wissen doch, dass wir diese Tage an die vier-, fünfhundert Mitglieder des polnischen ›Sokół‹ gefasst haben. Darauf gehen Sie aber nicht ein.«
»Im ›Sokół‹ gibt es auch viele Juden.«
»Aber die Organisation ist eine polnische und was die Juden betrifft, was haben sie uns als Juden denn getan?«
»Spione sind sie.«
»Ist das so, alle Juden sind also Spione? Man kann doch nicht eine ganze Nation so verurteilen.«

»Nun ja, unter tausend finden Sie vielleicht einen anständigen Menschen, die anderen sind allesamt Betrüger.«
»Haben Sie schon selber einen jüdischen Spion gesehen?«
»Selbstverständlich! Unzählige!«
»Erzählen Sie.«
»Also zum Beispiel, man hat einen Jud mit einer Gans gefasst. Er ging so mit ein paar Gänsen auf der Schulter.«
»Nun ja, das stellt an sich noch kein großes Verbrechen dar.«
»Man hat ihn durchsucht und einen Brief bei ihm gefunden, den er einem anderen Jud überbringen sollte.«
»Und was stand in dem Brief?«
»Weiß der Teufel! Vermutlich stand da etwas drin, denn man hat den Jud zur Stabsstelle geschickt.«
»Nun ja, Ihr ›vermutlich‹ beweist noch nicht viel. Ich habe gesehen, wie man sieben Juden zum Stab gebracht hat mit einem Dokument, in dem stand, dass ›sie wegen Spionage zu hängen‹ sind. Zum Glück war der Leiter der Stabsstelle ein anständiger Mann und hat, anstatt sie zu hängen, eine Untersuchung angeordnet, die ergeben hat, dass die Juden unschuldig waren.«

Der Kosake, der sich so vehement für die Juden einsetzte, interessierte mich. Eine solche Stellungnahme von einem Offizier war mir bisher nicht untergekommen. Sicher, ich war einmal in einem Coupé einem Militärarzt begegnet, der die Juden sehr verteidigte und mir darlegte, dass die Beschuldigungen, die man gegen die Juden richtete, haltlos waren. Ich war von seinem Liberalismus höchst angetan, aber als meine Mitreisenden ihn nach seinem Familiennamen fragten, antwortete er:

»Epshteyn.«

Ich nannte ihm meinen Familiennamen und wir lachten beide.

Diesmal war der »Philosemit« aber kein »Epshteyn«, sondern ein waschechter Kosake namens Ruschejnikow. Ich stellte mich vor und kam mit ihm ins Gespräch. Mit dem anderen Kosakenoffizier redete ich nicht. Vermutlich begriff er aber, dass ich Jude war, denn eine Weile später kam er zu mir und sagte, ein wenig beschämt:

»Nehmen Sie das nicht zu ernst, was ich mit meinem losen Mundwerk gegen die Juden gesagt habe. Im tiefsten Inneren verstehe ich, dass sie genauso Menschen sind wie wir. Sie wollen doch auch leben und sind hilflos, jeder beleidigt sie, macht ihnen Schwierigkeiten. Natürlich müssen sie einem leidtun …«

Diese Art zu reden ist für russische Antisemiten ganz typisch.

Ich antwortete ihm nicht.

Kapitel 2

Die brutale Gleichgültigkeit, mit der man in allen Rängen des Militärs, von den höchsten bis zu den niedrigsten, über die furchtbarsten Gewalttaten an Juden sprach, hatte ihren Ursprung selbstverständlich in dem bestialischen, unmenschlichen Antisemitismus, von dem alle Schichten des Militärs durchdrungen waren. Eine weitere wichtige Rolle spielte auch die Verrohung, das systematische Absterben der elementarsten menschlichen Regungen, die sich Tag für Tag vor meinen Augen vollzog.

Zu Beginn des Krieges beklagten sich die Militärs unablässig über die Grausamkeit der Deutschen. Es war beinahe das einzige Gesprächsthema: Die Deutschen übertreten alle göttlichen und menschlichen Gesetze, sie missachten die etablierten Regeln des Kriegsrechts, sie beschießen unbefestigte Städte, sie zerstören historische Gebäude, sie fügen der friedlichen Bevölkerung jedes erdenkliche Leid zu, behandeln die Kriegsgefangenen grausam. Gleichzeitig hob man stets die Gutmütigkeit, Weichherzigkeit und vor allem die Gesetzestreue der Russen hervor. Diese wären, selbstverständlich, zu all diesen abscheulichen Taten nicht fähig: Sie würden niemals mit Sprenggeschossen schießen oder Gefangenen Leid zufügen.

Ein paar Monate vergingen und man begann, andere Töne zu vernehmen. Gebildete, liberale Offiziere argumentierten, dass man die Grausamkeit der Deutschen mit noch schlimmerer beantworten müsse. Man müsse Sprenggeschosse verwenden, man dürfe keine Gefangenen machen. Ein wenig später war daraus schon eine Theorie geworden: Krieg ist Krieg – um siegreich zu sein, muss man zur Grausamkeit bereit sein, darf auf nichts Rücksicht nehmen und den Feind, wo immer man kann, mit Stumpf und Stiel vernichten.

Ich konnte dazu sehr bezeichnende Auseinandersetzungen mitanhören. Ein solches Streitgespräch habe ich bereits im zweiten Teil von »Khurbn Galizien« aufgezeichnet. Das war die Auseinandersetzung eines Studenten namens Nossonow mit einem Militärarzt, Kuptschikow.

Ein anderes Mal hörte ich etwas Ähnliches von einem intellektuellen Freiwilligen beim Militär:

»Wir geben uns human, für nichts und wieder nichts!«, ereiferte er sich. »Es wird Zeit, dass auch wir alles vernichten, was uns im Weg steht. Wir sind jetzt klüger geworden und nehmen auf unseren Feind keine Rücksicht mehr!«

Wenn sich in gebildeten Gesellschaftskreisen eine solche Stimmung verbreiten konnte, kann man sich ausmalen, wie es erst in der Armee aussah. Am besten lässt sie sich in der Aussage eines verwundeten Piloten zusammenfassen. Er erzählte mir, dass man vor seinen Augen einen Mann – weder Jude noch Pole – gehängt hatte, der gefasst worden war, als er auf einem Baum saß. Man hörte nicht darauf, was er zu seiner Verteidigung vorbrachte. Danach stellte sich heraus, dass es sich um einen völlig Unschuldigen gehandelt hatte. Sein Haus befand sich unweit von der Stelle. Er war auf dem Weg nach Hause gewesen und wollte vorher noch Ausschau halten, ob sein Haus überhaupt noch ganz war. Von diesem Baum hätte er auf gar keinen Fall Signale geben können.

»Natürlich ist das ein trauriger Fall«, schloss der Pilot. »Aber was kann man machen! Es ist besser, zehn Unschuldige zu hängen, als einen Schuldigen laufen zu lassen…«

Das war der Moralbegriff, zu dem die Kriegsteilnehmer gelangt waren.

Die vier Militärs, die mit mir im Zug saßen und die sich über die schrecklichsten Grausamkeiten an Juden unterhielten, berichteten auch von den Feldsanitätern, welche die Verwundeten einsammeln.

»Ein verwundeter Offizier, der auf der Trage lag, merkte, wie man ihm das Geld, die Uhr und andere Dinge aus den Taschen zieht«, erzählte ein Oberst. »Er stellte sich bewusstlos, da er befürchtete, man werde ihn umbringen. Und es gab nicht wenige Fälle, in denen Sanitäter Verwundete ermordeten, um sie zu berauben. Einer unserer Offiziere wurde von einem Schrapnell in den Bauch getroffen und war auf der Stelle tot. In den wenigen Minuten, die es dauerte, bis jemand seinen Körper wegtrug, waren schon alle seine Taschen durchwühlt worden.«

»Wenn man die Sanitäter nicht bezahlt, tragen sie einen erst gar nicht vom Schlachtfeld«, fügte der Leutnant hinzu. »In unserem Regiment ist es schon zur Regel geworden, dass vor Beginn der Schlacht sich jeder Offizier fünfundzwanzig Rubel für die Sanitäter bereitlegt, für den Fall, dass er verwundet wird.«

Der Kosakenoffizier, mit dem ich ein paar Tage später zusammen reiste und der in seinen Reden Pech und Schwefel über die Juden ausschüttete, zeichnete währenddessen ein deutliches Bild von den bestialischen Handlungen seiner Kosakenbrüder.

»Wir haben sechs Husaren in Gefangenschaft genommen«, erzählte er fröhlich. »Nun, fünf davon haben unsere Burschen erstochen. Der sechste gefiel mir. Ich sagte ihm: ›Wenn du mein Diener wirst, lasse ich dich am Leben.‹ Selbstverständlich hat er zugestimmt. Ich

habe ihn mitgenommen und dann nach Hause, nach Zarskoje Selo[4], geschickt. Ich habe ihm den Namen Iwan gegeben. Ein wunderbarer Knecht!
Bei einem anderen Angriff hatten wir uns den österreichischen Schützengräben schon auf fünfzehn Schritte genähert, aber die Österreicher, diese Schufte, schossen immer noch auf uns. Erst als wir vor ihnen standen, so fünf Klafter, hoben sie die Hände, ergaben sich. Unsere Männer waren erbost: ›Wenn du vorhast, dich zu ergeben, warum schießt du dann auf uns aus kurzer Entfernung?‹
Wir sprangen in die Gräben und unser Feldwebel gab ihrem Offizier mit voller Wucht eine aufs Maul: ›Das hast du dafür, dass du aus kurzer Entfernung auf uns geschossen hast!‹ Der Offizier machte Anstalten: ›Was denn! Ich bin doch ein kriegsgefangener Offizier!‹ – ›Was heißt da kriegsgefangener Offizier? Stecht sie alle nieder, Brüder!‹, rief der Feldwebel. Aber wir überlegten uns etwas anderes: ›Sucht euch aus, ob wir euch alle niederstechen sollen oder ob ihr zusammen mit uns schießt.‹ Sie entschieden sich für die zweite Option. Wir stellten sie dann neben uns in die Schützengräben, gaben ihnen Gewehre und zwangen sie zwei Tage lang, auf die eigenen Leute zu schießen. Wir gaben gut Acht, ob sie auch tüchtig schießen. Dann erst schickten wir sie als Gefangene weiter.«
»Bei den letzten Kämpfen haben wir keine Gefangenen mehr gemacht«, fügte er hinzu. »Wir hatten keine Zeit, uns mit ihnen abzugeben. Sie wurden gleich auf der Stelle erledigt … Man sagt, dass die Deutschen sogar unsere Verwundeten umgebracht haben, mit Maschinengewehren.«

Einige Tage später hörte ich auf dem Bahnhof in Lemberg ein Gespräch unter Offizieren zum selben Thema.

»Wir hatten hundertvierzig Mann gefangen genommen«, erzählte einer von ihnen. »Man schickte sie mit Kosaken zum Stab. Die brachten nur achtzehn dorthin. ›Wo sind die Übrigen?‹ Die Kosaken lächelten: ›Nun ja, Hochwohlgeboren, sie wollten weglaufen, da haben wir sie eben ›fertiggemacht‹.‹ Nachher haben wir diese ›Fertiggemachten‹ gesehen. Sie lagen alle auf einem Haufen beisammen. Allem Anschein nach waren sie nirgendwohin gelaufen … Die Kosaken wissen schon, was es heißt, wenn man zu ihnen sagt: ›Führt die Gefangenen ab‹ und man blickt sie dabei bedeutungsvoll an und fügt hinzu: ›Verstanden?‹ – dass das nämlich meint, man soll sie fertigmachen. Wenn man aber sagt: ›Bringt die Gefangenen in den Stab‹ – dann bringen sie sie heil dorthin.«
»Die Unsrigen haben einmal einundvierzig Mann gefangen genommen und mit einer Begleitmannschaft zum Stab geschickt«, erzählte ein anderer. »Auf dem Weg treffen sie auf eine Abteilung Kosaken. ›Wen begleitet ihr da?‹ – ›Kriegsgefangene.‹ – ›Na, dann geht mal beiseite‹, sagen die Kosaken zur Begleitmannschaft. Die geht beiseite und die Kosa-

4 Zarskoje Selo, Sommerresidenz der Zaren, 25 Kilometer südlich von St. Petersburg gelegen, heute »Puschkin«.

ken stürzen sich auf die Gefangenen und hacken sie in wenigen Minuten in Stücke. Als sie fertig sind, sagen sie zur Begleitmannschaft: ›Jetzt macht kehrt und bringt uns noch welche.‹«

»Für gewöhnlich sondern sie die Slawen aus und lassen sie am Leben«, sagte ein Dritter. »Sie bringen nur Deutsche und Magyaren um. Einmal haben sie eine Gruppe von Gefangenen niedergemetzelt. Einer von den Gefangenen bekam einen tödlichen Schlag auf den Kopf, konnte aber noch ausrufen: ›Ich bin Slawe!‹ Der Kosake ging zu ihm hin: ›Nimm es mir nicht übel, Brüderchen, das wusste ich nicht, warum hast du denn nichts gesagt?‹«

Ich muss meinerseits noch hinzufügen, dass in der Armee weithin die Überzeugung anzutreffen war, dass die Deutschen und Österreicher weder Kosaken noch Tscherkessen gefangen nehmen würden, sondern sie auf der Stelle umbringen, wobei sie sie fürchterlich folterten. Inwieweit das stimmte, weiß ich nicht.

Was die »Wilde Division« aus Tscherkessen anbelangte, stimmten alle überein, dass diese keine Gefangenen machte. Sie würden schlichtweg nicht verstehen, wie man einen Feind leben lassen konnte. Sie selbst würden sich niemals ergeben und niemals in Gefangenschaft gehen. Typisch für sie sei ein ritterliches Heldentum nach der Art des wilden orientalischen Kämpfers.

Wenn ich hier die Grausamkeit der Kosaken gegenüber Gefangenen ausführe, so fühle ich mich gleichzeitig zu der Feststellung verpflichtet, dass die Gefangenen, wenn sie erst einmal dem Feuerring des Schlachtfelds entronnen und in die Etappe gelangt waren, dort einen menschlichen und in vielen Fällen ausgesprochen humanen Umgang vorfanden. Sowohl die russischen Soldaten als auch die Zivilbevölkerung zeigten Mitleid mit den unglücklichen Gefangenen. Kein Vergleich mit der grausamen Unmenschlichkeit der Deutschen gegenüber den russischen Gefangenen.

Da schon die Rede von Kriegsgefangenen ist, will ich hier ein Dokument anführen, das zeigt, wie den höheren Militärkreisen jedes Mittel recht war, um die Juden anzuklagen und in den Augen der Armee zu kompromittieren.

»Ich übermittle in Kopie die Befehle an die Truppen der Dritten Armee der Südwestfront von diesem Jahr, entsprechend den Nummern 272, 278 § 3 und 282 § 3, zur Kenntnisnahme und Ausführung.

Kopie

Nummer 272. Während der Attacke des 240. Wawrski-Infanterieregiments auf Anhöhe 801, südlich von Ustranki-Gornye, wurde neben den gefangenen Österreichern Alexei Grigorjewitsch Charitonow, Soldat im 12. Welikoluzki-Infanterieregiment, aufgegriffen, er war vom 8. bis 23. März in Gefangenschaft.

Объявляю въ копіи приказы войскамъ III-ей арміи юго-западнаго фронта сего года за №№ 272, 278, § 3 и 282 § 3 для свѣдѣнія и исполненія.

КОПІЯ.

№ 272. При атакѣ 240-мъ пѣхотнымъ Ваврскимъ полкомъ высоты 801, южнѣе Устранки-Горные былъ захваченъ среди плѣнныхъ австрійцевъ рядовой 12 пѣхотнаго Великолуцкаго полка Алексѣй Григорьевъ Харитоновъ, бывшій въ плѣну съ 8-го по 23-е марта. 9 марта онъ былъ доставленъ въ Устранки-Горные, откуда съ другими плѣнными, преимущественно евреями, въ количествѣ 13 человѣкъ былъ отправленъ пѣшкомъ на станцію Березно, гдѣ съ партіями русскихъ плѣнныхъ, исправлялъ шоссе, добывая при тяжкихъ условіяхъ камень въ рѣкѣ и горахъ, работали не менѣе 12-и часовъ въ сутки. За работами наблюдали кавалеристы мадьяры и наши солдаты-евреи. Плѣнные евреи на работы не назначаются, а служатъ переводчиками и, присматривая за работами, жестоко обращаются съ работающими. Кормятъ плѣнныхъ очень плохо: утромъ даютъ чай и вечеромъ кружку похлебки изъ кукурузной муки и 3/4 фунта сухарей. За время плѣненія хлѣбъ дали два раза, изъ коихъ одинъ разъ дали хлѣба и 1/2 фунта сала. У помѣщика въ усадьбѣ, у котораго плѣнные ночевали 20 марта, рядовой Алексѣй Григорьевичъ Харитоновъ рѣшилъ бѣжать изъ плѣна, добрался до передовыхъ австрійскихъ цѣпей, гдѣ былъ задержанъ и носилъ вещи офицеровъ, и 23 марта былъ освобожденъ частями 60 пѣхотной дивизіи. Приказываю изложенное прочесть передъ строемъ нижнихъ чиновъ во всѣхъ ротахъ, эскадронахъ, сотняхъ, батареяхъ,

дружинахъ и командахъ.

Справка: телеграммы начальника штаба Главнокомандующаго арміями юго-западнаго фронта отъ 27 марта сего года за № 4511. Подлинный подписалъ командиръ III арміи генералъ отъ инфантеріи РАДКО-ДМИТРІЕВЪ. Начальникъ штаба генералъ-лейтенантъ ДОБРОРОЛЬСКІЙ.

איבערזעצונג פון רוסישען טעקסט:

איך לאָז מעלדען די קאָפּיע פון די מיליטער־בעפעהלען פון דער דריטער אַרמעע פון דרום־מערב'דיגען פראָנט פון הייַנטיגען יאָהר, לויט די נומערן 272, 278 פּאַראַג. 3 און 282 פּאַראַג. 3 אום צו מאַכען וויסען און ערפילען זיי.

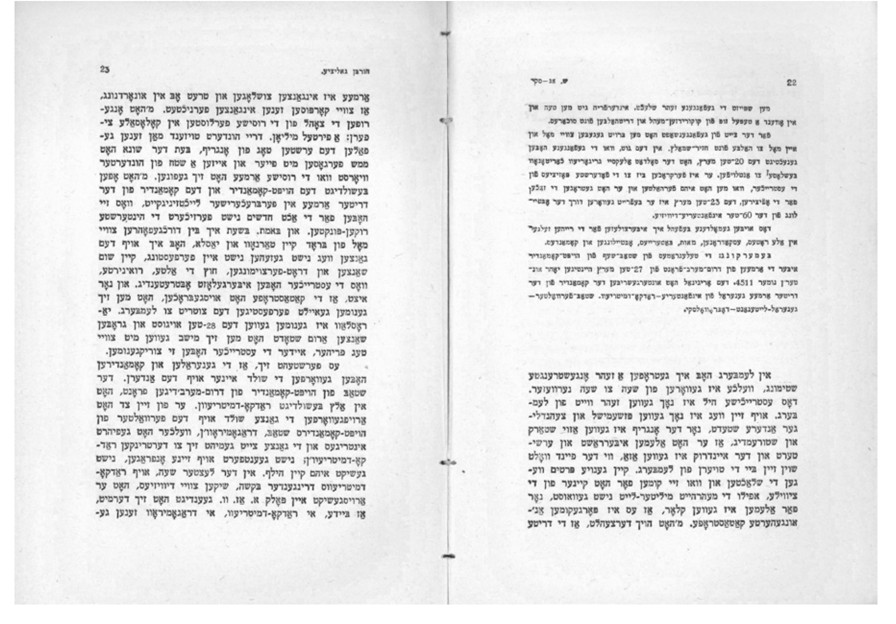
קאָפּיע.

נומער 272. בעת דער אַטאַקע פון 240־טען אינפאַנטעריסטען וואַוער־פּאָלק אויף דער הייכקייט 801, צו דרום־צו פון אוסטראַנקי גאָרניע איז גענומען געוואָרען צווישען די געפאַנגענע עסטרייכער דער זעלנער פון 12־טען אינפאַנטעריסטען וועליקאָ־לוצקין פּאָלק אַלעקסיי גריגאָריעוו כאַריטאָנאָוו, וואָס האָט זיך געפונען אין געפאַנגענשאַפט פון 8־טען ביז'ן 23־טען מערץ.

דעם 9־טען מערץ איז ער אַוועקגעשיקט געוואָרען אין אוסטראַנקי גאָרניע און פון דאָרט צוזאַמען מיט אַנדערע געפאַנגענע, הויפּטזעכליך יודען, אין אַ צאָהל פון דרייצעהן מאַן זענען זיי געשיקט געוואָרען צופוס אויף דער סטאַנציע בערעזנאָ.

דאָרט, מיט נאָך פּאַרטיעס פון רוסישע קריגס־געפאַנגענע, האָט ער פאַרריכט די האַסער־דאַמבע, שלעפּענדיג ביי שווערע בעדינגונגען שטיינער פון טייך און פון בערג, אַרבייטענדיג נישט ווייניגער פון צוועלף שעה אין טאָג. אויפזעהער איבער דער אַרבייט זענען געווען: קאַוואַלעריסטען־מאַדיאַרען און אונזערע סאָלדאַטען—יודען.

געפאַנגענע יודען ווערען צו דער אַרבייט נישט געשטעלט. זיי דינען פאַר דאָלמעטשער און אויפזעהער און בעגעהען זיך אַכזריות'דיג מיט די אַרבייטענדע געפאַנגענע.



ש. אַן־סקי 22

מען שפּייזט די געפאַנגענע זעהר שלעכט. אינדערפריה גיט מען טעה און אין אָוונט אַ טעפּעל זופּ פון קוקורודזען־מעהל און דרייפערטעל פונט סוכאַרעס.

פאַר דער צייט פון געפאַנגענשאַפט האָט מען ברויט געגעבען צוויי מאָל און איין מאָל צו האַלבע פונט חזיר־שמאַלץ. אין דעם גוט, וואו די געפאַנגענע האָבען גענעכטיגט דעם 20־טען מערץ, האָט דער סאָלדאַט אַלעקסיי גריגאָריעוו כאַריטאָנאָוו בעשלאָסען צו אַנטלויפען. ער איז פערקראָכען ביז צו די פאָדערשטע פּאָזיציעס פון די עסטרייכער, וואו מען האָט איהם פערהאַלטען און ער האָט געטראָגען די זאַכען פאַר די אָפיצירען, דעם 23־טען מערץ איז ער בעפרייט געוואָרען דורך דער אַבטיילונג פון דער 60־טער אינפאַנטעריע־דיוויזיע.

דאָס איבען געמעלדעטע בעפעהל איך איבערצולעזען פאַר די רייהען זעלנער אין אַלע ראָטעס, עסקאַדראָנען, מאות, באַטערייעס, אַבטיילונגען און קאָמאַנדעס.

בעמערקונג: די טעלעגראַמעס פון שטאַב־שעף פון הויפּט־קאָמאַנדיר איבער די אַרמעען פון דרום־מערב־פראָנט פון 27־טען מערץ הייַנטיגען יאָהר אונטערן נומער 4511. דעם אָריגינאַל האָט אונטערגעשריבען דער קאָמאַנדיר פון דער דריטער אַרמעע גענעראַל פון אינפאַנטעריע—ראַדקאָ־דמיטריעוו. שטאַב־פערוואַלטער—גענעראַל־לייטענאַנט—דאָבראָוואָלסקי.

אין לעמבערג האָב איך געטראָפען אַ זעהר אָנגעשטרענגטע שטימונג, וועלכע איז געוואָרען פון שעה צו שעה נערוועזער. דאָס עסטרייכישע חיל איז נאָך געווען זעהר ווייט פון לעמבערג. אויף זיין וועג איז נאָך געווען פּשעמישל און צעהנדליגער אַנדערע שטעדט, נאָר דער אָנגריף איז געווען אַזוי שטאַרק און שטורעמדיג, אַז ער האָט אַלעמען איבערראַשט און ערשיטערט און דער איינדרוק איז געווען אַזאַ, ווי דער פיינד וואָלט שוין זיין ביי די טויערן פון לעמבערג. קיין גענויע פּרטים וועגען די שלאַכטען און וואו זיי קומען פאָר האָט קיינער פון די ציווילע, אפילו די מעהרהייט מיליטער־לייט נישט געוואוסט, נאָר פאַר אַלעמען איז געווען קלאָר, אַז עס איז פאָרגעקומען אַן אומגעהערטע קאַטאַסטראָפע. מ'האָט הויך דערצעהלט, אַז די דריטע

23 חורבן גאַליציע.

אַרמעע איז איינגאַנצען צושלאָגען און טרעט אָב אין אומאָרדנונג, אַז צוויי קאָרפּוסען זענען איינגאַנצען פערניכטעט. מ'האָט אָנגערופען די צאָהל פון די רוסישע פערלוסטען אין קאָלאָסאַלע ציפערן: אַ פירטעל מיליאָן. דריי הונדערט טויזענד מאַן זענען געפאַלען דעם ערשטען טאָג פון אָנגריף, בעת דער שונא האָט ממש פערגאָסען מיט פייער און אייזען אַ שטח פון הונדערטער ווערסט וואו די רוסישע אַרמעע האָט זיך געפונען. מ'האָט אָפען בעשולדיגט דעם הויפּט־קאָמאַנדיר און דעם קאָמאַנדיר פון דער דריטער אַרמעע אין פערברעכערישער לייכטזיניגקייט, וואָס זיי האָבען פאַר די אַכט חדשים נישט פערזיכערט די הינטערשטע רוקען־פונקטען. און באמת, בשעת איך בין דורכגעפאָהרען צוויי מאָל פון בראָד קיין טאַרנאָוו און יאַסלאָ, האָב איך אויף דעם גאַנצען וועג נישט געזעהען נישט איין פערפעסטונג, קיין שום שאַנצען און דראָט־פערצוימונגען, חוץ די אַלטע, רואינירטע, וואָס די עסטרייכער האָבען איבערגעלאָזט אָבטרעטענדיג. און נאָר איצט, אַז די קאַטאַסטראָפע האָט אויסגעבראָכען, האָט מען זיך גענומען געאיילט פערפעסטיגען דעם צוטריט צו לעמבערג. יאַראָסלאַוו איז גענומען געוואָרען דעם 28־טען אויגוסט און גראָבען שאַנצען אַרום שטאָדט האָט מען זיך מישב געווען מיט צוויי טעג פריהער, איידער די עסטרייכער האָבען זי צוריקגענומען.

עס פערשטעהט זיך, אַז די גענעראַלען און קאָמאַנדירען האָבען בעוואָרפען די שולד איינער אויף דעם אַנדערן. דער שטאַב פון הויפּט־קאָמאַנדיר פון דרום־מערב'דיגען פראָנט, האָט אין אַלץ בעשולדיגט ראַדקאָ־דמיטריעוון. ער פון זיין צד האָט אַרויפגעוואָרפען די גאַנצע שולד אויף דעם פערוואַלטער פון הויפּט־קאָמאַנדירס שטאַב, דראַגאָמיראָוו'ן, וועלכער האָט געפיהרט אינטריגעס און די גאַנצע צייט געמיהט זיך צו דערטרינקען ראַדקאָ־דמיטריעוו'ן; נישט געענטפערט אויף זיינע אָנפראַגען, נישט געשיקט איהם קיין הילף. אין דער לעצטער שעה, אויף ראַדקאָ־דמיטריעווס דרינגענדער בקשה, שיקען צוויי דיוויזיעס, האָט ער אַרויסגעשיקט איין פּאָלק א. אַז. וו. גערעדט, האָט זיך דערמיט, אַז ביידע, אי ראַדקאָ־דמיטריעוו, אי דראַגאָמיראָוו זענען גע-

Abb. 6: Befehle an die Dritte Armee, aus: An-Ski, der yudisher khurbn, 1921–1923, Dritter Teil, Kap. 2, S. 20–22.

Am 9. März wurde er nach Ustranki-Gornye überstellt und von dort mit anderen Gefangenen, hauptsächlich Juden, insgesamt dreizehn Mann, zu Fuß zur Station Beresno[5] geschickt.

Dort war er mit anderen Gruppen russischer Kriegsgefangener zur Reparatur des Damms[6] eingesetzt, musste unter schwierigen Bedingungen Steine aus dem Fluss und von den Bergen schleppen, die Arbeitszeit betrug nie weniger als zwölf Stunden am Tag. Aufseher über diese Arbeit waren magyarische Kavalleristen und unsere jüdischen Soldaten. Gefangene Juden werden nicht zur Arbeit herangezogen. Sie dienen als Dolmetscher und Aufseher und behandeln die Gefangenen brutal.

Die Gefangenen werden sehr schlecht ernährt. Am Morgen erhalten sie Tee und am Abend einen Topf Suppe aus Maismehl und drei halbe[7] Pfund Zwieback.

In der Zeit der Gefangenschaft gab es zweimal eine Ration Brot und einmal eine von einem halben Pfund Schweineschmalz[8]. Auf dem Gut, auf dem die Gefangenen am 20. März nächtigten, beschloss der Gefangene Alexei Grigorjewitsch Charitonow zu fliehen. Er gelangte bis zu den vorderen Frontlinien der Österreicher, wo er gefasst wurde und eine Offiziersuniform trug. Am 23. März wurde er von einer Abteilung der 60. Infanteriedivision befreit.

Ich befehle, die oben gegebene Beschreibung vor den niedrigen Rängen aller Rotten, Schwadronen, Hundertschaften, Batterien, Abteilungen und Kommandos zu verlesen.

Anmerkung: Die Telegramme des Stabschefs des Oberbefehlshabers über die Armeen der Südwestfront vom 27. März dieses Jahres unter der Nummer 4511. Das Original wurde unterzeichnet vom Kommandeur der Dritten Armee, General der Infanterie Radko Dimitriew. Stabschef – Generalleutnant Dobrowolski.«

Kapitel 3

Ich traf auf eine sehr angespannte Stimmung in Lemberg und die Nervosität stieg von Stunde zu Stunde. Das österreichische Heer war noch weit entfernt von Lemberg, auf seinem Weg lagen noch Przemyśl und Dutzende andere Städte. Der Angriff kam jedoch so heftig und rasch, dass alle überrascht und erschüttert waren, und es entstand der Eindruck, als stehe der Feind schon vor den Toren Lembergs. Genaue Einzelheiten über die Schlachten und wo genau sie stattfanden, kannten die Zivilisten und auch der Großteil des Militärs nicht, aber allen war klar, dass es zu einer Katastrophe gekommen war. Man sprach

5 Im russischen Original steht Beresno, in der jiddischen Wiedergabe von An-Ski »Berezino«.
6 Im russischen Original wird die Tätigkeit als Reparatur der Chaussee angegeben.
7 Im russischen Original lautet die Mengenangabe »ein dreiviertel Pfund«.
8 Im russischen Original lautet die Angabe »davon ein Mal«.

offen darüber, dass die Dritte Armee vernichtend geschlagen sei und sich ungeordnet zurückziehe, dass zwei Korps vollständig vernichtet worden waren. Man nannte enorme Zahlen für die russischen Verluste: eine Viertelmillion. Dreihunderttausend Mann seien schon am ersten Tag des Angriffs gefallen, als der Feind tatsächlich ein Gebiet von einigen Hundert Werst, wo gerade die russische Armee war, mit einem Hagel aus Feuer und Eisen überschüttete. Man beschuldigte den Oberbefehlshaber und den Kommandeur der Dritten Armee ganz offen des verbrecherischen Leichtsinns, da sie es ganze acht Monate unterlassen hatten, die rückwärtigen Positionen zu sichern. Und es stimmte. Die beiden Male, da ich von Brody nach Tarnów und Jasło gefahren war, hatte ich auf der ganzen Strecke keine einzige Befestigung gesehen, keine Schützengräben oder Drahtverhaue, außer den alten verfallenen, die die Österreicher auf ihrem Rückzug dagelassen hatten. Erst jetzt, als die Katastrophe schon da war, begann man, in aller Eile die Umgebung von Lemberg zu befestigen. Jarosław wurde am 28. August eingenommen, doch die Schanzarbeiten rund um die Stadt nahm man erst zwei Tage vor der erneuten Einnahme durch die Österreicher auf.

Selbstverständlich schoben sich die Generäle und Kommandeure gegenseitig die Schuld zu. Der Stab des Oberbefehlshabers der Südwestfront gab Radko Dimitriew die Schuld an allem. Dieser wieder schob die ganze Schuld auf den Stabschef des Oberkommandos, Dragomirow, der intrigiert und die ganze Zeit versucht habe, ihn zu sabotieren, er habe Anfragen nicht beantwortet und keine Hilfe geschickt. In letzter Minute, auf Radko Dimitriews dringende Bitte hin, zwei Divisionen zu senden, habe er gerade ein Regiment geschickt und so weiter und so fort. Das Ende war, dass beide, sowohl Radko Dimitriew als auch Dragomirow, versetzt wurden. Es ist bezeichnend, dass außer all diesen häufig übertriebenen Nachrichten über die Niederlagen der russischen Truppen jeden Tag auch Gerüchte über einen gewaltigen Sieg die Runde machten. Einmal hieß es, dass die Russen den Feind zurückgeschlagen und siebzigtausend Gefangene gemacht hätten; am nächsten Tag erzählte man es schon als Fakt, dass die Österreicher in einer Schlacht vierzigtausend Soldaten verloren hätten; dass der Rückzug der Russen eine gezielte Taktik war, um den Feind in die Irre zu führen und dann zu vernichten. Gleichzeitig flüsterte man sich zu, dass sehr bald zwei Divisionen ankommen würden oder zwei Armeekorps der Japantruppen mit starker Artillerie, dass man sie schon an dieser oder jener Station gesehen habe und so weiter.

All diese aufmunternden Nachrichten hatten wenig Wirkung auf die Stimmung. Alle wussten, dass man Lemberg aufgeben werde, dass man vor einigen Tagen alle Offiziersgattinnen aus der Stadt weggeschickt hatte, dass man alle Reserven auf der Bahnstrecke für die Abfahrt bereitgestellt hatte, dass heute oder morgen die Evakuierung der Verwaltung beginnen werde.

Im völligen Gegensatz zur Aufregung des Militärs stand die Gelassenheit der örtlichen Bevölkerung. Die Polen gingen mit eisiger Gleichgültigkeit durch die Stadt, als gingen sie die Geschehnisse nicht das Geringste an. Aber in ihrer stillen Zurückhaltung war eine hochmütige Verachtung für die Sieger zu spüren. Insgeheim bereitete man sich darauf vor, die Österreicher zu empfangen, man hielt geheime Beratungen ab und man wartete auf den Moment, an dem man die Erzfeindschaft gegen die Russen offen zeigen konnte. In den katholischen Kirchen sprachen die Priester schon offen von der nahenden Erlösung. Ein Bekannter erzählte mir, dass sein Dienstmädchen zu ihm gekommen war und um einen Gehaltsvorschuss gebeten hatte: Sie brauche einen neuen Hut. Der Ksendz[9] hatte angeordnet, dass man die anrückenden österreichischen Truppen in Festtagskleidung und mit Blumen begrüßen solle.

Ganz anders war die Stimmung bei den Juden. In den Straßen sah man in diesen Tagen weniger Juden als zuvor. Man fürchtete einen Pogrom, über den man ganz offen sprach. Selbstverständlich wollten auch die Juden die russische Herrschaft loswerden. Trotzdem waren sie in großer Aufregung und erwarteten die Österreicher mit bangem Herzen. Sie glaubten nicht, dass der Abzug der Russen aus Lemberg endgültig sei, sondern dass sich wiederholen würde, was schon in Hunderten anderen Städten geschehen war. Die Österreicher erobern die Stadt zurück, dann kommen die Russen ein paar Wochen später wieder. Sowohl unter dem Abzug als auch der Rückkehr der Russen haben die Juden am stärksten zu leiden. Außerdem ist zu sagen, dass ein Teil der Juden sich trotz ihres Patriotismus an die Russen gewöhnt hatte und sich unter ihrer Herrschaft ganz wohl fühlte. Vor allem die Ladenbesitzer und Händler hatten sich mit den Russen angefreundet. Von einigen Ladenbesitzern hatte ich gehört, dass die russischen Offiziere oft sehr unhöflich seien, sie würden schreien und fluchen, aber im Allgemeinen seien sie menschlicher als die deutschen Offiziere. Und außerdem seien die Russen keine solchen »Pfennigfuchser« wie die Deutschen, sie wollten nicht herunterhandeln und ließen einen gut verdienen. Wie ich später erfuhr, gab es in Lemberg einige gebildete jüdische Haushalte mit ausgesprochen russophiler Haltung. Sie hatten den Standpunkt: Wenn Russland Galizien annektiert, wird es unter dem Druck des Friedenskongresses den galizischen Juden dieselben Rechte einräumen müssen, die sie in Österreich hatten, und ausgestattet mit diesen Rechten würden sie den russischen Antisemitismus besser bewältigen können als den stark spürbaren, oft beleidigenden österreichischen Klerikalismus.

Die allgemeine Unruhe wirkte sich in erster Linie auf die Juden und das Verhältnis der Obrigkeit zu ihnen aus. Der Generalgouverneur von Galizien, Graf

9 Ksendz (von Polnisch »ksiądz«), Bezeichnung für einen katholischen Priester in Polen.

Bobrinski, weilte in St. Petersburg und hatte stark an Einfluss verloren. Herr über Lemberg und ganz Galizien war de facto der oberste Lemberger Befehlshaber, der ehemalige Kreiskommandant von Kiew, Skalon, bekannt für seine Korruption, den man, wie mir scheint, wegen seiner Taten mehrfach seines Postens enthoben hatte. In Lemberg nahm er ganz offen Bestechungen an, erpresste, wen er nur konnte, Einzelpersonen wie auch die ganze Gemeinde. Solange die Russen in Galizien fest im Sattel saßen und er seine Stellung als dauerhaft ansah, war sein Benehmen den Juden gegenüber halbwegs erträglich. Jetzt aber, da er das Ende seiner Herrschaft nahen sah, wollte er aus den Juden noch rasch ordentlich Geld herauspressen. Daher begann er, ihnen mit den strengsten Strafen zu drohen. Er rief den Lemberger Rabbiner, Herrn Braude[10], zu sich, und herrschte ihn an:

»Bisher haben sich die Juden ruhig verhalten und wir haben ihnen gegenüber das größte Wohlwollen gezeigt. Jetzt aber werden sie frech, sie beginnen, ihre Feindschaft gegen Russland offen zu zeigen. Sagen Sie ihnen, dass sie mit dem Feuer spielen. Denken Sie daran, es liegt in meiner Macht, jeden Zehnten, ja sogar jeden Fünften hängen zu lassen!«

Diese Ansprache rief, wie man verstehen wird, fürchterliche Panik unter der jüdischen Bevölkerung hervor. Man fürchtete sich nicht so sehr vor dem Hängen als vielmehr vor einem organisierten Pogrom. Es wurde eine beträchtliche Geldsumme gesammelt, einige Tausend Rubel, die man Skalon überreichte. Das war ihm aber nicht genug. Er drohte damit, das Hilfskomitee zu schließen. Gleichzeitig ließ er bei etlichen Komitee-Mitgliedern Hausdurchsuchungen durchführen, darunter bei Dr. Hoyzner. Zwei Mitglieder des Komitees wurden verhaftet. Dabei gab er klar zu verstehen, dass er auf eine bestimmte Summe »Schmiergeld« vom Komitee warte. Wir hielten eigens dazu eine Beratung ab. Die Mehrheit war dafür, ihm ein paar Tausend Rubel zu versprechen, unter der Bedingung, beim Abzug der Armee dafür zu sorgen, dass es zu keinem Pogrom kommt. Ich glaubte nicht besonders an Skalons Einfluss, in diesem Fall einen Pogrom zu verhindern, zudem ich davon ausging, dass er vorher aus der Stadt flüchten würde. Ungeachtet dieser Überlegung und obwohl es mich grundsätzlich anwiderte, zu einem solchen Mittel zu greifen, das zudem wenig effektiv sein würde, einen Pogrom von der Bevölkerung abzuwenden, hatte ich auch nicht den Mut zu widersprechen, und stellte zweitausend Rubel bereit. Das Geld sollte Skalon von einem seiner Kiewer Bekannten, dem Kaufmann M-n, übergeben werden. Ich gab ihm nur tausend Rubel und vereinbarte mit ihm, dass er die anderen tausend nur für den Fall zusagen sollte, wenn der Trup-

10 Rabbiner Aryeh Leib Braude (1840–1928), entstammt der Rabbinerfamilie Braude (Broda).

penabzug ohne Pogrom vonstattenginge. M-n war bei Skalon und teilte ihm mit, die örtliche jüdische Bevölkerung verstehe, in welcher schwierigen Lage er sich wegen des Rückzugs der Armee befinde, daher unterstütze sie ihn mit tausend Rubel und bitte ihn, sie vor einem Pogrom zu bewahren. Falls ihm das gelinge, so verspreche er, M-n, nochmals tausend Rubel. Skalon hörte ihm ruhig zu, nahm die tausend Rubel und gab die Anweisung:

»Die anderen tausend Rubel übergeben Sie meiner Frau in Petrograd, an dieser Adresse. Aber schicken Sie es mit einer zuverlässigen Person, die keine Quittung verlangt.«

Ich muss an dieser Stelle festhalten, dass die anderen tausend Rubel nicht an Skalons Frau geschickt wurden.

Skalon begnügte sich aber nicht mit diesem »Schmiergeld«. In den letzten Tagen vor dem Abzug aus Lemberg teilte er den wohlhabenderen Juden mit, dass sie als Bürgen genommen würden, doch sei er bereit, sie für eine entsprechende Kompensation von der Liste zu streichen. Einige gingen auch darauf ein und gaben ihm einige Tausend Rubel. Im letzten Moment verhaftete er sie trotzdem und schickte sie als Geiseln nach Russland.

In Lemberg konnte ich einige Details über Przemyśl in Erfahrung bringen. Als die Russen dort einrückten, herrschte in der Stadt unter der Zivilbevölkerung, insbesondere der jüdischen, eine schreckliche Hungersnot. Zu Pessach hatten die Juden nicht einmal genug Mazzes[11], um am ersten Sederabend den Segensspruch über ihnen zu sprechen, und der Rabbiner erlaubte ihnen, Gesäuertes zu essen. Ein oder zwei Wochen später mussten alle Juden Przemyśl verlassen, es dürften an die zwanzigtausend gewesen sein. Dreizehntausend von ihnen kamen nach Lemberg. Um die Ausweisung zu organisieren, gestattete (oder befahl) der Kommandeur die Gründung eines jüdischen Exekutivkomitees. Dazu besitze ich das folgende Dokument.

An das jüdische Exekutivkomitee

Auf Befehl des Kommandanten der Festung Przemyśl gebe ich bekannt, dass die Juden von Stadt und Kreis Przemyśl die Stadt und die Umgebung ehestmöglich verlassen müssen.

Um die Evakuierung zu erleichtern, habe ich ein Exekutivkomitee ernannt, das von den Juden selbst gebildet wird. Für die abreisenden Juden aus Przemyśl und Umgebung werden Waggons umsonst bereitgestellt.

11 Mazze (von Hebräisch »matzah«, »ungesäuertes Brot«), dünner Brotfladen, der zu Pessach gegessen wird.

„Въ еврейскій исполнительный комитетъ.

„По приказанію командира крѣпости „Перемышль“ объявляю, что евреи города Перемышля и уѣзда должны уѣзжать изъ предѣловъ Перемышльскаго уѣзда въ самый короткій срокъ. Желая облегчить эту эвакуацію, я назначилъ исполнительный комитетъ изъ самихъ-же евреевъ. Свободные вагоны будутъ предоставлены для отъѣзжающихъ евсеевъ жителей гор. Перемышля и Перемышльскаго уѣзда.

„Если евреи не будутъ добровольно уѣзжать и не исполнятъ распоряженій комитета, то я буду вынужденъ прибѣгнуть къ самой энергичной мѣрѣ: полкъ казаковъ произведетъ эвакуацію въ нѣсколько часовъ, но пускай тогда ослушники пенятъ на самыхъ себя.

Начальникъ Перемышльскаго уѣзда Гвардіи полковникъ КИРІАКОВЪ

Къ печатанію разрѣшено начальникомъ уѣзда.

איבערזעצונג פֿון רוסישען טעקסט:

צום יודישען אויספֿיהרונגס־קאָמיטעט.

לויט'ן בעפעהל פֿון קאָמענדאַנט פֿון דער פֿעסטונג פּשעמישל, מעלד איך, אז די יודען פֿון דער שטאָדט פּשעמישל און פֿון דער אומגעגענד מוזען אַרויספֿאָהרען פֿון דעם שטח פֿון פּשעמישלער געגענד ווי אַמשנעלסטען.

ווערענדיג פֿערלייכטערן די עוואַקואַציע, האָב איך בעשטימט אַנ'אויספֿיהרונגס־קאָמיטעט פֿון יודען זעלבסט. פֿאַר די אָבפֿאָהרענדע יודישע איינוואוינער פֿון פּשעמישל און דער אומגעגענד, וועלען ווערען צוגעשטעלט פֿרייע וואַגאָנעס.

אויב די יודען וועלען גוטווילליג נישט וועלען אַוועקפֿאָהרען און זיי וועלען נישט וועלען ערפֿילען די פֿעראָרדנונגען פֿון קאָמיטעט, וועל איך זיין געצוואונגען אָנצונעהמען דעם שטרענגסטען מיטעל: אַ פּאָלק קאָזאַקען וועט דורכפֿיהרען די עוואַקואַציע אין עטליכע שעה. אָבער זאָלען דאַן די ווידערשפּעניגע האָבען טענות צו זיך אַליין.

פֿערוואַלטער פֿון פּשעמישלער אומגעגענד פֿון גוואַרדיע דער פּאָלקאָווניק קיריאַקאָוו.

צום דרוקען האָט ערלויבט דער פֿערוואַלטער פֿון דער געגענד.

Abb. 7: An das jüdische Exekutivkomitee, aus: An-Ski, der yudisher khurbn, 1921–1923, Dritter Teil, Kap. 3, S. 29.

Falls die Juden nicht aus freien Stücken abfahren und den Forderungen des Komitees nicht nachkommen, sehe ich mich gezwungen, zum äußersten Mittel zu greifen: Ein Kosakenregiment wird die Evakuierung innerhalb von wenigen Stunden durchführen. Die Verweigerer haben sich die Folgen dann selbst zuzuschreiben.

Der Befehlshaber des Ujesd[12] von Przemyśl, Garde-Oberst Kirijakow.

Druckerlaubnis erteilt vom Befehlshaber des Ujesd.

Später erzählte mir ein Arzt namens Schapiro, der in Przemyśl war, als man die Juden von dort wegschickte, dass die Vertreibung an einem Schabbat geschah. Am Freitagabend war er in der Synagoge, wo die Juden ein letztes Mal beteten. Die bittere Klage in der Synagoge war unbeschreiblich. Nach dem Gebet wurde die Synagoge zugesperrt …

Da es in Przemyśl nun keine Juden mehr gab, die man der Spionage beschuldigen konnte, richtete sich die Aufmerksamkeit auf die jüdischen Soldaten. Man verbreitete die Verleumdung, jüdische Soldaten hätten eine Telefonleitung gekappt, und es wurde gesagt, dass deswegen alle jüdischen Soldaten abkommandiert würden.

Als die Stimmung in Lemberg immer unsicherer wurde, kamen Gerüchte in Umlauf, dass alle dreizehntausend Juden aus Przemyśl nach Russland verschickt würden. Dann ging das Gerücht um, dass man die gesamte jüdische Bevölkerung aus Lemberg vertreiben werde. Selbstverständlich rief das unter den Juden eine schreckliche Unruhe hervor. Aber die Drohung wurde nicht umgesetzt, vielleicht, weil keine Zeit mehr dafür war.

Kapitel 4

Gerade in der Zeit, als der russische Abzug aus Galizien begann, konnte sich das Lemberger Hilfskomitee mit Dr. Diamand an der Spitze endlich konstituieren und seine reguläre Tätigkeit aufnehmen. Ich muss anmerken, dass es bereits lange vor seiner offiziellen Gründung die Arbeit aufgenommen hatte. Aus Petrograd und Kiew wurden beträchtliche Geldsummen überwiesen. Alles lief über Dr. Hoyzner, wobei die Mittel fast ausschließlich für Lemberg eingesetzt wurden. Sie flossen in den Aufbau von Einrichtungen wie Waisenheimen und Suppenküchen. Fast alles war für die Vertriebenen aus Przemyśl und anderen Orten bestimmt. Jetzt, da das Komitee sich offiziell konstituiert hatte, wurde die Arbeit in der Stadt ausgeweitet und auch der Umgebung wurde mehr

12 Ujesd (Russisch), Verwaltungseinheit unter der Gouvernementsebene im Russländischen Reich, wird zuweilen wiedergegeben als Kreis.

Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn auch mit einiger Mühe, so schaffte man es, hauptsächlich mit Hilfe von jüdischen Ärzten und Sanitätern, auch in die nahegelegenen Städte und Schtetlech beträchtliche Geldsummen zu transferieren. Als ich ankam, befanden sich in der Kasse des Komitees achtzehntausend Rubel, die schon zur Überweisung in die Provinz vorgesehen waren. Aufgrund der sich überstürzenden Ereignisse und der unklaren Lage stand zu erwarten, dass Lemberg vom Geldverkehr mit Kiew und Petrograd abgeschnitten werden würde (durch die Evakuierung der Banken), noch bevor es von den Österreichern eingenommen wurde. Dies machte es erforderlich, das Komitee rasch mit einer beträchtlichen Geldsumme auszustatten. Dr. Hoyzner hatte diesbezüglich schon nach Petrograd telegrafiert, war aber nicht sicher, ob man etwas schicken werde. Daher telegrafierte ich auch noch nach Kiew. Schlussendlich trafen aus beiden Städten am selben Tag jeweils fünfzehntausend Rubel ein.

In Lemberg hatte ich ein Treffen mit Dr. Lander, der den Hauptteil der Arbeit des Komitees trug und der persönlich Hilfsgelder in einige Städte brachte. Leider musste er jedoch Lemberg auf unbestimmte Zeit verlassen, da er zur Achten Armee versetzt worden war mit dem Befehl, eine Revision der Sanitätsstützpunkte und Lazarette durchzuführen.

Das Komitee schlug vor, dass ich es übernehme, das Geld in die umliegenden Orte zu bringen. Ich stimmte selbstverständlich zu. Da für die Geldtransporte in den kommenden Tagen bereits andere beauftragt waren, blieb ich einstweilen in Lemberg, um Komissarow (den Stabschef von Dolgorukows Abteilung) und Demidow zu treffen. Damit sie mir einen offiziellen Reiseauftrag für die Städte geben, die ich für das Komitee bereisen sollte. Beide sollten aber erst in einigen Tagen in Lemberg eintreffen.

Ich traf auch den Stabschef der Abteilung von Pirogow, Bontsch-Osmolowski. Er erzählte mir von der Arbeit seiner Abteilung: An sechs Orten waren Stützpunkte für Verpflegung und medizinische Versorgung eingerichtet worden. Es war ihm gelungen, vom Semstwo-Verband eine große Menge an Zwieback zu erhalten. Hier in Lemberg hatte die Abteilung Hilfe organisiert durch Arbeitsbeschaffung, hatte eine Zigarettenmanufaktur für zwanzig jüdische und christliche Arbeiterinnen eingerichtet. Die Arbeit bot gute Verdienstmöglichkeiten und man hätte sie auch ausweiten können, doch es fehlten die Mittel für den Kauf von Tabak. Daher bat er mich um einen gewissen Geldbetrag. Weil mir das Projekt gefiel, händigte ich ihm dreihundert Rubel aus. Am nächsten Morgen kam Bontsch-Osmolowski erneut zu mir und bat mich, mit ihm zu den Hilfspunkten zu fahren, die er in Maheriw, Rawa-Ruska, Bełżec[13] und Narol[14]

13 Bełżec, etwa 130 Kilometer südöstlich von Lublin gelegen.
14 Narol, Karpatenvorland, etwa 50 Kilometer südlich von Zamošč gelegen.

eingerichtet hatte. Durch seine Berichte wurde mir klar, dass er mich zur Besichtigung der Punkte einlud, damit ich mithelfe, beim Petrograder Komitee eine Subvention von fünftausend Rubel zu erwirken. Zugleich beklagte er sich sehr über seine Mitarbeiterin, ein gewisses Fräulein Widrina, welche die Arbeit störe, Streitereien anfinge und alles nur nach ihren Vorstellungen machen wolle. Nach jedem seiner beiden Besuche kam auch Fräulein Widrina zu mir. Sie beklagte sich ihrerseits heftig über Bontsch-Osmolowski, der viele Projekte beginne, sie schlecht organisiere und dann mittendrin wieder abbreche, ohne sich mit den anderen Mitgliedern der Abteilung darüber zu beraten. So wurde zum Beispiel ein Hilfspunkt in Cieszanów[15] gegründet, wo die Bevölkerung sehr auf Unterstützung angewiesen war. Jetzt hatte Bontsch-Osmolowski ihn plötzlich ohne jeden Grund wieder zunichtegemacht. Sie bat mich daher, nach Cieszanów zu fahren. In Hinsicht auf die Zigarettenmanufaktur, wo Unterstützung durch die Schaffung von Arbeitsplätzen geleistet werden sollte, erzählte mir Widrina, dass dort nicht zwanzig, sondern nur sieben Arbeiterinnen beschäftigt seien, davon nur eine Jüdin. Die Leiterin der Manufaktur, eine Polin, beschäftige keine jüdischen Arbeiterinnen, weswegen es zwischen ihr und Widrina zu einer heftigen Auseinandersetzung gekommen war. Für mich war es schwer zu entscheiden, wer von den beiden, Widrina oder Bontsch-Osmolowski, nun eigentlich im Recht war. Mir wurde aber klar, dass die einzige unabhängige gesellschaftliche Organisation an der galizischen Front, die das Ziel verfolgte, der Bevölkerung ohne Ansehen der Nationalität zu helfen, keine Grundlage hatte. Sie hatte weder Zuspruch noch fähige Organisatoren gefunden und war dabei, sich durch innere Reibereien aufzulösen. Diesen Befund sollte man festhalten.

Am achten des Monats traf ich mich mit Demidow. Sobald in Moskau die ersten Nachrichten über die russische Niederlage eingetroffen waren, war er, obwohl noch nicht gänzlich gesundet, nach Galizien zurückgekehrt. Seine Abteilung hatte sich mit Mühe und Not retten können und war jetzt auf dem Weg nach Wolotschysk und zu zwei Luftstützpunkten nahe Przemyśl, der eine in Radymno[16], zwanzig Werst von Przemyśl entfernt, der andere etwas weiter südlich. Demidow war in recht gedrückter Stimmung, hatte aber noch niemanden getroffen und kannte die genaue Lage noch nicht. Er war froh über meinen Besuch und bat mich, ich möge mich seiner Abteilung anschließen. Da er aber sofort zu ihr weiterfahren musste, bat er mich, einige Tage auf seine Rückkehr nach Lemberg zu warten.

Am zehnten kam er sehr aufgewühlt und niedergeschlagen zurück. Im Vertrauen teilte er mir mit, dass die Katastrophe viel größer sei, als man sich vorstelle,

15 Cieszanów, Karpatenvorland, etwa 70 Kilometer südwestlich von Zamošč gelegen.
16 Radymno, Karpatenvorland, etwa 60 Kilometer östlich von Rzeszów gelegen.

dass Russland am Abgrund stehe, dass es sich nicht nur um einen Durchbruch des feindlichen Heeres handle, sondern um eine völlige Vernichtung unserer Armee, deren ganze Organisation und Kriegsstrategie sich in einem fürchterlichen Zustand befinde, es gebe weder Munition noch Waffen. Schuld an dem allen seien der Verrat und der Leichtsinn der höchsten Stellen. Er meinte damit das Hauptquartier des Oberbefehlshabers und die Umgebung des Zaren. Gleichzeitig verteidigte er Radko Dimitriew heftig.

»Ihn trifft nicht die geringste Schuld an dem Unglück. Er hat die letzten zwei Monate unaufhörlich und laut vor der nahenden Gefahr gewarnt. Er hat das Hauptquartier mit Telegrammen über den dringenden Bedarf an Munition und Verstärkung bombardiert, man stellte sich aber all seinen Bitten gegenüber taub. Die Schuld daran trägt in erster Linie der Stabschef von Iwanow, General Dragomirow, der früher Stabschef der Dritten Armee gewesen ist und die ganze Zeit gegen Radko Dimitriew intrigiert hat. Er ist jetzt dafür seines Postens enthoben worden und ihm wurde das Recht entzogen, sich weiter im Gebiet der Kriegsoperationen aufzuhalten. Man sagt, dass auch Iwanow abgesetzt worden sei.«
»Radko Dimitriew hat man doch auch abgesetzt.«
»Ja … Das heißt, er ist für drei Wochen beurlaubt, mit der Order, nachher wieder zur Armee zurückzukehren … Er weiß selber noch nicht, wie es mit ihm weitergehen wird … Ich habe ihn heute getroffen. Ich bin zu ihm gefahren, um mich von ihm zu verabschieden.«
»Wie ist seine Stimmung?«
»Er ist äußerst guter Dinge. Er fährt für drei Wochen auf Genesung und ist sicher, dass sich seine Unschuld erweisen wird. ›Ich habe mich nicht danach gedrängt, eine Armee zu kommandieren‹, hat er mir gesagt. ›Ich habe um eine Brigade gebeten, und man hat mir ein Korps gegeben, dann eine Armee. Jetzt werde ich nicht dagegen sein, wenn man mir eine Brigade gibt‹.«

Ich berichtete Demidow über den Vorfall mit Fürst Dolgorukow. Offensichtlich wusste er nur, dass Dolgorukow der Leitung seiner Abteilung enthoben wurde, aber er kannte keine Einzelheiten.

»Radko Dimitriew hat mir nur gesagt, dass er bedauert, was mit Dolgorukow geschehen ist.«

Ich sagte Demidow meine Meinung zu der Geschichte und fügte hinzu, dass sowohl er als auch die anderen, die als Bevollmächtigte mit Dolgorukow zusammengearbeitet hatten, verpflichtet seien, sich für ihn einzusetzen, sich mit ihm solidarisch zu erklären und alles zu tun, was in ihrer Macht stehe, um den Fürsten zu rehabilitieren und durchzusetzen, dass er wieder auf seinen Posten zurückkehren dürfe.

Demidow geriet in Aufregung und sagte hastig:

»Jetzt ist nicht die Zeit dafür, nicht die Zeit! Man kann in dieser Sache jetzt gar nichts machen! Bei der derzeitigen Aufregung kann man sich an niemanden wenden …«
»Die Aufregung wird doch nicht lange dauern …«
»Das kann man nicht wissen, vielleicht sehr lange. Aber darum geht es nicht … Was kann man da schlichtweg unternehmen? … Verstehen Sie, ich wäre ja nicht dagegen, etwas zu tun, aber ich sehe nicht, was … Außerdem muss ich Ihnen sagen, dass der Fürst selber viel Mitschuld an dem trägt, was geschehen ist … Er hat alle gegen sich aufgebracht, er ist allen auf die Füße getreten. Markewitsch, der Kommandant von Tarnów, konnte seinen Namen nicht nennen, ohne sich aufzuregen. Sie kennen doch die Geschichte, wie vier Barmherzige Schwestern aus Dolgorukows Abteilung mit Georgs-Kreuzen ausgezeichnet werden sollten? Markewitsch hat sie zugestellt und Dolgorukow hat, ohne Rücksicht auf ihn, erklärt, dass die Schwestern die Kreuze nicht verdient hätten. Markewitsch kam zu mir gelaufen, völlig außer sich vor Zorn. Der Fürst hat auch die Kommandos des Einundzwanzigsten und des Neunten Korps mit einigen seiner Handlungen gegen sich aufgebracht … Außerdem hat es einen sehr schlechten Eindruck gemacht, dass er in ›Russkie Wedomosti‹ Werbung für seine eigene Arbeit gemacht hat. Sie haben doch seine Korrespondenzen dort gelesen? Wenn man sie liest, könnte man den Eindruck gewinnen, dass es außer den Österreichern und Dolgorukows Abteilung keinen anderen mehr an der Front gibt … Überhaupt hat er sehr viele taktische Fehler begangen … Aber natürlich, dessen ungeachtet muss man Stellung beziehen, etwas machen, um den Vorfall aus der Welt zu schaffen. Aber um die Wahrheit zu sagen, ich sehe nicht, was man tun kann …«
»Ich nehme an, dass man sich an den Oberbefehlshaber der Südwestfront Iwanow mit einem erklärenden Brief zu dem Fall wird wenden müssen …«
»Nein, nein! Sowas ist völlig unmöglich. Iwanow hat seine Entscheidung auf der Grundlage von bestimmten Darstellungen und Fakten getroffen und er wird auf die Bitten und Erklärungen von Außenstehenden keine Rücksicht nehmen … Nein, man muss das von unten her angehen. Man muss mit Markewitsch und den Kommandeuren des Einundzwanzigsten und Neunten Korps reden, damit sie eine neue Darstellung der Angelegenheit abgeben. Ich verspreche Ihnen, sobald die Lage sich ein wenig beruhigt, werde ich mich der Sache annehmen, ich werde mit den Korpskommandanten und mit Markewitsch reden, aber ich weiß nicht, wo der sich gerade befindet.«
»Lohnt es sich überhaupt, ihn zu suchen und mit ihm zu reden?«, fragte ich und erinnerte mich an die abstoßende Persönlichkeit des Tarnówer Kommandanten.
»Nein, nein! Es ist sehr wichtig, sich mit ihm zu treffen!«, wiederholte Demidow, der meine Frage nicht verstanden hatte.

Ich muss diesem Gespräch hinzufügen, dass ich in den Korrespondenzen des Fürsten Dolgorukow nicht die Eigenwerbung fand, von der Demidow gespro-

chen hatte. Es waren einfach nur Schilderungen von der Arbeit der Abteilung und häufig von Kriegsszenen sowie Beschreibungen von Kommandeuren. Ein paar Wochen später traf ich Frau Dr. Schapiro. Sie unterrichtete mich, dass man ihre Kollegin, Dr. Wolfsohn, ohne alle Umstände entlassen hatte. Für sie selbst hatte sich Stachowitsch eingesetzt und ihr versprochen, dass er sie rehabilitieren werde. Dr. Schapiro hatte Markewitsch, der sie denunziert hatte, getroffen.

»Er hat sich herausgeredet, geschworen, dass es zu einem Missverständnis gekommen sei, und um mir eine Freude zu machen, hat er mich zu sich zum Abendessen eingeladen. Aber ich bin nicht hingegangen. Ich weiß schon, was seine Worte wert sind«, sagte sie.

Demidow schlug mir vor, die Leitung des Lemberger Stützpunktes seiner Abteilung zu übernehmen, d.h. dafür zu sorgen, dass die Abteilung, die sich in Wolotschysk befand, und die Abteilungen, die nahe bei Przemyśl stationiert waren, alles aus dem Lager in Lemberg erhielten, was sie brauchten. Weiter schlug er vor, dass ich mit den Spenden, welche die Staatsduma zu diesem Zweck bekommen hatte, Hilfe für die Bevölkerung organisieren sollte.

Der Vorschlag war für mich nicht sehr attraktiv. Ich hatte nicht vor, länger in Lemberg zu bleiben. Ich sagte ihm, dass ich es mir überlegen werde.

Im Komitee erstellten wir eine Liste von den Städten und Städtchen, in die Geld gebracht werden musste. Ich wartete auf Komissarow, den Bevollmächtigten von Dolgorukows Abteilung, um von ihm einen offiziellen Vorwand für meine Reise in diese Orte zu erhalten. In der Zwischenzeit beschloss ich, zu der mobilen Einsatztruppe der Staatsduma zu fahren und auf dem Weg Janiw[17], Jaworiw[18] und Krakowez[19] zu besuchen.

Ich war schon so gut wie abreisebereit, als Demidows Gehilfe zu mir kam mit der Bitte, ich solle nach Przemyśl fahren und von dort einige Hundert der Zehntausenden Lazarettbetten überstellen, die die Österreicher zurückgelassen hatten. Przemyśl würde von drei Seiten belagert und könne demnächst völlig abgeschnitten werden, daher sei Eile geboten, die Betten würden dringend gebraucht. Ich hatte keine Lust, nach Przemyśl zu fahren, wo kein einziger Jude mehr lebte, aber da das Ganze nur zwei Tage dauern sollte, willigte ich ein.

17 Janiw (Ukrainisch), Janow (Russisch), Janów (Polnisch); bis 1946 Janiw, dann Iwano-Frankowe (Ukrainisch), Iwano-Frankowo (Russisch), etwa 25 Kilometer westlich von Lemberg gelegen.

18 Jaworiw (Ukrainisch), Jaworow (Russisch), Jaworów (Polnisch), etwa 60 Kilometer westlich von Lemberg gelegen.

19 Krakowez (auch: Krakiwez, Ukrainisch), Krakowez (Russisch), Krakowiec (Polnisch), etwa 70 Kilometer westlich von Lemberg gelegen.

Es war mir aber nicht bestimmt, dorthin zu fahren. Als ich in Demidows Büro kam, um mit ihm meine Reise zu besprechen, fand ich ihn in größter Aufregung.

»Nach Przemyśl? Wegen der Betten? Nun, das wird ein anderer erledigen können«, antwortete er mir. »An Sie habe ich ein anderes Anliegen, ein viel wichtigeres. Setzen Sie sich und hören Sie zu.«

Und er begann, mir ausführlich über die Lage an der Front zu berichten. Die Lage sei fürchterlich. Es gebe weder Munition noch Lebensmittelreserven. Die Befehle, die aus dem Stab des Oberbefehlshabers kommen, seien unsinnig und widersprächen einander. Kurzum, Russland gehe zugrunde. Schuld daran sei nicht die Armee, seien nicht die Generäle, sondern schuld daran seien der Hof des Zaren, die Regierung und das Hauptquartier. Die Gesellschaft in Petersburg und Moskau sei mit der katastrophalen Lage an der Front nicht vertraut und wisse nichts von dem Aufruhr, der in der Armee herrscht. Man müsse es ihr vermitteln und sie darauf hinweisen, dass jetzt die Zeit gekommen sei, um die Stimme zu erheben und zu fordern, dass die Regierung ihre Politik ändert und angesehene Persönlichkeiten der Gesellschaft in Machtpositionen beruft. Über all das habe er, mit der Zustimmung der Generäle und der Frontkommandeure, einen Brief an die Kadettenpartei geschrieben und er bitte mich, dass ich diesen Brief nach Petrograd zu Miljukow bringe und mit dessen Antwort zurückkomme. Im gegenwärtigen Augenblick könne er selbst nicht von hier wegfahren und er habe keinen anderen, dem er die Überbringung eines solchen Berichts anvertrauen könne.

»Die Armee ist hilflos und im Stich gelassen«, resümierte er. »Sie muss das höllische Feuer des Feindes mit ihrem Blut löschen, sie muss einem Orkan mit Steinen anstatt mit Kugeln entgegentreten. Und das Hauptquartier will sich in ein neues Abenteuer stürzen, sie wollen von einer anderen Seite auf die Karpaten vorrücken. Man muss die Armee und Russland retten.«

Zugleich bat er mich auch, dass ich, wenn ich in Petersburg wäre, das Komitee der Staatsduma um Zelte für seine Abteilung ansuchen solle, da die Ortschaften, in denen sie sich aufhalten müsse, in Ruinen lägen und es dort kein einziges Gebäude gäbe, in dem man sich einquartieren könne.

Ich willigte ein und fuhr noch am selben Tag, dem 12. Mai, nach Petrograd.

Vor der Abfahrt war ich im Hilfskomitee, wo die drängende Frage der Hilfsleistungen für die Städte und Schtetlech der Umgebung beraten wurde. Es gab Dutzende Orte, in die man Hilfe schicken musste, und es war so gut wie un-

möglich, mit ihnen zusammenzuarbeiten, da es den Einwohnern streng verboten war, ihren Wohnort weiter als für eine Werst zu verlassen. Das Komitee hatte sich einige Male mit der Bitte an Graf Bobrinski gewandt, er möge den Bevollmächtigten des Komitees erlauben, Geld dorthin zu schaffen, aber er hatte immer abgelehnt. Jetzt hatte das Komitee sich über mich an D. Faynberg gewandt, er möge in dieser Angelegenheit nach Lemberg kommen, damit er sich bei Bobrinksi dafür einsetze, den Bevollmächtigten des russischen Komitees diese Fahrten zu gestatten.

Kapitel 5

Meine Fahrt nach Brody dauerte statt der üblichen eineinhalb bis zwei Stunden Fahrzeit fast zwölf Stunden. Unser Zug hielt stundenlang an jeder Station, um Militärzüge durchzulassen. Unaufhörlich fuhren die Truppentransporte in Richtung Front. Man schaffte in großer Eile Truppen aus dem Kaukasus heran.

Auf dem Bahnhof in Brody traf ich Herrn Mess aus Radywyliw, der nach dem Tod seines Vaters in den umliegenden galizischen Schtetlech herumfuhr und Hilfe verteilte. Diesmal hatte er keinen Passierschein erhalten und konnte daher nicht mehr reisen. Er hatte Tausende Rubel bei sich; in den Schtetlech verhungerte man, aber es gab keine Möglichkeit, es zu übergeben.

»In den letzten Tagen sind vertriebene galizische Juden durch Brody gekommen«, erzählte mir Mess. »Ich bat den Stationsvorsteher, er möge mir erlauben, ihnen etwas Essen zu bringen. Er erlaubte es nicht. Bargeld durfte ich nur den Begleitern des Konvois, aber nicht den Deportierten selbst in die Hand geben.«

In Wilna musste ich acht Stunden auf den Kurierzug warten und ich begab mich so lange in die Stadt. Dort brachte ich Einzelheiten über die Schrecken der Vertreibung aus dem Gouvernement Kowno in Erfahrung. Ein Teil der Vertriebenen war in einigen der Schtetlech des Wilnaer Gouvernements geblieben, an die ein- oder zweitausend Menschen. In Wilna selbst waren siebentausend Flüchtlinge verblieben. Mehr wurden nicht zugelassen. Die Restlichen schickte man in die Gouvernements Jekaterinoslaw und Tschernigow[20]. In Wilna wurden am ersten Tag achtzigtausend Rubel für die Flüchtlinge gesammelt. Man berichtete, dass der Ministerrat sich scharf gegen die Massenvertreibungen ausgesprochen habe, woraufhin der Oberbefehlshaber der Armee ein Telegramm schickte:

20 Gouvernement Tschernigow im Russländischen Reich, heutige ukrainische Bezeichnung Tschernihiw.

»Die Vertreibungen beenden. Die Schuldigen bestrafen. Den Übrigen die Rückkehr erlauben.«

Der Kommandant des Rayons Wilna interpretierte das Telegramm in dem Sinn, dass man den Vertriebenen die Rückkehr unter der Bedingung erlauben solle, dass sie Geiseln stellen, die für das Verhalten der Heimkehrer die Verantwortung übernehmen. Die Vertriebenen weigerten sich, diese »Gnade« anzunehmen.

Man erzählte mir, dass in einigen Dörfern die Bauern den Vertriebenen Brot und Milch brachten, sich weigerten, dafür Geld anzunehmen und beim Anblick der Unglücklichen weinten. In anderen Dörfern verstanden die Bauern die Vertreibung der Juden völlig anders:

»Für die Juden wird gesorgt«, murrten sie. »Sie werden aus den Orten weggebracht, die durch den Krieg gefährdet sind, und uns lässt man hier zurück.«

Am 15. Mai traf ich in Petrograd ein und begab mich umgehend zu Miljukow. Der Brief, den ich ihm überbrachte, löste bei ihm eine tiefe Erschütterung aus. Er sagte, dass man hier keinerlei Ahnung von dem furchtbaren Durcheinander an der Front habe. Doch alle würden fühlen, dass es so nicht mehr weitergehen könne. Er fragte mich lange über meine persönlichen Eindrücke aus und bat mich, ein paar Tage zu bleiben, bis er eine präzise Antwort zurückschicken könne.

Die Stimmung, die ich in Petrograd vorfand, war tatsächlich verändert und unruhig. Gerüchte schwirrten durch die Luft und änderten sich stündlich. Man erzählte sich, dass Nikolai Nikolajewitsch seinen Posten als Oberbefehlshaber verlassen und der Großfürst Alexander Michailowitsch ihm nachfolgen werde. Dass Januschkewitsch von General Russki abgelöst werde. Januschkewitsch werde Kriegsminister und Suchomlinow[21] zum Oberkommandeur des Kaukasus ernannt.

Noch mehr Gerüchte gab es über eine Regierungsumbildung. In den höheren Gesellschaftskreisen und im Volk gab es keinen anderen Gesprächsstoff als den Verrat. Mit diesem erklärte man sich alle Niederlagen an der Front. Man redete ganz offen darüber, dass der kaiserliche Hof ein Hort von Verrätern sei und dass die junge Zarin direkte Kontakte zu Berlin pflege. Als in Petrograd viele Hausdurchsuchungen stattfanden, bei denen nach geheimen Funkgeräten gefahndet wurde, erzählte man sich:

21 Nikolai Wladimirowitsch Russki (1854–1918), zu Beginn des Kriegs Oberbefehlshaber der 3. Armee, ab September 1914 Führung der Nordwestfront bis März 1915. Wladimir Alexandrowitsch Suchomlinow (1848–1926), General der Kavallerie, als Kriegsminister nach der fehlgeschlagenen Frühjahrsoffensive 1915 entlassen.

»Es ist klar geworden, dass eine direkte Funkverbindung mit Berlin bestand. Man hat alle Häuser untersucht, aber nichts gefunden. Das einzige Gebäude, das man nicht durchsuchte, war der Winterpalast[22].«

Der Verdacht fiel auf Suchomlinow und andere Militärs. Man erzählte sich, man habe bei einem Oberst ein Funkgerät gefunden und einen anderen Oberst verhaftet, weil er schuld an der Explosion im Stadtteil Ochta[23] sei, man habe einige Militärs verhaftet und erschossen, die in Gattschina einen Munitionszug in die Luft gesprengt hätten usw. Vor allem den Russlanddeutschen schrieb man verräterische Absichten zu. Der Kutscher, mit dem ich fuhr, erzählte mir folgende fantastische Geschichte: Eine Russin war bei einem Deutschen Dienstmädchen. Einmal gab er ihr den Auftrag, bevor er ausging, genau um vier Uhr am Schalter einer Maschine zu drehen, die auf seinem Tisch stand. Dem Dienstmädchen kam das verdächtig vor und sie meldete es der Polizei. Die Polizei stellte Nachforschungen an und fand heraus, dass es sich um eine Höllenmaschine handelte, und hätte das Dienstmädchen am Schalter gedreht, wäre ganz Petersburg in die Luft geflogen.

Da wir schon von fantastischen Geschichten reden, will ich hier noch eine weitere anführen, genauer gesagt eine Prophezeiung, die ich in Moskau von einem alten Kutscher, anscheinend einem Altgläubigen[24], hörte.

»Drei große Könige führen Krieg. Der Krieg dauert drei Jahre, drei Monate und drei Tage. Der eine König stirbt eines natürlichen Todes, der zweite wird umgebracht, der dritte erobert die ganze Welt, aber sein Sieg ist bedeutungslos, denn es herrscht drei Jahre Hungersnot und die Hälfte der Menschheit stirbt. Darauf folgt ein sehr üppiges Jahr, aber wenn man das Getreide drischt, sieht man, dass die Körner zu einer Hälfte aus Blut, zur anderen Hälfte aus Sand bestehen, und daraufhin kommt die andere Hälfte der Menschheit um.«

Sehr bezeichnend und symptomatisch war, dass in allen Gerüchten und Geschichten über Verrat das Wort Jude kaum mehr vorkam. Alle Geschichten über jüdische Spionage, Telefone und Signale und sonstige Verleumdungen waren plötzlich vergessen. Die Katastrophe war zu groß und es war für alle zu klar ersichtlich, woher sie kam, als dass man sich weiter mit der »jüdischen Spionage«

22 Winterpalast, Hauptresidenz der Zaren, beherbergt heute die Ermitage.
23 Bolschaja Ochta und Malaja Ochta sind zwei Bezirke in St. Petersburg, wo es Pulverfabriken gab.
24 Altgläubige, orthodoxe Christen, die die Liturgie und Riten der Ostkirche vor den Reformen von Patriarch Nikon zwischen 1652 und 1666 beibehielten und deshalb aus der russisch-orthodoxen Kirche ausgeschlossen wurden.

herausreden konnte. Man kann diesen Moment als den Punkt festhalten, an dem die Verleumdungskampagne gegen die Juden zusammenbrach. Später tauchten noch von Zeit zu Zeit Beschuldigungen gegen Juden auf, aber bis Kriegsende flackerte die schauderhafte antijüdische Haltung, die die ersten acht bis zehn Monate bestimmt hatte, nicht mehr auf. Eine wichtige Rolle beim Wandel der Haltung gegenüber den Juden spielten die Vertreibungen aus Kowno und Grodno, die in der ganzen Welt Empörung hervorriefen und mit denen sogar die der Schwarzhundert-Bewegung nahestehende Regierung unzufrieden war und sogar, wie man sich erzählt, Zar Nikolai.

Aber bis es zu diesem Umschwung kam, machte die jüdische Bevölkerung von Petrograd sehr schwere Zeiten durch. Zur selben Zeit, in der die Vertreibung aus Kowno stattfand, machte das Gerücht die Runde, dass man alle Juden aus Petrograd vertreiben werde. Und just zu diesem Zeitpunkt wurde eine sehr strikte Hausdurchsuchung in der Großen Petrograder Synagoge vorgenommen und auch bei dem Vorsteher der jüdischen Gemeinde, M. A. Warschawski. Man suchte nach einem geheimen Funkgerät. Unter den Juden rief das großen Schrecken hervor. Später beruhigte man sich ein wenig, als bekannt wurde, dass solche Durchsuchungen gleichzeitig auch in vielen Kirchen stattgefunden hatten.

In jüdischen Kreisen drehten sich die Gespräche und Gerüchte nur um ein Thema: Die Vertreibung aus Kowno und die Haltung der Regierung dazu. Wie bei allen Geschichten in Petrograd über die »Korridore der Macht« kam darin eine optimistische Auffassung von der Wirksamkeit jüdischer Diplomatie zum Ausdruck. Selbst wenn man das außer Acht lässt, so ließ sich dem zu einem bestimmten Grad entnehmen, dass man in den höheren Sphären von Petrograd spürte, dass man im Falle der Vertreibung aus Kowno auch nach eigenen Maßstäben zu weit gegangen und mit der Aktion des Armeehauptquartiers nicht zufrieden war. Man erzählte sich, dass der italienische Gesandte bei Sasonow gewesen sei und ihm bedeutet habe, dass man mit Verfolgungen wie in Kowno die gesellschaftliche Meinung in Italien gegen sich aufbringe, wo zwei Minister und einige Kommandeure Juden seien. Weiter erzählte man sich, dass der Ministerrat einstimmig die Deportation entschieden missbilligt und sie in einem Bericht an den Zaren als »unzulässig« bezeichnet habe und der Zar den Bericht mit »gebilligt« gegengezeichnet habe; dass der Zar, als er in Kowno war und die Totenstille in der Stadt bemerkte, nach dem Grund gefragt habe, woraufhin man ihm von der Vertreibung der Juden erzählte und er böse gefragt habe, »Aber warum hat man mich deswegen nicht gefragt?« Gleichzeitig erzählte man sich, dass man sogar in Militärkreisen mit der Vertreibung aus Kowno nicht glücklich war. Der Kommandant von Kowno und ein paar andere Kommandeure wiesen darauf hin, dass es seit der Vertreibung der Juden beinahe unmöglich geworden war, die Armee zu versorgen und bei den Bauern Proviant zu erhalten.

Der Kommandeur der Zweiten Armee, Danilow[25], der in Dwinsk die zusammengepferchten Vertriebenen gesehen hatte, sprach sich kategorisch gegen die Vertreibung aus usw.

Allem Anschein nach verfehlte all das nicht seine Wirkung auf das Hauptquartier. Der unfähige Nikolai Nikolajewitsch verstand offenbar, dass er zu weit gegangen war, und begann sich zu rechtfertigen. Er äußerte bei mehreren Gelegenheiten, es sei alles gegen seinen Willen geschehen. Bezeichnend war, dass Finanzminister Bark[26] speziell wegen der Judenfrage ins Hauptquartier fuhr und noch bezeichnender, dass Nikolai Nikolajewitsch sich just zu dieser Zeit für die Vertreibung aus Kowno rechtfertigte, wo er ein paar Monate früher mit Sasonow über das Thema Juden nicht einmal sprechen wollte. Über das Gespräch von Bark mit dem Großfürsten im Hauptquartier berichtete man Folgendes: Bark wies darauf hin, dass man mit solchen Massenvertreibungen die zivilisierte Welt gegen sich aufbringe und den betroffenen Landstrich zugrunde richte. Nikolai Nikolajewitsch soll darauf erwidert haben, dass er solche Massenvertreibungen nicht beabsichtigt habe, man habe seine Befehle nicht richtig verstanden, und dass es keine weiteren Vertreibungen mehr geben werde. Stattdessen werde man nur Geiseln nehmen. Bark wies ihn darauf hin, dass auch das unerwünscht sei.

»Nun, das ist eine Kleinigkeit«, antwortete Nikolai Nikolajewitsch. »Reden Sie darüber mit Januschkewitsch.«

Im selben Atemzug erklärte Nikolai Nikolajewitsch, dass er absolut kein Antisemit sei. Als Beweis führte er an, dass er der Vertreibung der Juden aus Warschau nicht zugestimmt habe. Selbstverständlich sei er der Meinung, dass Juden sich mit Spionage befassen, aber bei weitem nicht alle.

Bei Januschkewitsch traf Bark auf eine »prinzipiellere« Haltung in der Judenfrage, aber auch dieser versprach, keine Vertreibungen von Juden mehr durchzuführen.

Als wichtiger Hinweis darauf, dass die Regierung den Juden gegenüber eine neue Richtung einschlug, galt folgender Fakt: Das Petrograder Hilfskomitee hatte sich mit der Bitte an die Regierung gewandt, den Vertriebenen materielle Unterstützung zu gewähren. Die Regierung überwies dem Hilfskomitee für diesen Zweck eine halbe Million Rubel. Im Vergleich zu den hundert Millionen, die die Regierung den Polen für denselben Zweck bereitstellte, war diese Summe selbstverständlich lächerlich. Aber es war von einer grundsätzlichen Bedeutung.

---

25 Nikolai Alexandrowitsch Danilow, General der Infanterie, Kommandeur der 2. Armee vom 12.7.1917 bis 7.8.1917, An-Ski bezeichnet ihn irrtümlich als Kommandeur der 4. Armee.

26 Pjotr Lwowitsch Bark, Finanzminister von 1914 bis 1917.

Auf der Sitzung des Hilfskomitees besprachen wir die aktuelle Lage der Juden in Galizien und alle stimmten überein, dass es sehr wichtig wäre, von den offiziellen jüdischen Vertretern eine Person nach Lemberg zu schicken, die bei Graf Bobrinski auch vorgelassen würde. Dem siebzigjährigen D. F. Faynberg erlaubte es sein Gesundheitszustand nicht zu reisen. Man verfiel auf einen der zwei jüdischen Abgeordneten in der Staatsduma, Bomasch[27] und Fridman[28]. Letzterer willigte ein zu fahren. Doch als er sich an den Vorsitzenden der Staatsduma, Rodsjanko[29], mit der Bitte wandte, ihm einen Passierschein auszustellen, mit dem er Galizien bereisen könne, und ihm dabei erzählte, in welcher Angelegenheit er die Reise unternehmen wolle, verweigerte ihm Rodsjanko das kategorisch und sagte ihm, »das gehört nicht zu den Aufgaben eines Duma-Abgeordneten und die Duma kann für solche Reisen keine Passierscheine ausstellen«. So fuhr also niemand nach Lemberg.

Ich hatte Demidow versprochen, das Komitee der Staatsduma, das seine Abteilung finanzierte, um die Zusendung von Zelten zu ersuchen. Dafür nahm ich zweimal an Sitzungen des Komitees teil. Beim ersten Mal waren an die zwanzig Personen anwesend, darunter Miljukow, Roditschew, Jefremow, Granski.[30] Wie sich zeigte, wussten viele von ihnen, dass ich es war, der Miljukow den Brief überbracht hatte, und anstatt über die Zelte zu reden, fragten sie mich ausführlich zu den Details des Rückzugs der Armee aus und über die Stimmung, die in der Armee herrschte. Auf der zweiten Sitzung, bei der Rodsjanko, Maklakow und Kerenski anwesend waren, weigerte sich Maklakow, Zelte zu schicken. Er verwies darauf, dass die Armee und damit die Abteilung Galizien sehr bald vollständig räumen und sich dann auf russischem Gebiet befinden werde, wo es genug Gebäude gebe. Er sprach davon, dass der Krieg an der Südwestfront bald auf russischem Territorium ausgetragen werde, und dies mit einer Sicherheit, als ob darüber keinerlei Zweifel bestehen könnte. Daher übernahmen auch alle anderen seine Argumentation. Mit größter Mühe erreichte ich, dass zumindest die Hälfte der Zelte für die Verwundeten und für das Personal geschickt würden.

Während ich auf Miljukows Brief wartete, fuhr ich für einen Tag nach Moskau. Dort erfuhr ich von der historischen Versammlung, die für den 20. Mai von der Gesellschaft »Koalition mit England« angesetzt worden war. Die Sit-

---

27 Mejer Chaimowitsch Bomasch, Deputierter der 4. Duma.

28 Naftali Markowitsch Fridman, Deputierter der 4. Duma für die Konstitutionell-Demokratische Partei.

29 Michail Wladimirowitsch Rodsjanko, Präsident der 4. Duma.

30 Fjodor Ismailowitsch Roditschew (1854–1933), Deputierter der 1., 2., 3., 4. Duma. Iwan Nikolajewitsch Jefremow (1866–1945), Deputierter der 1., 3., 4. Duma, in der Provisorischen Regierung nach Perewersew Justizminister.

zung war halboffiziell und zu ihr kamen der Generalgouverneur Jussupow[31] und der Polizeichef Adrianow[32]. Von Beginn an wurden derart oppositionelle Reden gehalten, dass Jussupow und Adrianow die Sitzung sofort wieder verließen. Nachdem sie weg waren, hielten Maklakow, Roditschew und Miljukow, welche eigens wegen der Versammlung aus Petrograd gekommen waren, offen revolutionäre Reden. Maklakow sprach ganz unverblümt davon, dass man der Arbeit der »hessischen Frau« (gemeint ist die junge Zarin)[33] »Grenzen« setzen müsse. Man rechnete mit Verhaftungen, aber es gab keine.

Viel wichtiger war die Sitzung des Komitees der Staatsduma, die einige Tage zuvor stattgefunden hatte und von der mir S. W. Posner[34] erzählte. In dieser Sitzung erklärte Miljukow im Namen der Kadettenpartei, dass diese ab sofort ihre Taktik der Passivität und des Schweigens aufgebe, die Forderung nach Einberufung der Duma stelle und die Bildung eines Koalitionskabinetts mit führenden Vertretern des öffentlichen Lebens fordere. Wenn die Regierung die Einberufung der Duma verweigere, müsse diese von selbst zusammentreten. Miljukow wurde von den Vertretern anderer Gruppierungen unterstützt, sogar von der Rechten. Skoropadskyj[35], der spätere Hetman der Ukraine, stellte die Forderung, dass dem Kabinett mindestens fünf Abgeordnete der Staatsduma angehören sollten. Rodsjanko stimmte allem zu, sowohl der Einberufung der Duma als auch der Forderung nach einem Koalitionskabinett. Fürs Erste einigte man sich auf die Forderung, dass Maklakow, Schtscheglowitow[36] und Suchomlinow zurücktreten müssten.

Weiter erzählte man, dass Rodsjanko ins Hauptquartier gefahren sei, um Nikolai Nikolajewitsch auf den Mangel an Munition aufmerksam zu machen. Anstelle der fünfundsechzigtausend Geschosse, die täglich benötigt würden, wurden nur zwanzigtausend produziert, weshalb er vorschlug, die Produktion den gesellschaftlichen Organisationen zu übertragen. Der Großfürst, so sagte man, habe zugestimmt, dass unter dem Vorsitz von Rodsjanko ein entsprechendes Komitee mit führenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens organisiert wird.

---

31 Felix Felixowitsch Fürst Jussupow (1856–1928).

32 Alexander Alexandrowitsch Adrianow (1861–1918), Stadtoberhaupt von Moskau zwischen 1908–1915.

33 Großherzogliche Prinzessin Alix von Hessen-Darmstadt (1872–1918), durch ihre Heirat mit Nikolai 1894 Zarin Alexandra Fjodorowna.

34 Solomon Wladimirowitsch Posner (1876–1946), Journalist, Schriftsteller, Philanthrop.

35 Pawlo Petrowytsch Skoropadskyj (1873–1945), General in der russischen Armee, ukrainischer Politiker, Hetman von 1918 bis 1919.

36 Iwan Grigorjewitsch Schtscheglowitow (1861–1918), Justizminister zwischen 1906 und 1915, einer der Initiatoren des Beilis-Prozesses.

Am 25. übergab mir Miljukow ein Antwortschreiben an Demidow, oder richtiger, an die Generäle der Front. Dabei berichtete er mir über den Stimmungswandel, der eingetreten war. Die Armee könne beruhigt sein. Man unternehme hier alles, damit die Politik sich ändere. Er wiederholte fast alles, was Posner mir bereits erzählt hatte.

»Die Rechten unterstützen unsere Forderung nach einem verantwortungsvollen Kabinett«, fügte er hinzu. »Selbstverständlich verstehen sie diese auf ihre Art, aber das macht nichts. Die Stimmung in Petrograd ist sehr optimistisch, oppositionell und sie überträgt sich allmählich auf Moskau.«

Am selben Tag noch fuhr ich nach Lemberg zurück.

Im Waggon traf ich eine der führenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens von Kowno, Herrn Wolf. Er teilte mir einige Details über die Vertreibung mit. Sein Vater und noch ein wichtiger Vertreter der Gemeinde, Soloweitschik, waren sofort nach Petrograd gefahren, um sich an den Handelsminister, Fürst Schachowskoi[37], zu wenden. Sie berichteten ihm, was sich in den Orten, die von der Vertreibung betroffen waren, abspielte. Schachowskoi war sehr betroffen von all dem, den Tränen nahe, sagte aber, dass er in keiner Weise helfen könne. Der Generalstab höre auf niemanden.

Als es in Kowno zu Unruhen kam, ließ der Stadtkommandant alle Personen, die in irgendeiner Weise verdächtig waren, aus der Stadt entfernen. Umso mehr erstaunte es ihn, als er den Befehl erhielt, alle Juden aus der Stadt zu vertreiben. Er telegrafierte sofort, dass eine Ausweisung der Juden den ganzen Landstrich ruinieren werde und dass es keine Notwendigkeit dafür gebe. Darauf erhielt er die strikte Order, den Befehl genau und unverzüglich auszuführen. Wie unerbittlich der Befehl ausgeführt wurde, ist daran zu sehen, dass sogar Kranke aus den Spitälern abtransportiert wurden. Man erlaubte nicht einmal einem Vater, bei seinem Kind zu bleiben, dem einen Tag vorher eine Militärabteilung das Bein gebrochen hatte.

Wolf und ich saßen im Speisewagen. An dem anderen Tisch saßen ein paar ältere Herren, Professoren der Kiewer Universität, die in Petrograd bei einem Empfang des Zaren gewesen waren und jetzt nach Hause zurückkehrten. Unter ihnen war ein alter Professor in Militärkleidung und mit blauen Brillengläsern. Er redete die ganze Zeit über die »Jidden«. Sie seien Spione, sie seien für jedes Unglück verantwortlich. Das einzige Mittel, um die Armee, um Russland zu retten, sei die Ausrottung aller »Jidden«. Er sagte das laut. An einer Station, an

37 Fürst Wsewolod Nikolajewitsch Schachowskoi (1874–1954), Minister für Handel und Handwerk 1915–1917.

der wir haltmachten, fuhr ein Zug vorbei, der vollgepackt war mit Soldaten. Der antisemitische Professor blickte hin und bemerkte: »Chair à canon« (französisch für »Kanonenfutter«). Ich konnte mich nicht zurückhalten, ein wenig Rache an dem Professor zu nehmen. Ich stand auf und sagte streng:

»Sie haben die Soldaten als ›Kanonenfutter‹ bezeichnet?«

Der Professor erschrak heftig und murmelte etwas vor sich hin.

»Sie haben den ganzen Tag über die Juden geredet, dass sie keine Patrioten seien, und selbst nennen Sie die Soldaten ›Kanonenfutter‹. Mit welchem Recht sprechen Sie über andere und verurteilen diese? Sie sind ein Hetzer, ein Verleumder. Sie haben Glück, dass Sie auf mich getroffen sind, ein anderer hätte sie den Autoritäten übergeben.«

Kurzum, ich konnte es ihm heimzahlen. Er saß da wie ein geprügelter Hund, verschwand bald in seinem Coupé und kam nicht mehr in den Speisewagen.

In Kiew traf ich auf dem Bahnhof eine Gruppe junger Leute des Hilfskomitees an, die auf einen Zug mit sechshundert Vertriebenen aus Galizien warteten. Man hatte für sie Abendessen zubereitet. Die jungen Leute erzählten mir, dass seit Tagen viele Tausende Flüchtlinge aus Galizien ankamen. Bis zur Grenze treibt man sie zu Fuß, dann mieten die Juden der russischen Schtetlech Fuhrwerke für sie oder kaufen ihnen Bahnbillets und schicken sie nach Kiew. Gleichzeitig muss man auch für die vertriebenen Polen und Ruthenen Fuhrwerke mieten, Billets kaufen und Essen bereitstellen.

In Kiew war die Stimmung sehr niedergeschlagen. Dem Komitee ist es völlig unmöglich, die große Not der Tausenden Vertriebenen zu lindern, deren Zahl mit jedem Tag wächst. Den Großteil von ihnen verschickt man in ferne Gouvernements, die restlichen verschickt man in Gruppen von Tausend und mehr in die Schtetlech, wo sie keinerlei Möglichkeiten haben unterzukommen. In einigen der Schtetlech sind die Synagogen derart mit Vertriebenen überfüllt, dass man sich nicht einmal hinsetzen kann. Und nun ist die Nachricht gekommen, dass die Juden aus Riga, aus Radom, aus Wilna und einer Reihe anderer Orte ausgewiesen werden. Kein Wunder, dass der Vorsitzende des Hilfskomitees, Sh. A. Grinberg, ebenso wie die anderen Mitglieder, völlig verzweifelt ist.

In Kiew informierte man mich, dass man aus Lemberg – das gerade evakuiert wurde – Tausende Juden wegschickte.

Kapitel 6

In den zwei Wochen, in denen ich nicht in Lemberg gewesen war, hatte sich die Lage dort geklärt. In der Zwischenzeit hatten die Österreicher Przemyśl eingenommen und waren so nahe an Lemberg herangerückt, dass jetzt keiner mehr daran zweifelte, Lemberg verlassen zu müssen. Man rechnete sich schon den Tag und die Stunde des Eintreffens der Österreicher aus. Von der russischen Zivilbevölkerung, die in die Stadt gekommen war, war fast niemand mehr da. Die Evakuierung aller öffentlichen Einrichtungen war im Gange. Die Eisenbahnverwaltung wurde in aller Eile evakuiert. Vor der Wohnung des Generalgouverneurs, die sich im herrlichen Palast des Statthalters von Galizien befand, standen fast hundert Fuhrwerke, vollbeladen mit Möbeln und anderen Gegenständen aus dem Palast. Man nahm nicht nur alles mit, was sich im Palast befand, man schnitt sogar die Seidentapeten von den Wänden und riss die Parkettböden heraus. Dieselben Plünderungen gab es in Hunderten reichen Privathäusern, aus denen Offiziere und Generäle die ganze Einrichtung, alles, was sich nur bewegen ließ, abtransportierten und nach Hause schickten. Abgesehen von der Schändlichkeit dieser Räuberei hatte das auch noch den Effekt, dass die Hunderten Wagen mit Diebesgut den Weg versperrten, und da die Wagen hierfür bereitgestellt waren, konnte man das wichtige militärische Gerät nicht evakuieren. Viele Kanonen und Granaten, von den Vorräten ganz zu schweigen, blieben zurück. Sogar die Eisenbahnwerkstätten, die für die abziehende Armee wichtiger als alles andere waren, blieben zurück.

Demidow traf ich in sehr gedrückter Stimmung an. Ich übergab ihm Miljukows Brief und erzählte ihm von der Stimmung in Petrograd, was aber auf ihn in seinem aufgewühlten Zustand so gut wie keinen Eindruck machte. Er wirkte wie ein Mensch, der ein schreckliches Geheimnis kennt, das er niemandem anvertrauen darf.

Von Demidow erfuhr ich von dem Pogrom gegen die Deutschen in Moskau: Ganze Stadtviertel seien verwüstet worden, an die vierhundert Geschäfte zerstört, der Schaden gehe in die Hunderte Millionen. Später erfuhr ich Einzelheiten: Der Schaden belief sich auf eine halbe Milliarde Rubel. Während des Pogroms wurden Weinkeller ausgeräumt und ausgetrunken. Andere wurden angezündet. Mehr als hundert Menschen erstickten, starben an Alkoholvergiftung oder ertranken schlicht im Wodka. Ein Teil von den hundert wurde erschossen. An diesem Tag gab es in Moskau achtundvierzig Brände.

Der Pöbel, der die deutschen Geschäfte plünderte, schrie: »Wo ist sie, die Betschwester, die Deutsche!« Gemeint war damit die Witwe des ermordeten

Großfürsten Sergei Alexandrowitsch, die in ein Kloster eingetreten war[38]. Die Polizei verhielt sich den Pogromtreibern gegenüber nachsichtig, ging ihnen nach, um auf sie einzureden: »So, geplündert habt ihr nun, das reicht jetzt.« Bemerkenswert war, dass die jüdischen Geschäfte nicht angerührt wurden. Im Gegenteil, an vielen jüdischen Geschäften gab es Aushänge mit der Aufschrift: »Jüdisches Geschäft von Soundso, Nachkomme russischer Untertanen.« Einige Deutsche konnten ihre Geschäfte dadurch retten, dass sie sich als Juden ausgaben. Um ein Uhr in der Nacht trat die Stadtduma zu einer Sondersitzung zusammen, zu der man den Generalgouverneur Jussupow und den Polizeichef Adrianow einlud. Sie kamen nicht. Daraufhin fasste die Duma den Beschluss, dass sie, falls die beiden nicht erschienen, ihre Vollmachten niederlegen und das nach Petrograd telegrafieren werde. Die Drohung wirkte, Jussupow und Adrianow kamen. Die Duma teilte ihnen ihren Beschluss mit: Falls nicht innerhalb einer Stunde die energischsten Schritte unternommen würden, den Pogrom zu stoppen, werde die Duma auf der Stelle eine Volksmiliz aufstellen. Das wirkte und es wurden die notwendigen Maßnahmen getroffen, um den Pogrom zu beenden. Am nächsten Morgen trat Adrianow von seinem Amt zurück.

In Lemberg traf ich Lander an. Er machte mich mit der Lage des Hilfskomitees vertraut. In den letzten Tagen hatte das Komitee von Kiew und Petrograd jeweils fünfzehntausend Rubel erhalten, sodass es jetzt über fünfunddreißigtausend verfügte. Lander machte das Komitee darauf aufmerksam, dass, falls Lemberg wieder an die Österreicher fallen sollte, die Stadt und die Umgebung die Hilfe der russischen Juden nicht mehr brauchen und auf sie auch gar kein Anrecht mehr haben werde, so wie die russischen Juden auch kein Recht mehr haben würden, ihnen zu helfen. Er forderte deshalb, dass das Komitee das verbliebene Geld über uns an das Petrograder und Kiewer Komitee zurückzahlen solle.

Ich stimmte Lander zu. Wir trafen uns in dieser Sache mit Hoyzner – auch er teilte unsere Ansicht, sagte aber, die anderen Komiteemitglieder, vor allem Dr. Diamand und der Bankier Feller (der Treuhänder), seien dagegen. Sie gingen davon aus, dass das Geld dem Komitee gehörte und dieses zu keiner Rückzahlung verpflichtet sei. Wir beschlossen, die Rückgabe des Geldes energisch einzufordern.

38 Großfürst Sergei Alexandrowitsch Romanow (1857–1905), wurde 1905 bei einem politischen Attentat getötet, war Generalgouverneur von Moskau von 1891 bis 1905. Seine Gattin, die Schwester der letzten Zarin, Prinzessin Elisabeth von Darmstadt-Hessen (1864–1918) bzw. nach der Heirat 1884 Großfürstin Jelisaweta Fjodorowna, gründete nach seinem Tod das Martha-Maria-Kloster der Barmherzigkeit und wurde dessen Äbtissin. Die Schwestern aus diesem Kloster wirkten aktiv als Pflegerinnen in den Frontlazaretten. Jelisaweta Fjodorowna Romanowa wurde 1918 als Angehörige der Zarenfamilie von der Tscheka ermordet.

Um weiter in Galizien bleiben und dort reisen zu können, musste ich mich einer Abteilung anschließen. Nachdem Demidows Abteilung nach Wolotschysk verlegt worden war und Demidow sich in einem derartigen Zustand von Aufregung und Verwirrung befand, dass es schwer war, mit ihm etwas zu vereinbaren, entschloss ich mich, Dolgorukows Abteilung zu kontaktieren. Ich besaß einen Brief mit den wärmsten Empfehlungen von Dolgorukow an den derzeitigen Bevollmächtigten der Abteilung, M. G. Komissarow[39], einen angesehenen Vertreter der Moskauer Gesellschaft, den ich kannte.

Ich konnte in Erfahrung bringen, dass sich Komissarow mit seiner Abteilung im Schtetl Jaworiw aufhielt. Zufälligerweise fand sich auch ein Automobil, das dorthin beordert war, und so fuhr ich gemeinsam mit Dr. Lander hin.

Wir fuhren durch das Schtetl Janiw. Dieses war völlig niedergebrannt. Nur am Rande des Schtetls waren die Kirche und daneben ein knappes Dutzend christlicher Häuser erhalten geblieben. Ein Teil der jüdischen Bevölkerung, ein paar Dutzend Familien, war noch da und wohnte in den Kellern der verbrannten Häuser und in den Ruinen. Kein einziges Geschäft war übrig, nur am Ortseingang standen mehrere Tische, an denen Schatten von Menschen, vor allem Frauen, Brot und Zigaretten verkauften. Die Kinder liefen nackt und barfuß herum. Die Erwachsenen wie die Kinder zeigten Anzeichen der Verwahrlosung, die der Hunger hervorruft. Ich gab den Frauen ein paar Rubel. Sie sahen mich mit großen, erschrockenen Augen an und begannen zu weinen. Dann umringten mich die Kinder, eine ganze Schar von Kindern, die mit ausgestreckten Händen zu schreien ansetzten und um ein paar Kopeken bettelten. Ich wollte ihnen etwas geben, aber als ich die Hand ausstreckte, um einem Kind eine Münze zu geben, schnappten sofort Dutzende Hände danach und versuchten, sich die Münze gegenseitig zu entreißen. Ich versuchte, ihnen klarzumachen, dass ich allen etwas geben werde und man sich nicht darum balgen müsse, aber es war alles umsonst. Ich musste schließlich fortgehen, ohne jemandem etwas geben zu können.

Als wir auf der Rückfahrt von Jaworiw wieder durch Janiw kamen, traf ich dort Doktor Davidson. Er arbeitete im Lazarett von Janiw. Dieses war mit Verwundeten überfüllt und Davidson hatte schon achtundvierzig Stunden gearbeitet, ohne zu schlafen. Über die jüdische Bevölkerung des Schtetls konnte er mir gar nichts sagen, er hatte keinen Kontakt zu ihr. Er versprach mir aber, die Lage der Juden zu erkunden und unter ihnen die zweihundert Rubel zu verteilen, die ich ihm überließ.

Von Janiw fuhren wir weiter nach Jaworiw. Zum ersten Mal bot sich vor meinen Augen das traurige Bild einer Armee auf dem Rückzug. Der Weg war

39 Michail Gerassimowitsch Komissarow (1867–1929), Unternehmer, Jurist, Publizist, Mäzen.

überflutet von Wagen und Menschen, die zu Fuß gingen. Die Fuhrwerke der ausgewiesenen Bauern, dicht besetzt mit Frauen und Kindern, schleppten sich mühsam dahin. Sie saßen reglos auf den Wagen, staubbedeckt und trübselig, mit erloschenen Augen und versteinerten Mienen. Zur gleichen Zeit wie die Fuhrwerke war der auf dem Rückzug befindliche Tross unterwegs, schwerbepackte Fuhrwerke, welche die erschöpften, ausgezehrten Pferde, die von noch erschöpfteren, staubbedeckten Soldaten angetrieben wurden, kaum mehr ziehen konnten. Dann kamen kleine Trupps von Soldaten zu dreißig, vierzig Mann. Sie gingen weit auseinandergezogen, als wären sie vom Weg abgekommen, müde und niedergeschlagen, und trugen eingerollte Fahnen. Das waren die Wenigen, die von ganzen Regimentern übrig geblieben waren. Zahlreicher als alle anderen waren die Verwundeten, in einem endlosen Zug. Sie gingen am Wegesrand, mit verbundenen Köpfen, verbundenen Armen. Ein paar hinkten auf Stöcken, die sie im Wald abgebrochen hatten, andere stützten sich auf die gesünderen Kameraden. Am Weg lagen die Müden, die Entkräfteten, die Sterbenden. Man hörte kein Seufzen, keine Schreie, aber auf allen Gesichtern lag der Ausdruck schweren Leids, der Engel des Todes, Satan. Ein wahres Höllenbild.

Ich frage einen Verwundeten:

»Warum der Rückzug?«

»›Er‹ hat uns mit Granaten überschüttet …«, antwortet er schwach. »Wir konnten nicht mehr standhalten, keinen Widerstand mehr leisten.«

»In wenigen Minuten blieben von einer Rotte nur zwei, drei Männer übrig, soviel ›kostet‹ er uns«, fügt ein anderer hinzu.

Jaworiw ist ein hübsches Städtchen, das heil aus früheren Auseinandersetzungen hervorgegangen war. Dort ist die Bewegung der abziehenden Heeresteile noch stärker. Die Straßen sind vom Tross verstopft, von Rotkreuzwagen, Automobilen, Artillerie und Infanterie. Unter die Soldaten mischen sich Scharen von Bauern, die Vieh vor sich hertreiben. Sie gehen mit gesenkten Köpfen, wie Verurteilte. Der unendliche Strom fließt langsam und totenstill dahin, wie eine Trauerprozession. Plötzlich zerreißt ein herzzerreißendes Wehklagen die Stille. Eine Bäuerin schreit und weint, der die Soldaten eine Kuh weggenommen haben. Die Bäuerin stürzt händeringend von einem Offizier zum nächsten, schreit, bittet, wirft sich ihnen vor die Füße und stößt nur auf eisige Gleichgültigkeit, als würde man sie gar nicht bemerken. Für einen Augenblick wird der Strom gestoppt. Ein Leichenzug quert ihn. Rasch trägt man den Leichnam vorbei. Der auseinandergerissene Strom vereinigt sich wieder und fließt weiter. Müde, erschöpfte, staubige Soldaten scheren aus dem Strom aus und laufen zu den Tischen mit Brot, die von Kunden belagert werden, schieben sich in die vollge-

packten Geschäfte, springen eilig mit einer Semmel heraus, die sie sofort essen, und schließen sich wieder ihrem Truppenteil an.

Juden sitzen in den Geschäften und haben alle Hände voll zu tun, um allen das Gewünschte zu geben. Juden gehen in aller Ruhe zwischen den Soldaten durch die Straßen und keiner rührt sie an. Man bemerkt an ihnen keinerlei ängstliche Unterwürfigkeit. Und von Seiten des Militärs hört man keinerlei freche Zurufe. Die Abziehenden sind so geschlagen, dass sie nicht einmal genug Mut haben, um die Juden anzugreifen. Aber ihnen folgen noch andere Heeresteile, die Kosaken werden kommen als Letzte, die Zerstörer. Diese werden sich anders verhalten …

Aber die Juden spüren die Gefahr nicht, die sich ihnen nähert. Sie verstehen noch nicht, was hier passiert. Bis gestern ist hier alles ruhig gewesen und man erwartet nichts.

Ich ging in die Seitengassen, die der Strom des Militärs nicht erreichte. Ich ging in die große steinerne Synagoge. Dort traf ich einige ältere Juden an, die sich in aller Ruhe über den Abzug der Russen unterhielten. Ich kam mit ihnen ins Gespräch und sie erzählen mir, dass die Russen bei ihrem Einmarsch einen fürchterlichen Pogrom veranstaltet hatten, bei dem die Stadt geplündert wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden auch dreißig Geiseln genommen, von denen man bis jetzt nicht wusste, wohin man sie verschickt hatte. Aber seitdem war es in der Stadt ruhig und still geblieben. Der Kommandant war ein anständiger Mensch, verfolgte die Juden nicht und hatte auch versprochen, dass man während des Abzugs keine Geiseln nehmen werde. Das beruhigte die jüdische Bevölkerung zu einem gewissen Grad.

Die Juden, die ich in der Synagoge antraf, wussten nur eines: Die Russen zogen in aller Eile ab, was bedeutete, dass die Österreicher bald eintreffen würden. Sie fragten mich ganz naiv:

»Kann man sich darauf verlassen, dass die ›Unseren‹ morgen schon da sind?«
»Es kann morgen sein, es kann auch erst in einer Woche sein«, antwortete ich. »Und es kann sein, dass die Stadt beschossen wird, bevor sie kommen. Man muss auf alles vorbereitet sein, man muss in den Häusern Brot und Wasser vorrätig haben für den Fall, dass man nicht rausgehen kann.«

Meine Worte verursachten Unruhe. Man begann, die Lage ernster zu betrachten.

In Lemberg hatte man mir einen Herrn Wolf als angesehenen Bürger und wichtige Persönlichkeit der Gemeinde genannt. Ich fragte nach ihm und sie sagten mir, dass es schwierig sein werde, mich mit ihm zu treffen. Seit dem Vortag halte er sich versteckt. Ungeachtet der Versicherungen des Kommandanten fürchtete er, dass man ihn als Geisel nehmen werde.

Ich ging in die Stadt, um Komissarows Abteilung zu suchen. Zusammen mit ihr befand sich auch die mobile Einsatztruppe der Staatsduma in der Stadt. Aber beide Abteilungen wurden evakuiert und woandershin verlegt – die eine nach Maheriw, die zweite nach Nemyriw[40]. Ich traf Komissarow und gab ihm Dolgorukows Brief. Er wies mich auf die unklare Lage hin, in der man sich befinde und die es schwer mache, etwas über eine bestimmte Arbeit zu sagen. Er schlug mir vor, mich fürs Erste einfach seiner Abteilung anzuschließen und mit ihm nach Maheriw zu fahren. Den gleichen Vorschlag machte mir auch die Abteilung der Staatsduma, mit ihnen sollte ich nach Nemyriw fahren. Ich verschob die Entscheidung, wohin ich fahren würde, auf den nächsten Tag.

Die Abteilungen sind mitten in der Evakuierung und ihre Lazarette mit Verwundeten gefüllt. Eine fieberhafte Tätigkeit ist im Gange. Fünf, sechs Ärzte sind dabei, neue Verbände anzulegen und die Verwundeten weiterzuschicken, teils zu Fuß, teils auf Fuhrwerken. Und immer neue Scharen von Verwundeten treffen ein.

»Wo ist das Lazarett?«
»Es wird niemand mehr aufgenommen …«

Der Fuhrmann und der Verwundete auf dem Fuhrwerk bleiben apathisch stehen und wissen nicht weiter. Ähnlich Verzweifelte stehen schon zu Dutzenden vor beiden Lazaretten.

Der Kanonendonner war bereits in nächster Nähe zu hören. Die Nachricht verbreitet sich, dass um zwei Uhr die Österreicher Krakowez eingenommen haben, fünfzehn Werst von Jaworiw entfernt. Der Stadtkommandant ist bereits gestern abgereist. Alle Einrichtungen sind schon evakuiert. Die Versorgungseinheit verteilt die verbliebenen Vorräte, die man nicht mehr wegschaffen konnte, an das vorbeiziehende Militär und an die lokale christliche Bevölkerung (Juden wagen sich gar nicht in die Nähe). Jeder nimmt, so viel er will und so viel er tragen kann. Und trotzdem bleiben noch Tausende Pud Zwieback, Konserven, Hafer und andere Dinge, die man wird verbrennen müssen.

Spät am Abend erinnerten Lander und ich uns daran, dass wir noch keine Bleibe hatten. Nach langer Suche fanden wir eine jüdische Herberge, die noch zwei freie Betten hatte.

Um vier Uhr am Morgen weckte mich Lander und rief mich aufgeregt ans Fenster:

40 Nemyriw (Ukrainisch), Nemirow (Russisch), Niemirów (Polnisch), etwa 40 Kilometer südöstlich von Winnyzja gelegen.

»Schauen Sie, was auf der Straße los ist.«

Ich ging zum Fenster und sah, wie viele jüdische Frauen durch die Straßen liefen, mit Geschrei und Gejammer; ihnen folgten halbnackte Kinder. Wir begriffen, dass ein Unglück passiert war. Rasch zogen wir uns an und gingen hinaus. Es stellte sich heraus, dass um zwei Uhr in der Nacht Soldaten mehrere jüdische Häuser umstellt und vierzig der angesehensten Bürger als Geiseln genommen hatten. Wohin man sie gebracht hatte, wusste niemand, weshalb ihre Frauen durch die Stadt liefen, um sie zu suchen. Etwas später führte ein Konvoi eine größere Gruppe Juden vorbei, vor allem ältere Personen, aus dem Schtetl Sudowa Wyschnja[41], ebenfalls Geiseln. Neben der Kirche der Unierten stand eine große Menge Bauern, man hatte sie hier versammelt und ließ sie nicht fort. Sie wussten nicht, was mit ihnen geschehen würde, und standen mit gesenkten Köpfen da, schweigend und unterwürfig.

Und der Strom der abziehenden Armee, der seit gestern keine Minute abgerissen war, zog noch immer durch die Straßen. Fuhrwerke und Artillerie, Infanteristen und Verwundete und hinter ihnen lauter Kanonendonner.

Die Besitzerin der Herberge und ihre zwei Töchter, die die ganze Nacht Brot gebacken haben, bestürmen uns mit Tränen in den Augen um einen Rat: Wegfahren oder bleiben? Womöglich werden die letzten Truppenteile, die Kosaken, morden, Frauen schänden? … Welchen Rat können wir ihnen geben?

Lander fuhr in einem Militärauto nach Lemberg. Die Abteilungen standen ebenfalls vor der Abfahrt. Aber ich wollte noch versuchen, Wolf zu treffen. Ich ging zu seiner Wohnung. Wie man mir angekündigt hatte, traf ich ihn dort nicht an. Seine Frau und seine Tochter erschraken, als ich eintrat. Als ich sie beruhigt hatte und sagte, warum ich hier war, erzählten sie mir, dass er sich versteckt halte und nur deswegen in dieser Nacht nicht verhaftet worden war. Ich fragte sie über die Lage in der Stadt aus. Sie berichteten mir detailliert, wie die Lage war, das Ausmaß der Not und was in der Zeit der russischen Okkupation geschehen war. Jetzt, da man vierzig jüdische Bürger als Geiseln verschleppt hatte, waren deren Familien schlicht zum Hungertod verurteilt. Die Frauen machten einen guten Eindruck auf mich, aber ich konnte mich nicht durchringen, ihnen Geld für die Notleidenden anzuvertrauen. Frau Wolf bemerkte mein Zögern und sagte beleidigt:

»Wenn Sie meinen Mann angetroffen hätten, dann hätten Sie ihm die paar Rubel anvertraut, die Sie für unsere Armen haben, und mir wollen Sie nicht vertrauen, weil ich eine

41 Sudowa Wyschnja (Ukrainisch), Sądowa Wisznia (Polnisch), Sudowaja Wischnja (Russisch), etwa 50 Kilometer westlich von Lemberg gelegen.

Frau bin. Meinen Sie, dass ich mir das Geld, das für Menschen bestimmt ist, die vor Hunger sterben, aneignen würde?«

Sie beschämte mich. Ich übergab ihr dreihundert Rubel.

Als ich zu Komissarows Abteilung zurückkam, traf ich ihn nicht mehr an. Auch die Abteilung der Staatsduma war bereits fast vollständig abgereist. Ich erwischte gerade noch ein Automobil, das nach Lemberg fuhr, und kehrte mit diesem zurück.

Kapitel 7

Ein paar Stunden nach meiner Ankunft in Lemberg tauchten in der Stadt die ersten Teile der abrückenden Armee auf: der Tross, die Artillerie, die Rotkreuzwagen. Bald stellte die Straßenbahn ihren normalen Betrieb ein und man nutzte die Wagen, um die Verwundeten, die massenhaft in die Stadt kamen, in die Lazarette zu bringen. Dann verbreitete sich das Gerücht, Jaworiw sei eingenommen worden. Allmählich spürte man, dass das Finale nahte und der russischen Herrschaft über die Stadt nur mehr wenige Tage beschieden waren.

Ich erhielt Besuch vom Chefarzt der Abteilung der Staatsduma, Dr. Koschenewski, der sich in heller Aufregung befand.

»Wissen Sie schon das Neueste?«
»Was denn?«
»Kommen Sie mit, dann erzähle ich es Ihnen!«

Als wir das Hotel verließen, informierte er mich:

»Der Feind ist bei Rawa-Ruska durchgebrochen … Er hat Nemyriw eingenommen. Wie es um unsere Abteilung steht, die dorthin verlegt worden ist, weiß ich nicht. Entweder hat sie es noch rechtzeitig geschafft und ist rasch weitergezogen oder sie ist in Richtung Maheriw weitergezogen. Das ist der direkteste Weg, den sie nehmen konnte. Kommen Sie, wir fahren ihnen entgegen. Ich bin mit meinem Automobil hier.«

Wir fuhren ab. Auch hier war die Straße mit abziehenden Truppen überflutet. Wir machten in Schowkwa halt. Helle Aufregung in der Stadt. Die jüdische Bevölkerung ist in höchster Angst. Alle stellen mir dieselbe Frage:

»Stimmt es, dass die Kosaken bald hierherkommen?«

Wir hielten uns nicht lange auf, aber ich hatte Zeit, den Vertreter des lokalen Hilfskomitees zu treffen und ihm die für den Ort zugeteilten fünfhundert Rubel zu übergeben.

Ein paar Stunden später waren wir in Maheriw. Das war offenbar einmal eine hübsche Stadt gewesen. Jetzt konnte man ohne Übertreibung sagen, dass von ihr nur der Name und die aufragenden Wände und Kamine von verbrannten Häuserruinen geblieben waren. Sogar die alte Steinsynagoge mit ihren dicken Mauern, die einen Durchmesser von drei Arschin hatten, war zur Hälfte eingestürzt. Man sah kein einziges unbeschädigtes Gebäude und man sah auch keinen lebenden Menschen. Wie ich später erfuhr, hatte man die Stadt eine ganze Woche lang beschossen. Eine Granate hatte die Synagoge getroffen und dort viele Menschen getötet.

Hier trafen wir auf Komissarow und seine Abteilung. Sie lagerten auf freiem Feld und wussten nicht, wohin sie sich wenden sollten. Einige fuhren in der Gegend umher, um einen Gutshof zu finden, wo die Abteilung sich einquartieren konnte.

Komissarow hatte ebenfalls gehört, dass Nemyriw eingenommen worden war. Da die Abteilung der Staatsduma aber nicht hier war, hatte sie Nemyriw vermutlich in Richtung Sokal verlassen. Koschenewski entschied sich hinzufahren und ich schloss mich ihm an. Sokal war, wo ich hinmusste. Auf dem Weg hinterließ Koschenewski an vielen Telegrafenmasten Zettel für die Abteilung, falls sie vorbeikäme.

Wir mussten noch einmal durch Schowkwa fahren. Das war schon spät in der Nacht. Wir machten halt. Koschenewski ging zum Stab und ich zum Bahnhof, für den Fall, dass die Abteilung hierhergekommen war, um mit der Bahn weiterzufahren. Der Bahnhof war dunkel und leer. Fuhrwerke mit Verwundeten kamen an und alle erhielten die Antwort: Es gibt keine Züge mehr, fahrt weiter nach Lemberg. Sie schleppten sich weiter. Auf einem Fuhrwerk fuhr ich vom Bahnhof in die Stadt zurück. Drei Menschen lagen auf dem Wagen: Zwei Verwundete und ein Cholerakranker. Das Fuhrwerk war seit dem Morgen unterwegs und niemand hatte die Kranken übernehmen wollen.

»Zuerst haben die Kranken gestöhnt, vor allem der Cholerakranke«, sagte mir der Soldat, der den Wagen fuhr. »Jetzt ist er still geworden. Gestorben.«

Ich fragte ihn über den Krieg aus.

»Solange das noch die alte Armee war, war sie stark und hatte vor nichts Angst. Jetzt sind die alten Soldaten gefallen, keiner von ihnen ist mehr da. Und die jungen sind wie die Kälber, sie verstehen nichts, bei der geringsten Kleinigkeit ergeben sie sich oder laufen davon.«

Koschenewski und ich fuhren weiter, aber es war stockfinster und wir machten in einem Dorf halt, um zu übernachten. In einem Haus am Straßenrand war noch Licht. Wir traten ein. Dort wohnte ein Jude namens Horvits, mit großer Familie. Mann und Frau standen am Ofen und buken Brot. Man bereitete uns Essen und ein Nachtlager. Währenddessen erzählte uns der Jude, dass er ein reicher Mann gewesen war, mit eigenem Haus, Land, einem Holzhandel. Das Haus hatte man verbrannt, das Holz konfisziert. Er hatte sich hier in einem verlassenen Haus niedergelassen, um seinen Lebensunterhalt mit Brotbacken zu verdienen.

Wir legten uns zur Ruhe, aber an Schlaf war nicht zu denken. Koschenewski begann, über Juden zu reden. Er habe sein ganzes Leben in jüdischen Städten verbracht und sich so an sie gewöhnt, dass er sich unter Juden wohler fühlte als unter Christen.

»Ich habe bemerkt«, erwiderte ich, »dass Sie auf der ganzen Strecke, wenn Sie nach dem Weg fragen mussten, sich immer an Juden gewandt haben, kein einziges Mal an Christen.«

Er lachte.

»Das hat mich die bittere Erfahrung gelehrt … Hören Sie zu. Die Juden verdächtigt man der Spionage. Meinen Sie, das geschieht aus Antisemitismus? Nein! Der Offizier, der für gewöhnlich die Juden nicht kennt, ist ganz sicher, dass der Jude ›alles weiß‹, und alles wissen kann selbstverständlich nur ein Spion. Die Idee von der jüdischen Allwissenheit hat einen ganz einfachen Grund, nämlich den, dass der Russe ahnungslos ist. Also beispielsweise, ich bin unterwegs. Ich frage einen Juden: Wo sind hier die Kampfhandlungen? Er hört zu und sagt Ihnen ungefähr den Ort. Er wird Ihnen sagen, wie viele Werst es sind bis zu einem bestimmten Punkt. Wenn Sie einen Bauern aus der Gegend fragen, wird der eine Ihnen das eine sagen, der andere das Gegenteil … Oder, vom Schlachtfeld kommen verwundete Soldaten. Ich frage:
›Wann bist du verwundet worden?‹
›Vor fünf, sechs Stunden.‹
›An welchem Ort waren die Kämpfe?‹
Sie werden von allen, und wenn sie Hunderte Verwundete fragen, wortwörtlich dieselbe Antwort erhalten: ›Ist mir entfallen‹.[42] Aber er lügt, er hat es schon vorher nicht gewusst, sich gar nicht dafür interessiert, in Erfahrung zu bringen, wie der Ort heißt, wo er sich befindet. Um zu erfahren, wo die Schlacht im Gang ist, müssen Sie beobachten, aus welcher Richtung der Soldat kommt, Sie müssen ihn fragen, vor wie vielen Stunden er das Schlachtfeld verlassen hat, und sehen, wie rasch er unterwegs ist. Dann können Sie aus-

42 An-Ski lässt die Soldaten Russisch antworten (»sapamjatowal«).

rechnen, wie viele Werst er zurückgelegt hat aus welcher Richtung und dann anhand der Karte bestimmen, wo die Schlacht ist. Und so ist das mit allem. Der Russe hat keinerlei Interesse, etwas zu erfahren, er ist nicht neugierig, während der Jude, wie jeder kultivierte Mensch, wissen will, was rund um ihn vorgeht. Und für diese russische Unwissenheit haben Hunderte und Tausende Juden während des Krieges mit ihrem Leben bezahlt.«

An Schlaf war nicht mehr zu denken und so fuhren wir um drei Uhr weiter. Gegen sieben Uhr kamen wir in das Städtchen Welyki Mosty[43]. Da wir nur noch wenig Benzin hatten, machten wir halt, um welches zu besorgen. Ich ging in die Stadt, um jene Juden zu suchen, die mir Dr. Hoyzner als die wichtigen Personen hier genannt hatte (ich führte eine solche Liste für eine Reihe von Städten in der Gegend bei mir). Ich fand sie, bat, man möge noch drei wichtige Bürger der Stadt einladen, und wir versammelten uns bei einem von ihnen zu Hause. Sie berichteten mir, dass die Russen, als sie vor neun, zehn Monaten die Stadt einnahmen, einen schrecklichen Pogrom veranstaltet hatten, aber die Stadt war unversehrt geblieben, nichts wurde niedergebrannt, und seitdem hatte es, außer einigen Raubüberfällen, keine Pogrome gegeben. Vor zwei Tagen war plötzlich der Sturm hereingebrochen, hatten die Armeebewegungen begonnen und nun lebte die jüdische Bevölkerung in Angst, dass demnächst die Kosaken kommen und die Stadt zerstören würden. Wahrscheinlich werde man Geiseln nehmen, vielleicht sogar alle vertreiben. Kurzum, man betrachtete den Abzug der Russen als das größte Unglück. Wenn sie nur bleiben würden, bis Frieden sei, und dann erst gehen.

Die wirtschaftliche Lage der Juden war die ganze Zeit über schlimm. Man verhungerte. Seit drei, vier Monaten wusste man, dass es in Lemberg ein Hilfskomitee gab, aber man hatte keinerlei Möglichkeit, jemanden dorthin zu schicken, um darüber zu informieren und um Hilfe zu bitten, und so hatten sie während der ganzen neun Monate von nirgendwoher Unterstützung erhalten.

Ich überließ ihnen sechshundert Rubel und bemühte mich, sie ein wenig zu beruhigen. Die unerwartete Hilfe, die plötzlich wie vom Himmel fiel, meine Herzlichkeit rührten die armen, erschrockenen und schutzlosen Menschen so sehr, dass sie laut zu weinen begannen. Es war ein schrecklicher Anblick, wie fünf ältere Juden, zwei davon Greise, weinten, wie die Kinder schluchzten und die Tränen, die ihnen über die Bärte liefen, schnell mit den Fäusten wegwischten.

Wir konnten in der Stadt kein Benzin bekommen und, um nicht auf dem Weg liegen zu bleiben, mussten wir nach Lemberg zurückkehren. Die Straße war so verstopft von abziehenden Soldaten, dass wir mit dem Automobil kaum

43 Welyki Mosty (Ukrainisch), Mosty Wielkie (Polnisch), Welikie Mosty (Russisch), etwa 60 Kilometer nördlich von Lemberg gelegen.

durchkamen. Koschenewski fuhr ein paar Stunden später wieder nach Sokal und in der Nacht kam ein Sanitäter der Abteilung nach Lemberg und teilte mit, dass die Abteilung ungestört in Nemyriw stehe, von den Österreichern sei nicht einmal etwas zu hören. Die Züge verkehrten regelmäßig und die Abteilung sei dabei, nach Rawa-Ruska abzufahren. So ist es im Krieg, man weiß nicht, was zehn Werst weiter vor sich geht.

An dem Tag, den ich nicht in Lemberg gewesen war, hat die Stadt ihr Aussehen so verändert, dass sie kaum mehr wiederzuerkennen war. Ein Hexenkessel, alle Straßen und Gassen sind voller abziehender Soldaten, Stimmenlärm, das Rasseln von Eisen und die Hufschläge der Pferde. Das Hotel, in dem ich abgestiegen bin, ist fast leer, das Restaurant ist noch offen, aber das Personal ist fort und es gibt kein Essen. Draußen haben alle Geschäfte geöffnet, die Bevölkerung verhält sich ruhig, als würde sie gar nicht bemerken, was rundherum vorgeht.

Das Gerücht macht die Runde, dass Horodok[44] gefallen sei, dass die Österreicher nur fünfzehn Werst von der Stadt entfernt seien.

An den Mauern sind Mitteilungsblätter aufgeklebt, wonach »alle männlichen Personen zwischen achtzehn und fünfundvierzig Jahren der ortsansässigen Bevölkerung evakuiert werden müssen«, allerdings »Juden ausgenommen«. Was die Ausnahme für die Juden bedeuten sollte, wusste niemand, und das versetzte die jüdische Bevölkerung in Angst. Welche wüsten Gerüchte dazu in Umlauf waren, kann man sich ausmalen. Ein paar Tage später hörte Lander dazu folgendes Gespräch auf dem Bahnhof in Brody: Ein Zug mit Soldaten war aus Lemberg angekommen. Ein Oberst ging hin und fragte die Soldaten:

»Was ist aus Lemberg zu hören? Hat man in der Stadt schon Geschütze aufgestellt?«
»Wozu das?«, fragen die Soldaten.
»Um alle Juden zu erschießen!«

Nach meiner Ankunft in Lemberg suchte ich Lander auf, gemeinsam gingen wir zu dem Mitglied des Komitees Dreziner und dann gingen wir zu dritt zu dem Vermögensverwalter, dem Bankier Feller. Wir erklärten ihnen, dass wir ihnen keine fünfunddreißigtausend Rubel überlassen konnten, wenn wir es mit Hunderttausenden Vertriebenen zu tun hatten, deren Zahl täglich anwuchs, wenn es zur selben Zeit dazu nur eine Frage von wenigen Tagen war, dass das Lemberger Komitee Hilfe sowohl von der Regierung in Wien als auch von der Wiener Jüdischen Gemeinde und anderen Gemeinden erwarten konnte. Sie stimmten uns zu, legten aber dar, dass dieses Geld das Budget bis Monatsende decken

44 Horodok (Ukrainisch), Gródek (Polnisch), Gorodok (Russisch), etwa 30 Kilometer westlich von Lemberg gelegen.

müsse. Sie versprachen, das Komitee in den nächsten Stunden einzuberufen und gemeinsam diese Frage zu besprechen.

Um fünf Uhr kamen wir wieder zu Feller. Außer den oben Erwähnten waren noch sechs oder sieben Komiteemitglieder anwesend. Diamand, der Vorsitzende, war nicht erschienen. Hoyzner sagte uns im Vorhinein, dass Diamand und die Mehrheit des Komitees auf dem Standpunkt stünden, dass das Geld nicht zurückerstattet werden müsse. Lander und ich wiederholten unsere Beweggründe und auch nachdrücklich unsere Forderung. Hoyzner warf in einer hitzigen und aufgebrachten Rede seinen Freunden vom Komitee Undankbarkeit und Unhöflichkeit gegenüber den russischen Brüdern vor.

Nach langer Diskussion kam man zu dem Beschluss, das Geld zurückzuerstatten, außer der Summe, die notwendig war, um das Budget bis Monatsende zu decken. Es stellte sich zwar die Frage, ob man das ohne den Vorsitzenden beschließen könne, aber auch da kam man überein. Wir rechneten durch, wie viel alle Einrichtungen bis zum Monatsende benötigen würden (die Waisenheime, Suppenküchen, Schulen und so weiter), und kamen auf zehntausend Rubel, die restlichen fünfundzwanzigtausend sollten wir zurückerhalten. Aber der Treuhänder Feller hatte nur zwanzigtausend in Münzgeld zur Verfügung, in Ein-, Drei- und Fünf-Rubelstücken (schon für die Verteilung bestimmt), und so übergab er mir die Summe. Sie füllte eine große Kartonschachtel und wog mehr als ein Pud. Ich wusste nicht, was ich damit tun sollte. Die Möglichkeit, es in größere Scheine zu wechseln, gab es nicht mehr (die Bank war schon evakuiert), und sich in dem ganzen Aufruhr mit einer solchen Schachtel abzuschleppen, war nicht nur unbequem, ich hatte außerdem noch selbst sechstausend Rubel bei mir. Wenn man mich zufällig mit einer solchen Menge Münzgeld anhalten würde, könnte ich nur schwer erklären, zu welchem Zweck ich es mitführte. Es blieb nichts anderes übrig, als das Geld nach Kiew zu bringen.

Als die Geldfrage abgeschlossen war, saßen wir noch eine ganze Weile mit dem Komitee zusammen und besprachen die Lage.

Dreziner erzählte, dass bei ihm der bekannte Moskophile Dudykewitsch[45] gewesen war, der eine große Rolle in Galizien bei der Inszenierung der Treue der galizischen Volksmassen zu Russland gespielt hatte. Jetzt ziehe er sich natürlich zusammen mit der russischen Armee zurück. Er hatte Dreziner beruhigt, dass man keinerlei Pogrome oder sonstige Gewalttaten gegen Juden zulassen werde. Er gab ihm aber den Rat, eine jüdische Delegation zu Graf Bobrinski zu schicken und sich bei ihm für sein Wohlwollen gegenüber den Juden in Lemberg zu bedanken. Dreziner hatte sich dazu mit den anderen Gemeindemitgliedern

45 Wladimir F. Dudykewitsch (Ukrainisch: Wolodymyr Feofilowytsch Dudykewytsch, 1861–1922), Politiker, Mitglied der Russischen Volkspartei in Galizien.

beraten und man war zu dem Schluss gekommen, keine Delegation zu schicken. Erstens würde das einen in Verlegenheit gegenüber der österreichischen Obrigkeit bringen und zweitens, wer konnte wissen, wie Bobrinski die Delegation empfangen würde? Vielleicht würde er sie alle verhaften lassen?

Wir wandten uns der Frage zu, die alle am meisten beunruhigte – die Geiseln. Man hatte bereits die Liste der Geiseln gesehen, welche die Russen mitführen wollten. Das waren zweiundvierzig oder fünfundvierzig Personen, darunter alle Komiteemitglieder. Ganz oben standen Dr. Hoyzner und Feller. Alle waren dafür, sich zu verstecken, aber es war schwierig, einen sicheren Ort zu finden. Ein polnischer Priester hatte Hoyzner angeboten, ihn bei sich zu verstecken, aber er hatte einen besseren Platz. Er würde zu einem Arzt gehen, den er gut kannte, dem Direktor einer Nervenanstalt, und die paar Tage unter den Irren verbringen. Dort würde man ihn gewiss nicht suchen.

Wir nahmen sehr herzlich Abschied voneinander, einen Abschied auf lange, wer konnte sagen, auf wie lange! Im Herzen drückte der Gedanke: Was wird mit allen diesen Menschen morgen sein? Werden alle am Leben bleiben?

Ich ging mit meiner Zwanzigtausend-Rubel-Schachtel zurück ins Hotel. Während ich dahinging, kreisten drei Flugzeuge über der Stadt und warfen drei Bomben ab.

Als ich in meinem Zimmer war, blickte ich aus dem Fenster. Von allen Seiten strömte man auf den Platz, auf dem sich ein Hydrant befand. Alle liefen mit Eimern, Krügen und anderen Gefäßen. Man hatte erfahren, dass in einer Stunde die Wasserleitung abgestellt würde.

Ich traf den Journalisten W. Tan (Bogoras)[46], der die ganze Zeit am Krieg teilgenommen hatte und für die »Birschewye Wedomosti«[47] schrieb. Er war sehr pessimistisch: Man werde die russische Armee bis Kiew vor sich hertreiben.

»Das ist jetzt aber nicht von Interesse. Interessant wird es in Russland. Dort stehen große Ereignisse bevor«, sagte er zu mir.

Ein paar Tage später, als ich ihn in Kiew traf, wiederholte er seine Aussage.

»Welche großen Ereignisse erwarten Sie?«, fragte ich ihn.
»So große, dass der Sturz der Romanow-Dynastie vergleichsweise nur eine Kleinigkeit sein wird!«, antwortete er sehr überzeugt. »An der großen Niederlage der russischen Ar-

---

46 W. Tan (1865–1936), der russische Revolutionär, Ethnologe und Schriftsteller Wladimir Germanowitsch Bogoras verwendete als Pseudonyme u.a. N. A. Tan und W. G. Tan.

47 »Birschewye Wedomosti« (»Börsenblatt«), liberale Zeitung, erschien zwischen 1880 und 1917 in Petersburg.

mee sind nicht nur die herrschenden Klassen schuld, sondern wir alle. Es gibt keinen Ausweg. Ein Separatfrieden wäre furchtbar. Deutschland würde Russland erdrücken. Aber Russland ist so oder so am Ende. Es räumt seinen Platz in der Geschichte als Großmacht. Jetzt beginnen die Aufteilung und der Zerfall Russlands. Die Geschichte hat Russland vieles verziehen. Jetzt wird ihm die Rechnung präsentiert.«

Ich beschloss, nach Sokal zu fahren, wo eine der Abteilungen ankommen sollte. Man teilte mir mit, dass von Wolotschysk ein Automobil von Demidows Abteilung kommen und nach Sokal weiterfahren werde, und ich beschloss, mit diesem mitzufahren.

Am nächsten Tag, dem fünften Juni, endete ganz plötzlich der Truppenabzug. Die Straßen waren leer. Alle Einrichtungen waren abgereist. Die letzten Züge fuhren ab, in die niemand mehr zusteigen konnte, so vollgepackt waren sie. Das Automobil, auf das ich wartete, war noch immer nicht da. Ich beschloss, wenn es bis zum Abend nicht eintreffen sollte, irgendeinen Zug nach Kiew zu nehmen. Ich wollte nicht bis zur letzten Minute mit einer großen Geldsumme und ohne eine Erklärung, was ich hier mache, bleiben.

Am Morgen traf ich den berühmten Kriegsjournalisten Nemirowitsch-Dantschenko[48]. Er war die ganze Zeit in Lemberg gewesen, ständig umgeben von hohen Militärs, die ihn bewundernd umschmeichelten. Einige wenige Worte in seinen Berichten in »Russkoje Slowo« konnten jemandem zu einer Karriere verhelfen. Wie ein Ehrengast ging er ständig erhobenen Hauptes umher, sprach mit lauter Stimme und Autorität und ungeachtet der Tatsache, dass er fast schon siebzig war, war er ständig unterwegs, war überall und sah alles.

Auch jetzt war er rührig, lebhaft und ausgesprochen redselig.

Er lud mich ein, zu einem seiner Kollegen, dem Journalisten Pankratow, mitzukommen. Beim Gehen erzählte er mir, dass er gerade von den Stellungen zurück sei, wo er die ganze Zeit unter Feindbeschuss gewesen war.

Jetzt stand er davor, erneut zu den Stellungen zu fahren, nach Horodok, und wollte Pankratow überreden, mit ihm mitzukommen.

»Die ganze Strecke nach Horodok steht unter Beschuss«, räumte er ein.
»Warum soll ich mich einer solchen Gefahr aussetzen?«, erwiderte Pankratow. »Das kann doch leicht das Leben kosten.«
»So, Sie haben also Angst? Ich hingegen habe keine Angst. Sehr interessant. Kommen Sie!«

48 Wassili Iwanowitsch Nemirowitsch-Dantschenko (1849–1936), Kriegsberichterstatter und Reiseschriftsteller, Bruder des Dramatikers und Regisseurs Wladimir Iwanowitsch Nemirowitsch-Dantschenko.

Und er begann, mit seinem Heldentum zu prahlen. Dann fing er an, Brussilow[49] auf das Ärgste zu beschimpfen. Er sei an allem schuld. Mit seiner Unfähigkeit und seinem verbrecherischen Leichtsinn habe er die Armee vernichtet.

»Nach dem Krieg werde ich solch fürchterliche Geheimnisse enthüllen, dass allen die Haare zu Berge stehen werden.«

»Können Sie das glauben«, wandte er sich an mich. »Auf einer Frontlinie von sieben Werst bis Horodok befinden sich insgesamt zwei Bataillone in Verschanzungen. Und damit will man den Ansturm des Feindes aufhalten!«

Noch lange redete er so, schimpfte und prahlte.

Ich ging zu Frau Raykhshtayn, um mich von ihr zu verabschieden. Sie war die Organisatorin und Direktorin der Waisenheime, die dank ihr sehr gut funktionierten.

»Wissen Sie, ich muss Ihnen etwas sagen«, sagte sie zu mir. »Die Russen ziehen ab, aber ich kann mich darüber nicht freuen. Ich weiß genau, welche Grausamkeiten die russischen Truppen in Galizien verübt haben, aber trotzdem hege ich keine Feindschaft gegenüber den Russen in meinem Herzen. So wild sie auch sind, sie sind doch weitherziger, menschlicher, einfacher als die Deutschen. So eigenartig das klingen mag, aber in diesen zehn Monaten habe ich mich an die Russen gewöhnt und ich habe einen guten Eindruck von ihnen erhalten …«

Das Automobil, auf das ich wartete, war immer noch nicht da. Möglicherweise war es aufgehalten worden und würde nicht kommen. Ich stellte mich darauf ein, zur Bahn zu gehen und mit dem Zug zu fahren. Als ich das Hotel verließ, hielt mich ein junger Mann an, den ich schon irgendwo getroffen hatte, wie es schien, den ich jetzt aber nicht wiedererkannte, und fragte:

»Wann fahren Sie?«
»Ich weiß noch nicht. Ich warte auf ein Automobil.«
»Fahren Sie mit uns. Wir haben einen eigenen Zug und fahren heute Abend um sieben Uhr nach Brody.«
»Sehr gut!«

Ich packte das Geld und meine Sachen ein und fuhr mit dem unbekannten jungen Mann zum Bahnhof.

---

49 Alexei Alexejewitsch Brussilow (1853–1926), russischer General.

Erst als ich im Waggon saß, wurde mir klar, dass es sich um eine Abteilung des bessarabischen Semstwo-Verbands handelte. Ihr Lazarett war schon nach Brody verlegt worden. Es handelte sich dabei um ein Lazarett für Infektionskrankheiten, insbesondere für Cholerakranke, mit vierhundertachtzig Patienten. In acht Waggons wurden mit diesem Zug das gesamte Personal und das Depot überstellt. Die Waggons waren an einen Lastzug angehängt.

Anstatt um sieben Uhr fuhren wir um zwei Uhr in der Nacht ab.

Wir verließen Lemberg am 6. Juni vor Tagesanbruch und am 8. Juni wurde die Stadt von den Österreichern eingenommen. Was an diesen zwei, drei Tagen dort geschehen ist, konnte ich bis jetzt nicht in Erfahrung bringen. Es gingen Gerüchte um, dass es einen Pogrom gegeben habe, dass ein Rabbiner erschossen worden sei, aber das war alles nur vages Hörensagen. W. Tan, der am 7. Juni untertags abgereist war, erzählte mir, dass keine Zeit geblieben war, um die Zivilbevölkerung zu evakuieren. Außerdem war keine Zeit mehr geblieben, um noch weitere Gebäude außer dem Bahnhof (einem der schönsten Bauten in Galizien) zu sprengen. Die letzten Truppenteile brachen bei ihrem Abzug noch in die reichen Geschäfte, vor allem Juwelierläden, auf der Hauptstraße ein und raubten sie aus. Man begab sich zu einem Weinkeller und brach ihn auf, trank und schüttete, was übrig blieb, auf die Straße. Die später kamen, krochen auf dem Boden und schlürften den Schnaps aus den Pfützen. Als die Polizei abzog, pfiff man ihr aus den Fenstern nach.

Von einem Kollegen hörte ich, dass viele betrunkene Soldaten zurückblieben. Die Österreicher fanden sie noch betrunken an und erschossen sie als Marodeure.

Noch ein typisches Detail: In Lemberg erschien während der ganzen Zeit die russische Zeitung »Tscherwonnaja Rus«[50]. Mir kam ihre letzte Nummer vom 6. Juni unter. Es findet sich darin keinerlei Hinweis auf den Abzug aus Lemberg. Der Ton ist froh und siegessicher. Die Vorstellungen im russischen Theater der ganzen Woche werden angekündigt: am Samstag, dem 8., »Cavalleria Rusticana«, am Sonntag, dem 9., »Die schöne Helena«.

Aber noch interessanter ist die Verordnung des Gouverneurs von Galizien, wonach »aus allen juristischen Anstalten Galiziens die jüdischen Richter auszuschließen« seien. Galizien war den russischen Händen schon fast entglitten, aber der Apparat der Judenverfolgung arbeitete noch immer weiter!

50 »Tscherwonnaja Rus« (»Rotruthenien«, andere historische Bezeichnung für die Region von Galizien), russischsprachige Tageszeitung in Lemberg 1915.

Kapitel 8

Die Abteilung, in die ich zufällig geraten war, erwies sich wie alle anderen bessarabischen Abteilungen auch vom Geist der Schwarzhunderter durchdrungen. Im Waggon traf ich auf ihren Bevollmächtigten, Makar Iwanowitsch (den Familiennamen habe ich vergessen), einen Arzt namens Schelebowski, einen mitreisenden Polen namens Rychlewski, Sanitäter und Barmherzige Schwestern. Als ich in den Waggon trat, war das Gespräch gerade beim Thema Juden. Makar Iwanowitsch äußerte sich zufrieden darüber, dass man auf den Bahnhöfen keine Juden sehe, und der Pole stimmte ihm mit einem einschmeichelnden Lächeln zu. Dann wandte man sich dem Krieg zu, der Lage an der Front: Diese sei hoffnungslos. Während die Österreicher uns mit Geschossen überschütteten, hatten wir nichts, womit wir ihnen antworten konnten. Der Arzt wusste von Fällen zu berichten, in denen unsere Soldaten einen heftigen Beschuss mit Steinen erwiderten.

»Russland kann jetzt nur noch durch die Gesellschaft, das Volk selbst gerettet werden«, resümierte er. »Die Regierung tut aber rein gar nichts, um das Volk zu begeistern, hält an ihrem Misstrauen gegenüber der Gesellschaft und an ihrem Bürokratismus fest … Wenn Lemberg fällt, dann wird das nicht ohne ernsthafte Unruhen in Russland abgehen …«
»Die Armee ist in einen fürchterlichen Zustand der Auflösung. Offiziere und Generäle denken nur an ihre Kreuzchen und Auszeichnungen, sie verstricken sich in kleinliche Streitigkeiten zwischen Regimentern und Divisionen. In den unteren Rängen der Armee geht es nicht besser zu. Aber in ›Russkoje Slowo‹ schreibt man, dass die Soldaten sich in die Schlacht stürzen, dabei stürzen sie höchstens ›aus der Schlacht davon‹. Sie gehen massenhaft in Kriegsgefangenschaft und versuchen mit allen Mitteln, dem Militärdienst zu entgehen. Sie wissen doch, was man alles tut, um eine Befreiung vom Dienst zu erhalten. Man steckt sich wissentlich mit Geschlechtskrankheiten an. In der Armee gibt es einen regelrechten Handel mit dem Eiter von Tripperkranken. Für einen Tropfen zahlt man einen Rubel …«

Etwas später wandte sich das Gespräch wieder den Juden zu. Der Pole, der über Warschau sprach, bemerkte:

»Die Juden fühlen sich jetzt dort sehr wohl. Sie sind nun doppelt so viele wie früher.«
»Sie sind nicht aus Vergnügen dorthin gezogen«, erwiderte ich. »Man findet dort jetzt etwa hundertausend Vertriebene und Flüchtlinge aus ganz Polen.«
»Ist ja auch kein Wunder«, antwortete Rychlewski, »sie betreiben ja auch alle Spionage«.
»Haben Sie Beweise dafür?«
»Die habe ich nicht, aber alle stimmen überein, dass es so ist.«

»Und alle die, die es übereinstimmend bestätigen, haben wahrscheinlich genauso viele Beweise, wie Sie …«
»Ich bin kein Antisemit«, mischte sich der Arzt ein. »Aber ich muss konstatieren, dass die Juden sich über unsere Niederlage freuen!«
»Vor allem die galizischen Juden sind schädliche Subjekte«, fuhr Rychlewski fort. »Sie beuten die Volksmassen, die Bauern auf das Schlimmste aus. Aber ich muss sagen, dass die gebildeten galizischen Juden ganz andere, sehr ordentliche und anständige Menschen sind. Einige meiner besten Freunde sind Juden: Sie sind echte und treue Polen. Darunter sind einige, die für die Kultur des Landes arbeiten und vieles erreichen und sehr nützlich sein könnten, wenn unsere polnischen Intriganten, unsere Abgeordneten, sie nicht diskriminieren und ihnen die Möglichkeit geben würden, sich zu beweisen.«
»Früher habe ich in Warschau gewohnt«, sagte er. »Das Leben unter dem russischen Regime war sehr schwer und ich bin nach Galizien weggezogen. Ich bin jetzt schon achtzehn Jahre in Galizien und wissen Sie, zu welchem Schluss ich gekommen bin? In Russland darf ein Pole über nichts reden, das mit seinem nationalen Leben zu tun hat, aber er kann dort alles machen. In Galizien darf ein Pole über alles reden, aber er kann keinerlei nationale Aktivität entfalten.«

Ganze achtzehn Stunden dauerte es, die sechzig Werst von Lemberg bis Brody zurückzulegen. An jeder Station standen wir einige Stunden, um Lastzüge aus Lemberg durchzulassen. Und was transportierte man nicht alles aus Lemberg ab! Ganze Züge waren gefüllt mit leeren, kaputten Zementfässern, mit kaputten Handwagen und Möbeln, mit verfaulten Bahnschwellen und anderen, völlig wertlosen Sachen. Und zugleich hatte man keine Zeit, die Eisenbahnwerkstätten abzutransportieren.

Gegen acht Uhr am Abend kamen wir in Brody an. Unser Zug blieb etwa fünfzig Klafter vor dem Bahnhof stehen, mitten in dem dichten, beißenden Rauch des lodernden Bettzeugs und der Kleider der Cholerakranken, die man in großen Haufen neben dem Bahnhof verbrannte.

Ich hatte vor, von Brody mit einem Sonderzug nach Kiew zu fahren. Ich stieg aus, um einen Fuhrwagen zu mieten, der meine Sachen zum Bahnhof bringen konnte. Bereits nach zehn Minuten war ich mit einem Fuhrwagen zurück, traf aber den Zug nicht mehr dort an, wo ich ihn verlassen hatte. Der Bevollmächtigte, Makar Iwanowitsch, und einige Schwestern, die mit mir ausgestiegen waren, stießen zu mir und zusammen machten wir uns auf sämtlichen Gleisen auf die Suche nach dem Zug, doch der war nicht da, wie vom Erdboden verschluckt. Wir gingen zum Stationsvorstand. Dieser war in höchster Aufregung und verwirrt und wollte uns nicht antworten. Als wir beharrten, rief er aus:

»Was für ein Zug? Lassen Sie mich in Ruhe! Ich bin schon ohne Sie genug durcheinander … Welche Nummer hat Ihr Zug?«
»Die Nummer kennen wir nicht.«
»Sie kennen sie nicht? Na, ich kenne sie auch nicht! Lassen Sie mich doch zufrieden. Hier fahren Hunderte von Zügen durch!«

Wir gingen zum Kommandanten. Dieser war nicht weniger aufgeregt und verwirrt als der Stationsvorstand und konnte uns überhaupt keine Auskunft geben. Dann ging er mit uns zum Stationsvorstand. Aber sobald die beiden aufeinandertrafen, entbrannte ein wüster Streit.

»Ich werde das alles zum Teufel jagen und weglaufen!«, schrie der Stationsvorstand. »Machen Sie die Arbeit doch selber, ohne mich!«
»Alle zum Teufel schicken kann ich auch«, erwiderte der Kommandant. »Mir reicht es mit dieser Strafarbeit, verflucht noch eins!«

Nach langem Gestreite und Gebrüll fragte uns der Stationsvorstand:

»Auf welcher Bahnlinie sind Sie denn gekommen, auf der Breitspur oder der Schmalspur?«
»Auf der Schmalspur.«
»Das hätten Sie mir gleich sagen müssen! Die Züge auf der Schmalspurstrecke schicken wir alle nach Dubno. Ihr Zug ist nach Dubno gefahren.«
»Was soll das heißen, nach Dubno?!«

Wir waren außer uns.

»Am Zug waren acht Waggons der bessarabischen Abteilung angehängt, die für hier bestimmt waren.«
»Und wenn schon, wenn sie für hier bestimmt waren.«
»Was für eine Schweinerei ist das denn!«, regte sich der Bevollmächtigte auf. »Das ist doch unser Lazarett, in dem vierhundertachtzig Cholerakranke liegen, und das ganze Personal und die Ausrüstung waren für sie bestimmt, und Sie schicken sie einfach nach Dubno! Ich werde Klage gegen Sie einreichen! Ich werde an den Befehlshaber der Armee telegrafieren.«
»Telegrafieren Sie nach Herzenslust, und an wen Sie wollen!«, antwortete der Stationsvorstand ruhig. »Ich mache, was man mir befiehlt. Und ich habe einen Befehl des Oberkommandierenden, dass ich von heute Mittag bis ein Uhr in der Nacht einhundertvierzig Züge abfertigen muss und keinen hier stehen lassen darf. Alle sind nach Dubno zu führen. Ich schicke alle fünf Minuten einen Zug weg. Und da drohen Sie mir!«

Der Bevollmächtigte lief weg, um sich noch irgendwo zu beklagen, zu fordern, dass der Zug zurückgebracht werde. Ich sah ein, dass das alles nichts helfen würde, und ging auf den Bahnsteig, um auf den ersten Zug zu warten, der nach Dubno fuhr. Mich beunruhigte sehr, dass in dem abgefahrenen Zug die Schachtel mit den zwanzigtausend Rubeln mehr oder weniger offen herumlag. Wenn jemand den Deckel aufmachte und das Geld sah, könnte er es stehlen oder eine Untersuchung veranlassen, was für eine Geldschachtel das sei.

Auf dem Bahnsteig herrschte wildes Durcheinander. Das Bahnpersonal lief hin und her, schrie, lärmte, stritt sich. Und tatsächlich ging alle paar Minuten ein Zug ab. Ich stieg in den ersten ein, der durchfuhr, in einen Waggon, in dem ein Eisenbahnkommando saß, das von Lemberg nach Radywyliw evakuiert werden sollte. Als ich ihnen sagte, dass man ihren Waggon in Radywyliw nicht abhängen, sondern gleich nach Dubno weiterführen werde, entstand große Aufregung, aber bald beruhigten sich alle wieder:

»Dann eben Dubno. Solange wir dafür nicht verantwortlich sind, ist es nicht unsere Angelegenheit.«

Als wir nach Radywyliw kamen, wo der Zug fünfzehn Minuten stehen blieb, wies ich das Kommando darauf hin, dass genug Zeit wäre, um auszusteigen und die Sachen auszuladen, aber sie rührten sich nicht vom Fleck:

»Der Waggon muss hier abgehängt werden, so ist es angeordnet. Und da er nicht abgehängt wird, ist alles weitere nicht unsere Sorge.«

»Nicht unsere Angelegenheit«, »Nicht unsere Sorge« – diese Worte hörte ich öfter als alles andere in verschiedenen Abteilungen in diesem Krieg, von der untersten bis zur höchsten. Mit diesen drei Worten war schon ein wesentlicher Teil der Gründe für die russischen Niederlagen zusammengefasst.

Für die acht Werst von Brody bis Radywyliw brauchte der Zug geschlagene drei Stunden. Die Eisenbahnbrigade machte sich wenig daraus, man aß, trank Tee und erzählte sich fröhlich allerlei kuriose Kriegsgeschichten.

»Der Sarg eines getöteten Generals wurde in einem Spezialwaggon von Galizien nach Twer geschickt, wo er begraben werden sollte. Der Waggon kam an, am Bahnhof versammelte sich die hohe Geistlichkeit, mit großem Pomp und unter dem Geläut aller Glocken wurde der versiegelte Waggon geöffnet. Und statt des Generals fand man darin Trockenfisch. Man hatte den Waggon vertauscht!«
»Ha-ha-ha!«

»Bei uns an der Front hat sich Folgendes ereignet«, begann ein anderer. »Mit größter Ungeduld wurde ein Zug mit Munition erwartet. Als er ankam, fand man in dem Zug statt der Munition Zwieback. Die Züge waren vertauscht worden. Ein anderes Mal begab es sich, dass eine ganze Division statt an die Südwestfront in den Kaukasus geschickt wurde. Es gab Hunderte solcher Irrtümer.«

Wir hatten Radywyliw kaum eine Werst hinter uns gelassen, als es einen starken Ruck gab, wodurch wir alle auf den Boden stürzten und die großen und kleinen Gepäcksstücke auf uns fielen. Der Zug hatte unvermittelt angehalten. Wir sprangen aus dem Waggon. Es war stockfinster. Am Ende des Zugs sah man rasche Bewegungen von Laternenlicht und man hörte Schreie. Wir brachten in Erfahrung, dass ein anderer Zug auf unseren aufgefahren war und dabei zwei Waggons zerstört hatte, wobei einige Menschen getötet und viele verwundet worden waren. Das beeindruckte jedoch niemanden in unserem und den angrenzenden Waggons. Man war nur verzweifelt, weil man jetzt sicher bis Tagesanbruch hier stehen würde. Einige kehrten in die Waggons zurück, um sich schlafen zu legen, andere brachen von irgendeinem Zaun Latten ab, um damit ein Feuer zu machen. Plötzlich ertönen Rufe vom Ende des Zugs:

»Alle raus aus den Waggons! Es wird einen weiteren Zusammenstoß geben! Ein dritter Zug rast auf die beiden zu.«

Wieder große Aufregung, aber wir spürten keinen Aufprall. Ob der dritte Zug angehalten werden konnte oder ob der Aufprall unseren Waggon nicht mehr erreichte, weiß ich nicht.

Unterdes bemerkte ich, wie sich uns von vorn ein Licht auf den Gleisen näherte. Es war ein Schaffner mit einer Laterne. Er ging auf unsere Lokomotive zu und begann erst mit dem Lokführer zu sprechen und dann mit ihm zu streiten. Ich ging hin und erfuhr, dass er der Schaffner von dem vorhergehenden Zug war, der eine Werst weiter stehen geblieben war, weil die Lokomotive die Steigung nicht nehmen konnte. Der Zug hatte statt der üblichen fünfundvierzig Waggons siebenundfünfzig. Der Schaffner hatte erfahren, dass es einen Zusammenstoß gegeben hatte und unser Zug sowieso stillstand, er war gekommen, um den Lokführer zu bitten, dass er mit unserer Lokomotive seinen Zug anschiebt. Der Lokführer wollte erst nicht, dann willigte er aber ein. Ich stieg auf die Lokomotive und fuhr mit zu dem vorderen Zug. Das war zwar immer noch nicht der Zug, in dem ich gefahren war, aber er war ihm doch näher. Ich stieg in einen Waggon, in dem leere Zementfässer transportiert wurden. Der Zug setzte sich in Bewegung, und mühsam, unter Ächzen und Knarren und unter größter Anstrengung bewegte er sich vorwärts, und bei jedem Ruck tanzten die Fässer

und verschoben sich. Erst am frühen Morgen kam der Zug in Dubno an. Genau genommen nicht in Dubno selbst, sondern etwa sechst Werst vorher, in einer kleinen Bahnstation. Von dort bis Dubno war die Strecke bereits von Dutzenden Zügen verstopft, die früher angekommen waren. Hier endete die Schmalspur und man konnte die Züge nicht mehr weiterschicken. Ich stieg aus und ging weiter. Der dritte Zug war endlich der, mit dem ich aus Lemberg weggefahren war. Ich fand die Geldschachtel und meine Sachen unberührt wieder. Das Zugpersonal wusste nicht, wo es hingelangt war und was mit denen geschehen war, die in Brody zurückgeblieben waren. Ich erklärte es ihnen und beruhigte sie.

Ich fand einen Fuhrwagen und fuhr damit nach Dubno zum Bahnhof, auf dem es zuging wie in Galizien, überall Militär und großes Durcheinander. Auf dem Bahnhof war kein einziger Jude mehr zu sehen, ein deutliches Zeichen, dass der Krieg schon bis hierher vorgedrungen war.

Ich setzte mich in den ersten Güterzug, der in Richtung Kiew ging. Der Waggon, in den ich einstieg, war voller Kisten, neben denen ein Soldat mit einem Gewehr Wache hielt. Außer mir waren noch einige Offiziere im Waggon.

»Was transportierst du in den Kisten?«, fragte ein Offizier den Wachmann.
»Nähmaschinen aus Przemyśl.«

Alle waren erstaunt. Das bedeutete, dass man ein Lager in Privatbesitz ausgeraubt hatte und man ganz offiziell die Maschinen mit bewaffneter Begleitung abtransportierte.

»Vermutlich betrachtet man das als eine Ablöse für Soldaten, als ein Hochzeitsgeschenk«, meinte einer der Offiziere.
»Ich kann mir keinen anderen Grund vorstellen, wozu man sonst die Nähmaschinen aus der Stadt abtransportieren sollte.«

In Kiew fand gerade eine Konferenz der jüdischen Hilfsorganisationen statt. Aus Petersburg war D. Faynberg gekommen, mit dem ich einen heftigen Zusammenstoß hatte.

Als wir das Lemberger Komitee aufforderten, das bereits angewiesene Geld zurückzugeben, merkte Dr. Lander an, dass einige Komitee-Mitglieder Zweifel daran hätten, ob das Petersburger und Kiewer Komitee uns mit derartigen Vollmachten ausgestattet hatte, um in ihrem Namen diese Forderung zu stellen. Wir hatten daher sofort ein Telegramm an das Petersburger Komitee geschickt:

»Telegrafieren Sie dem Lemberger Komitee sofort die kategorische Forderung, Jewsejews (das Pseudonym von Lander) und meiner Aufforderung nachzukommen, entsprechend Ihren Direktiven. Bestätigen Sie unsere Vollmachten.«

Die Antwort auf das Telegramm hatten wir in Lemberg schon nicht mehr abwarten können. Jetzt, bei der Begegnung mit Faynberg, erfuhr ich, dass das Petersburger Komitee als Antwort an das Lemberger Komitee telegrafiert hatte: Die Summe, die man bereits überwiesen hatte, verbleibe ihm, weiter könne Petrograd aber nichts versprechen. Das heißt, man hatte genau das Gegenteil von unserer Forderung telegrafiert und zudem unsere Vollmachten nicht bestätigt. Wäre das Telegramm angekommen, als wir noch in Verhandlungen über das Geld standen, hätte das Lemberger Komitee das Recht gehabt, uns das Geld nicht zurückzugeben und hätte uns außerdem als Menschen betrachten können, die sich Vollmachten anmaßten, die sie nicht besaßen. Und was würde das Lemberger Komitee, falls das Telegramm es je erreichen sollte, von uns denken?

»Wie konnten Sie Lander und mich in eine solche Lage bringen?«, fragte ich Faynberg verärgert. »Warum haben Sie nicht telegrafiert: Forderungen unserer Bevollmächtigten erfüllen! Warum haben Sie unsere Vollmachten nicht bestätigt?«
»Wir haben schlicht nicht verstanden, worum es in Ihrem Telegramm ging. Wir wussten nur, dass Lemberg evakuiert worden ist, und plötzlich kamen von dort Forderungen. Sie haben ganz richtig gehandelt, als Sie dieses Geld zurückgefordert haben, aber an diesen Fall haben wir gar nicht gedacht und gemeint, es handle sich um zukünftige Forderungen. Wir befürchteten, es würde verdächtig wirken, wenn wir Ihre Vollmachten per Telegramm bestätigen.«
»Wir hatten keine Bedenken, mit unseren Familiennamen zu unterzeichnen, und Sie hatten also Befürchtungen. Nein, das war sicher nicht der Grund, sondern dahinter steht der elende Bürokratismus, der im Petersburger Komitee herrscht.« Ich konnte ihm diesen Vorwurf nicht ersparen.

Ich war so verärgert, dass ich beschloss, das Geld wieder nach Lemberg zurückzubringen. Ich rechnete damit, dass mir noch Zeit bliebe, dahin zu fahren.

Faynberg und Grinberg waren außer sich.

»Hier herrscht solche Geldknappheit und Sie wollen zwanzigtausend Rubel zurückschicken, die dem Lemberger Komitee gar nicht gehören.«

Zur Bereinigung der Situation beschlossen wir, dass im Namen der Komitees von Petersburg, Kiew und Odessa ein Brief an das Lemberger Komitee ergehen solle, in dem bestätigt würde, dass Lander und ich Bevollmächtigte des Komi-

tees in galizischen Angelegenheiten waren, dass wir beide nicht nur das Recht, sondern die Verpflichtung hatten, die Beträge zurückzufordern, die im Moment der Liquidierung des Lemberger Komitees noch vorhanden waren, und dass das Telegramm des Petersburger Komitees zu einem Zeitpunkt geschickt worden war, zu dem die Auflösung des Lemberger Komitees noch nicht bekannt war.

Den Brief mit den Unterschriften von Faynberg, Grinberg und dem Vertreter des Odessaer Komitees wollte ich sofort nach Lemberg bringen, aber am selben Tag erfuhr ich, dass die Stadt bereits in der Hand der Österreicher war.

Am zehnten Juni, als ich in der Gesellschaft zur Verbreitung der Aufklärung[51] war, wo W. Tan einen Vortrag über die Vorkommnisse in Galizien hielt, kam vom Bahnhof die Nachricht, dass dort soeben Geiseln aus Lemberg eingetroffen seien und jemand möge zu ihnen kommen. Ich ging mit Tan zum Bahnhof, aber dort trafen wir die Lemberger Geiseln nicht mehr an: Man hatte sie in die Stadt, in das Gefängnis in der Kirillow-Straße gebracht. Am Bahnhof trafen wir aber auf eine Gruppe von Juden, etwa dreihundert Personen, die man aus Sieniawa deportiert hatte. Sie waren bereits zwei Wochen unterwegs. Sie saßen dicht gedrängt in den beheizten Güterwagen, müde und erschöpft. Als sie uns in Militärkleidung sahen, zusammen mit den jungen Leuten des Jüdischen Hilfskomitees, stürzten sie auf uns zu und baten uns flehend, man möge sie doch nur ein paar Tage hier in Kiew bleiben lassen, um sich auszuruhen. Außerdem war unter ihnen ein Kind, das an Windpocken erkrankt war. Wir versuchten, etwas Wirbel zu machen, aber ohne Erfolg, sie wurden gleich weitergeschickt, nur das kranke Kind wurde ins Krankenhaus gebracht.

Wir gingen zum Arresthaus in der Kirillow-Straße. Das Haus war vom Komitee gemietet und auf eigene Rechnung ausgestattet worden. Mit großer Mühe hatte man bei den Behörden erreicht, dass die Geiseln aus Galizien nicht im Gefängnis sitzen müssen, sondern unter der Verantwortung des Komitees in diesem Haus bleiben können. Der Direktor wurde von der Polizei eingesetzt und die Geiseln durften das Haus nicht verlassen. Trotzdem gab es einige, die in die Stadt fuhren und dort den ganzen Tag blieben.

Der Arrest befand sich gegenüber der berühmten Ziegelfabrik von Saizew, in dem sich die Beilis-Affäre abgespielt hatte. Halpern, der Direktor, wollte uns zuerst nicht erlauben, die Arrestanten zu sehen, dann ließ er sich erweichen und erlaubte es, ließ uns dabei aber keine Minute aus den Augen.

Das große, zweistöckige Haus mit etlichen Seitentrakten und überdachtem Hof war voller Juden. Einige saßen, andere gingen auf dem Hof, fast ver-

51 Gesellschaft zur Verbreitung der Aufklärung unter den Juden in Russland (Russisch »Obschtschestwo dlja rasprostranenija prosweschtschenija meschdu ewrejami v Rossii«, OPE), gegründet 1863 durch Evzel Ginsburg und andere wohlhabende Petersburger Juden, existierte bis 1929.

schmachtend in der Hitze. Die alten Männer trugen keine Überkleider, nur den Gebetsschal[52]. In den Ecken des Hofs bereiteten Frauen Essen zu, neben ihnen spielten Kinder. Eine kleine Welt für sich.

Der jüdische Direktor, ein kleiner, dicklicher Mann mit Glatze und nervösen Äuglein, stürmte über den Hof. Er wirkte wie aufgezogen und konnte keinen Moment zur Ruhe kommen. Seine Kleidung war etwas eigenartig und sollte wohl eine Uniform darstellen. Er schrie, polterte, gab Befehle und gab in kurzen Abständen Signale auf einer kleinen Pfeife, die er um den Hals hängen hatte. Die Arrestanten waren offenbar schon gedrillt und kannten die Bedeutung der Signale. Als wir hereinkamen, erhoben sich alle von ihren Plätzen, nahmen die Kappen ab und stellten sich wie Soldaten auf. Halpern wandte sich an sie im Kommandoton und erteilte Befehle. Dabei war er aber gut aufgelegt und machte Scherze. Das Arresthaus nannte er »Kabtsanski sawod« (Armenfabrik)[53]. Während er mit uns durch das Haus und über den Hof ging, benahm er sich wie der Leiter eines Zwingers, der die Tiere in ihren Käfigen vorführt:

»Der da ist ein Greis von fünfundneunzig Jahren!«
»Der da ist taubstumm!«
»Der da war einmal reich und jetzt ist er ein Fall für die Fürsorge!«, rief er frohgemut.

Das alles machte einen deprimierenden Eindruck.

»In diesem Zimmer sitzen siebzehn Rabbiner! Zehn davon sind in hohem Alter!«, rief er, als er auf ein großes Zimmer zuging und sein Pfeifsignal gab.

Im Zimmer erkannte ich unter den Anwesenden plötzlich den Rabbiner von Jasło. Er blickte mich mit seinem kindlich-naiven, treuherzigen Blick an. Wir freuten uns, einander zu sehen, und umarmten uns. Er erzählte mir, dass man ihn während der Pessachtage wieder verhaften wollte und er sechshundert Rubel Strafe gezahlt habe. Nur eine Woche später nahm man ihn als Geisel.

»Sie werden sich erinnern, dass Sie mir gesagt haben, man werde mich nicht anrühren«, sagte er mit leisem Vorwurf in der Stimme.

Ich muss gestehen, dass ich ihm das gesagt hatte.

52 Gebetsschal oder Gebetsmantel, Jiddisch »tales-kotns« von Hebräisch »tallit katan«.
53 Anspielung auf den von Mendele Moicher Sforim in der jiddischen Literatur geschaffenen fiktiven Ort »Kabtsansk«, der sich aus dem Hebräischen »kabzi'el« herleitet, »Armendorf«. »Sawod« wiederum ist der russische Begriff für Fabrik.

Er hatte mich in aller Naivität gebeten, ich solle ihn doch heimlich nach Rzeszów mitnehmen, wo er sich verstecken könne, und ich hatte ihm erwidert, wenn die Angelegenheit mit der Strafe geregelt sei, dann habe er nichts zu befürchten. Ich konnte damals nicht wissen, dass einige Tage später der Rückzug der russischen Armee aus Galizien beginnen würde.

Unter den Geiseln befand sich auch der Freund des Rabbiners, Mendel Meler. Er hatte sich bereits in Jasło als Original und Fantast erwiesen. Hier erfuhr ich, dass er darüber hinaus ein »Dichter« war. Er hatte ein Loblied auf die Personen des Hilfskomitees verfasst und bei Halpern erreicht, dass er das Lied bei Tisch mit einem Chor vortragen durfte. Man lud mich zu der Gesangsvorführung am nächsten Tag ein, aber ich hatte keine Zeit.

Unter den Geiseln war auch ein Bewohner von Stryj, den ich während meines Aufenthalts dort getroffen hatte. Als man ihn verhaftete, war er gerade dabei, alle Quittungen und Rechnungen für das Geld, das ich dort gelassen hatte, zu ordnen, und jetzt übergab er mir alle Dokumente. Das berührte mich sehr.

In einem separaten Raum waren die Geiseln aus Lemberg. Am Morgen nach meiner Abreise hatte man dort fünfunddreißig Geiseln genommen, siebzehn Juden und achtzehn Polen. Unter Letzteren befand sich auch der Magistratspräsident Rutowski. Unter den Juden traf ich auf die Mitglieder des Lemberger Komitees: Dr. Diamand, Feller, Gold und andere. Auch der Vizepräsident des Magistrats, Schleicher[54], der sehr wenig Jüdisches an sich hatte, und der Rektor der Lemberger Universität, Herr Beck[55], waren hier.

Ich hatte erwartet, dass Dr. Diamand sehr niedergeschlagen sein werde. Aber als glühender österreichischer Patriot war er von den österreichischen Erfolgen so begeistert, dass er seine eigenen Sorgen vergaß und sich selbst wie ein Sieger fühlte.

Am meisten verwunderte es mich, Feller hier anzutreffen. Als wir uns das letzte Mal gesehen hatten, hatte er mir gesagt, dass er unverzüglich an einen sehr sicheren Ort gehen werde, wo es unmöglich wäre, ihn zu finden.

»Unglücklicherweise bin ich nicht dorthin gegangen, um mich zu verstecken«, erklärte er mir. »Skalon schickte jemanden zu mir mit der Nachricht, wenn ich zweitausend Rubel bezahle, werde er mich nicht als Geisel nehmen. Ich überlegte, dass es besser wäre, zweitausend Rubel zu zahlen, als ein Risiko einzugehen, und schickte ihm das Geld. Danach hielt ich es nicht mehr für notwendig, mich zu verstecken. Und am nächsten Tag wurde ich verhaftet.«

---

54 Filip Schleicher (1870–1932), polnisch-jüdischer Jurist, Vizestadtpräsident von Lemberg.

55 Adolf Beck (1863–1942), polnisch-jüdischer Neurophysiologe, Rektor der Universität Lemberg 1912–1913.

Die Lemberger Geiseln baten mich, mich dafür einzusetzen, dass sie, falls sie aus Kiew fortmüssten, in eine Universitätsstadt verlegt werden und dass sie bis dahin in einem Hotel wohnen können. (Rutowski und Schleicher hatten gleich von der Bahn in ein Hotel fahren dürfen). Sie begründeten ihre Bitte auch damit, dass es für sie sehr schwierig sei, mit orthodoxen Juden zusammen zu sein! Nach einigen Tagen erlaubte man erst Beck, dann auch den anderen, in ein Hotel umzuziehen.

Kapitel 9

Angesichts der Lage, die durch den Rückzug der russischen Armee aus Galizien entstanden war, und vor allem durch die Aufgabe von Lemberg waren alle meine Pläne, mit denen ich in die okkupierte Provinz gefahren war, zunichtegemacht. Jetzt konnte keine Rede mehr sein von einer wie auch immer gearteten, planvollen Arbeit und gezielten Hilfe für die galizische Bevölkerung. Allein im Voraus festzulegen, wohin ich fahren würde, war schwierig geworden.

Unter diesen Bedingungen stellte sich für mich die Frage, ob es überhaupt noch sinnvoll war, wieder nach Galizien zu reisen. Aber das Kiewer Komitee sprach sich energisch für meine Rückkehr aus. Auch nach der Aufgabe von Lemberg waren noch Hunderte Städte und Schtetlech unter russischer Kontrolle geblieben. Diese Schtetlech, die keine Hilfe aus Lemberg erwarten konnten und die möglicherweise noch für lange Zeit in russischer Hand bleiben würden, mussten Hilfe erhalten. Obwohl es derzeit unmöglich war, eine Reiseroute festzulegen, würde ich eben fahren, wohin ich konnte. Jedes Schetl brauchte materielle und vielleicht mehr noch, moralische Unterstützung in dem kritischen Moment, da die russische Armee abzog.

Ich willigte ein, nach Galizien zurückzukehren und mich einer der beiden Abteilungen anzuschließen, der von Demidow oder der von Komissarow, und zusammen mit ihnen oder zumindest mit ihrer Bevollmächtigung, in jene Städte und Schtetlech zu fahren, wohin es möglich war.

Da Dr. Koschenewski beschlossen hatte, die mobile Einsatzgruppe von Demidows Abteilung in Sokal zu stationieren, fuhr ich über Kowel dorthin.

In Kowel besuchte ich das jüdische Hilfskomitee, dessen Aktivitäten mit großer Hingabe von Frau Dr. Faynshteyn geleitet wurden. Die Hauptarbeit des Komitees bestand darin, die Verpflegung für die Hunderten und Tausenden jüdischen Flüchtlinge und Vertriebenen bereitzustellen, die durch Kowel getrieben wurden. Es wurde nötig, einen schweren Konflikt mit der Bahnhofsverwaltung auszutragen, die niemanden zu den vertriebenen Juden durchließ.

Auf dem Etappenhof traf ich einige Dutzende aus Galizien deportierte Juden. Alle saßen auf dem Boden. Einige beteten in Tallit und Tefillin. Der Wachsoldat zum Geleit ließ keinen an sie heran.

»Woher kommen sie?«, fragte ich ihn.
»Aus Sokal. Fünfunddreißig Personen.«
»Wie ist die Lage in Sokal?«
»Man hat die ›Jidden‹ dort geschlagen, ihre Geschäfte ausgeraubt.«
»Weshalb?«
»Der Kommandant befahl, die Judengeschäfte auszunehmen … Außer den ›Jidden‹ hat man dort niemandem was getan.«
»Und du bist ganz sicher, dass der Kommandant das angeordnet hat?«
»Genau so war es, genauso, Euer Wohlgeboren, ich weiß es sicher, dass er es so angeordnet hat.«

Unter großen Anstrengungen erhielten wir die Genehmigung, unter den Juden Essen auszugeben.

Im Hilfskomitee erzählte man mir, dass der Oberbefehlshaber der Südwestarmee, Iwanow, in Chełm[56] eine Delegation von vier Rabbinern empfangen hatte, die ihm eine Thorarolle als Geschenk übergab. Er war sehr gerührt, küsste die Rabbiner und schenkte ihrem Ältesten eine silberne Tabaksdose. Als sie am Gehen waren, rief er sie zurück und gab ihnen sechshundert Rubel für die jüdischen Armen.

Die Geschichte ähnelte einer Legende. Über General Iwanow waren viele solcher Geschichten im Umlauf. Unter den Juden war der Glaube weit verbreitet, dass er selbst oder sein Vater ein Kantonist[57] gewesen war. Die Erzählung knüpfte daran an, dass sein Vatersname »Judowitsch« lautete.[58]

In Kowel traf ich ein Mitglied aus Komissarows Abteilung, Nadeschdin. Er teilte mir mit, dass seine Abteilung in Krystynopil[59] stationiert sei, siebzehn

---

56 Chełm (Polnisch), Chelm (Russisch), Cholm (Ukrainisch), Chelm (Deutsch, auch Kulm), etwa 70 Kilometer östlich von Lublin gelegen.

57 Kantonist, Kindersoldat, trat nach sechsjähriger Ausbildung einen 25-jährigen Militärdienst (Russisch »rekrutschina«) an, insbesondere unter Nikolai I. ausgebaut, 1856/7 von Alexander II. abgeschafft.

58 In den ostslawischen Sprachen (Russisch, Ukrainisch, Belorussisch) existiert ein dreigliedriges Namenssystem: Vorname, Vatersname, Familienname, wobei der Mittelname eine suffigierte Ableitung des Vornamens des Vaters ist; in diesem Fall legt der Vatersname »Judowitsch« den Vornamen Juda bzw. Jehuda nahe.

59 Krystynopil (Ukrainisch), Kristinopol (Russisch), Umbennenung 1951 in Tscherwonohrad (Ukrainisch), Tscherwonograd (Russisch), etwa 70 Kilometer nördlich von Lemberg gelegen.

Werst von Kowel entfernt, und bat mich, mich ihr anzuschließen. Wir fuhren zusammen über Wolodymyr-Wolynskyj[60] hin.

In unserem Waggon reiste ein Offizier mit, ein Freiwilliger von der Kaukasusfront. Er erging sich in wüsten Anschuldigungen gegen die Armenier: Sie seien Spione, Verräter, Feinde Russlands.

»Niemand ist schlimmer als die Armenier!«, tönte er. »Nun ja, außer den Juden, selbstverständlich. Aber die Juden werden deswegen verfolgt. Und welche Ethik können wir von Leuten erwarten, die wir nicht für Menschen halten? Die Armenier sind doch aber Christen, wir verhalten uns ihnen gegenüber freundschaftlich und hilfsbereit – und sie sind unsere ärgsten Feinde!«

Auf einer Station trafen wir einen Zug mit geflüchteten Bauern. Ich ging zu einem der Waggons und fragte einen Bauern:

»Woher?«
»Aus Rawa-Ruska.«
»Wie steht es dort?«
»Ruhig ist es. Nur die Jidden hat man geschlagen.«
»Warum?«
»Sie haben auf die Truppen geschossen, dafür hat man viele von ihnen umgebracht.«

Mein Reisebegleiter Nadeschdin erzählte mir, dass auch der Pogrom in Sokal mit dem Gerücht begonnen hatte, die Juden würden auf die Soldaten schießen. Laut Nadeschdins Aussage wurden in Sokal sieben Kosaken für ihre Teilhabe an dem Pogrom erschossen. Man will es kaum glauben.

Sokal ist eine ansehnliche Stadt. Offenbar war sie einst wohlhabend und schön. Ich traf zu einem Schabbat ein und auf den ersten Blick konnte ich nicht sagen, womit die Totenstille und die geschlossenen Läden zu erklären waren, ob damit, dass es Schabbat war, oder mit dem Pogrom, den die Stadt gerade erlebt hatte. Bei näherem Hinsehen aber bemerkte ich die zugenagelten, kaputten Türen, die eingeschlagenen Fenster, die verbogenen und abgerissenen eisernen Rollläden an den Geschäften. Ich blickte durch vernagelte Türen in die Geschäfte hinein und sah dort das Durcheinander nach einem Pogrom: alles zerbrochen, zerrissen, ausgeschüttet. In den Hauptstraßen traf ich auf keinen einzigen Juden.

---

60 Wolodymyr-Wolynskyj (Ukrainisch), Wladimir-Wolynski (Russisch), Włodzimierz Wołyński (Polnisch), etwa 150 Kilometer östlich von Lublin und 150 Kilometer nördlich von Lemberg gelegen.

Ich ging in die Seitengassen. Ging durch die eine, dann durch die nächste. Soldaten waren hier keine mehr zu sehen. Ärmliche jüdische Häuser. Etwas weiter weg ragte riesenhaft eine alte Steinsynagoge aus dem 17. Jahrhundert empor, eine der schönsten, die es überhaupt gibt. Auf den Vorbauten der kleinen Häuser saßen ein paar alte Leute, Frauen, Kinder. Alle saßen mit gesenkten Köpfen, in Trauer, wie zu den Klageliedern von Tischa beAw[61].

Aus einer Seitengasse tauchte ein alter Jude auf, mit langem grauen Bart und schönen Gesichtszügen, gekleidet in Schtreimel und Seidenkaftan. Ruhig und langsam ging er auf die Synagoge zu.

Ich ging zu ihm hin:

»Gut Shabbes!«

Er blieb stehen, betrachtete mich eine Weile kühl und distanziert und antwortete knapp:

»Gut Shabbes.«
»Hier fand ein Pogrom statt?«, fragte ich, da ich nicht wusste, wie ich das Gespräch beginnen sollte.
»Ja …«
»Wurden viele Geschäfte geplündert?«
»Alle …«
»Wurde jemand umgebracht?«
»Nein … Ja, einer wurde umgebracht … Viele Verwundete gab es.«
»Die Synagoge ist unbeschädigt geblieben?«
»Unbeschädigt.«

Er antwortete auf alle Fragen kühl und knapp. Wandte sich ab und ging in Richtung Synagoge.

Ich war davon ausgegangen, dass ich in Sokal Dr. Koschenewski mit der mobilen Einsatzgruppe von Demidows Abteilung vorfinden würde. Aber so sehr ich auch suchte, ich konnte ihn nicht finden. Ich ging in ein Hotel, nahm mir ein Zimmer, rief die Besitzerin, eine ältere Jüdin, zu mir und befragte sie zu den Ereignissen in der Stadt.

---

61 Tischa beAw (der Neunte des jüdischen Monats Aw) erinnert an die Zerstörung des Ersten und des Zweiten Tempels in Jerusalem. Für diesen Tag gibt es in der Liturgie eigene Klagelieder (Quinot).

»Man hat die Stadt auf den Kopf gestellt. Eine ganze Woche hat man durchgängig geplündert, zerstört, geschlagen. Kein einziges Haus, kein Geschäft hat man ausgelassen. Wie viele Juden man brutal geschlagen, verwundet hat? Vielleicht ein paar Hundert. Totgeschlagen hat man einen Uhrmacher, er hat eine Frau mit acht Kindern hinterlassen. Das ist, was bekannt ist, aber was alles nicht bekannt ist … In den Wäldern trifft man auf Kinder ohne Mutter und wohin die Mütter verschwunden sind, weiß niemand … Meiner Tochter hat ein Kosake eine Hand mit dem Säbel abgehackt.«

Sie erzählte es monoton, ruhig, während ihr die Tränen aus den Augen rannen.

»Begonnen hat es damit, dass man alle jüdischen Männer auf dem Platz zusammentrieb, an die tausend Menschen, und man sagte, dass man alle erschießen werde, dann, dass man alle nach Russland vertreiben werde … Man hat in der Stadt ein paar Tausend Rubel gesammelt und dem Kommandeur übergeben, daraufhin hat er fünfundsiebzig Männer ausgewählt und nach Russland geschickt, die restlichen hat man freigelassen …«

Ich hatte eine Liste von einigen angesehenen Bürgern, an die ich mich wenden sollte. Ich bat die Hotelbesitzerin, sie zu mir zu bitten. Sie antwortete mir, dass sie sicher Angst haben würden, nach draußen zu gehen. Dennoch willigte sie ein, sie aufzusuchen, setzte sich ein buntes Bauernkopftuch auf, damit man sie auf der Straße für eine Bäuerin halten würde, und ging weg. Ein paar Stunden später kehrte sie mit der Nachricht zurück, dass sich alle versteckt hielten. Da ich niemanden kannte, dem ich eine größere Summe für Notleidende übergeben konnte, ließ ich der Wirtin fünfundsiebzig Rubel da, die sie dem Komitee übergeben sollte.

Ich ging in die Stadt. Man sagte mir, dass sich Demidows mobile Einsatzgruppe in Bels befände. Ich ging zum Bahnhof und bat den Telegrafisten, er möge in Bels wegen der mobilen Einsatzgruppe nachfragen. Er sagte mir, dass Bels um 15 Uhr 37 aufgehört habe zu antworten: Offenbar war es schon von den Österreichern eingenommen.

Sokal wurde evakuiert, der Kommandant war bereits abgereist, nur die Stäbe der Korps und Divisionen befanden sich noch hier. In der Nacht schien es, als wäre die Stadt von einem Feuerring umgeben. Überall sah man den Widerschein von Bränden in der Ferne und der Nähe: Die Städte und Dörfer der Umgebung brannten. Solche Feuerringe sah ich dann fast jede Nacht, wo immer ich mit den abziehenden Truppen hinkam.

Ich übernachtete auf dem Bahnhof und nahm am Morgen den Zug nach Krystynopil, wo Komissarows Abteilung stationiert war. Komissarow traf ich nicht an, er war in der Umgebung unterwegs und sollte am Abend zurückkommen.

Das Städtchen war nicht sehr groß und hauptsächlich jüdisch. Offenbar hatte es in den letzten Tagen nicht gelitten, alle Geschäfte waren geöffnet. Aber die Angst und Unruhe unter den Juden waren sehr stark. Die Straßen waren voller Militär.

Ich betrat einen kleinen Laden, dessen Besitzer anwesend war, ein älterer Jude mit intelligentem Gesicht, knüpfte ein Gespräch mit ihm an, erzählte ihm, dass ich vom Lemberger Hilfskomitee komme, und bat ihn zu erzählen, was sich hier ereignet hatte.

»Vor zehn Monaten, bei ihrem Einmarsch, haben die Russen die Stadt verwüstet, sie bis auf den letzten Faden[62] ausgeraubt, fünf Juden umgebracht, drei erschossen und zwei erstochen, acht Mädchen und zwanzig Frauen vor den Augen ihrer gefesselten Männer vergewaltigt … Man kann nicht in Worten wiedergeben, wie sie in dem Städtchen gewütet haben … Nachher, als wieder Ruhe eingekehrt war, fehlte es an allem Lebensnotwendigen, aber man durfte die Stadt nicht verlassen, um einen Sack Mehl zu kaufen, es war streng verboten. Man ist schlicht verhungert. Von nirgendwo kam Hilfe … Und jetzt naht das nächste Chaos und Gott weiß, was passieren wird, welche Nöte uns noch erwarten …«

Auf meine Bitte hin rief der Krämer vier Bürger in seinem Hinterzimmer zusammen, die Mitglieder der Gemeinde waren. Ich besprach mit ihnen die Lage und zahlte ihnen für die Armen fünfhundert Rubel aus. Mit einem der Bürger besuchte ich die Synagoge, sie war mit Kisten und Körben vollgepackt. Die Juden der ganzen Stadt hatten ihre Besitztümer hierhergebracht, da sie davon ausgingen, dass die Synagoge der sicherste Platz sei. In der Synagoge befanden sich viele alte kostbare Gegenstände, vor allem Hängeleuchter aus Messing. Ich riet, dass man die Kisten und die wertvollen Gegenstände auf den Dachboden bringen und die hohe Leiter, die in der Synagoge stand, in Stücke hacken sollte. Ich riet auch, in den Häusern Fässer mit Wasser bereitzuhalten, für den Fall eines Brandes.

Mit Bränden konnte und musste man jedenfalls rechnen. Den ganzen Tag umgaben Dutzende schwarze Rauchsäulen von brennenden Städten und Dörfern der Umgebung die Stadt. Man versuchte herauszubekommen, wo es brannte: In Welyki Mosty? In Bels?

Am Abend kam Komissarow und berichtete, dass die russischen Truppen aus Welyki Mosty abgezogen waren. Vor dem Abzug hatten die Kosaken einen fürchterlichen Pogrom in der Stadt veranstaltet. Jetzt wurde sie von russischen Truppen beschossen und brannte. Die mobile Einsatzgruppe, die unter der Lei-

62 An-Ski überträgt hier die russische Wendung »do poslednej nitki« ins Jiddische, im Deutschen singgemäß »bis auf die Haut«.

tung von Frau Dr. Schapiro stand, war nach ihrem Abzug aus Welyki Mosty im Dorf Parchatsch[63] geblieben, neun Werst von Krystynopil entfernt. Das Dorf lag unter Beschuss, aber Dr. Schapiro arbeitete zusammen mit den Barmherzigen Schwestern weiter, operierte, legte Verbände an und schickte die Verwundeten weiter. Gegen zwei Uhr in der Nacht kam die mobile Einsatzgruppe nach Krystynopil. Auf Parchatsch rückten schon die Österreicher vor. Vorerst hielt die Nachhut den Feind noch auf, aber in der Nacht, spätestens aber am Morgen, würde man sich von dort zurückziehen müssen.

Ich ging zum Bahnhof. Dort zeigte sich ein Bild der Verwüstung. Alles war evakuiert, nur der letzte Sprengzug war noch da. Die Strecke nach Westen in Richtung Lemberg war zerstört: die Schienen abmontiert, die Schwellen herausgerissen und zu Scheiterhaufen aufgestapelt, bereit zum Anzünden, alle Brücken gesprengt.

In der Nacht wurde der Feuerring der brennenden Städte und Dörfer der Umgebung noch heller und rückte näher. Als ich schon schlafen gehen wollte, sah ich in der Nähe des Bahnhofs eine hohe Flamme emporschlagen. Ich ging mit Nadeschdin hin. Die aufgestapelten Schienen, das Holz und die Heuhaufen beim Bahnhof brannten.

Es war eine klare Nacht, der Vollmond stand am Sternenhimmel. Wir wandten uns um und wollten zurückgehen, als sich unseren Augen ein fantastisches Bild bot: Da standen Hunderte von hohen Steinen, auf denen hebräische Buchstaben rot glühten. Im ersten Moment verstand ich nicht, was das zu bedeuten hatte. Dann begriff ich schnell, dass vor uns ein jüdischer Friedhof lag. Im Widerschein der Flammen sah es so aus, als würden die Grabsteine feurig erglühen. Es war ein ungewöhnlicher, fantastischer Anblick. Als ob Dutzende Generationen von mehreren Jahrhunderten in dieser mystischen Mondnacht aus der Vergangenheit herausgetreten wären, um mit feurigen Blicken das Schreckliche zu beobachten, das hier geschah und dem Schtetl immer näher rückte.

Lange standen wir beide wie verzaubert da. Als wir wieder zu uns kamen, begannen wir wie aus einem Traum heraus über die Zukunft der Menschheit zu sprechen, über die Zeit, wenn der Alptraum des Krieges verschwunden sein würde, mit seinen Strömen von Blut und seinen blutroten Feuern.

Es tagte bereits, als wir ins Städtchen zurückkamen. Dort herrschte Totenstille. Kein lebendes Wesen war in den Straßen zu sehen, nur ein systematisches, starkes Kanonenfeuer war aus der Ferne zu vernehmen.

---

63 Parchatsch (Ukrainisch, Russisch), Parchacz (Polnisch), nach 1940 Meschyritschtschja (Ukrainisch), Meschiretschje (Russisch), Meżyriczczia (Polnisch), etwa 65 Kilometer nördlich von Lemberg gelegen.

Lange konnte ich nicht schlafen. Gegen acht Uhr war ich wieder wach. Ein Sanitäter kam vorbei und erzählte ganz beiläufig:

»In der Stadt findet ein Pogrom statt … Vor etwa zwei Stunden sind Kosaken gekommen und jetzt plündern sie die Stadt, brechen in die Geschäfte ein, schlagen die Juden …«

Ich lief zum Fenster. Die Straße war im hellen Aufruhr. Frauen irrten schreiend und klagend umher. Kleine Gruppen älterer jüdischer Männer liefen von einer Stelle zur nächsten. Vor vielen Geschäften lagen zerrissene und zerbrochene Waren und Gerätschaften auf einem Haufen. Menschengruppen versammelten sich darum, aber weder Soldaten noch Kosaken waren zu sehen.

Ich ging hinaus, um Erkundungen einzuholen. Wie sich herausstellte, war um sechs Uhr eine Kosakenabteilung angekommen, die sofort einen Pogrom begonnen und innerhalb von zwei Stunden das Schtetl verwüstet und die Hälfte der Geschäfte ausgeraubt hatte. Jetzt waren noch vereinzelt Soldaten und Kosaken unterwegs, um aus den geplünderten Geschäften wegzuschleppen, was noch übrig war. Auf die Soldaten folgten die Bäuerinnen aus den Dörfern, die Waren in Säcke aufklaubten.

Ich ging in ein Geschäft, dann in ein zweites, wo die Soldaten noch am Plündern waren, und jagte sie hinaus. Aus einem Keller zog ich sogar einen Kosaken am Ohr hinaus und drohte ihm mit Erschießen. Er war bleich wie die Wand und warf die geraubten Sachen aus seinen Taschen. Als die Juden sahen, dass ich die Räuber aus den Geschäften verjagte und dass diese Respekt vor mir hatten, drängte man sich von allen Seiten zu mir und rief:

»Kommen Sie zu mir! Haben Sie Erbarmen! Man plündert bei mir!«

Allmählich wurde es ruhig. Ich rief erneut die Juden zusammen, mit denen ich mich am Vortag in Verbindung gesetzt hatte und die ein Komitee gegründet hatten. Sie kamen in Tränen aufgelöst und erschüttert. Wir machten uns daran, das Ausmaß der Katastrophe zu klären. Wie sich herausstellte, hatten an die hundert Haushalte in wenigen Stunden alles verloren und waren völlig ruiniert worden. Ich ließ weitere achthundert Rubel für die Geschädigten des Pogroms zurück, mit der Auflage, dass nach dem Abzug der Russen eine genaue Abrechnung an das Lemberger Komitee gehen sollte.

Während der Pogrom noch im Gange war, wurde in der ganzen Stadt eine Verordnung plakatiert, dass die gesamte männliche Bevölkerung von achtzehn bis fünfzig Jahren evakuiert werden müsse. Im Gegensatz zu Lemberg fand sich hier der Zusatz »Juden nicht ausgenommen«. Das stellte die jüdische Bevölkerung selbstverständlich vor noch größere Probleme als der Pogrom.

Wir hatten unsere Sitzung noch gar nicht beenden können, als die Nachricht kam, dass der Kommandant den Stadtvorsteher und einen der angesehensten jüdischen Bürger zu sich beordert hatte. Da stellte sich nun die Frage: zum Kommandanten gehen oder nicht? Ich riet, man solle eine Person schicken, die imstande wäre, mit dem Kommandanten zu einer Vereinbarung zu kommen.

Gegen Mittag brach erneut Unruhe aus. Wieder Menschenansammlungen in den Straßen, Angst, Tränen. Was war geschehen? Wie sich herausstellte, zog ein Kosakenoffizier mit zwei Kosaken durch die verschont gebliebenen Geschäfte auf der Suche nach Waffen. Dabei schrieben sie auf, wie viel Mehl, Zucker, Petroleum, Kerzen usw. vorhanden war. Das alles sollte requiriert werden. Die Inhaber der Geschäfte, die als nächstes an der Reihe waren, waren blass und rangen die Hände.

Eine Jüdin kam zu der Gruppe, bei der ich stand, bleich wie die Wand und mit fahrigem Blick, offenbar tief erschüttert. Händeringend und in stiller Verzweiflung sagte sie:

»Oj-oj, das ist mein Ende! … Sie kommen zu mir … Sie werden in den Keller gehen …«

»Vorerst nehmen sie ja noch nichts, sie schreiben nur alles auf … Sie werden keine Zeit haben, alles wegzuschaffen«, versuchte ich sie zu beruhigen.

»Ach, Sie wissen ja nicht, was ich im Keller habe«, flüsterte sie in noch größerer Verzweiflung. »Das ist mein Ende.«

»Was haben Sie denn dort …?«, fragte ich, nun schon beunruhigt.

»Fragen Sie lieber nicht! … Pst! … Es ist aus mit mir.«

»Aber was ist dort? Waffen?«

»Aber woher denn! Ein paar Hundert Rubel habe ich dort versteckt, den Schmuck meiner Schwester, die Witwe ist, auch ein paar Hundert Rubel wert. Das ist alles, was wir noch haben. Sie werden es finden und mitnehmen!«

Nach einigen Stunden wieder Unruhe und Wehklagen. Man hatte an die dreißig Juden auf den Marktplatz gebracht, die man in den Straßen und den Häusern aufgegriffen hatte. Die Wachsoldaten sagten, dass man sie zur Zwangsarbeit schicken werde, aber wie es schien, hatte man sie als Geiseln genommen oder aber sie sollten evakuiert werden. Unter den Gefangenen war ein blasser, kränklicher junger Mann. Mir gelang es, die Wachen zu überzeugen, ihn gehen zu lassen. Kaum hatten sie ihn freigelassen, als ich sah, wie die Leute ringsherum anfingen, mit den Wachsoldaten insgeheim zu tuscheln, man bot ihnen Geld, man bot seine Dienste an und man kaufte sich einzeln nach und nach frei.

Der Kanonendonner war nun ganz nahe gerückt. Die letzten Truppenteile zogen durch die Stadt. Ein Sanitäter kam, um mir mitzuteilen, dass unsere Abteilung um sechs Uhr abziehen werde. Ich würde mit ihr abrücken müssen.

Zurückbleiben werde nur Dr. Schapiro mit einigen Sanitätern und einem Automobil, um soweit es noch ging die Verwundeten zu verbinden. Wie auch in anderen Orten würde sie als Letzte abfahren, wenn die Österreicher bereits im Anmarsch auf die Stadt waren.

Einige Juden kamen zu mir und baten, ich solle doch bis zur letzten Minute in der Stadt bleiben. Ich hätte nur bei Dr. Schapiro bleiben können, aber sie sagte mir, dass im Auto kein Platz sei. Ich sagte den Juden, dass sie sich bei Zwischenfällen an sie wenden sollten, und die Ärztin bat ich auch, in den letzten Stunden auf das Geschehen achtzugeben, und schlug ihr vor, hundert Rubel von mir anzunehmen, für den Fall, dass sie jemandem helfen müsse. Sie war darüber sehr ungehalten und sagte, dass es ihr nicht recht sei, sich mit jüdischen Angelegenheiten zu befassen … Diese gebildete Frau, die ungeheuren Heldenmut zeigte, wenn es darum ging, im Feuerhagel ihre Arbeit zu tun, fand nicht den Mut, offen als Jüdin aufzutreten und sich für die beraubten und verfolgten Juden einzusetzen! Und sie war nicht die Einzige, die sich in dieser Hinsicht als so kleinmütig zeigte …

Als ich schon im Auto saß, um wegzufahren, kam ein Jude mit blutigem Kopf angelaufen. Ein Soldat hatte ihn aufgegriffen und Geld verlangt. Als er antwortete, dass er keines habe, schlug der Soldat ihm mit dem Gewehrkolben über den Kopf und entriss ihm den Geldbeutel mit seinen letzten vier Rubeln.

Kapitel 10

Komissarows Abteilung, die in den letzten anderthalb Monaten ständig mit Ein- und Auspacken beschäftigt war und daher nicht hatte arbeiten können, wie sie sollte, beschloss, sich weit ins Hinterland zurückzuziehen und sich dort in aller Ruhe niederzulassen. Von Krystynopil fuhr sie über Sokal in Richtung Luzk und machte schließlich auf einem Gutshof beim Schtetl Pawliwka halt.

Pawliwka war ein kleines, bitterarmes jüdisches Schtetl. Als wir ankamen, war der Markt voll von Bauernfuhrwerken und Militär. Die Juden saßen in ihren Geschäften, aber in ihren Gesichtern standen Hilflosigkeit und Angst geschrieben.

Ich ging in einen kleinen Laden, bat, man möge den Rabbiner und einige Juden des Ortes rufen. Daraufhin kamen der Rabbiner, der Gemeindevorsteher und ein weiterer Jude. Sie erzählten mir, dass zu Kriegsbeginn hier ein Pogrom stattgefunden hatte. Das Schtetl war so arm, dass es vom Kiewer Hilfskomitee monatlich hundertfünfzig Rubel Unterstützung bekam. Während der letzten Monate war die Postverbindung aber unterbrochen und es kam kein Geld mehr an. Jetzt rückte der Sturm des Rückzugs näher. Es war bereits von einem Pogrom die Rede und die Bevölkerung wusste nicht, was sie tun sollte. Fliehen?

Aber wohin sollte man fliehen und was mitnehmen? Hierbleiben? Da würde die Angst immer größer werden.

Ich ließ zweihundert Rubel für die Bedürfnisse des Schtetls zurück und versprach wiederzukommen.

Da es für mich keinen Sinn hatte, weit im Hinterland bei Komissarows Abteilung zu bleiben, beschloss ich, nach Galizien zurückzufahren und dort Demidows Abteilung aufzusuchen. Ein Offizier auf Durchreise sagte mir, er habe sie in Sokal gesehen. Ich fuhr dorthin.

Die gesamte Eisenbahnstrecke nach Sokal war bereits zur Zerstörung vorbereitet. Die Pfeiler der Holzbrücken waren mit Stroh umwickelt und warteten nur auf das Streichholz des Wächters, der bei ihnen stand. Unter den Eisenbrücken war Dynamit angebracht. Den Bahnhof in Sokal hatte man schon gänzlich geräumt. Allein der Sprengzug war noch da. Und die Abteilung des Städtebundes war noch vor Ort stationiert und übernahm die Verwundeten, die unaufhörlich herbeigebracht wurden. Eine Werst lang zogen sich die neuen Baracken, die eine halbe Million gekosten hatten. Auch sie hatte man bereits zum Abbrennen vorbereitet.

Die Stadt war etwa drei Werst entfernt. Der Priester der staatlich-medizinischen Abteilung wollte gerade hinfahren, um Proviant zu holen. Er bot mir an, mich auf seinem Fuhrwerk mitzunehmen und nötigenfalls auch wieder zum Bahnhof zu bringen.

In der Stadt herrschte noch dieselbe Zerstörung und Trauer wie ein paar Tage zuvor, als ich schon einmal hier war. Kein einziges Geschäft hatte geöffnet. Nur in den Seitengassen standen zwei, drei kleine Tische mit Brot. Soldaten umlagerten sie, um rasch Brot zu kaufen. Andere Soldaten irrten in der Stadt umher, fanden nirgendwo etwas zu kaufen und schimpften … auf die Juden.

Ich ging wieder in dasselbe Hotel wie beim letzten Mal. Die Besitzerin berichtete mir, dass der Pogrom in diesen Tagen weitergegangen war.

Trotzdem wollte ich unbedingt einen Vertreter der jüdischen Gemeinde treffen. Ich bat die Hotelwirtin, zu einem der Bürger zu gehen, zu Shmutser, auf den Dr. Hoyzner mich aufmerksam gemacht hatte, und ihn in ein Haus einzuladen, das nicht weit von seinem war. Die Wirtin, die mir vorausging, führte mich zu einem Haus in einer Seitengasse. Das Haus war voller Soldaten, die mich, wie immer in diesen Fällen, für einen Offizier hielten, von ihren Plätzen aufsprangen und sich wunderten, was ich hier wohl suchte.

Ich rief die Hausherrin, eine alte Jüdin, und befahl ihr streng, sie solle mir Tee und eine Kleinigkeit zu essen zubereiten und mir ein sauberes Zimmer geben. Sie führte mich in das einzige Zimmer, das ihr noch zur Verfügung stand. Auf diese Weise konnte ich auf Shmutser warten und die Soldaten stellten sich nicht die Frage, was ich hier wollte.

In dem Raum, den ich betrat, waren etwa fünfzehn Personen. Es waren Frauen und Kinder, die aus Maheriw geflüchtet waren. Eine ältere Jüdin erzählte mir, was sie in Maheriw erlebt hatten. Die russischen Truppen hatten die ganze Stadt geplündert und dann niedergebrannt. Ihr Mann war vor Angst gestorben. Auch ihre Tochter, deren Mann zum Kriegsdienst eingezogen war, starb und hinterließ sechs Waisen. Jetzt war die alte Frau mit ihren Enkeln und Verwandten hier und alle hungerten. Als ich ihnen fünfundzwanzig Rubel gab, war die unerwartete Hilfe für alle nahezu ein Schock und sie begannen laut zu weinen.

Die Hotelwirtin kam mit der Nachricht zurück, dass Shmutser Angst hatte, nach draußen zu gehen. Da ich nicht wegfahren wollte, ohne irgendwie Hilfe geleistet zu haben, bat ich, man möge zwei ältere Menschen herbeiholen. Die Jüdin rief ihren Mann und noch einen alten Juden herein. Sie sahen mir nicht besonders vertrauenswürdig aus, trotzdem ließ ich zweihundert Rubel bei ihnen, die sie dem lokalen Hilfskomitee übergeben sollten.

Ich ging zum Stab und fragte, wo sich Demidows Abteilung befinde. Am Eingang traf ich den Korpsarzt des Zwölften Korps und den Divisionsarzt der Zwölften Division und einige Stabsoffiziere. Auf meine Frage nach der Abteilung antwortete mir der Divisionsarzt:

»Wir haben keine Ahnung, was mit der Abteilung der Staatsduma ist. Wir sind selbst auf der Suche nach einer Abteilung, welcher auch immer. Vor allem aber der Abteilung des Städtebundes mit ihrem Bevollmächtigten, Komissarow.«

Ich sagte ihnen, dass diese Abteilung sich in Pawliwka aufhielt und vor der Abfahrt nach Luzk stand.

»Das geht auf gar keinen Fall! Wir brauchen ihn hier!«, rief der Arzt aus. »Seien Sie so gut und bringen Sie Komissarow einen Brief, er soll um Himmels willen hierher zum Stab des Korps kommen … Oder vielleicht nach Petschychwosty[64]?«
»Wohin soll er denn nun kommen?«
»Ich weiß ja selbst nicht, wo wir morgen sein werden … Das hängt davon ab, wie lange sich die Neunzehnte Division noch halten kann. Wenn sie bis zum Morgen durchhält, werden wir uns morgen in der Frühe zurückziehen, wenn nicht, müssen wir heute noch nach Petschychwosty.«
»Wie kann sie sich bis morgen halten, wenn von der ganzen Division schon jetzt nicht mehr als tausend Mann übrig sind«, merkte ein Stabsoffizier an.

---

64 Petschychwosty (Ukrainisch), Petschichwosty (Russisch), Pieczychwosty (Polnisch), etwa 35 Kilometer nordöstlich von Lemberg gelegen.

Während wir sprachen, stieß ein Bekannter von mir aus Petersburg zu uns, der Ingenieur Preobraschenski. Wie sich zeigte, war er der Bevollmächtigte von einer Abteilung des Städtebundes, der »Russischen Techniker«. Wir kamen ins Gespräch. Als Preobraschenski erfuhr, dass ich auf der Suche nach Demidows Abteilung war, machte er mir den Vorschlag:

»Wechseln Sie doch zu unserer Abteilung. Mir wäre es sehr recht. Wir sind in Tomaszów[65] stationiert. Für Sie wäre es sehr interessant und uns wären Sie von großem Nutzen. Sie könnten die Büroarbeit übernehmen.«

Ich willigte ein, in seine Abteilung zu wechseln, falls ich Demidows Abteilung nicht finden würde. Ich ging dann in die Stadt, um vielleicht einen Hinweis auf sie zu finden, aber ohne Erfolg. Ich kehrte zurück zum Stab, um mit Preobraschenski zu fahren, da wurde ich plötzlich gerufen. Ich blickte auf und sah, dass mir jemand aus einem Automobil mit Tüchern zuwinkte und zurief. Ich erkannte gleich die Schwestern und Sanitäter von Demidows mobiler Einsatztruppe. Ich freute mich und stieg zu ihnen ins Auto. Wie sich herausstellte, befand sich die mobile Einsatztruppe vier Werst vor Sokal auf einem abgebrannten Gutshof. Sie waren von Bels gekommen. Vor ihrem Abzug aus Bels gab es dort einen Pogrom und einen Brand. Fast die ganze Stadt war niedergebrannt. Man hatte alles, was man konnte, aus der Stadt abtransportiert, vor allem Kupfer. Von der alten Synagoge hatte man die Messingeindeckung der vier Kuppeln abmontiert.

Ich fuhr mit den Barmherzigen Schwestern und Sanitätern zum Gutshof. Das Gut war ursprünglich sehr reich und groß gewesen, aber nun war es völlig zerstört und so ausgebrannt, dass die Abteilung sich in den Ställen einquartieren musste, die als einzige unversehrt geblieben waren. Die Abteilung war im Begriff weiterzuziehen. Aber erst musste man Proviant aus Wolodymyr-Wolynskyj beschaffen. Ich bot an, das zu übernehmen und dort hinzufahren.

Die Straße war überfüllt von vertriebenen und flüchtenden ruthenischen Bauern. Sie waren hungrig, deprimiert und abgemagert. Viele von ihnen waren schon zwei Wochen zu Fuß unterwegs, ohne Hilfe, ohne Brot. Niemand kümmerte sich um sie. Ein Teil von ihnen fiel in Scharen in die Felder ein und holte sich von dort Getreide und was immer man konnte. Es kam zu Schlägereien zwischen ihnen und den Bauern vor Ort.

---

65 Tomaszów (Polnisch, genauer Tomaszów Lubelski), Tomaschuw-Ljubelski (Russisch), Tomaschiw (Ukrainisch, genauer Tomaschiw-Ljubelski), südlich von Zamość gelegen. Geburtsort von Leon Pinsker (1821–1891), der mit seiner Schrift »Autoemanzipation« von 1882 zum Wegbereiter des Zionismus wurde.

In Pawliwka machte ich halt. Im Schtetl herrschte große Aufregung. Der Gemeindevorsteher kam gehetzt zu mir und erzählte, er habe selbst beim örtlichen Polizeioffizier ein Zirkular gesehen, dass die gesamte Bevölkerung, ohne Ansehen der Nationalität, aus Pawliwka vertrieben und hinter die Wolga verschickt werden sollte. Viele wollten auf eigene Initiative wegfahren, aber der Wachtmeister stellte keine Passierscheine aus. Diejenigen, die ohne Passierschein weggefahren waren, hatte man wieder zurückgeschickt.

»Was sollen wir nur machen? Was sollen wir nur machen?«, klagte er. »Die Stadt ist in Aufruhr. Die einen fordern, man müsse sofort fliehen, die anderen meinen, dass, als zu Kriegsbeginn die Österreicher gekommen sind, alles gut gewesen wäre und die, die geflüchtet sind, alles verloren hätten.«

Ich nahm den Gemeindevorsteher mit nach Wolodymyr-Wolynskyj, damit er dem Chef der Kreispolizei die Lage erklären und ihn bitten konnte, dem Wachtmeister zu befehlen, Passierscheine auszustellen.

In Wolodymyr-Wolynskyj fand ich ebenfalls große Aufregung und großes Durcheinander vor. Eine Gewitterwolke hing über der Stadt: die Angst vor der Deportation. Niemand wusste genau, wie der Befehl aussah: Sollte die ganze Bevölkerung evakuiert werden oder nur die Kriegstauglichen? Alle oder nur die Juden? Und solange das nicht klar war, erlaubte der Kreiskommandant keinem, die Stadt zu verlassen: Er verlangte zweitausend Rubel an Bestechungsgeld, aber die Stadt hatte diese Mittel nicht.

Vor der Kanzlei des Kommandanten standen Massen von Menschen um Passierscheine an. Die Kosaken am Eingang schrien und beschimpften die Juden, jagten sie weg. Vor meinen Augen stieß ein Kosake einen alten Mann von der Tür weg. Als ich den Kosaken anbrüllte und ihm sagte, ich werde ihn dafür zur Rechenschaft vor Gericht ziehen, waren alle Juden höchst verwundert und der alte Jude folgte mir noch lange und bedankte sich ausgiebig.

Ein paar Straßen weiter hielt ich einen Juden an und befragte ihn zu den Vorkommnissen in der Stadt. Auf meine ersten beiden Fragen antwortete er mir, wenn auch unwillig, dann sagte er:

»Ich fürchte mich, mit Ihnen zu sprechen. Wenn man sieht, dass ich mit einem Offizier spreche, wird man mich verhaften. Es hat hier schon solche Fälle gegeben.«

Anstatt den Gemeindevorsteher zum Kreiskommandanten zu schicken, ging ich selbst zu ihm. Ich legte ihm dar, dass unsere Abteilung bei Pawliwka stationiert war und dass sich die Bewohner der Stadt mit der Bitte an mich gewandt hatten, mit ihm abzuklären, warum der Wachtmeister keine Passierscheine ausstellte.

»Vom Stab liegt mir bislang keine Aussage hinsichtlich einer Evakuierung vor«, antwortete er. »Aber ich gehe davon aus, dass es keinerlei Grund gibt, diejenigen Bewohner, die wegfahren wollen, davon abzuhalten. Ich werde den Wachtmeister daher anweisen, uneingeschränkt Passierscheine auszustellen. Wenn Sie wollen, dann gebe ich Ihnen diesen Befehl für den Wachtmeister gleich schriftlich mit und Sie können ihn ihm persönlich überbringen.«

Er händigte mir den Befehl aus. Da ich aber nicht wusste, ob ich Zeit haben würde, in Pawliwka haltzumachen, übergab ich das Papier dem Gemeindevorsteher, der mit mir gekommen war.

Unterdessen war meine Ankunft in der Stadt bekannt geworden und als ich die Amtsräume des Kreiskommandanten verließ, traf ich auf der Straße den Amtsrabbiner und einige Bürger, die auf mich gewartet hatten. Wir gingen in das Haus von einem von ihnen und sie berichteten mir über die Lage in der Stadt. Viele Flüchtlinge aus den Schtetlech der Umgebung waren hier. Die Not war groß, vom Kiewer Komitee kam keinerlei Hilfe und die Stadt selbst, die schon zu gewöhnlichen Zeiten arm war, konnte jetzt, da die reicheren Bewohner weg waren und die anderen mit ihrer Vertreibung rechneten, den Flüchtlingen nicht helfen. Ich überließ dem örtlichen Komitee vierhundert Rubel zur Unterstützung der Flüchtlinge.

Dann ging ich in ein Kaffeehaus. Dort traf ich an einem kleinen Tisch auf einen Leutnant, einen jungen Mann von etwa neunzehn Jahren. Ich hatte ihn schon irgendwo unterwegs getroffen. Er erkannte mich, kam zu mir und erzählte mir aufgeregt, dass er gerade aus Sokal gekommen sei, wo er Teil eines Sprengkommandos war.

»Entsprechend dem Befehl, den ich hatte, habe ich den Bahnhof gesprengt, die Kaserne und ein paar staatliche Gebäude. Und dann habe ich zum eigenen Vergnügen noch die Judensynagoge in die Luft gesprengt, ha-ha!«
»Warum haben Sie das gemacht?«
»Einfach so! Warum denn nicht?«
»Aber das ist doch ein Tempel!«
»Ein Te- Tempel? Was für ein Tempel?«
»Wie beten Sie jeden Tag? ›Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes‹. Ist denn die Synagoge der Juden nicht ein Tempel ›des Vaters‹? Wie konnten Sie zu Ihrem bloßen Vergnügen eine solche Gotteslästerung begehen?«

Er war ein wenig durcheinander.

»Ich habe das nur so daher gesagt: ›zum eigenen Vergnügen‹. In Wirklichkeit hatte ich den Befehl, sie zu sprengen.«
»Warten Sie«, unterbrach ich ihn. »Haben Sie viel Dynamit gebraucht, um die Synagoge zu sprengen?«
»Ganz wenig! War ja auch kein besonderer Bau!«
»Ich habe die Synagoge gesehen, sie hatte Wände, die einen Klafter breit waren, sie war hoch, eine regelrechte Festung, wie können Sie sagen, dass Sie sie mit ein bisschen Dynamit gesprengt haben?«
»Sie irren sich. Sie war aus Holz, nur das Fundament war aus Stein.«

Ob er nur irgendein Bes-Medresch[66] gesprengt oder mir »aus purem Vergnügen« eine Lüge erzählt hat, weiß ich nicht.

Als ich das Kaffeehaus verließ, traf ich eine Gruppe Verwundeter. Ich hielt einen von ihnen an:

»Woher kommen Sie?«
»Aus Sokal.«
»Was gibt es Neues in der Stadt?«
»Gar nichts, es ist ruhig … Die Kosaken haben heute wieder jüdische Geschäfte aufgebrochen und Mehl mitgenommen.«

Bevor ich von der Abteilung weg war, hatten wir vereinbart, uns im Dorf Wortschyn[67] wieder zu treffen, wohin sie sich zurückziehen sollte. In Wortschyn teilte man mir aber mit, dass der Stab der Zwölften Division die Abteilung angewiesen hatte, sich noch viel weiter zu entfernen: über Hruschiw, Myljatyn und Bobjatyn bis zum Dorf Watyn[68]. Ich folgte ihr. Unterwegs ging mir aber das Benzin aus und ich ließ das Auto mit dem Chauffeur in einem Dorf zurück und fuhr mit einem Militärfahrzeug weiter, das Verwundete nach Wolodymyr-Wolynskyj gebracht hatte und nun auf dem Rückweg war. Wir kamen sehr langsam vorwärts und um drei Uhr in der Nacht hieß man mich bei einem Gebäude absteigen, in dem ein Lazarett eingerichtet war, und parkte an der Seite. Im Lazarett schliefen alle und all mein Klopfen war umsonst. Ich fand einen Stall, kletterte auf den Heuboden und legte mich schlafen. Ich war kaum

66 Bes-Medresch (Jiddisch, von Hebräisch: Beit Midrasch), »Haus des Lernens«, Lehrhaus.

67 Wortschyn (Ukrainisch), Wortschin (Russisch), Worczyn (Polnisch), in Wolhynien etwa 20 Kilometer nordwestlich von Wolodymyr-Wolynskyj gelegen.

68 Hruschiw (Ukrainisch), Gruszów (Polnisch); Myljatyn (Ukrainisch), Milatyn (Polnisch), beide in Wolhynien gelegen; Bobjatyn (Ukrainisch), Watyn (Ukrainisch, Polnisch), Watin (Russisch), beide im Lemberger Gebiet gelegen.

eingeschlafen, da hörte ich unter mir ein fürchterliches Weinen und herzzerreißendes Schluchzen. Ich begann zu zittern. Ich fand ein Streichholz, zündete es an, kletterte hinunter und fand … einen jungen Esel. Er hatte so geschrien. Ich hatte früher nie die Schreie eines Esels gehört. Es klang genauso wie das bittere Weinen eines Menschen.

Am Morgen ging ich ins Lazarett. Es war das Lazarett der Zwölften Division. Ich trank dort Kaffee und wurde Zeuge eines Gesprächs unter den Ärzten. Ohne Rücksicht darauf, dass ein Fremder unter ihnen war, führten sie radikale revolutionäre Reden gegen die Regierung und den Zaren. Solche Reden hatte ich in der Armee früher nie gehört.

Die Ärzte gaben mir ein Fahrzeug, mit dem ich nach Watyn kam.

Watyn war ein großes Dorf, das etwa dreißig Werst von der alten russischen Grenze entfernt lag, zwischen Wolodymyr-Wolynskyj und Luzk. Die Abteilung hatte hier haltgemacht und einen Verbandsplatz eingerichtet, an dem man die Verwundeten von der Front aufnahm und sie dann weiterschickte. Ich hatte nur deswegen Interesse daran, bei der Abteilung zu bleiben, da ich mit ihr in den umliegenden Städten und Schtetlech herumfahren konnte. Wie sich herausstellte, war Watyn ein Durchgangspunkt für die Vertriebenen aus den frontnahen Ortschaften. An dem Haus, in dem die Abteilung einquartiert war, zogen von früh bis spät Transporte mit vertriebenen Juden vorbei, die meisten davon aus dem Schtetl Horochiw[69]. Es waren lange Fuhrwerke, die mit allerlei Hausrat vollgepackt waren, und dazwischen saßen, wie Vögelchen in den Nestern, Kinder, um sie herum ältere Leute, vor allem Frauen. Die Männer folgten ihnen zu Fuß, und jede Fuhre sah aus wie ein Begräbniswagen.

Wie sich zeigte, flüchtete man aus dem Schtetl, weil man sich vor einem Pogrom fürchtete und vor allem davor, dass man plötzlich alle auf einmal aussiedeln könnte und man dann keine Fuhrwerke mehr kriegen würde. Für die Passierscheine, um das Schtetl verlassen zu dürfen, verlangte der Polizeioffizier gnadenlos Riesensummen. Erst einmal wollte man nach Tortschyn[70], das dreißig Werst von Horochiw entfernt lag. Man wollte nicht zu weit weg von zu Hause: Vielleicht würde man ja doch bald zurückkehren können.

Ich hielt fast jedes Fuhrwerk an und stellte Fragen. Wie sich herausstellte, waren die Reicheren schon früher weggefahren, jetzt fuhren auch die Armen fort. In einem Fuhrwerk reiste die ganze gebildete Schicht des Schtetls: der

69 Horochiw (Ukrainisch), Horochów (Polnisch), Gorochow (Russisch), etwa 60 Kilometer südöstlich von Wolodymyr-Wolynskyj gelegen.

70 Tortschyn (Ukrainisch), Torczyn (Polnisch), Tortschin (Russisch), in Wolhynien, etwa 50 Kilometer östlich von Wolodymyr-Wolynskyj gelegen.

Rechtsanwalt, der Zahnarzt, die Hebamme, der Apotheker. Alle waren verarmt und verzagt.

Ich organisierte eine Art Verpflegungsstation, wo die Erwachsenen Tee und Brot bekamen, die Kinder Milch und Bejgel[71]. Den Ärmeren gab ich drei bis fünf Rubel pro Person. Die meisten wollten aber nichts annehmen und meinten: »Wir sind doch um Himmels willen keine Bettler«, und die, die etwas annahmen, weinten vor Beschämung. Ich musste später oft daran zurückdenken, wenn dieselben Flüchtlinge mich an den Kleidern zerrten und Almosen forderten …

Kapitel 11

Einige Wochen waren vergangen, seit ich wieder auf der anderen Seite der alten russischen Grenze war. Ich beobachtete in dieser Zeit, wie sich über der gesamten russischen Grenzregion mit ihren Dutzenden jüdischen Städten und Schtetlech eine finstere Wolke der Angst und der Verzweiflung zusammenbraute. Obwohl sich die Kampfhandlungen viele Hundert Werst entfernt abspielten, griff auch hier schon dieselbe Stimmung um sich, wie sie unter den galizischen Juden herrschte. Überall erwartete man stündlich das Eintreffen einer der beiden Plagen des jüdischen Lebens: einen Pogrom oder die kollektive Vertreibung innerhalb von wenigen Stunden. Das brachte das normale Leben der Schtetlech gänzlich zum Erliegen, führte zu Panik und zu Flucht ohne System, ohne Ziel, außer jenem, sich so schnell wie möglich zu retten.

Ich beschloss, nach Kiew zu fahren, um das Komitee über die Lage vor Ort zu informieren. Es sollte alle seine Möglichkeiten einsetzen, um den Vertreibungen ein Ende zu machen. Ich wollte dem Komitee auch vorschlagen, Mittel für die ärmsten und nah an der Front gelegenen Schtetlech bereitzustellen, damit man Fuhrwerke für den Fall einer überraschenden Ausweisung vorbereiten konnte. Da die Geldmittel, die ich bei mir hatte, erschöpft waren, hatte ich vor, mir vom Komitee eine angemessene Summe zu holen, die ich in die frontnahen Schtetlech bringen wollte. Ich ging davon aus, dass man mir in Kiew dafür ein Automobil geben würde.

Am 19. Juni fuhr ich nach Luzk. Ich hatte einige Stunden Aufenthalt in der Station Kiwerzi[72]. Dort herrschte großes Durcheinander. Die Züge kamen mit zwölf bis achtzehn Stunden Verspätung an. Am Bahnhof drängten sich Tau-

71 Gebäck der osteuropäischen Juden, das im Zuge der Migration nach Amerika als »Bagel« bekannt wurde.

72 Kiwerzi (Ukrainisch), Kiwerzy (Russisch), Kiwerce (Polnisch), in Wolhynien, etwa 20 Kilometer nordöstlich von Luzk gelegen.

sende Menschen. Man stritt sich um Fahrkarten und Platzkarten und war bereit, ungeheuerliche Preise dafür zu bezahlen. Juden wurden nicht in den Bahnhof eingelassen und so saßen sie mit ihren Bündeln und Kisten vor dem Bahnhofsgebäude. Die Bahnangestellten und Gendarmen versuchten, sie zu vertreiben, beschimpften und schlugen sie. Kurzum – es bot sich dasselbe schreckliche, aber schon vertraute Bild.

Von dem jüdischen Apotheker erfuhr ich, dass die paar Dutzend jüdischen Familien, die beim Bahnhof wohnten, ein Hilfskomitee für die Tausenden Juden gegründet hatten, die in Massentransporten aus Galizien hier durchkamen, ob als Geiseln oder als Evakuierte. Bis vor wenigen Tagen hatte der Kommandant niemandem erlaubt, sich den vertriebenen galizischen Juden zu nähern. Jetzt hatte er Mitleid bekommen und gestattete es. Man brachte an jeden Zug Essen, soweit es eben ging. Das Komitee hatte aber nur beschränkte Mittel. Ich versprach, dass ich aus Kiew Unterstützung bringen würde.

Die Stimmung, die ich in Kiew vorfand, war noch niedergedrückter als bei meinem letzten Besuch. Der Strom von Vertriebenen und Geiseln aus Galizien versiegte nicht. Täglich kamen neue in Kiew an, Gruppen von tausend oder zweitausend Personen, die man ins Gouvernement Woronesch schickte. Und es kamen Tausende Flüchtlinge an, die aus Riga hergeschickt wurden. Ein paar Tage später kamen die Evakuierten aus Pidwolotschysk[73] an. Von dort hatte man die gesamte jüdische Bevölkerung auf einmal vertrieben, etwa vier-, fünftausend Personen. Wie ich später erfuhr, war der einzige Grund für die Vertreibung der Umstand, dass das Militär und die öffentlichen Einrichtungen in der Stadt viele Wohnungen benötigten. Kaum waren die Juden weg, kamen aus den Dörfern der Umgebung die Bauern und plünderten ihre Geschäfte und Häuser vollständig aus. An die zweitausend der Vertriebenen kamen nach Kiew. Der Rest verteilte sich auf die umliegenden Städte und Schtetlech.

Abgesehen von dem großen Flüchtlingsstrom begann sich in Kiew selbst Panik auszubreiten. Der Feind rückte so schnell vor, näherte sich so stürmisch den russischen Grenzen, dass man erwarten konnte, er werde bis Kiew vorrücken. Die reicheren Einwohner und die mit schwächeren Nerven waren beizeiten weggefahren, was die Panik auslöste.

Von den Anweisungen zur Evakuierung und den Pogromen in den Städten und Schtetlech nahe der Grenze wusste man in Kiew bereits, Petrograd war benachrichtigt. Aber genau wie bei anderen Anordnungen hatte man keine Möglichkeit zu helfen. Man setzte sich dafür ein, dass zumindest den Bevollmächtigten der Hilfskomitees die Genehmigung erteilte werde, durch die Schtetlech

73 Pidwolotschysk (Ukrainisch), Podwolotschisk (Russisch), Podwołoczyska (Polnisch), etwa 40 Kilometer östlich von Tarnopol gelegen.

auf der russischen Seite zu fahren, um dort Hilfsgüter zu verteilen. Aber auch das konnte man nicht erreichen.

Es gelang mir nicht, in Kiew ein Automobil zu besorgen. In der Stadt waren viermal Automobile requiriert worden und keiner der Reichen verfügte noch über ein Fahrzeug, das ich hätte benützen können.

Ich erhielt vom Komitee fünftausend Rubel und kehrte nach Watyn zurück.

Ich machte halt in Luzk. Auch hier war der Befehl ergangen, die Bevölkerung zu evakuieren, er wurde aber zurückgezogen und die Juden hatten sich wieder beruhigt. Sie lebten nur im Hier und Jetzt, kaum hatte man ihnen für einen Augenblick das Messer von der Kehle genommen, waren sie wieder ruhig. In der Stadt erzählte man sich, was ich schon im Zug gehört hatte, von Soldaten und Zivilisten gleichermaßen: Es sei ein zeitweiliger Waffenstillstand für einundzwanzig Tage vereinbart worden. Das Gerücht hörte ich von Dutzenden Menschen, aber wer hatte es aufgebracht?

Auf der Straße hielt mich ein junger Mann aus Pawliwka an und erzählte mir mit Tränen in den Augen, dass am 18. Juni ein Teil der abziehenden Achten Division durch das Schtetl gezogen war und dort einen Pogrom veranstaltet hatte, der einen ganzen Tag andauerte. Die Juden ließen alles stehen und liegen und flüchteten, so wie sie waren, in den nahen Wald. Währenddessen kamen Bauern aus den umliegenden Dörfern und plünderten die Geschäfte und Wohnungen aus. Am nächsten Morgen, als die Pogromtreiber abgezogen waren und die Juden wieder ins Schtetl zurückkehrten, versuchten sie, den Plünderern vor Ort und in den Dörfern die geraubten Habseligkeiten wieder abzunehmen. Daraufhin wies der Wachtmeister alle Juden aus dem Schtetl aus. Etwa hundertfünfzig Familien hatten sich auf die umliegenden Dörfer verteilt, einige Hundert weitere waren teils nach Tortschyn, teils nach Roschyschtsche[74] gegangen. Alle hatten nur, was sie am Leibe trugen, und waren dem Hunger vollständig ausgeliefert.

Ich gab dem jungen Mann ein paar Rubel und bat ihn, nach Roschyschtsche zurückzukehren und dem Rabbiner und dem Ortsältesten auszurichten, dass ich sie zu mir nach Luzk bitte, damit wir hier die Lage erörtern konnten.

Ich besuchte einen ortsansässigen Juden und lud den Amtsrabbiner und ein paar Gemeindevertreter zu ihm ein. Von ihnen erfuhr ich, dass sich Luzk bis unlängst in einer guten materiellen Lage befunden hatte. Die Stadt hatte aus eigenen Mitteln alle Flüchtlinge versorgt, die hierherkamen, und noch Geld gesammelt und an das Kiewer Hilfskomitee geschickt. Jetzt hatte sich die Situation drastisch verändert. Das Leben der Stadt war zum Erliegen gekommen, die reicheren Bewohner geflohen, niemand wusste, was morgen sein würde, ob es zu

74 Roschyschtsche (Ukrainisch), Roschischtsche (Russisch), Rożyszcze (Polnisch), in Wolhynien gelegen.

Ausweisungen kommen würde oder nicht. Man wusste nur eines, nämlich dass die gesamte Obrigkeit, vom Kreiskommandanten bis zum Wachtmeister, einen am Kragen packte und Schmiergeld forderte.

Während unserer Sitzung kamen der Rabbiner aus Roschyschtsche und der Ortsälteste von Pawliwka an. Sie wiederholten den Bericht über den Pogrom. Wir beschlossen, dass die beiden vier oder fünf angesehene Bewohner von Pawliwka einladen sollten, ein Komitee zu gründen, das eine Liste der Geschädigten anfertigen und dem Luzker Komitee übergeben sollte, das dann Hilfsgelder verteilen würde. Das Luzker Komitee, das die Personen und die Umstände besser kannte als ich, riet mir, die Hilfe auf diese Weise zu organisieren. Fürs Erste übergab ich dem Luzker Komitee siebenhundert Rubel für die Pawliwker und hundert Rubel gab ich dem Rabbiner in die Hand. Er war mit der Organisation nicht ganz zufrieden, aber er willigte ein.

Die jüdische Gemeinde von Luzk vertraute mir einen großen Koffer mit wertvollen Gegenständen aus der alten Synagoge der Stadt an: Eine Thorakrone aus dem 18. Jahrhundert, zwei kostbare getriebene Silberleuchter mit Figuren vom Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts, ein silbernes Leviten-Kännchen, eine Gewürzbüchse[75], einen Zeiger[76], ein Schild, alles aus Silber und altes Kunsthandwerk, zwei Vorhänge für den Thoraschrein, ein Tischtuch, alles alt und goldbestickt. Der Wert des Ganzen lag bei zwanzig- bis dreißigtausend Rubeln. Ich brachte die Dinge nach Petrograd. Als die Sowjetregierung das Jüdische Museum im Jahr 1918 übernehmen wollte, übergab ich den Koffer zusammen mit vier weiteren Kisten, in denen andere wertvolle Gegenstände aus dem Museum waren, dem Museum von Alexander III. gegen Quittung zur Aufbewahrung.[77] Sie befinden sich dort bis heute.

In Luzk fand ich die Pferdewagen unserer Abteilung vor, die Verwundete hierhergebracht hatten. Mit einem davon fuhr ich nach Watyn.

Unterwegs traf ich auf eine verarmte Gutsbesitzerin, die barfuß über das Feld ging, um nach den Heuarbeitern zu sehen, die auf ihrem Stückchen Land arbeiteten. Wir kamen ins Gespräch. Sie klagte über die Bauern, die aus Galizien geflohen waren. Sie seien wie die Heuschrecken. Sie kämen, schnitten das Getreide und ließen ihr Vieh auf den Wiesen und Feldern weiden. Wenn man sie verjagen wollte, sagten sie:

---

75 Hadas (Hebräisch »Myrte«), übertragen: Gewürzbüchse.

76 Jad (Hebräisch »Hand«), übertragen: Zeiger oder Zeigestab (auch: Thorafinger oder Thorazeiger).

77 Gemeint ist das »Russische Museum des Zaren Alexander III.«, nach 1917 »Staatliches Russisches Museum«, 1895 in St. Petersburg eingerichtet, beherbergt die größte Sammlung russischer Kunst. Seine ethnografische Abteilung wurde 1934 zum eigenständigen Museum (Russisches Ethnografisches Museum).

»Der Kommandant hat uns gestattet, bei den polnischen Gutsherren alles zu nehmen, was wir vorfinden.«

Sie sprach mit großem Hass und Feindseligkeit über die Flüchtlinge. Ein Sanitäter unserer Abteilung, Tatarnikow, der mit mir fuhr, erzählte mir, dass die geflüchteten russischen Bauern alles unternahmen, damit man sie nicht mit Galizianern gleichsetzte, und sehr beleidigt seien, wenn man sie auf eine Stufe stellte. »Wir sind Russen und sie sind Österreicher!« Noch schlimmer verhielten sich die russischen Beamten gegenüber den galizischen Flüchtlingen. Zusman, ein junger Mann aus dem Schtetl Lokatschi[78], erzählte mir, dass er folgende Szene beobachtet hatte: In der Nähe des Schtetls lagerte eine Gruppe von geflohenen galizischen Bauern. Der Polizeioffizier kam und begann, auf sie einzuschreien und Fußtritte auszuteilen. Einem verpasste er eine Ohrfeige. Der junge Mann, der den Polizeioffizier kannte, fragte ihn, was er gegen die Galizianer habe und warum er sie schlage.

»Deshalb, weil der ganze Krieg erst wegen diesen Hundesöhnen begonnen hat«, erwiderte der Offizier wütend. »Sie haben immer gejammert, wie schlecht es ihnen unter der österreichischen Herrschaft geht, dass sie russische Untertanen werden wollen. Sollen sie es jetzt nur wissen! Sollen sie spüren, was Russland bedeutet! Totprügeln sollte man sie, die Hundesöhne!«

In Watyn blieb ich länger als eine Woche. Während der ganzen Zeit riss dort der Strom an Fuhrwerken von Juden, die aus den umliegenden Schtetlech flohen, nicht ab.

Der mobilen Einsatztruppe der Abteilung der Staatsduma gehörten etwa zehn Sanitäter und Schwestern höheren Dienstrangs an, alle mehr oder weniger gebildete Menschen. Es gab einen Arzt, Kuptschikow, ein Sozialdemokrat, und einen Medizinstudenten im vierten Jahr, Pawel Iwanowitsch, der sich ebenfalls als Arzt verstand. Der Bevollmächtigte der mobilen Einsatztruppe war Dr. Koschenewski, der sich aber gerade in Kiew befand. Das ganze Personal war ihm gegenüber sehr negativ eingestellt, man hielt ihn für einen Despoten und sprach davon, dass alle bei seiner Rückkehr die Abteilung verlassen würden. Als er dann später aus Kiew zurückkam und Geld mitbrachte, um allen ihr Gehalt zu zahlen, und Neuigkeiten aus Kiew erzählte und für alle ein paar gute Worte hatte, machten sie wieder Frieden mit ihm.

78 Lokatschi (Ukrainisch), Lokatschi (Russisch), Łokacze (Polnisch), in Wolhynien etwa 30 Kilometer östlich von Wolodymyr-Wolynskyj gelegen.

Aus Kiew brachte ich neben anderen Lebensmitteln auch fünf Flaschen Kognak für das Lazarett mit. Sie waren mit den Lebensmitteln auf dem Pferdewagen verpackt, der nach Watyn gehen sollte. Über Nacht machte er halt in Luzk. Mit ihm sollte der Student Pawel Iwanowitsch fahren, der Verwundete nach Luzk gebracht hatte. Er war die ganze Nacht nicht in der Herberge, in der wir übernachteten, sondern feierte in der Gesellschaft von Offizieren und fuhr am Morgen betrunken ab. In Watyn stellte man fest, dass drei Flaschen Kognak fehlten. Das gesamte Personal, die dienstälteren Sanitäter und Schwestern, versammelte sich auf dem Platz vor der Kirche und verhandelte den Fall von Pawel Iwanowitsch. Einer der Sanitäter, Tatarnikow, klagte ihn an, die drei Flaschen Kognak gestohlen zu haben, sich betrunken und einen einfachen Soldaten, einen Sanitäter, betrunken gemacht zu haben. Der Ankläger schlug vor, ihn einem Feldgericht zu übergeben. Pawel Iwanowitsch begann zu weinen, gestand seine Sünden ein, bat, man möge ihm verzeihen: Er sei ein kranker Mensch, ein Alkoholiker, der sich nicht beherrschen könne, wenn er Alkohol sieht. Er versprach, den gestohlenen Kognak zu ersetzen. Man stimmte ab. Hätte ich nicht dafür gestimmt, ihm zu verzeihen, wäre er dem Gericht übergeben worden.

Während wir auf dem Platz saßen und den Fall verhandelten, versammelten sich alle Bäuerinnen und Bauern des Dorfes mit ihren Kindern um die Kirche und sahen zu, wie die Kirchenglocken abgenommen wurden. Das geschah in der ganzen Gegend, man nahm überall die Glocken ab, damit sie nicht den Deutschen in die Hände fielen, die Messing brauchten. Ich weiß nicht, wie es in anderen Orten war, aber von Wolodymyr-Wolynskyj weiß ich, dass einige Waggons mit Glocken stehen blieben und an die Deutschen kamen. Die Bauern arbeiteten ernst und schweigend und das ganze Dorf stand in tiefer Trauer dabei und sah zu, wie ihre Kirche für lange Zeit verstummte. Die Frauen weinten leise. Die Glocke wurde heruntergelassen und setzte auf der Erde auf. Dabei gab sie einen letzten Laut von sich, einen mitleiderregenden, wie ein Seufzen oder eine Bitte, bevor sie verstummte. Vielleicht auf immer, vielleicht bis zu der Zeit, wo sie in eine Kanone umgegossen wurde, um über denselben Feldern statt des Rufes zum Gottesdienst das Donnern des Todes und der Vernichtung erschallen zu lassen.

Im Dorf wohnten zwei Juden, Gastwirte, die kleine Läden unterhielten, und mit den Bauern Handel trieben. Ich lernte beide kennen. Der Erste war ein einfacher Dorfjude, ein bäuerlicher, anständiger Mensch ohne Finessen. Der Krieg, der näher heranrückte, erschütterte ihn nicht sehr: Was mit den Bauern im Dorf geschehen werde, das würde auch mit ihm geschehen. Er lebte gut und brüderlich mit ihnen zusammen. Außerdem hatte ihm der Gutsherr ein Pferd und einen Wagen für den Fall der Evakuierung geschenkt. Der zweite Gastwirt war nicht so bäuerlich. Er war ein wenig bücherkundig, hatte eher das Auftreten

eines jüdischen Bürgers. Er hatte ein feingeschnittenes Gesicht mit schwarzen, gutmütigen, traurigen Augen. Wenn er über das jüdische Leid sprach, zitterte seine Stimme und Tränen traten in seine Augen. Er beklagte sich nicht über seine Lage. Er hatte, unberufen, elf Söhne, sieben davon waren in Brasilien, hatten dort eigene Güter und bewirtschafteten das Land. Sie hatten ihm die ganze Zeit über Unterstützung zukommen lassen. Sie hatten ihn mit den anderen Kindern schon eingeladen, aber er wollte seine Heimat, an die er gewohnt war und wo er sich sein Leben eingerichtet hatte, nicht für ein fremdes Land verlassen, in dem es nur wenige Juden gab.

Der Wirt bot mir und den Ärzten an, die beiden besseren Zimmer seines Hauses zu nehmen. Er wusste, solange wir uns bei ihm befänden, würde ihm niemand etwas tun. Er erzählte mir, dass sich etwa acht Werst von Watyn entfernt ein kleines Schtetl namens Swinjuchi[79] befand. Dort lebten an die hundert jüdische Familien, die alle dem Hunger ausgeliefert waren, da der Krieg ihnen jegliches Einkommen genommen hatte.

Ein Jude aus Swinjuchi lieferte Fleisch an unsere Abteilung. Er traf verweint ein und erzählte, dass ihn unterwegs Soldaten überfallen hatten, die ihm das Pferd abnehmen wollten. Er hatte sich an den Hals des Pferdes geklammert und geklagt: »Bringt lieber mich um, aber nehmt mir nicht den einzigen Lebensunterhalt meiner Familie!« Die Soldaten hatten Erbarmen, ließen ihm das Pferd, nahmen ihm aber seine letzten drei Rubel ab. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, begann er über die schwere Lage des Schtetls zu klagen. Ich bat ihn, er solle mit dem Rabbiner und einem oder zwei der bedeutenderen Juden zu mir kommen.

Um zehn Uhr am Abend kam er mit dem Rabbiner und zwei Juden. Ich gab ihnen zweihundert Rubel für den Fall, dass es zu einer Ausweisung der Bevölkerung aus dem Schtetl kommen sollte.

Danach kamen verschiedene Abordnungen und einzelne Hilfsbedürftige aus den Schtetlech der Umgebung zu mir. Da der zweite Gastwirt alle kannte, beriet ich mich mit ihm und verteilte nach seinen Auskünften kleine Hilfsbeträge.

Am Tag nach meiner Ankunft in Luzk fuhr ich ins Schtetl Tortschyn, wohin es den Großteil der aus Horochiw und anderen Schtetlech Geflohenen gezogen hatte.

Es handelte sich um ein altes und armes Schtetl, das hauptsächlich aus einer langen Straße bestand. Ärmliche kleine Geschäfte. Vor jedem Haus standen Frauen und Kinder, was den Eindruck entstehen ließ, dass die kleinen Häuser von Menschen überfüllt waren, und die, die draußen standen, keinen Platz in

79 Swinjuchi (Ukrainisch), heutige Bezeichnung: Prywitne (Ukrainisch), Priwetnoe (Russisch), in Wolhynien gelegen.

ihnen mehr gefunden hatten. Dieser Eindruck war auch nicht ganz falsch. In jedem Haus wohnte mindestens eine fremde Familie, die zugezogen war, oft sogar mehrere. Auch alle Speicher waren überfüllt. Viele Ställe waren in Wohnungen umgewandelt worden.

Vor dem Krieg hatte das Schtetl eine jüdische Bevölkerung von etwa zweitausend Personen (bei einer Einwohnerzahl von insgesamt viertausend). Den Lebensunterhalt verdiente man ausschließlich mit dem Getreidehandel ins Ausland. Jetzt war jeglicher Handel zum Erliegen gekommen und damit auch die Tätigkeit der Leih- und Sparkasse. Die Schule der JCA[80] war geschlossen worden. Die reicheren Einwohner waren weggefahren. Vor einer Woche, als es den Pogrom in Pawliwka gab, waren auch hier alle in Todesangst gewesen. Nun hatte man sich wieder etwas beruhigt, fürchtete aber weiter, dass die Kosaken kommen könnten. Im Schtetl machte sogar das Gerücht die Runde, dass die obersten Behörden den Kosaken verkündet hätten: »Was in Galizien geschehen ist, ist geschehen. Hier, mit den russischen Juden, muss man anders umgehen, sie darf man nicht ausrauben.« Aber das trug wenig dazu bei, die Juden zu beruhigen.

Das Schtetl war voll von Flüchtlingen, die keine Wohnungen finden konnten und sich deshalb in Speichern und sogar unter dem freien Himmel niederließen. Ihre Not war sehr groß und das Schtetl hatte keinerlei Möglichkeiten, ihnen zu helfen.

So wurde es mir von einigen angesehenen Juden berichtet. Auf meinen Vorschlag hin gründeten sie ein Hilfskomitee, das es übernahm, alle Flüchtlinge in Tortschyn zu registrieren und den Bedürftigsten unter ihnen Hilfe zu leisten. Ich überließ dem Komitee vierhundert Rubel.

In Tortschyn war ich an einem Freitag. Als ich wegfuhr, war es schon Abend und alle Geschäfte wurden geschlossen. Ich blieb vor einer Bäckerei stehen, um Weißbrot zu kaufen. Die Bäckerin sagte mir, dass sie keines mehr habe. Eine Jüdin, die danebenstand und die Antwort der Bäckerin hörte, mischte sich ein und sagte rasch:

»Was redest du da, es gibt kein Weißbrot? Weißt du nicht, wer der Offizier hier ist? Wenn du es nicht weißt, ich weiß es! Für ihn muss es was geben! Auch alles, was man für Shabbes vorbereitet hat! Er hat es sich verdient! Ach, wenn es nur mehr solche Juden gäbe!«

Die Bäckerin war recht verblüfft, sah mich eine Weile verwundert an und ging mit den Worten »Ich bringe gleich was« ins Haus. Bevor sie überhaupt Zeit

80 Jewish Colonization Association (JCA), gegründet 1891 von Baron Maurice de Hirsch zur Unterstützung der jüdischen Migranten aus vornehmlich Russland in Nord- und Südamerika.

hatte, mir ein Weißbrot zu bringen, kamen jüdische Frauen aus den umliegenden Häusern und brachten mir Challes[81]. Ich nahm zwei und wollte sie bezahlen, aber man wollte auf keinen Fall Geld von mir annehmen. Ich war sehr gerührt von diesem Verhalten, war aber auch beunruhigt über die Popularität, die meiner Tätigkeit schaden konnte. Später hörte ich von einem Juden, der nicht wusste, wer ich war, folgende Geschichte:

»Man sagt, dass sich in einem Dorf ein jüdischer Offizier niedergelassen hat, und jeden Juden, der vorbeifährt, hält er an und fragt ihn aus – und das auf Jiddisch! – und er bietet ihm Tee an, gibt den Kindern Süßigkeiten und verteilt Geld. Einer Jüdin, die mit ihren Kindern unterwegs war, wollte er fünf Rubel geben, sie wollte sie aber nicht annehmen, daraufhin hat er sie einer anderen gegeben. Wer er ist, weiß man nicht.«

Ich war mit einem Sanitätssoldaten unterwegs, Fino. Wie sich herausstellte, war er ein Deutscher, von den Kolonisten, deren es viele in Wolhynien gab. Er erzählte mir, dass jetzt alle deutschen Kolonisten nach Sibirien verschickt wurden. Man gestattete ihnen nicht, ihr Land und ihre Häuser zu verkaufen. Den Haushalt und das Getreide verkauften sie für den halben Preis. Später hörte ich von Juden, dass die Vertreibung der deutschen Kolonisten die Gegend ruinieren würde. Ihre Wirtschaften seien die besten und kultiviertesten.

Fino erzählte mir auch, dass im Kreiskrankenhaus dieser Tage ein fünfzehnjähriges deutsches Mädchen gestorben war, die Tochter eines Kolonisten, die von einer ganze Schar Kosaken auf dem Feld geschändet worden war.

In Tortschyn ging das Gerücht um, dass die Russen einen großen Sieg errungen und Lemberg wieder eingenommen hätten und dass zwei japanische Artilleriekorps eingetroffen seien. Solche fantastischen Gerüchte tauchten während des ganzen Rückzugs immer wieder auf.

Kapitel 12

Dr. Koschenewski brachte bei seiner Rückkehr zur mobilen Einsatztruppe die Anordnung mit, dass die gesamte Abteilung mit ihren beiden Gruppen sich völlig anders zu organisieren habe. Sie sollten sich nun in einer Linie aufstellen, die eine Gruppe direkt an der Front, die andere etwa dreißig bis vierzig Werst entfernt von ihr und die Lazarettabteilung noch weiter weg. Auf die Weise würden die Verwundeten, die bei der ersten Gruppe ankamen, an die zweite weitergeleitet. Dort würden sie sich ausruhen können und Essen erhalten, um dann

81 »Challes« (Jiddisch) von »challa« (Hebräisch, Plural »challot«), Weißbrot, Brötchen.

ins Lazarett weitergeschickt zu werden. Um sich an diese Arbeit zu machen, würden sich die beiden Abteilungen weit ins Hinterland zurückziehen, um dort Pferde, Fuhrwerke und die ganze Ausstattung zu kaufen.

Unter diesen Umständen war für mich der weitere Verbleib bei der Gruppe nicht mehr sinnvoll und ich beschloss, in die Abteilung der russischen Techniker zu wechseln. Wie ich schon erwähnt habe, hatte der Bevollmächtigte der Abteilung, F. J. Preobraschenski, mich ein paar Wochen zuvor eingeladen, in seine Abteilung einzutreten. Die Abteilung sollte jetzt in Wolodymyr-Wolynskyj sein. Am ersten Juli fuhr ich dorthin.

Auf dem Weg nach Wolodymyr-Wolynskyj machte ich Station im Schtetl Lokatschi, siebzehn Werst vor der Stadt. Das war ein altes jüdisches Städtchen mit einem gemauerten »Brom«, einem Stadttor,[82] und den Ruinen eines alten Schlosses. Gleich bei meiner Ankunft merkte ich, dass sich im Schtetl etwas Ungewöhnliches abspielte. Alle befanden sich in einem angespannten Zustand, wie in Erwartung eines Pogroms. Der Großteil der Geschäfte war geschlossen, aber die Ladenbesitzer standen deprimiert an den Türen. In der Mitte des Marktplatzes standen Gruppen von Juden, die leise miteinander redeten, wobei sie sich immer wieder umblickten. Wenn jemand durch die Straßen ging, dann schnell, so als ob er jemandem eine wichtige Nachricht überbringen wolle.

Ich wusste nicht, an wen ich mich wenden sollte, und sagte meinem Fuhrmann, er solle vor dem größten Haus am Marktplatz halten. Ich trat ein. Das Haus wirkte wohlhabend, aber halb leer, als wäre man gerade dabei auszuziehen. Es war nur wenig an Möbeln und Hausrat geblieben. Ich ging durch einige Zimmer und traf keinen einzigen Menschen an. Erst im letzten Zimmer traf ich auf einen älteren, ärmlich gekleideten Juden, einen Angestellten des Hausherrn. Dieser, ein wohlhabender Jude namens Atlas, war gerade nicht zu Hause, seine Familie war abgereist. Der Angestellte mit dem Namen Shvarts war über meinen Besuch ein wenig erschrocken. Ich beruhigte ihn und bat ihn, den Hausherren rufen zu lassen. Bis dieser eintraf, erzählte mir Shvarts von sich:

»Ich hatte drei Söhne. Zwei sind weg in den Krieg. Einer ist gefallen, der zweite wurde schwer verwundet. Jetzt muss der dritte einrücken. Ich selber habe in einer Mühle gearbeitet und fünfzig Rubel im Monat verdient. Jetzt steht die Mühle still und ich bin brotlos.«

Er erzählte mir das sehr ruhig und fügte hinzu:

»Geht es denn nur mir so? In jeder Familie ist jemand im Krieg umgekommen und alle müssen hungern.«

---

82 »Brom« (Jiddisch) von »brama« (Polnisch), »Tor«, »Pforte«.

Herr Atlas kam. Er erzählte mir, dass schon seit einigen Wochen Gerüchte im Schtetl umgingen, man werde die gesamte jüdische Bevölkerung ausweisen. Die Stimmung war dementsprechend schlecht. Zuerst hieß es, die Juden würden am Feiertag Peter und Paul[83] deportiert. Man bereitete sich schon darauf vor. Aus den umliegenden Dörfern trafen bereits die Bauern ein, um zu holen, »was dem Jud' gehört hat«. Aber die Order erfolgte nicht. Erst heute war der Polizeichef gekommen und hatte erklärt, dass es vom Oberkommando den Befehl gab, alle Juden der Gegend innerhalb eines Tages auszuweisen. Wörtlich hieß es im Befehl: »Die gesamte jüdische Bevölkerung südlich von Hrubieszów[84] ausweisen.« Obwohl Lokatschi östlich von Hrubieszów lag, hatte der Kreiskommandant angeordnet, die Juden auch von hier zu vertreiben. Für ein gutes Bestechungsgeld hatte man beim Kommandanten erreicht, dass die Ausweisung um einen Tag aufgeschoben wurde. Sofort war der Geschäftspartner von Atlas, Zusman, einer der Wohlhabenden in der Stadt, nach Wolodymyr-Wolynskyj gefahren, um dem Kreiskommandanten fünfhundert Rubel zu überbringen mit der Bitte, wenn er den Befehl schon nicht gänzlich rückgängig machen könne, so solle er sich doch wenigstens bemühen, dessen Ausführung so lange wie möglich hinauszuzögern. Jeder Tag war nämlich für die Stadt und auch für die Geschäftspartner von großer Bedeutung, da sie in der Mühle Tausende Säcke Mehl hatten, die sie wegbringen mussten.

Die Lage des Schtetls war auch ohne die drohende Ausweisung schlimm genug. Es gab hier viele Flüchtlinge aus Pawliwka, aus Myljatyn (einunddreißig Familien) und anderen Schtetlech. Es gab nichts, um ihnen zu helfen. Im Schtetl ging die Cholera um und breitete sich immer mehr aus, aber es gab keinen Arzt. Vor einer Woche war eine Schar Flüchtlinge aus Galizien durchgezogen und hatte einen Pogrom angezettelt. Man drängte den Wachtmeister, etwas zu tun, der nur zornig entgegnete:

»Und was habt ihr mir gegeben, damit ich euch beschütze?«

Also gab man ihm, was er wollte, und dann trieb er die Pogromtreiber auseinander.

Ich bat Atlas, einige angesehene örtliche Juden zusammenzurufen. Man gründete ein Hilfskomitee, das es übernahm, den Geflüchteten zu helfen und für den Fall der Vertreibung der jüdischen Bevölkerung die Verpflegung der Bedürftigen und Fahrtmöglichkeiten für die Kranken und die Kinder zu gewährleisten.

83 Peter und Paul, Bezeichnung des Festes der Apostel Petrus und Paulus, begangen am 29. Juni.
84 Hrubieszów (Polnisch), Hrubeschiw (Ukrainisch), Grubeschow (Russisch), etwa 120 Kilometer südöstlich von Lublin gelegen.

Ich überließ ihm dafür vierhundert Rubel. Weitere fünfundzwanzig Rubel ließ ich für Medikamente da. Zusmans Sohn, ein Student, erklärte sich bereit, nach Wolodymyr-Wolynskyj zu fahren, um sie zu kaufen. Ich ließ ihn mitfahren.

Unterwegs erzählte er mir einige Geschichten. In Lokatschi hatten sich bei einem Juden, einem Vater von zwei Söhnen, die studierten, zwei Offiziere einquartiert. Als sie angetrunken waren, wurden sie redselig, alle Juden seien Spione, und sie begannen den Hausherrn anzuschreien: »Man sollte euch alle umbringen, Judenpack!« Sie begannen, mit ihren Säbeln herumzufuchteln. Die Frauen erschraken sehr und sogar die Söhne sprachen davon, dass man sich besser verstecken sollte. Der Vater aber blieb ruhig und erwiderte:

»Mich freut das, liebe Kinder. Jetzt fühlt ihr, wie schwer es ist, ein Jude zu sein, was für einen hohen Preis wir für diese Ehre zahlen. Ihr werdet noch lernen, eure Jüdischkeit mehr zu schätzen.«

Ein Jude, dessen Sohn im Krieg war, wandte sich an den Oberst mit der Frage, wie es seinem Sohn gehe. Dieser Tage hatte er auf einem offiziellen, mit einer Nummer versehenen Vordruck folgende Antwort erhalten:

»Dreckiger Jid! Dein Sohn ist in Kriegsgefangenschaft!«

In Wolodymyr-Wolynskyj fuhr ich zu einem Hotel. Der junge Zusman brachte seinen Vater zu mir. Der erzählte mir, er habe mit den fünfhundert Rubeln erreicht, dass der Kreiskommandant fürs Erste die Vertreibung aus Lokatschi stoppte. Er hätte beim Oberkommando telegrafisch angefragt, ob Lokatschi in das Gebiet »südlich von Hrubieszów« einbezogen sei. Bis eine Antwort kam, würden einige Tage vergehen, und vielleicht lautete diese dann sogar, dass Lokatschi nicht evakuiert werden müsse.

Ich brachte in Erfahrung, dass der Wachtmeister von Pawliwka keinen der jüdischen Einwohner, die während des Pogroms geflüchtet waren, ins Schtetl zurückließ. Ein Jude war zurückgekehrt, um die sieben Thorarollen zu holen, die in der Synagoge zurückgeblieben waren, und der Wachtmeister wollte ihn dafür verhaften. Er erlaubte ihm nicht, die Thorarollen mitzunehmen, und befahl ihm, sofort wieder abzufahren.

Der Amtsrabbiner und ein Gemeindemitglied, Herr Yakhinzon, kamen zu mir und berichteten mir, dass die unklar formulierte Anordnung des Oberkommandierenden, wonach alle Juden aus den Orten »südlich von Hrubieszów« auszuweisen seien, große Aufregung hervorgerufen habe, nicht nur in Wolodymyr-Wolynskyj, sondern auch in Dutzenden Städten im ganzen Umkreis. Ich riet ihnen, gleich eine Delegation nach Petrograd zu schicken, die sich dafür

einsetzen sollte, dass die Anordnung rückgängig gemacht wird. Man beschloss, dass die Rabbiner von Wolodymyr-Wolynskyj und von Ustyluh[85] fahren sollten. Sie hätten eigentlich noch am selben Tag abfahren sollen, reisten aber erst vier Tage später ab. Der Grund für die Verzögerung war, dass der Rabbiner von Wolodymyr-Wolynskyj der Sandek[86] bei einer Beschneidung sein sollte und auf keinen Fall vorher fahren wollte.

Der Wirt der Herberge, in der ich abgestiegen war, ein gebildeter junger Mann namens Lew, erzählte mir, dass vor etwa zehn Tagen die Diebstähle und Gewalttaten der Soldaten, die gerade angekommen waren, begonnen hatten. Morgenshtern, der Amtsrabbiner, und einer der angesehenen jüdischen Einwohner, Leyzer Poyzner, wandten sich deswegen an den Stadtkommandanten, der früher einmal Mitarbeiter des Kommandanten von Lublin gewesen war. Im Empfangszimmer waren viele Menschen. Der Kommandant kam herein und als er die Juden sah, rief er:

»Und ihr, Jidden, was wollt ihr hier?«

Sie stellten sich vor und brachten ihre Bitte vor, die jüdische Bevölkerung vor den systematischen Plünderungen und Gewalttaten zu schützen.

Ohne sie bis zum Ende anzuhören, schrie er sie wütend an:

»Euch Judenpack sollte man alle aufhängen! Raus hier!«

Poyzner überreichte ihm ein offizielles Schreiben, eine Mitteilung, worin der Zar der jüdischen Gemeinde von Wolodymyr-Wolynskyj für die Mitwirkung dankte, die sie zu Kriegsbeginn bei der Zurückdrängung der österreichischen Truppen geleistet hatte.

Der Kommandant sah das Schreiben an und warf es zu Boden.

»Der Zar ist der Zar«, schrie er, »und ich mache hier, was mir passt! Raus hier!«

Herr Yakhinzon, der mit dem Amtsrabbiner zu mir kam, war selbst ein Einwohner des Schtetls Ustile (Ustyluh), zwölf Werst von Wolodymyr-Wolynskyj entfernt. Er berichtete mir, dass dreihundert Flüchtlinge aus dem Schtetl

85 Ustyluh (Ukrainisch), Uściług (Polnisch), Ustilug (Russisch). An-Ski verwendet die russische Namensversion, im Jiddischen als Ustile oder Ustila bekannt, etwa 15 Kilometer westlich von Wolodymyr-Wolynskyj gelegen.

86 Sandek (oder auch Sandak), Pate bei einer Beschneidung, der »brit mila« (Hebräisch) bzw. »bris mile« (Jiddisch).

Kryłów[87] eingetroffen seien. Dort wurde gerade gekämpft und man hatte alle Juden evakuiert. Die Flüchtlinge hungerten und erhielten von keiner Seite Hilfe. Ich gab Yakhinzon dreihundert Rubel für sie, unter der Auflage, dass in Ustyluh ein Komitee gegründet wird.

In Wolodymyr-Wolynskyj traf ich auf die Abteilung der russischen Techniker. Wie sich herausstellte, war der bisherige Bevollmächtigte der Abteilung Preobraschenski dabei, seine Funktion an seine Nachfolger zu übergeben, die gerade aus Moskau eingetroffen waren, an den bekannten Pädagogen N. W. Tulupow und an den Privatdozenten der Universität Moskau Iwanow. Preobraschenski machte mich mit ihnen bekannt und ich trat als Leiter des Kontors in die Abteilung ein. Ich versprach, dass ich die Arbeit in ein paar Tagen antreten werde, und fuhr nach Watyn, um meine Sachen zu holen.

Auf dem Weg machte ich in Lokatschi halt, um dort den einstweiligen Stopp der Vertreibung bekanntzugeben. Auf Bitte des alten Zusman hin besuchte ich ihn zu Hause. Ich traf dort seine Frau, eine kleinstädtische Dame mit »aristokratischen« Allüren. Sie begann, mit mir »feine und elegante Gespräche« zu führen, und erzählte unter anderem, wie geschickt sie mit den Kosaken diskutiert habe, die wollten, dass man ihnen Met verkauft. Wie sich zeigte, gab es trotz der gefährlichen Lage, in der sich die jüdische Bevölkerung der Kleinstadt befand, während der ganzen Zeit einen heimlichen Handel mit Met, der an Soldaten und Kosaken verkauft wurde. Ein Tag zuvor war eine ganze Schar Kosaken gekommen, die erfahren hatten, dass ihre Kameraden hier Met getrunken hatten. Sie forderten, dass man auch ihnen welchen verkaufe. Zusmans Frau hielt ihnen eine lange Rede, um ihnen klarzumachen, dass heute bereits alles ausverkauft war, und versprach, später Met für sie aufzutreiben. Ich schimpfte die kluge Frau aus und forderte eindringlich, dafür zu sorgen, dass der gesamte Met, der sich im Schtetl befand, weggeschüttet werde. Ich bin aber beileibe nicht sicher, ob das geschah.

Während mir Frau Zusman die Geschichte vom Met und andere Geschichten erzählte, blickte sie sich ständig um, als ob sie jemanden erwarte. Als ich bereits abfahren wollte, kamen nacheinander einzelne Bedürftige und jeder erzählte mir von seiner Notlage und bat um Unterstützung. Dann kam eine ganze Schar von Flüchtlingen aus Pawliwka, sie beklagten sich über ihren Rabbiner, dass er ihnen von dem Geld, das ich ihm für die Opfer des Pogroms dagelassen hatte, gar nichts gegeben habe. Ich begriff sofort, dass Frau Zusman mich absichtlich aufgehalten und in der Stadt verbreitet hatte, dass »der Offizier, der Geld verteilt« da sei und geraten hatte, man solle sich an mich um Hilfe wenden. Die individuellen Bedürftigen schickte ich zum Komitee und den Leuten aus

87 Kryłów (Polnisch), Kryluw (Ukrainisch), etwa 20 Kilometer südöstlich von Hrubieszów gelegen.

Pawliwka gab ich ein Schreiben an ihren Rabbiner mit, er solle ihnen dieselben Hilfszahlungen geben wie den anderen.

Ich hatte das Gespräch mit ihnen noch nicht beendet, als ein Wachtmeister zur Tür hereinkam und Frau Zusman hinauswinkte. Eine Minute später kam sie recht aufgelöst zurück und sagte mir, der Wachtmeister wolle etwas mit mir besprechen. Ich bat ihn herein.

Er trat ein und fragte ein wenig verlegen, aber nachdrücklich:

»Seien Sie so gut, Euer Wohlgeboren, können Sie mir erklären, wer Sie sind?«
»Warum interessiert Sie das?«
»So eben … Es interessiert mich … Wenn Sie gestatten, Ihre Papiere.«

Ich gab ihm ein Dokument, das mich als Bevollmächtigten der Moskauer Abteilung des Komitees der Staatsduma auswies. Das genügte ihm und er begann sich zu rechtfertigen.

»Erklären Sie mir, warum Sie darauf kommen, meine Papiere zu verlangen?«, ließ ich nicht locker.
»So halt … Sie müssen verstehen, unter den Leuten auf der Straße ist Unruhe aufgekommen … Man sprach von ›einem unbekannten Offizier‹ …«

Ich begriff, dass es nicht die Leute waren, die beunruhigt waren, sondern dass die Ansammlung von Hilfesuchenden vor Zusmans Haus den Verdacht des Wachtmanns erregt hatte.

Er überlegte eine Weile und fragte mich dann, ein wenig verunsichert:

»Darf ich Sie fragen, das waren doch Sie, der vor etwa zwei Wochen von Pawliwka nach Luzk gefahren ist?«
»Woher wissen Sie das?«
»Ich weiß es eben … Ich war damals Wachmann in Pawliwka … Jetzt hat man mich hierher versetzt.«
»Ja, ich war es, der gefahren ist«, antwortete ich. »Ich habe sogar den Befehl des Kreiskommandanten mitgebracht hinsichtlich der Reisebescheinigungen für die Juden.«
»Wie, Sie haben ihn gebracht?«
»Gebracht habe ich ihn, aber übergeben hat Ihnen den Befehl der Stadtälteste von Pawliwka.«
»Aha! Der Stadtälteste ist also mit Ihnen nach Luzk gefahren? Ist er in Ihrem Automobil mitgefahren? Das war es, was ich wissen wollte.«
»Warum interessiert Sie das so sehr?«
»So halt«, antwortete er geheimniskrämerisch.

Ich beendete das Gespräch. Mir gefiel dieser Zwischenfall nicht. Unter den Umständen, in denen ich mich hier befand, war es gefährlich, irgendeinen Verdacht gegen mich zu erwecken.

Ich fuhr sofort nach Watyn weiter, nahm meine Sachen, verabschiedete mich herzlich von der Abteilung und fuhr am vierten Juli[88] nach Wolodymyr-Wolynskyj.

Kapitel 13

Die Abteilung, in die ich eintrat, verfügte über eine mobile Einsatztruppe mit Lazarett, wo zwei Ärzte und mehr als zehn Schwestern und dazu noch einige Sanitäter arbeiteten; sie verfügte außerdem über ein weiteres Lazarett mit drei Ärzten und einem Personal von über dreißig Personen sowie über einen eigenen Zug, um Verwundete abzutransportieren. Gleich nach meinem Eintritt in die Abteilung stellte ich fest, dass es in ihr Reibungen und starke persönliche Differenzen gab. Die Ärzte, vor allem der Oberarzt, Moskwin, wollten völlig selbstständig agieren. Die Bevollmächtigten ihrerseits forderten, dass alles nach ihrem Willen geschieht. Einige Tage nach meinem Dienstantritt kam es zu einem Streit zwischen dem Oberarzt und dem Bevollmächtigten Iwanow. Iwanow verlangte, dass man seinen Befehlen Folge leistete. Moskwin zeigte ihm anstatt einer Antwort den Finger. Ein wenig später kam es zu Reibungen zwischen den Bevollmächtigten selbst. Jeder der beiden forderte, dass man seinen Befehlen gehorchen müsse. Iwanow war an der Arbeit wenig interessiert, war stundenlang mit seiner Kleidung und dem Feilen seiner Nägel beschäftigt, ging gerne spazieren und auf Geselligkeiten. Tulupow hingegen ging ganz in der Arbeit auf und nahm seine Aufgaben sehr ernst. Aber er war ein schwieriger Mensch, verbissen und mit der Neigung, andere peinlich genau zu inspizieren. Vor allem regte er sich über Iwanow auf und suchte ständig nach Gelegenheiten, um gegen ihn zu sticheln. Iwanow machte sich wenig daraus, ihn interessierten nur die hübschen Schwestern und er benutzte jeden Vorwand, um zum Stab zu fahren und sich diesem oder jenem General »vorzustellen«. Diese Stimmung in der Abteilung war der Arbeit natürlich nicht zuträglich und nichts lief so glatt, wie es bei einem freundschaftlichen Miteinander der Mitarbeiter der Fall gewesen wäre.

Die ersten Tage war ich mit dem Sekretariat befasst, das schrecklich vernachlässigt war. Unter anderem musste ich mich mit dem Geld und den Gegenstän-

88 An-Ski vermerkt irrtümlicherweise, womöglich ein Druckfehler, den 4. Juni in seinen Aufzeichnungen.

den der im Lazarett Verstorbenen befassen, um sie den Erben zustellen zu können. Ich überprüfte einige Hundert solcher Pakete und schickte sie ab. Außer einem einzigem, in dem sich achtundsiebzig Rubel fanden, war in den anderen nur Münzgeld, ein paar Zehn-Kopeken-Stücke, höchstens drei oder fünf Rubel. Unter den Gegenständen waren auch keine Wertsachen: ein zerrissener Geldbeutel, ein kleines Messer, ein Kamm. Daraus hätte ich schließen können, dass die Soldaten der regulären Armee sich größtenteils nicht an Plünderungen beteiligten, wenn ich nicht gewusst hätte, dass die Sanitäter, wenn sie Verwundete, vor allem Schwerverletzte, wegtrugen, deren Taschen leerten.

Bei den meisten Verstorbenen war keine vollständige Adresse der nahen Angehörigen vorhanden: von den Eltern, Frauen oder Kindern. Erst aus dem Wehrpass konnte man erfahren, aus welchem Gouvernement, manchmal auch aus welchem Amtsbezirk oder welchem Dorf der Soldat stammte. Daher konnte ich den Nachlass nur an den Amtsbezirk oder die Stadt adressieren mit der Bitte, ihn den Verwandten von diesem oder jenem Soldaten zu übergeben. Bei vielen, die ohne das Bewusstsein wiederzuerlangen gestorben waren, fand sich keinerlei Dokument, um zumindest ihren Namen festzustellen. Diese wurden als Namenlose begraben. Es ist bezeichnend, dass ein russischer Soldat, der in den Kampf und oftmals in den sicheren Tod ging, nicht daran dachte, einen Zettel mit Namen und Adresse zu schreiben und bei sich zu führen.

Im Archiv der Abteilung fand ich ein interessantes Dokument. Im Lazarett war ein Soldat an einem Lungengangrän gestorben. Er lag nur zwei Tag im Lazarett. Man hatte ihn gleich aus dem Schützengraben hergebracht. Einen Tag zuvor war er ins Evakuierungslazarett gekommen und hatte über seine Krankheit geklagt. Dort war er als Simulant eingestuft worden. Der Kommandant befahl, ihm fünfundzwanzig Peitschenhiebe zu geben und ihn wieder an die Front zu schicken. Tags darauf, als man ihn in unser Lazarett brachte, war er schon ohne Bewusstsein. Ein solches Verhalten gegenüber einfachen Soldaten war kein Einzelfall.

Unsere Abteilung belegte einen Teil der großen, gemauerten Kaserne am Stadtrand, die einen eigenen Stadtteil bildete. Neben unserem Lazarett waren in der Kaserne auch die Lazarette und die Dienstwohnungen von Komissarows Abteilung untergebracht und ebenso das Evakuierungszentrum. Vom Bahnhof führte eine Strecke direkt hierher, um die Verwundeten sofort aus dem Lazarett weiter zu transportieren. Am Tag meines Dienstantritts sollte ein Zug mit Verwundeten nach Kowel gehen. Die Ärzte aller drei Lazarette teilten die Verwundeten in Kategorien ein und waren dabei, sie in den Waggons unterzubringen. Unterschieden wurde in Schwerverwundete und Leichtverwundete. Die Unterscheidung war äußerst einfach. Wer gehen konnte, wurde als Leichtverwundeter eingestuft und musste zu Fuß gehen. Jene, die nicht gehen konnten, wurden in

den beheizten Waggons untergebracht. So kam es, dass einige, die schwere Verletzungen an Kopf oder Brust hatten, aber noch genügend Kraft, um zu Fuß zu gehen, einen Weg von hundert Werst zurücklegen mussten.

Der Zug hatte mehrere Waggons eigens für verwundete Offiziere. An beiden Armen gestützt brachte man einen Offizier, der vor zwei Tagen schwere Kopf- und Brustverletzungen erlitten hatte. Er hatte hohes Fieber, war sehr unruhig und redete unaufhörlich. Er schilderte den Ärzten seine Eindrücke der letzten Schlacht und lachte dabei schallend und spröde. Es schien, nur ein Skelett könne so lachen. Unter diesem gespenstischen Lachen erzählte er, wie neben ihm sein Kamerad, ein Leutnant, ums Leben gekommen war:

»Es hat ihn zerrissen … Ha-ha-ha! Nur noch Fleischstücke sind herumgeflogen, ha-ha-ha!«
»Man hatte den Angriff beschlossen«, erzählte er weiter. »Aber uns sagte man: ›Nicht so rasch. Wir werden den Angriff mit Artilleriefeuer vorbereiten.‹ Na gut. Wir warten also, ha-ha-ha! Und die Deutschen überschütten uns mit Granaten. Ein ganzer Tag vergeht – kein Artilleriefeuer von unserer Seite. Auf einmal hören wir: ›Bumm! Bumm! Bumm!‹. Und eine Weile später wieder: ›Bumm! Bumm! Bumm!‹ Ganze sechs Mal wurde gefeuert, dann war es wieder still. Das war unser ›Artillerieangriff‹. Ha-ha-ha! Dann hat man den Befehl zur Attacke gegeben … Ha-ha-ha!«

Plötzlich verstummte er und verlor das Bewusstsein. Man trug ihn halbtot in den Waggon.

Ich besuchte unser Lazarett. Welche schrecklichen Wunden ich dort sah, welches unmenschliche Leid! Man konnte kaum begreifen, wie Menschen, denen der halbe Kopf weggerissen war, denen Stücke des Brustkorbs fehlten, noch leben konnten. Aber den schlimmsten Eindruck hinterließen die an Wundbrand Leidenden, Menschen, die bei lebendigem Leib verfaulten. Und von diesen gab es nicht wenige im Lazarett. Ich blieb am Bett eines jungen Mannes stehen, eines Juden aus Bessarabien. In seinem schwarz gewordenen, lehmfarbenen Gesicht zeigte sich der schmerzverzerrte Blick eines angeschossenen Tieres. Sein Rückgrat war gebrochen, seine ganze untere Körperhälfte war gelähmt und verfaulte von Gangränen. Er konnte nicht mehr reden, mir seinen Namen nicht sagen, obwohl er verstand, was ich ihn fragte.

Ein anderer, ein junger Bauer, ebenfalls gangränös, lag da und seufzte. Ich gab ihm eine angesteckte Zigarette. Er zog einige Male gierig daran und dankte mir mit seinen Blicken. Wenige Minuten nachdem ich weitergegangen war, rief er schwach die Barmherzige Schwester:

»Schwester! Mein Ende ist da … Schreib an die Meinen … Schick ihnen die zwei Rubel und 18 Kopeken, die ich bei mir habe … Sag den Kameraden, ich bitte sie um Vergebung, wenn ich jemandem noch was schulde … Sie sollen mich in ihre Gebete einschließen …«

Und kurze Zeit darauf:

»Schwesterchen! … Ich sterbe! … Gib mir einen Kuss …«

Sie gab ihm einen Kuss und gleich darauf verstarb er.

Ein paar Tage später fuhr ich ins Dorf Hrybowizja[89], wo das vorgelagerte Lazarett unserer mobilen Einsatztruppe eingerichtet war. Das Dorf lag etwa zwanzig Werst von Wolodymyr-Wolynskyj und sieben oder acht Werst von der Frontlinie entfernt.

Es war ein großes Dorf. Die bäuerliche Bevölkerung war apathisch und niedergeschlagen. Der Grund war nicht nur der nahende Krieg, sondern dass sie vor ein paar Tagen Opfer eines Pogroms geworden war. Eine Abteilung Ulanen hatte das Dorf geplündert und alle Mädchen im Dorf vergewaltigt.

Starker, anhaltender Kanonendonner war zu vernehmen. Rundherum stiegen Rauchsäulen von brennenden Dörfern auf. Der ganze Weg durch das Dorf und weiter war vollgepackt mit den abziehenden Trossen der Kampfverbände. Unaufhörlich kamen Verwundete ins Lazarett, sie gingen in weit auseinandergezogenen Reihen. Kaum, dass sie sich noch herschleppen konnten, hinkend oder auf einem Fuß hüpfend, sich auf einen Kameraden stützend. Das Lazarett befand sich in einem großen Gebäude eines adeligen Gutshofs. Acht große Räume waren mit Verwundeten dicht belegt. In einem Raum lagen eng nebeneinander auf dem Boden die Schwerverwundeten, größtenteils bewusstlos: Diejenigen, die man nicht weitertransportieren konnte. In den anderen Räumen lagen, saßen und standen Verwundete, die auf ihre Operation warteten. Anstelle von Köpfen, Armen, Beinen sah man Berge von blutgetränkter Gaze. Überall, auf der Kleidung, auf den Wänden, auf dem Boden – Blut, Blut und wieder Blut. Von dem scharfen Blutgeruch wurde einem übel. In einem eigenen Raum wurden auf fünf oder sechs Tischen die Verbände angelegt. Welch schreckliche Wunden! Zerrissene Körper, abgetrennte Arme und Beine.

Im Operationssaal arbeiteten bereits seit vierundzwanzig Stunden zwei jüdische Ärzte, Herr Rozentsvayg und Frau Kantsel. In den vier, fünf Stunden, die ich an diesem Tag dort war, führten sie dreiundzwanzig Operationen durch.

---

89 Hrybowizja (Ukrainisch), Gribowiza (Russisch), Grzybowica (Polnisch), etwa 25 Kilometer südwestlich von Wolodymyr-Wolynskyj gelegen.

Erstaunlich war, dass in dieser Hölle aus Blut und menschlichem Leid kein Schreien oder Weinen zu hören war. Beim Anlegen der neuen Verbände wurde die angetrocknete Gaze von dem wunden Fleisch gerissen, man drang gezielt tief in die Wunden ein, manche Operationen wurden ohne Chloroform durchgeführt – aber von keinem hörte ich einen Schrei oder eine Klage: Man ertrug die Schmerzen mit zusammengebissenen Zähnen und kaltem Schweiß auf der Stirn.

Auf dem Operationstisch sitzt nackt ein Soldat von etwa vierzig Jahren. Er ist an vier Stellen verwundet. Man operiert ihn ohne Chloroform. Gerade hat man einen Granatsplitter aus seinem Rücken entfernt. Die Wunde ist entsetzlich, handflächengroß. Der Verwundete erträgt die Operation ohne einen Seufzer, aber sein ganzes Gesicht ist schweißüberströmt. Die Ärztin gibt ihm das spitze Metallstück, das sie aus seinem Rücken entfernt hat. Ohne es eines Blickes zu würdigen, wirft er es unter den Tisch.

»Warum behältst du es nicht als Andenken?«, fragt die Ärztin.
»Wozu soll ich den Mist behalten …«, antwortet er gleichgültig. Er schweigt eine Weile, dann fügt er hinzu: »Wenn ich gesund werde und nochmals an die Front gehe, dann behalte ich es …«

Und dabei lächelt er sogar.

Der große Hof und noch der Platz davor sind voller Verwundeter, die darauf warten, ins Lazarett aufgenommen zu werden. Die sich bewegen können, drängeln sich um einen Kessel, in dem Essen gekocht wird. In Gruppen stehen sie beisammen und sprechen über das Geschehen auf dem Schlachtfeld, von dem sie vor ein paar Stunden gekommen sind. Abseits steht ein junger Soldat und reinigt und poliert ein Band voller Medaillen, dabei laufen ihm die Tränen übers Gesicht. Die Medaillen gehören einem Oberst, dessen Bursche er ist und der schwer verwundet wurde.

In einem der Kreise der Verwundeten erzählt einer aufgeregt:

»Wir warteten die ganze Nacht, warteten den ganzen Morgen. Gegen Mittag führte man uns dann zum Angriff. Mitten ins Feuer. Das Gelände – offen, der Feind konnte uns genau sehen und nahm uns unter Beschuss … Und da kam das Kommando: Vorwärts! Vorwärts! Plötzlich Schlamm, ein Sumpf. Aber wir müssen vorrücken. Wir kriechen durch den Schlamm. Versinken bis zum Gürtel. Dort hat man uns bis auf den letzten niedergemacht!«

Und er zeigte auf den Mantel und die Hosen, die noch nass und schlammig waren.

Unter den Verwundeten gibt es auch Gefangene, vor allem Magyaren. Sie verstehen kein Wort Russisch und sitzen oder stehen abgesondert, wie erschrockene Tiere. Sie sind noch schlimmer dran.

Ein verwundeter russischer Soldat geht zu einem der Magyaren, legt ihm die Hand auf die Schulter und fragt ihn mitleidig:

»Magyar, warum nimmst du dir keine Suppe?«

Und er verdeutlicht ihm mit Gesten, was er meint.

Der Magyar versteht, was gemeint ist, antwortet etwas in seiner Sprache und gestikuliert dazu.

»Du hast keinen Löffel?«, begreift der Russe. »Warte, Brüderchen, ich bringe dir einen!«

Und er läuft los auf der Suche nach einem Löffel für den Feind, der noch vor einigen Stunden auf ihn geschossen hat.

Der Strom an Verwundeten nahm immer mehr zu. Vom Morgen bis zwei Uhr am Nachmittag durchliefen achthundert Mann das Lazarett. Was an Fuhrwerken zur Verfügung stand, hatte man mit Verwundeten nach Wolodymyr-Wolynskyj geschickt. Nun waren alle Räume voll und man hatte keine Möglichkeiten mehr, die Verwundeten weiterzutransportieren. In dieser Situation kam die Nachricht, dass unsere Armee auf dem Rückzug war und jeden Moment der Befehl zur Evakuierung erteilt werden könnte.

Oberarzt Rozentsvayg bat mich, zum Korpsstab mit der Bitte zu fahren, uns Fahrzeuge herzuschicken. Der Stab befand sich in einem Dorf, zehn Werst von Hrybowizja entfernt.

Der Stab war in einem reichen, unversehrt gebliebenen Gutshof einquartiert. Dort war alles still und ruhig. Auf dem Hof striegelten Soldaten die Pferde, saßen in Gruppen und plauderten, lachten. Ich bat, mich dem Korpsarzt zu melden. Er ließ mich ins große, reich möblierte Gästezimmer führen. Die Tür zum Speisezimmer stand offen. Dort war ein langer Tisch mit blendend weißen Tischtüchern gedeckt. Auf dem Tisch standen Wein und frische Blumen. Aus dem anderen Zimmer war Musik zu hören. Jemand spielte eine Beethovensonate. Die Stabsoffiziere gingen durchs Zimmer, ruhig, elegant und in gehobener Stimmung. Nach den Szenen, die ich gerade miterlebt hatte, kamen diese Stille, Ruhe und Gelassenheit überraschend für mich. Als ob der Stab in einer anderen Welt lebte.

Ein alter Arzt im Generalsrang kam zu mir heraus. Er hörte sich meinen Bericht an, zerfloss vor Mitleid für unsere Abteilung und versprach, all unsere Ersuchen zu erfüllen. Er ging gleich zum Telefon, gab jemandem den stren-

gen Befehl, schnell fünfzig Fuhrwerke zu uns zu schicken, rief noch irgendwo anders an und gab einem Militärlazarett den Befehl, in die Nähe von unserem vorzurücken. Dann lud er mich zum Mittagessen ein und bot mir an, mich dem General des Korps vorzustellen. Ich lehnte ab mit der Begründung, dass ich keine Zeit habe. Da ich sah, wie freundlich man mich hier behandelte, bat ich den Arzt beim General nachzufragen, ob geplant sei, die Bevölkerung von Wolodymyr-Wolynskyj und anderen Orten zu evakuieren und falls ja, welchen Teil – nur die jüdische oder die gesamte. Er ging weg, um zu fragen, und kam mit der Antwort zurück:

»Der General sagt, dass noch kein endgültiger Beschluss gefasst worden ist. Aber er ist sich ziemlich sicher, dass man niemanden wegschicken wird.«

Einige Tage nach meinem Besuch im Stab erhielt unsere Abteilung die Mitteilung, dass das gesamte Personal des Lazaretts, das in Hrybowizja arbeitete, für die Georgs-Medaille vorgeschlagen war. An diesem Tag kehrte ich nach Wolodymyr-Wolynskyj zurück. Eines Abends, als ich noch bei der Arbeit saß, klopfte es spät an meine Tür. Ich öffnete. Der Oberarzt des Evakuierungslazaretts, Dr. Levis, trat ein und fragte sehr aufgewühlt nach den Bevollmächtigten.

»Sie schlafen schon«, antwortete ich.
»Wecken Sie sie sofort auf. Man hat den Befehl gegeben, unverzüglich die Lazarette zu evakuieren, um am Morgen abzurücken. Wir ziehen uns schnell zurück und verlassen Wolodymyr-Wolynskyj.«

Ich weckte die Bevollmächtigten. Sie setzten das ganze Personal in Bewegung. Unruhe kam auf. Der Großteil des Personals, Menschen mit Erfahrung, war der Ansicht, dass es sich um eine Falschmeldung handeln müsse. Insbesondere Dr. Moskwin war nicht einverstanden und weigerte sich kategorisch, das Lazarett zu evakuieren.

»Die übliche Nervosität der Abteilungen im Hinterland. Das Evakuierungslazarett soll gehen, wohin es will, ich rühre mich nicht von der Stelle. Hinter uns steht der Korpsstab, zwanzig Werst weiter befindet sich unser am weitesten vorgelagertes Lazarett, das an seinem Platz geblieben ist, und bei uns gibt es plötzlich einen Aufruhr!«

Der größte Teil des Personals war seiner Meinung und so sehr sich die Bevollmächtigten auch darüber aufregten, man unternahm nichts, um die Evakuierung einzuleiten, und legte sich wieder schlafen. Am Morgen stellte sich heraus, dass die ganze Aufregung tatsächlich umsonst gewesen war. Dr. Levis hatte den Be-

fehl erhalten, die Lazarette allmählich auf eine Evakuierung vorzubereiten. Dafür, dass er Unruhe verbreitet hatte, musste er zu einer Aussprache in den Stab. Bei uns wurden Levis und die Bevollmächtigten von den Obersanitätern und den Ärzten lange Zeit mit ironischen Seitenhieben bedacht.

Kapitel 14

Bald nach meiner Ankunft in Wolodymyr-Wolynskyj bat ich Herrn Yakhinzon, er möge eine Versammlung einiger wichtiger Vertreter der Stadt einberufen, um über die Lage in der Stadt zu beraten und darüber, was im Falle einer Vertreibung zu unternehmen wäre. Es versammelten sich um die zwanzig Personen. Im Gespräch mit ihnen gewann ich den Eindruck, dass sich die Bevölkerung zwar in gewisser Sorge wegen der Möglichkeit einer Ausweisung befand. Aber man hoffte darauf, dass die Order so lange hinausgezögert würde, bis die Deutschen kämen. Dem Eintreffen der Deutschen sah man mit Optimismus entgegen. Ich hielt es für meine Pflicht, davon zu berichten, wie der Übergang von Städten von der einen auf die andere Seite in den meisten Fällen vor sich ging. Falls die Stadt nicht bombardiert und von Granaten in Brand geschossen wurde, steckte sie das abziehende Militär in vielen Fällen in Brand und veranstaltete zugleich einen furchtbaren Pogrom. Sehr oft wurde die gesamte Bevölkerung im letzten Moment vertrieben oder es wurden Geiseln genommen. Mein Bericht hinterließ verständlicherweise einen tiefen Eindruck. Die lokale Bevölkerung stellte sich die Ankunft der Deutschen ganz anders vor. Trotzdem waren fast alle dagegen, die Stadt freiwillig zu verlassen. Einige sprachen sich sogar dafür aus, auch im Fall einer Evakuierungsorder nicht wegzufahren, zumindest sollten sich die, welche die Möglichkeit hatten, in den Tagen bis zur Ankunft der Deutschen verstecken können.

»Die Sache ist die«, argumentierte einer der Stadtbürger. »Nehmen wir an, es gibt einen Brand, dann brennt doch nicht die ganze Stadt nieder. Im Falle eines Pogroms wird dennoch etwas übrig bleiben. Selbst wenn es dazu kommt, dass Menschen getötet werden, sagen wir, zehn oder zwanzig, ist das etwas, mit dem man rechnen muss. Aber wenn wir die Stadt verlassen, dann werden wir alle in Armut gestürzt und viele werden an Hunger und Entbehrungen zugrunde gehen.«

Ich schlug vor, ein Komitee zu gründen, das im Fall eines Pogroms oder einer ungerechtfertigten Deportation die ärmeren Teile der Bevölkerung mit Fuhrwerken und Lebensmitteln für den Weg versorgen könnte. Ich erhielt zur Antwort, dass es schwierig sei, ein solches Komitee zu organisieren. Falls es zu einer

Vertreibung der gesamten Bevölkerung käme, müsste sich jeder um sich selber kümmern und niemand hätte dann Zeit für eine soziale Tätigkeit. Ich stellte klar, dass eine derartige Einstellung zu sozialen Fragen schändlich sei und im Grunde genommen an Sodom erinnere.[90] Meine Worte taten ihre Wirkung. Sieben, acht Teilnehmer erklärten sich bereit, die Arbeit auf sich zu nehmen.

Wir gründeten das Komitee und erstellten einen Arbeitsplan. Wir errechneten, dass es möglich sein sollte, in der Stadt mindestens sechshundert Rubel an Spenden aufzubringen. Ich sagte weitere tausend Rubel zu. Von diesem Geld dürfte man einige Hundert Pud Mehl besorgen können. Zugleich musste man rechtzeitig die Begutachtung und den Ankauf einer gewissen Anzahl von Pferden und Fuhrwerken besorgen. Damit sie nicht von der Militärverwaltung requiriert würden, versprach ich, dass unsere Abteilung sie übernehmen werde.

Ich brachte in Erfahrung, dass die Juden der Stadt, ebenso wie einige Christen, in den Höfen ihrer Hauser Schützengräben anlegten wie im Kriegsgebiet, um im Falle eines Beschusses der Stadt dort Zuflucht zu suchen. Die örtlichen Behörden wussten davon und hatten nichts dagegen.

Am 12. [Juli] kam Herr Yakhinzon in großer Aufregung zu mir und teilte mir mit, dass der »Adelsmarschall«[91] ihm gesagt habe, gerade eben sei der Befehl zur Evakuierung der gesamten Bevölkerung von Wolodymyr-Wolynskyj gekommen und dass stündlich mit seiner Veröffentlichung gerechnet werden müsse. Am nächsten Tag verstärkten sich die Gerüchte. Ich übergab dem Komitee die zugesagten tausend Rubel. Damit kaufte das Komitee dreihundert Pud Mehl, ließ Brot backen und bemühte sich, zwanzig Pferde und zehn Fuhrwerke für den Transport von armen Kranken und von Kindern zu beschaffen.

Abgesehen von der Furcht vor Vertreibung war die Lage der Bevölkerung noch dadurch erschwert, dass bei der anhaltenden Epidemie von Cholera und Typhus kein Arzt mehr in der Stadt geblieben war und die einzige Apotheke evakuiert werden sollte.

Ich sprach mit dem jüdischen Arzt unserer Abteilung, Tsukerman, um ihn zu überreden, einige Stunden am Tag die Kranken in der Stadt zu besuchen. Er willigte ein. Auch die Bevollmächtigten gaben ihre Zustimmung, aber der Oberarzt Moskwin hielt es für ausgeschlossen, dass sich Dr. Tsukerman jeden Tag einige Stunden von seiner Arbeit im Lazarett loseisen könnte. Daraufhin berief ich eine Sitzung der Ärzte aller drei Lazarette ein (des von Komissarows

90 Laut Midrasch bestand die Sünde der Einwohner von Sodom darin, dass sie eine Gesellschaft des puren Eigennutzes bildeten, in der jede Form von Wohltätigkeit und Gastfreundschaft unter Strafe gestellt war.

91 An-Ski nutzt hier die russische Bezeichnung »Adelsmarschall« (Russisch »predwoditel dworjanstwa«), die in gewisser Weise dem polnischen »marszałek szlachty« entspricht.

Abteilung, des Evakuierungslazaretts und des unseren) und sie beschlossen die Erstellung eines Turnus, wonach jeder Arzt einen Tag in der Woche medizinische Hilfe in der Stadt leisten sollte. Das wurde durchgeführt und bis zu dem letzten Tag, als die Lazarette die Stadt verließen, wurde der Turnus eingehalten.

Ich schlug den Vertretern der Stadt vor, mir die seltenen und wertvollen synagogalen Gegenstände zur Aufbewahrung zu übergeben, wie man das in Luzk getan hatte. Man antwortete mir, dass alle Gegenstände, darunter die alten Hängeleuchter der Synagoge, bereits der Gabbai[92] an sich genommen habe, kein sehr vertrauenswürdiger Mensch, der ein enges Verhältnis zum Kreiskommandanten hatte. Man sagte von ihm, dass er für die Geheimpolizei arbeite, und da die Stadt Angst vor ihm hatte, hatte man ihm ohne Widerrede das Silber und die anderen Objekte übergeben.

Zwei Abgesandte des Schtetls Ustyluh trafen ein und berichteten, dass am 11. [Juli] fünf berittene Kosaken mit dem Befehl gekommen seien, dass die gesamte jüdische Bevölkerung den Ort verlassen müsse. Man sammelte rasch zweihundertfünfzig Rubel und übergab sie ihnen. Die Kosaken forderten aber fünfhundert Rubel und nahmen die Summe nur unter der Bedingung an, dass man ihnen die restlichen zweihundertfünfzig Rubel am nächsten Tag geben würde. Die beiden Abgesandten kamen mit der Bitte zu mir, ihnen diesen Betrag zu geben. Ich weigerte mich kategorisch, Geld für solche Zwecke zu geben, und erklärte ihnen, man hätte den Kosaken kein Geld anbieten dürfen, sondern sich an den Kommandanten der Stadt wenden sollen, um in Erfahrung zu bringen, ob es überhaupt eine solche Anordnung gebe. Sie hörten mir zu, erklärten, dass ich recht habe, und fügten traurig hinzu:

»Und was, wenn die Kosaken in der Zwischenzeit einen Pogrom anzetteln?«

Es kamen auch Vertreter aus dem Schtetl Osjutytschi[93], wo sich an die vierhundert Flüchtlinge eingefunden hatten. Ich übergab dem lokalen Komitee dreihundert Rubel.

Der Bevollmächtigte Tulupow erhielt vom Kiewer Zentralkomitee des Städtebundes die Einladung, am 18. [Juli] nach Kiew zu kommen zu einer Zusammenkunft der Bevollmächtigten der Abteilungen des Städtebundes mit den Stadtoberhäuptern der Provinzen Wolhynien und Podolien, um über die Frage der Hilfe für die Bevölkerung zu beraten. Ich machte Tulupow den Vorschlag, mich zu der Zusammenkunft mitzunehmen, sodass ich dort einen Bericht über

92 Gabbai (Hebräisch), oft auch als Schammes bezeichnet, Synagogendiener.

93 Osjutytschi (Ukrainisch), Osjutitschi (Russisch), Oździutycze (Polnisch), etwa 40 Kilometer östlich von Wolodymyr-Wolynskyj gelegen.

die Lage der jüdischen Bevölkerung und der Flüchtlinge in den Städten und Schtetlech an der Front vorlegen könnte. Er willigte ein und so fuhren wir beide am 16. mit dem Automobil nach Kowel, um dort einen Zug nach Kiew zu nehmen, wo ich bis zum 29. blieb. Nach Wolodymyr-Wolynskyj kehrte ich nicht mehr zurück, denn in der Zwischenzeit war unsere Abteilung nach Kowel verlegt worden und die Stadt von den Österreichern eingenommen. Dann hörte ich in Kiew, dass die russischen Truppen vor ihrem Abzug in Wolodymyr-Wolynskyj einen Pogrom veranstaltet und die Häuser in der Straße, die zum Bahnhof führte, niedergebrannt hatten. Später hörte ich über die Stadt verschiedene Gerüchte. Einige erzählten, dass jemand vor dem Abzug verbreitet hatte, Juden hätten auf das russische Militär geschossen und Deutsche bei sich versteckt. Da habe man begonnen, Juden zu ermorden und an die zweihundert Personen erschossen. Andere erzählten, dass ein deutsches Flugzeug abgeschossen worden sei. Nach dessen Absturz habe man darin neben den deutschen Piloten einen jüdischen Schuster aus Wolodymyr-Wolynskyj oder Kowel gefunden, der den Deutschen Anweisungen gegeben habe, wo sie die Bomben abwerfen sollten. Daraufhin hätten die Kosaken die Stadt niedergebrannt. Verlässliche Informationen über das Geschehen dort habe ich bis jetzt nicht. Aber alles deutet darauf hin, dass der Abzug der russischen Truppen nicht ohne Probleme vonstattenging.

Am Bahnhof in Kowel trafen wir Rozentsvayg, einen Arzt von unserem Lazarett in Frontnähe. Er war zum Kommandostab der Armee gekommen, um in Erfahrung zu bringen, wohin er das in Hrybowizja stationierte Lazarett verlegen sollte. Es war mehr oder weniger beschlossene Sache, dass es nach Turijsk[94] gehen sollte.

Rozentsvayg und ich verplauderten uns und bemerkten dabei gar nicht, wie der Zug vor unseren Augen abfuhr. Anstatt einen ganzen Tag in Kowel zu bleiben und auf den nächsten Zug zu warten, beschlossen wir, die fünfhundert Werst bis Kiew mit dem Auto zu fahren. Wir übernachteten in einem leeren Waggon und fuhren früh am nächsten Morgen ab.

Anfänglich war es fürchterlich kalt, aber als die Sonne aufgegangen war, wurde die Fahrt zu einem echten Vergnügen. Die Straße zwischen Luzk und Schytomyr[95] ist eine der besten in ganz Russland. Sogar in Galizien hatte ich keine so herrliche Landstraße vorgefunden. Es ging auf ihr glatt wie auf einem

94 Turijsk (Ukrainisch), Turijsk (Russisch), Turzysk (Polnisch), etwa 20 Kilometer südwestlich von Kowel gelegen.

95 Schytomyr (Ukrainisch), Schitomir (Russisch), Żytomierz (Polnisch), Verkehrsknotenpunkt zwischen Kiew, Lemberg und Brest-Litwosk, ein Zentrum des Chassidismus und zugleich der Haskala im Russländischen Reich im 19. Jahrhundert.

Parkettboden dahin. Das Automobil rollte rasch und leicht mit einer Geschwindigkeit von über vierzig Werst pro Stunde. Hätten wir nicht ein paar Mal haltmachen müssen, um zu Abend zu essen und geplatzte Reifen zu wechseln, wären wir um sechs oder sieben Uhr am Abend in Kiew gewesen.

Mich verblüffte, dass die Behörden angesichts des schrecklichen Durcheinanders im Eisenbahnverkehr nicht die Landstraße nutzten, zumindest um Proviant und Kriegsmaterial zu transportieren. Während des ganzen Tages Fahrt kamen uns keine Lastkraftwagen, keine Artillerie, keine Militärabteilungen entgegen und wir überholten auch keine. Wir trafen nur, fahrend oder zu Fuß, auf Flüchtlinge, vor allem vertriebene deutsche Kolonisten. Ein deutsches Fuhrwerk konnte man aus einer Werst Entfernung erkennen – ein langes, massives Fuhrwerk, mit einer Überdachung aus Leinwand – ein echtes Zelt. Starke, wohlgenährte Pferde waren vorgespannt. Neben dem Wagen ging in ruhiger Gelassenheit ein kräftiger Deutscher und auf seinem Gesicht war keinerlei Unruhe oder Verzweiflung abzulesen. In scharfem Kontrast zu den Deutschen standen die armen, abgemagerten und niedergeschlagenen galizischen, russischen und vor allem die jüdischen Flüchtlinge, mit ihren kleinen, offenen Fuhren, auf denen die Gegenstände in einem wilden Durcheinander herumlagen und die von mageren, kaum noch lebendigen Kleppern gezogen wurden.

Entlang der Straße wurden an manchen Stellen Befestigungsarbeiten durchgeführt, es wurden Schützengräben gegraben und Drahtverhaue errichtet. Meine Aufmerksamkeit erregte insbesondere ein Feld mit hohem Korn, auf dem Bauern und Soldaten gemeinsam arbeiteten. Die einen schnitten das Korn, die anderen stellten Stacheldrahtzäune auf. Die Friedens- und die Kriegsarbeiten verschränkten sich ineinander.

Wir machten an einer kleinen Brücke halt. Eine kleine Reparatur am Auto war erforderlich. Die Brücke führte über eine Schlucht. Ich warf einen Blick hinunter und bemerkte zu meiner Verwunderung zwei Juden, einen älteren und einen jüngeren. Beide waren ohne Überröcke. Der Ältere lag da und schaute in ein Buch, der andere sang in Gedanken versunken vor sich hin. Ich ging zu ihnen hinunter und fragte, was sie hier machten. Sie erwiderten, dass man sie hierher beordert hatte, um die Telefonleitung zu bewachen. In der ganzen Gegend waren die ortsansässigen Juden zur Bewachung der Telefonleitung verpflichtet worden. Die beiden Juden waren Gastwirte aus dem nächstgelegenen Dorf.

In Riwne verblieben wir eine gute Stunde. Ich hatte Zeit, mich mit einigen Bekannten zu treffen. Sie berichteten mir, dass, seitdem das Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Streitkräfte hierher beordert wurde, das Leben für die Juden zur Hölle geworden sei. Man ließ sie nicht aus der Stadt heraus, man unterdrückte und verfolgte sie auf Schritt und Tritt. Ein örtlicher Aktivist, Kulikower, hatte sich beim Kommandanten für die Genehmigung stark gemacht,

die Tausenden durchziehenden galizischen Juden mit Essen zu versorgen wie auch die Evakuierten und die Verhafteten. Der Kommandant gestattete es nicht. Kulikower entgegnete ihm da wütend:

»Besser wäre es, wenn Sie die Flüchtlinge gleich auf die Schienen legen und einen Zug über sie fahren lassen würden. Damit würden Sie ihren Leiden zumindest ein rasches Ende bereiten.«

Für diese aufsässige Rede wurde er verhaftet und sollte nach Sibirien geschickt werden.

Unweit von Riwne befand sich ein Lager, in dem sich an die vierzigtausend vertriebene Galizianer und russische Bauern sammelten. Man ließ sie nicht durch die Stadt. Sie starben an Hunger, Cholera und Typhus. Für sie hatte man keinerlei Verpflegung oder medizinische Hilfe organisiert.

In Nowohrad-Wolynskyj[96] trafen wir auf viele Flüchtlinge aus Kremenez[97], Dubno und Ostroh[98].

In Schytomyr aßen wir zu Abend. Die Stadt befand sich in heller Aufruhr. Seltsame Gerüchte und Geschichten machten die Runde. Man hatte Angst, die Deutschen könnten bis hierher vorstoßen. Die Begüterten verließen die Stadt in Scharen.

In Kiew kamen wir gegen vier Uhr am Morgen an. Die Zusammenkunft der Bevollmächtigten des Städtebundes, die am 18. [Juli] hätte beginnen sollen, war auf den 22. verschoben worden, da viele der Eingeladenen nicht erschienen waren. Der Vorsitzende des Kiewer Komitees, Fürst Urussow[99], nutzte zusammen mit dem Mitglied der Staatsduma Schingarjow[100] (der später Minister in der Regierung von Kerenski war und tragisch ums Leben kam) diese Tage, um sich vor Ort mit der Lage der Flüchtlinge vertraut zu machen, bevor sie nach Wolodymyr-Wolynskyj abreisten. Tulupow fuhr für einige Tage nach Moskau.

Ich erstattete dem Jüdischen Hilfskomitee Bericht über die Lage in den Orten, die ich besucht hatte. Ich wies darauf hin, dass in den Dutzenden Städten und Schtetlech an der Front, zu denen jüdischen Bevollmächtigten der Zutritt

---

96 Nowohrad-Wolynskyj (Ukrainisch), Nowograd-Wolynski (Russisch), Nowogród Wołyński (Polnisch), zwischen Riwne und Schytomyr gelegen.

97 Kremenez (Ukrainisch, Variante: Kremjanez), Kremenez (Russisch), Krzemieniec (Polnisch, Variante: Krzemieniec Wołyński), zwischen Riwne und Tarnopol gelegen.

98 Ostroh (Ukrainisch), Ostrog (Russisch), Ostróg (Polnisch), etwa 45 Kilometer südöstlich von Riwne gelegen.

99 Sergei Dmitriewitsch Urussow (1862–1937), Politiker, Mitglied der 1., 2., 3. und 4. Duma.

100 Andrei Iwanowitsch Schingarjow (1869–1918), Arzt, Politiker der Kadettenpartei, Agrarminister in der Provisorischen Regierung, 1918 ermordet.

nicht verboten war oder wo sie diesen auf jeden Fall viel leichter erhielten als in Galizien, ich keinen Einzigen von ihnen angetroffen hatte und nicht die geringste Spur von organisierter Hilfe zu finden war. Man antwortete mir, dass das Komitee bemüht sei, für einige Mitglieder eine Reiseerlaubnis zu erhalten, dass das aber schwierig sei. Außerdem habe das Komitee keinerlei Informationen darüber, wo Hilfe benötigt werde. Einige Tage später willigte das Komitee des Semstwo-Verbandes ein, einige Vertreter des Jüdischen Hilfskomitees aufzunehmen, damit diese ungehindert zwischen den Städten und Schtetlech in Frontnähe herumfahren konnten. Das Komitee kommandierte den Schriftsteller Dubin[101] nach Wolodymyr-Wolynskyj ab, aber bevor er noch abreisen konnte, war die Stadt schon besetzt worden. Das Komitee beschloss auch Hilfslieferungen nach Pawliwka und Ustyluh.

Zu der Zusammenkunft reiste aus Moskau der Vizevorsitzende des Zentralkomitees des Städtebundes an, Nikolai Michailowitsch Kischkin[102] (der spätere Innenminister im letzten Ministerkabinett von Kerenski)[103]. Ich schlug ihm bei unserem Treffen vor, dass ich auf der Konferenz einen Bericht über die Lage der jüdischen Flüchtlinge verlesen könnte. Er fand es interessant und gab mir eine Einladung für sie.

Sie fand am Abend des 22. [Juli] statt. Es kamen die Bevollmächtigten von zwölf bis fünfzehn Abteilungen und etwa zehn Stadtoberhäupter der Gouvernements Podolien und Wolhynien. Es gab Vorträge, Berichte und Mittteilungen über das Leid und die Not, welche die Flüchtlinge auf ihrem Weg auszustehen hatten, und darüber, dass für sie keine Hilfe organisiert wurde. Verschiedene Vorschläge wurden gemacht, wie man Ernährung und medizinische Hilfe organisieren könnte, zur Einrichtung von Verpflegungspunkten, zur Bereitstellung von Wasserkesseln usw. In all den Reden und Debatten über die Flüchtlinge fiel kein einziges Mal das Wort »Jude«. Man vermied es. Man benützte Ausdrücke wie »Menschen verschiedener Nationalitäten«, »Christen und andere«.

Ich erhielt als Letzter das Wort. Als ich das Wort »Jude« erwähnte, blickten mich alle stirnrunzelnd an, als hätte ich ein verbotenes Wort benützt.

Während ich unterstrich und es begrüßte, dass der Städtebund[104] als gesellschaftliche Organisation keinen Unterschied zwischen den Nationalitäten machte, hob ich hervor, dass die Handlungen der Verwaltung und die Bedin-

101 Mordechai Dubin (1889–1956).

102 Nikolai Michailowitsch Kischkin (1864–1930), Politiker der Kadettenpartei. An-Ski nennt fälschlich den Namen Michail Alexandrowitsch Kischkin.

103 N. M. Kischkin war nicht Innenminister, sondern Minister für die staatliche Fürsorge (Sozialwesen).

104 An-Ski schreibt irrtümlich Semstwo-Verband, gemeint ist aber der Städtebund.

gungen des Alltags die jüdische Bevölkerung in eine besondere Lage gebracht hatten und dass für sie daher andere Formen von Hilfe notwendig waren.

Die jüdischen Flüchtlinge befanden sich in einer ganz anderen Lage als die christlichen:

1) Unter den christlichen Flüchtlingen an der Front sind nur solche, die freiwillig aus Galizien und den Gouvernements Wolhynien und Podolien weggegangen sind oder evakuiert wurden. Die Flüchtlinge sind in Bewegung. Sie ziehen weiter und man muss ihnen Hilfe als *Durchziehenden* geben. Die jüdischen Flüchtlinge hingegen kommen größtenteils aus den Gouvernements Kowno, Grodno und anderen und sie haben sich entweder in den Städten und Schtetlech der Gegend *niedergelassen* oder sie sind gezwungen, ein zweites oder drittes Mal ins Exil[105] zu gehen.

2) Die jüdischen Flüchtlinge vor Ort sind vor allem solche, die ausdrücklich *als Juden* aus den frontnahen Schtetlech ausgewiesen worden sind (Wolotschysk, Sataniw[106], Korytnyzja[107], Tarnoruda, Horochiw, Myljatyn u.a.). Die Flüchtlinge haben sich auf die umliegenden Schtetlech verteilt und warten dort auf eine neuerliche Vertreibung.

3) Unter den jüdischen Flüchtlingen sind viele vor Pogromen geflüchtet (Pawliwka, Kryłów u.a.) und haben nur, was sie am Leibe tragen. Sie haben sich vorerst ebenfalls auf die umliegenden Schtetlech und Dörfern verteilt (Roschyschtsche, Osjutytschi, Tortschyn, Ustyluh u.a.).

4) Die Juden werden sehr häufig in großer Eile evakuiert, innerhalb von zwei, drei Tagen und öfter noch innerhalb von vierundzwanzig Stunden, wodurch sie weder Zeit noch Gelegenheit haben, ihr Hab und Gut mitzunehmen.

5) Für einen Juden ist es schwieriger als für einen Christen, vor allem für einen Bauern, seinen Ort zu verlassen und seine Habseligkeiten mitzunehmen. Jüdisches Vermögen steckt in Waren, lebendes Inventar (wie Kühe, Pferde usw.) haben Juden nicht. Da der Eisenbahntransport an der Front für Juden nicht zugänglich ist (auch die Landstraße ist für Juden nicht sicher), müssen sie bei der christlichen Bevölkerung Fuhrwerke anmieten. Abgesehen davon, dass in unruhigen Zeiten wie diesen es oft unmöglich ist, überhaupt Fuhrwerke zu bekommen, sind dafür horrende Preise zu zahlen: fünfzig bis sechzig Rubel für eine Strecke von fünfzig Werst. Pferde können Juden nicht kaufen, da man sie requirieren würde.

---

105 An-Ski verwendet das Wort »goles« (von Hebräisch »galut«), das die Jüdische Diaspora (Exil, Zerstreuung) beschreibt.

106 Sataniw (Ukrainisch), Satanów (Polnisch), Satanow (Russisch), bei Horodok gelegen.

107 Korytnyzja (Ukrainisch), Korytniza (Russisch), Korytnica (Polnisch), bei Wolodymyr-Wolynskyj gelegen.

6) Christliche Flüchtlinge können unterwegs in den Militärküchen speisen oder in den Verpflegungspunkten der verschiedenen Abteilungen. Ein Jude wird jedoch aus verständlichen Gründen Angst davor haben, sich einer militärischen Abteilung zu nähern, außerdem kann er nicht aus einem Kessel essen, in dem die Speisen nicht nach jüdischem Gesetz zubereitet wurden.

7) Während des Sommers kann ein christlicher Flüchtling Arbeit auf den Feldern finden. Ein Jude ist diese Arbeit nicht gewohnt und würde sie auch nirgendwo kriegen.

Als ich meine Ausführungen zur Lage der jüdischen Flüchtlinge beendet hatte, brachte Kischkin vor:

»Was Sie uns hier dargelegt haben, ist sehr interessant. Wir würden Sie nun bitten, uns zu erläutern, wie der Städtebund den jüdischen Flüchtlingen helfen kann?«
»Erstens«, antwortete ich, »sollte der Städtebund in den Schtetlech, wo sich jüdische Flüchtlinge aufhalten, Verpflegungspunkte einrichten, die Trockenprodukte ausgeben.«
»Dieser Vorschlag kann, wie mir scheint, angenommen werden. Gibt es jemanden, der etwas dagegen hat?«, fragte Kischkin. Alle schwiegen und der Vorschlag wurde angenommen.
»Zweitens«, fuhr ich fort, »sollte der Bund der jüdischen Bevölkerung, wenn man sie von irgendwo ausweist, dabei helfen, Pferde und Wägen für die Abreise zu erhalten. Drittens sollte eine Arbeitsvermittlung eingerichtet werden, durch die jüdische Flüchtlinge Arbeit finden können.«
»Das können wir nicht auf uns nehmen«, unterbrach mich Kischkin. »Das würde bedeuten, dass jüdische Flüchtlinge anders behandelt werden, und einen solchen Weg kann unser Bund nicht einschlagen. Das Einzige, was wir tun könnten, ist, uns dafür einzusetzen, dass aus dem Staatswald kostenlos Holz für den Bau von Baracken für jüdische Flüchtlinge bereitgestellt wird.«
»Ich würde noch vorschlagen«, erwiderte ich, »dass sich der Städtebund für die Abschaffung des Ansiedlungsrayons[108] für Juden ausspricht.«
»Nein, nein!«, rief Kischkin beinahe panisch aus. »Das können wir nicht! Unsere Zusammenkunft hier ist eine lokale. Was die Abschaffung des jüdischen Ansiedlungsrayons betrifft, hat sich doch der Moskauer Kongress dazu einstimmig geäußert. Das reicht!«

108 Der Ansiedlungsrayon (Russisch »Tscherta postojannoj ewrejskoj osedlosti«) wurde im Zuge der Teilungen Polen-Litauens durch einen Ukas von Katharina II. von 1791 eingerichtet und 1804 kodifiziert. Er bezeichnet das Gebiet, wo die Juden im Russländischen Reich (mit Ausnahmen) siedeln durften, und umfasst weite Teile der heutigen Ukraine, des Baltikums, von Belarus. Faktisch 1915 aufgelöst wurde der Ansiedlungsrayon erst 1917 offiziell abgeschafft.

Mein Bericht dauerte etwa eine Stunde. Nur Kischkin reagierte darauf. Kein anderer sagte ein Wort dazu. Alle schwiegen, kühl und unzufrieden.

Am nächsten Tag ging ich zu Kischkin. Ich dankte ihm für seine Unterstützung und dafür, dass mein Vorschlag zur Einrichtung von Verpflegungspunkten in den Schtetlech, wo sich jüdische Flüchtlinge aufhielten, angenommen wurde. Außerdem fügte ich hinzu:

»Trotzdem muss ich Ihnen sagen, dass die gestrige Sitzung bei mir einen unangenehmen Eindruck hinterlassen hat.«

»Warum?«

»Ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Ihre Haltung zu der Frage bezüglich Hilfsleistungen für jene, die vertrieben werden oder vor Pogromen flüchten, war kalt und formell. Ich hatte erwartet, dass sich die Zusammenkunft, zumindest aber Sie, als ihr Vorsitzender, für die Lage der Unglücklichen interessieren würde und überlegen, mit welchen Mitteln man ihnen zu Hilfe kommen kann. Stattdessen haben Sie sich auf die Antwort beschränkt: ›Wir können keinen Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden machen.‹ Anders gesagt: ›Nicht unsere Angelegenheit.‹ Ich sage Ihnen das deshalb so offen, weil Ihre Organisation vielleicht die einzige ist, an die wir uns wenden können, ohne zu riskieren, eine antisemitische Antwort zu erhalten. Und wenn Sie so bürokratisch auf unsere Not reagieren – wohin können wir dann uns wenden?«

Meine Worte machten auf ihn, so schien es, Eindruck. Da er keine Antwort auf sie hatte, brachte er folgendes Argument vor:

»Aber das Jüdische Hilfskomitee organisiert doch selbst Hilfe für Juden und arbeitet viel besser als wir!«

»Das ist ein Irrtum. Ich habe jetzt viele Schtetlech in den Kreisen Luzk und Wolodymyr-Wolynskyj bereist und sieht man von den kleinen Geldsummen ab, die ich dort hinterlassen habe, so ist keinerlei Hilfe von Seiten des Jüdischen Komitees organisiert worden.«

»Aber Sie müssen doch verstehen, dass wir nicht von unseren Prinzipien abweichen können. Das Einzige, was wir tun können«, fügte er hinzu, »ist, die jüdischen Komitees zu subventionieren, damit sie selbst jeweils die notwendige Hilfe für Juden organisieren.«

»Ist das als eine Zusage zu verstehen? Kann ich das offiziell dem Vorsitzenden des Jüdischen Hilfskomitees mitteilen?«

»Gewiss. Er soll sich mit mir wegen dieser Angelegenheit persönlich in Verbindung setzen.«

Unser Gespräch fand im Komitee des Städtebundes statt. Als ich Kischkins Büro verließ, trat einer der Bevollmächtigten, die am Vorabend auf der Zusam-

menkunft waren, auf mich zu, Dr. Jewsejew, der Befehlshaber einer sibirischen Abteilung, die im galizischen Tarnopol stationiert war:

»Mich hat Ihr Vortrag gestern sehr interessiert«, sagte er zu mir. »Während meiner Arbeit in Galizien habe ich genug über die jüdische Not gehört und wie viel die Juden dort von der russischen Obrigkeit zu erdulden haben … Ich würde gern detaillierte Informationen über die Organisation von Hilfe für Juden erhalten. Unter den Sibirern, die unsere Abteilung organisiert haben, sind viele Juden, und für die wäre es sicher interessant, mehr darüber zu erfahren. Außerdem könnte ich Ihnen vielleicht in irgendeiner Weise bei der Hilfe für die galizischen Juden in dem Gebiet, wo unsere Abteilung stationiert ist, von Nutzen sein.«

Ich brachte ihn mit dem Vorsitzenden des Jüdischen Hilfskomitees zusammen, Sh. A. Grinberg, der ihm alle gewünschten Informationen gab und ihn zur Organisation der Hilfe für Galizien heranzog.

Nach Dr. Jewsejew kam eine jüdische Ärztin zu mir, Frau Faltsfayn, ebenfalls eine Konferenzteilnehmerin. Sie war mit ihrer Abteilung in Galizien stationiert. Der Bevollmächtigte ihrer Abteilung, Sacharow, so erzählte sie mir, verhalte sich den Juden gegenüber nicht besser als ein Kosak: Er schlug und beraubte sie. Einem Juden hatte er elf Kühe weggenommen, ohne einen Groschen dafür zu bezahlen. Er führte aber alles so geschickt durch, dass es unmöglich war, ihm seine Taten nachzuweisen und ihn dafür anzuklagen.

Tulupow fuhr am Morgen nach der Zusammenkunft zur Abteilung zurück, die unterdessen schon nach Kowel gewechselt war. Ich blieb noch einige Tage in Kiew, um Medikamente und Lebensmittel für die Abteilung vom Roten Kreuz zu bekommen beziehungsweise einzukaufen. Vor meiner Abreise traf ich mich mit Dr. Lander, der aus Galizien gekommen war. Er teilte mir mit, dass nur noch zwölf Orte in den Händen der Russen verblieben waren und dass die Lage der Juden dort schrecklich sei: Bei ihnen herrschte schlimmste Not, überall gab es Choleraepidemien. Dazu waren sie an ihre Wohnorte gekettet und durften sich keine zehn Schritte von ihnen entfernen.

Kapitel 15

Am 30. [Juli] kehrte ich nach Kowel zur Abteilung zurück. Sie hatte sogar bereits eine Unterkunft gefunden, sie aber noch nicht bezogen und noch nicht einmal ausgepackt. Man war sich nicht sicher, ob man lange bleiben würde. Allerlei schlimme Gerüchte machten die Runde. Über der Stadt kreisten Flugzeuge und warfen Bomben ab, Trosse und Artillerie auf dem Rückzug zogen durch.

Ich besuchte die Vorsitzende des Jüdischen Hilfskomitees, Frau Dr. Faynshteyn. Sie erzählte mir, dass dieser Tage drei Waggons mit jüdischen Vertriebenen aus dem Schtetl Ljuboml[109] durchgefahren waren, der größte Teil der Flüchtlinge fuhr freilich mit Pferdefuhrwerken oder ging zu Fuß. Manche Juden hatten Angst, mit der Bahn zu fahren. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, dass man unterwegs die jüdischen Flüchtlinge aus den Waggons werfe und auf dem freien Feld zurücklasse. Im Schetl Holoby[110] hatten sich über tausend jüdische Flüchtlinge angesammelt und das Komitee in Kowel mache sich daran, Hilfe für sie zu organisieren.

Da Kowel ein zentraler Punkt für die Flüchtlingsbewegungen geworden war, überließ ich dem Komitee tausend Rubel.

Dr. Faynshteyn erzählte mir, dass vor einigen Tagen Panik in der Stadt ausgebrochen war, weil das Gerücht kursierte, dass die Post evakuiert worden sei. Jetzt war es wieder ruhiger. In den Geschäften wurden alle möglichen Lebensmittel beschlagnahmt. Brot war knapp, Zucker gab es nicht. Man wandte sich an den Kommandanten, damit er die Lieferung einiger Wagenladungen Zucker gestatte, worauf er erwiderte:

»Sollen die Juden doch Tee mit Salz trinken!«

Noch am Tag meiner Ankunft, um sieben Uhr am Abend, bekam unsere Abteilung den Befehl, sich rasch in Richtung Kobryn[111] zurückzuziehen. Das Gerücht machte die Runde, die Deutschen hätten die Front durchbrochen, die Dreizehnte Armee habe sich in der vergangenen Nacht vierzig Wert zurückgezogen und bereite sich auf einen weiteren Rückzug um vierzig Werst vor. In der Stadt herrschten helle Aufregung und Panik.

Den ganzen nächsten Tag bereiteten wir uns auf die Abfahrt vor. Die Ärzte und Bevollmächtigen liefen Dutzende Male zum Stab und bestürmten alle mit der Frage: Wohin fahren? Niemand konnte ihnen eine Antwort darauf geben. Im Stab waren alle nicht weniger aufgelöst. In aller Stille und mit verängstigten Gesichtern teilte man einander die erschütternden Neuigkeiten mit: Kiew werde evakuiert, auch Schytomyr, die Bevölkerung von Dwinsk[112] werde deportiert.

---

109 Ljuboml (Ukrainisch, Russisch), Luboml (Polnisch), bei Wolodymyr-Wolynskyj gelegen.

110 Holoby (Ukrainisch), Goloby (Russisch), Hołoby (Polnisch), bei Luzk gelegen.

111 Kobryn (Belarussisch), Kobrin (Russisch), Kobryń (Polnisch), etwa 50 Kilometer östlich von Brest gelegen.

112 Dwinsk (Russisch, zeitgenössisch), heute: Daugavpils (Lettisch); Dźwińsk (Polnisch), Dünaburg (Deutsch).

Als sich der Stab nach Kobryn zurückzog, beschloss unsere Abteilung, ebenfalls dorthin zu ziehen, und am Abend um sechs Uhr fuhren wir mit unserem Zug über Brest-Litowsk[113] ab.

Unser Zug kam sehr langsam voran, da er Truppentransporte in Richtung Brest-Litowsk durchlassen musste. An der Station Malaryta[114] standen wir einige Stunden lang. Ich ging in das Schtetl. Es war klein und arm, hatte etwa hundert jüdische Familien. Ich suchte einen der angesehenen Juden des Ortes, Aharon Savtsits, auf. Er erzählte mir, dass der Kommandant des Schtetls ein harter Mensch sei, er habe für die Bevölkerung, ohne Ansehen von Alter oder Geschlecht, Leibesstrafen eingeführt. Für die kleinste Verfehlung erhielt man fünfundzwanzig Peitschenhiebe. Zugleich sei er aber auch sehr streng zu den Soldaten und lasse keinen Pogrom zu.

Ich besuchte die Synagoge und unterhielt mich mit einer Gruppe von örtlichen Juden. Ein bezeichnendes Phänomen. Zur selben Zeit, als in den großen Städten, Hunderte Werst von der Front entfernt, Panik herrschte und man sich sicher war, dass die Deutschen auf jeden Fall im Anmarsch waren, war man sich in den kleinen Städtchen, auch nahe der Front, so gut wie sicher: »Hierher kommen sie nicht«. Und die Begründung war folgende: »Was hätten sie hier auch zu suchen?« »Wozu brauchen die schon unser Schtetl!« Von demselben Optimismus war auch das Bild geprägt, das man sich vom Einzug der Deutschen machte. Obwohl man seit Wochen rundherum tagsüber Rauchsäulen und nachts den Widerschein der Feuersbrünste in den umliegenden Städten und Dörfern sah, war man der festen Überzeugung, dass alles glattgehen werde: Die Russen würden abziehen, die Deutschen einziehen und das Leben würde still und in Ruhe weitergehen.

Durch das Schtetl zogen jüdische Flüchtlinge, verarmt, hungrig, aber man konnte ihnen nicht helfen. Das Schtetl selbst war bitterarm. Ich ließ hundert Rubel für die Flüchtlinge zurück.

In Brest-Litowsk kamen wir nach drei Tagen an, am Morgen des 2. August. Wir blieben einige Werst außerhalb des Bahnhofs stehen. Ich fuhr mit einem Geländewagen zum Bahnhof. Als ich die Lokalzeitung zur Hand nahm, sprang mir als Erstes der Befehl des Festungskommandanten, General Laiming[115], in die Augen:

113 Brest-Litowsk (Russisch), heute: Brest (Belarussisch, Russisch), Berestja (Ukrainisch), Brześć (Polnisch), Brestas (Litauisch), Namensgeber des Friedensvertrags von Brest-Litowsk 1918.

114 Malaryta (Belarussisch), Malorita (Russisch), Małoryta (Polnisch), bei Brest gelegen.

115 Wladimir Alexandrowitsch Laiming (1854–1920), Kommandant der Festung als Generalleutnant zwischen 1913 (1914) und 1916 (1915), General der Artillerie.

»Die *gesamte* Zivilbevölkerung von Brest-Litowsk hat innerhalb von drei Tagen die Stadt zu verlassen, am dritten, vierten und fünften August. Um die Evakuierung zu erleichtern, wird die Stadt in drei Abschnitte eingeteilt, für die jeweils ein Tag zur Abfahrt festgelegt wird. Es werden dreißig Züge bereitgestellt, an jedem Tag zehn Züge, um die zu Evakuierenden abzutransportieren.«

Diese Meldung kam für mich selbstverständlich überraschend. Ich ging in die Stadt, die voll war von abziehenden Militärtransporten. Ich hielt einen alten Juden an und fragte ihn, wo das Jüdische Hilfskomitee zu finden sei. Er nannte mir den Familiennamen des Vorsitzenden des Komitees (den ich vergessen habe) und die Straße, in der er wohnte, die sehr weit vom Bahnhof entfernt war. Der einzige Fuhrmann, der in der Gasse wartete, war ein Jude. Erst weigerte er sich, mich zu fahren, mit der Begründung, er sei besetzt. Als er aber hörte, dass ich Jiddisch sprach und zum Hilfskomitee müsse, rief er mir zu, er werde mich zu der genannten Adresse bringen.

Der Vorsitzende des Komitees, ein alter, würdiger Herr von gebildetem Aussehen, freute sich über mein Eintreffen in einer so kritischen Zeit und ließ weitere Komiteemitglieder rufen, Dr. Schapiro, Dr. Mints und noch zwei andere.

Sie erzählten mir, dass es bis vor einigen Tagen in der Stadt keine Pogrome oder Plünderungen gegeben habe. Das sei dem Festungskommandanten zu verdanken, General Laiming, einem höchst anständigen und gutherzigen Menschen. Er nahm von niemandem auch nur einen Groschen Bestechungsgeld an, kämpfte gegen die Verleumdungen von Juden und unterband noch den kleinsten Versuch eines Pogroms. Unglücklicherweise sei aber der Vizekommandant, Sokolow, völlig korrupt. Um den Juden Geld abzupressen, habe er vor zwei Monaten begonnen, Juden zur Zwangsarbeit zu zwingen und sie zehn bis zwanzig Werst vor die Stadt zu schicken, um Schützengräben auszuheben. Als man ihn darauf hinwies, dass er mit der willkürlichen Ergreifung von Menschen in den Straßen das ganze städtische Leben zum Erliegen bringe, weil alle Angst hatten, die Wohnung zu verlassen, schlug er vor, die Juden könnten christliche Arbeiter anheuern und sie für die Arbeit bezahlen. Auf diese Weise konnte er sich das, was den Arbeitern gezahlt werden sollte, in die eigene Tasche stecken. Nach umfangreichen und langen Debatten wurden in der Stadt dreißigtausend Rubel gesammelt, um vierhundert christliche Arbeiter anzuheuern. Sokolow war das aber nicht genug und er befahl, weiterhin Juden in den Straßen aufzugreifen. Es wurden an die hundert Juden ergriffen, auf den Hof der Polizeiwache gebracht und dort von sieben Uhr am Abend bis zum Morgen festgehalten. Dann schickte man sie zur Arbeit, zwanzig Werst von der Stadt entfernt. Nach der

Arbeit durften sie aber nicht im Dorf Stradetsch[116] übernachten, in dessen Nähe sie gearbeitet hatten, da »Juden in den Dörfern kein Wohnrecht haben«. Jetzt, da der Befehl zur Evakuierung der gesamten Bevölkerung gekommen war, setzte Sokolow alles daran, damit die Juden gesondert und früher als die christliche Bevölkerung evakuiert wurden. Mit großer Mühe war es den jüdischen Vertretern der Stadt gelungen, das zu verhindern.

Wir wandten uns den aktuellen Tagesfragen zu.

Die materielle Lage der jüdischen Bevölkerung in der Stadt war bis zuletzt gar nicht so schlecht. Die Stadt konnte neben den eigenen Bedürftigen auch den Tausenden Flüchtlingen, die sich hier niederließen oder durchzogen, Hilfe leisten. Überdies konnte man noch etwas an das Petrograder Hilfskomitee spenden. Jetzt hatte sich die Lage freilich radikal geändert. In den letzten Wochen, sobald die Rede von der Evakuierung der Bevölkerung aufkam, waren die reicheren Bewohner allesamt weggefahren. Jene, die geblieben waren, waren nun so ruiniert und verunsichert, dass man sich von ihnen keine bedeutenden Zuwendungen mehr erhoffen konnte. Unterdessen war es auch schwierig geworden, ein Hilfskomitee zu organisieren, das sich ganz seiner Arbeit widmen konnte. Jeder musste an sich selbst denken.

Ungeachtet dessen fanden sich aber doch ein paar Personen, die sich bereit erklärten, die eigenen Interessen hintanzustellen und Hilfe zu organisieren. Sie gingen sofort an die Gründung eines neuen Komitees. Was die finanzielle Ausstattung betraf, so stellte sich heraus, dass das alte Komitee noch über zweitausendfünfhundert Rubel verfügte, die von den dreißigtausend, die man zur Bezahlung der christlichen Arbeiter gesammelt hatte, übrig waren. Man stellte es sich zur Aufgabe, in den kommenden Tagen in der Stadt nochmals tausend Rubel zu sammeln. Ich machte eine Zusage über tausendachthundert Rubel. Von diesen fünftausenddreihundert Rubeln beschloss das Komitee, tausend Pud Mehl zu kaufen, um für die Ärmsten Brot zu backen, das restliche Geld sollte an die Notleidenden verteilt werden. Der Entschluss wurde gefasst, noch am selben und am kommenden Tag die Bedürftigen zu registrieren. Die Mitglieder des Komitees sollten an jedem Zug sein, um Brot und Geld für die Fahrt zu verteilen, dafür zu sorgen, dass zumindest eine gebildete Person in jedem Zug mitfuhr, die sich um die Abfahrenden kümmern würde und so weiter.

Der Semstwo-Verband sagte seinerseits ebenfalls Hilfe für die Abfahrenden zu. Ich ging zum Städtebund. Der Bevollmächtigte, Dinesman (kein Jude, aber dem Anschein nach jüdischer Herkunft), nahm mein Ersuchen nach Unterstützung kühl zur Kenntnis und antwortete mir: »Es brennt, jeder muss zusehen, wie er sich retten kann.« Er bot an, mir zehn Studenten zuzuteilen, die als Sa-

116 Stradetsch (Russisch), Stradsetsch (Belarussisch), Stradecz (Polnisch), bei Brest gelegen.

nitäter die Züge begleiten könnten, fügte aber hinzu, dass diese Sanitäter vom Warschauer Komitee des Städtebundes kämen. Ich wusste von diesem Komitee bereits, dass es ausschließlich aus Polen bestand und von einer antisemitischen Haltung durchdrungen war. Der Bevollmächtigte des Komitees, Dr. Malinowski, hatte vor ein paar Tagen zehn Sanitäter, die einzigen Juden, die ihm angehörten, entlassen. Ich verzichtete daher, wie man verstehen wird, auf die angebotenen polnischen Begleiter.

Ich ging in die Stadt. Auf den ersten Blick hatte sich dort nichts geändert. Die Läden waren offen und es schien, als werde dort Handel getrieben wie immer. Die Straßen waren voller Passanten, in den Häusern ging das Alltagsleben weiter und es stieg Rauch aus den Kaminen. Beim näheren Hinsehen bemerkte ich aber, dass dieser »Alltag« und seine »Betriebsamkeit« schon ganz anders waren und bereits vom nahenden Ende geprägt. In den Geschäften wurden die Waren eingepackt. Die größeren Geschäfte wurden eines nach dem anderen geschlossen. Vor vielen Häusern standen Fuhrwerke mit Hausrat. In einigen Häusern wurden die Türen und Fenster der Kellerräume, wohin man offenbar die Möbel und den Hausrat gebracht hatte, die man zurückließ, zugemauert. Die Gesichter der Passanten waren finster, voller Verzweiflung und Niedergeschlagenheit. Es fühlte sich an, als ob die große, schöne Stadt, die gestern noch ein sinnenfrohes Leben geführt hatte, eine tödliche Wunde empfangen hatte und im Sterben lag. Sie kam einem vor wie ein großes, gesundes Lebewesen, dessen Adern man geöffnet hatte und dessen Blut in einem heißen Strom aus dem Leib floss. Von Minute zu Minute wurde es blasser, schwächer und bald würde es kalt und tot daliegen. Die Häuser würden leer und vernagelt dastehen, die Geschäfte ausgeräumt und verschlossen sein, die Straßen stumm und leer. Noch lebte die Stadt, aber es waren die fieberhaften Konvulsionen eines Sterbenden, einer Agonie. Und deutlicher als alles andere unterstrichen die tragische Aussicht für die Stadt die Flugzeuge, die über ihr kreisten wie schwarze Krähen über einem tödlich Verwundeten. Die großen Raubvögel schienen ungeduldig darauf zu warten, dass der verwundete Riese seinen letzten Atemzug machte, um sich dann auf ihn zu stürzen und Stücke aus seinem noch nicht erkalteten Leib zu reißen.

Und hier war der Kanal, durch den das Blut der tödlich getroffenen Stadt strömte, die breite Straße, die zur Chaussee Kobryn–Pinsk[117] führte. Ununterbrochen zogen Trosse, Artillerie und Militärabteilungen auf dem Rückzug vorbei. Und zu diesem grauen, eisernen Strom stießen immer mehr zivile Fahrzeuge hinzu, Pferdelastwagen und Fußgänger. Das waren die Einwohner, die

117 Pinsk (Russisch, Belarussisch), Pińsk (Polnisch).

kein Vertrauen in die unentgeltlich bereitgestellten Züge hatten und sich mit Fuhrwerken auf den Weg nach Kobryn machten. Fast alle waren Juden.

Die Fuhrwerke waren ungeheuer hoch bepackt, regelrechte Türme von Bündeln, Kisten, Tischen und Kommoden. In den Spalten und Löchern dazwischen saßen Kinder und ältere Frauen. Auf anderen Wagen hatte man vorn Diwane angebunden, auf denen dicht aneinandergedrängt vier oder fünf Menschen saßen, mit dem Rücken zu den Pferden. Dieses ungewöhnliche Bild der in großer Höhe sitzenden Menschen ließ mich an den hohen, fürchterlichen »Schandwagen« denken, auf dem vor vierzig, fünfzig Jahren vielerlei Verbrecher, die man zu Leibesstrafen verurteilt hatte, unter Trommelwirbel durch die Stadt gefahren wurden. Jeder Verbrecher trug auf seiner Brust ein Schild mit der Aufschrift, die sein Vergehen angab: »Dieb«, »Mörder« und so weiter. Die heutigen »Verurteilten« sahen um nichts froher und glücklicher aus als die, die man zur »Schandsäule« fuhr. Jedem Wagen folgten die jüngeren Familienmitglieder, wie bei einem Begräbnis. Und ein einziges erschöpftes Pferdchen mit eingesunkenen Flanken schleppte unter Anstrengung all seiner Kräfte den unsicheren Turm.

Beim Anblick der hochbepackten Wagen, die sich dem großen Strom des militärischen Rückzugs anschlossen, befiel mich Angst. Ich hatte bereits gesehen, wie solche Rückzüge, vor allem überstürzte, vor sich gingen. Der Weg ist in seiner ganzen Breite angefüllt mit Fuhrwerken, Pferdelastwagen, Automobilen und Karren, die langsam in drei, vier oder mehr Reihen nebeneinander dahinziehen. Solange der Fluss ungestört ist, gleicht sich die Geschwindigkeit jedes Fahrzeugs mechanisch an alle anderen an, die eine Einheit bilden. Aber sobald es ein Hindernis gibt, weil ein Pferd stürzt, ein Wagen umkippt, wirkt sich das sofort auf alle nachkommenden Fahrzeuge aus. Unruhe entsteht, eines nach dem anderen müssen sie rasch stehen bleiben, stoßen oftmals zusammen wie Eisschollen bei einem Eisgang. Es gibt Geschrei, Tumult. Noch schlimmer ist aber, wenn auf den mechanisch dahinziehenden Strom von hinten ein zweiter, schnellerer stößt, wenn ein Automobil mit einer hochgestellten Person eilig überholen muss oder, noch gefährlicher, wenn eine Artillerieabteilung rasch vorrücken muss, um den Tross auf seinem Rückzug vor dem herannahenden Feind zu schützen. Dann kommt es zu einer wahren Katastrophe. Fuhrwerke und Wagen müssen rasch ausweichen, rücken zusammen, werden aneinandergepresst und wenn sie dafür nicht genug Zeit haben, werden sie stürmisch beiseite und aufeinander geschleudert, stürzen um, werden von der Fahrbahn geschoben. Und wenn diese hoch gelegen ist, dann stürzen sie den Hang hinunter und zerbrechen, wobei sie Menschen und Pferde zerschmettern. Man kann sich leicht vorstellen, was aus den »jüdischen Türmen« mit den Kindern und Frauen in ihren Hohlräumen wird, wenn ein solcher Strom sie trifft und sie von der Straße abdrängt oder in den Graben wirft!

Ich ging zu einigen dieser Fuhrwerke und kam mit den Männern, die ihnen nachfolgten, ins Gespräch. Einstweilen wollte man nur bis zum dreißig Werst entfernten Kobryn fahren. Wohin weiter, würde man dann sehen, je nachdem, wohin die anderen gingen. Viele von ihnen waren sich der Gefahr bewusst, mit der Militärkolonne mitzuziehen, und hatten vor, vor der Stadt auf Seitenstraßen auszuweichen. Alle hatten sich mit Brot für den Weg eingedeckt. Wasser aber hatte niemand mitgenommen und als ich darauf hinwies, lief man gleich, um sich welches zu besorgen.

Ich ging in die Große Synagoge. Sie war leer und vergessen. Der Schammes war zerstreut und mit dem Verpacken seines eigenen Hausrats beschäftigt. Was würde aus der Synagoge, aus den Heiligen Schriften werden? Er wusste es nicht. Niemand hatte daran gedacht, keiner hatte den Kopf dafür frei. Ich ging zum Komitee und schlug vor, die Thorarollen mitzunehmen. Die Gabbaim stimmten freudig zu. Mit großer Mühe fand ich einen Tischler, der einwilligte, bis zum nächsten Tag zehn Kisten zu zimmern (für etwa achtzig Rollen).

Ich fuhr zu unserem Zug, der außerhalb der Stadt stand, und fand ihn zur Abfahrt nach Kobryn bereit. Ich beschloss jedoch, die nächsten drei Tage in Brest-Litowsk zu bleiben und bei Dr. Schapiro zu übernachten.

Am Morgen des nächsten Tages fand sich in den Zeitungen eine Mitteilung des Kommandanten:

»Heute, den dritten August, wird es keine unentgeltlichen Züge für die zu Evakuierenden geben. Es werden nur Züge mit Fahrscheinen geführt. Stattdessen wird es morgen und übermorgen fünfzehn unentgeltliche Züge geben.«

Die Bevölkerung, so schien es, verließ sich nicht besonders auf diese Züge und ergriff jede Gelegenheit, mit einem Fuhrwerk wegzufahren. Das Aufkommen an Fuhrwerken erhöhte sich noch mehr. Nun zogen sie bereits eng hintereinander wie ein Tross.

In der Stadt war es unheimlich, nahezu gespenstisch. Viele Häuser waren leer, zugenagelt. Die Gesichter der Passanten verzagt und düster, manche verweint.

Die Katastrophe war zwar schrecklich, doch war sie nicht zu vergleichen mit der Härte, Verbitterung und Entwürdigung, mit denen die Evakuierungen, insbesondere von Juden, vonstattengingen. So tragisch die Lage auch war, so fühlten doch alle, ob reich oder arm, ob Christ oder Jude, dass es sich hier um ein fatales Kriegsereignis handelte, eine schwere Pflicht, die die Bürger zu erfüllen hatten. Hier gab es nicht das schreckliche Wissen darum, dass man Menschen als Verdächtige vertrieb, als Verräter, wie räudige Hunde, die mit gesenkten Köpfen gingen, dem Spott, dem Gelächter und den Übergriffen der Soldaten und der privilegierten Bevölkerung ausgesetzt, die zurückblieben und sich daran

machten, das hinterlassene Hab und Gut der Vertriebenen zu plündern. Hier trennte das Unglück nicht, sondern einte Christen und Juden und brachte sie einander näher. Alle suchten Hilfe, man schüttete einander sein schweres Herz aus, packte gemeinsam das Fuhrwerk und fuhr damit weg, man stützte einander, als Nachbarn, als Menschen. So groß das Unglück auch war, so fühlten die Juden und sagten es auch, dass das Unglück weitaus schlimmer und umfassender hätte sein können, wenn es ein rein nationales gewesen wäre.

Seit dem Morgen kreisten Flugzeuge über der Stadt und warfen Bomben ab. Da und dort hörte man eine heftige Explosion. Passanten, die ein Flugzeug über sich bemerkten, flohen erschrocken zu Torbögen und Häusern – und innerhalb eines Augenblicks war die Straße menschenleer.

Ich war in der Bikur-Cholim-Gesellschaft[118], wo die Registrierung der Bedürftigen durchgeführt wurde. In dem großen Hof und einem Teil der angrenzenden Straße drängten sich an die tausend Menschen, größtenteils »professionelle« Arme und Invaliden. Alle strebten zur Tür, zu den Fenstern, stießen einander weg, drängelten an der Tür, schrien und bettelten, man solle sie so schnell wie möglich registrieren. Die Invaliden verwiesen auf ihre Gebrechen und forderten, dass man sie zuerst registriere, vor allen anderen. Zwei Mitglieder des Komitees arbeiteten seit den frühen Morgenstunden. Am Abend könnte man bereits mit dem Austeilen von Hilfsgütern beginnen. Ich ging zum Bahnhof. Dort spielte sich ein wahrer Alptraum ab. Der gesamte Bahnhof war bis unter die Decke mit Zehntausenden Kisten, Körben, Bündeln und Koffern gefüllt. Ebenso vollgepackt waren der gesamte Bahnsteig und der große Platz vor dem Bahnhof. Menschen liefen in heller Aufregung und verwirrt, am Ende ihrer Kräfte, halb verrückt herum, von einem Ort zum anderen, bestürmten die Träger und Bahnhofsdiener, die selbst schon völlig jede Kontrolle verloren hatten. Schreien, Flehen, Weinen, Fluchen – alles mischte sich zu einem endlosen, ohrenbetäubenden Getöse.

Weit weg vom Bahnhof, auf einer Nebenlinie, fand ich den Zug für die zu Evakuierenden. Für diesen brauchte man aber Fahrkarten. Er war schon überfüllt und einige Hundert Personen drängten und stießen noch nach. Ein paar Frauen bestürmten mich und fragten, was sie tun sollten, sie hatten keine Fahrkarte erhalten. Ob sie sich in den Zug setzen könnten? Ich entschied, Ja. Ich befragte die Wegfahrenden, verteilte an einige ein paar Rubel, gab Hinweise, wie man sich in den Waggons einrichten sollte. Mir fiel ein Tumult am Zugende auf und ich ging hin. In zwei Waggons hatten sich jeweils fünf, sechs Christen nie-

118 Bikur-Cholim-Gesellschaft, von Hebräisch »bikur holim« (»Besuch der Kranken«), ist eine gemeinnützige Organisation zur Unterstützung von Kranken und deren Familien, zur medizinischen Versorgung.

dergelassen und ließen sonst niemanden mehr hinein. Ringsherum standen einige Dutzend Juden, zeigten ihre Fahrkarten, flehten um Gnade, weinten, man solle sie in die fast leeren Waggons einsteigen lassen. Ich brüllte die Hooligans ordentlich an und eine halbe Stunde später waren beide Waggons voll.

Am Bahnhof informierte man mich, dass der Zug unserer Abteilung am nächsten Morgen von Kobryn abfahren werde. Er werde Verwundete nach Pinsk transportieren und von dort weiter. Um ihn nicht endgültig zu verpassen, musste ich zu meinem großen Bedauern noch in dieser Nacht Brest-Litowsk verlassen und nach Kobryn fahren.

Kapitel 16

Kobryn war eine kleine Stadt, umgeben von vielen Gärten, mit einem Denkmal an den ersten Sieg über die Franzosen im Jahr 1812.

Das Städtchen war nun ein Knotenpunkt für die Truppen auf dem Rückzug, für die Evakuierten und Flüchtlinge. Die Straßen waren angefüllt mit durchziehenden Truppen und Trossen, alle Höfe und Plätze in der Stadt, jeder freie Ort, die Flussufer und die Gärten waren von den Flüchtlingen in Beschlag genommen, vor allem von Bauern und Bäuerinnen, die man schon von Weitem an ihren grellbunten Kleidern erkannte. Überall standen Lager, waren Holzfeuer entzündet, auf denen Essen köchelte, und war Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Pferde und andere Tiere weideten. Die Tausenden Menschen erinnerten an Nomaden, die mit ihren Herden von einem Ort zum nächsten zogen.

Trotz des mächtigen Zustroms an Truppen und Flüchtlingen fühlten sich die Bewohner ruhig und sicher. Alle Geschäfte hatten geöffnet und es herrschte reger Betrieb. Die Kriegsangst war noch nicht hierher vorgedrungen, die Bevölkerung spürte die Gefahr nicht, die sich dem Schtetl näherte. Niemand dachte daran wegzufahren, zu flüchten, niemandem kam es in den Sinn, dass man evakuiert werden könnte. Wie denn auch? Noch vorgestern war hier doch alles ruhig und still – wie könnte es sein, dass man völlig unerwartet evakuiert werden würde?

In der Stadt gab es ein Jüdisches Hilfskomitee. Der Vorsitzende, der örtliche Rabbiner, informierte mich, dass das Komitee schon seit einigen Monaten existierte und aus Mitteln, die die Stadt zur Verfügung stellte, unterhalten würde. Im Komitee arbeitete fast die ganze jüdische Jugend der Stadt mit. Zuerst hatte es gar nicht genug Arbeit für alle gegeben. Nun, da viele junge Leute weggefahren waren und die Arbeit zugenommen hatte, fehlte es an Händen. In den letzten Tagen war der Zustrom an Flüchtlingen sehr stark angewachsen, jeden Tag kamen tausend und mehr an. Dennoch reichten die Mittel des Komitees noch aus,

man verteilte Brot und warme Mahlzeiten. Vom Semstwo-Verband erhielt es dafür nur hundertzwanzig Rubel pro Tag. Allerdings herrschte Brotknappheit, man konnte nirgends welches kaufen. Ein weiteres Problem: Man konnte die Flüchtlinge nirgendwo unterbringen. In jedem Privathaus waren schon ein, zwei Familien untergebracht, auch die Große Synagoge und einige Bethäuser waren voll (in den anderen waren Soldaten einquartiert). Und nun erwartete man Tausende, wenn nicht gar Zehntausende Flüchtlinge, vor allem aus Brest-Litowsk. Wohin mit ihnen? Und um sie weiterzuschicken, fehlten die Gelder. Wenn es einen Zug gab, dann nahmen ihn die Christen in Beschlag.

Ich ging mit dem Rabbiner zur Synagoge. Das war ein großer, alter Steinbau mit einem großen Hof, wo sich viele Bethäuser befanden – alle Orte überfüllt mit Flüchtlingen. Auf jeweils zwei Quadratklaftern kam eine ganze Familie mitsamt Hausrat unter. Gesunde und Kranke durcheinander. All das kündete von bitterster Armut, Verlassenheit und Not. Im ersten Moment war ich betäubt von dem Stimmengewirr, das mich von allen Seiten umgab: das Weinen der Kinder, das Geschrei, das Fluchen, das tiefe, laute Seufzen; darunter mischte sich der leise Klagegesang von Psalmen.

Man erzählte mir, dass vor einigen Tagen eine geflüchtete Jüdin Zwillinge geboren habe, zwei Jungen, und dann an Cholera gestorben war. Ihr Mann hatte darüber den Verstand verloren, war weggelaufen und verschwunden. Die Betreuung der Zwillinge verblieb in der Verantwortung des Komitees.

Unsere Abteilung machte am Bahnhof halt und begann sofort, Verwundete zum Weitertransport nach Pinsk aufzunehmen. Insgesamt waren es hundertdreizehn Verwundete, die man von den Lazaretten übernehmen konnte. Da somit vier Waggons leer blieben, bat ich Tulupow um die Erlaubnis, darin jüdische Flüchtlinge nach Pinsk zu transportieren. Tulupow war schon mit dem Rabbiner in der Synagoge gewesen und hatte gesehen, wie überfüllt sie war, und willigte sofort ein. Ich informierte das Komitee, dass ich hundert Personen mitnehmen könne, diese müssten aber in drei, vier Stunden mit ihren Sachen beim Zug sein. Das wurde mir zugesagt. Ein paar Stunden später kam ein Mitglied des Komitees zu mir und benachrichtigte mich, dass die Polizei die Fuhrwerke mit den Flüchtlingen nicht zum Bahnhof durchlasse. Sie mussten daher einen Umweg machen und durch Gärten, über gepflügte Felder und Gräben zu der Stelle fahren, wo der Zug stand, sie kamen aber von der anderen Seite, wo der Bahndamm hoch aufgeschüttet war. Über all dem wurde es Nacht, die Fuhrwerke schlingerten durch die Dunkelheit, Bündel und Kisten fielen runter, die christlichen Fuhrleute schimpften und fluchten und wollten die Sachen einfach mitten aufs Feld werfen. Die Frauen und Kinder weinten und schrien. Just in diesem Moment teilte man mir mit, dass die Verwundeten bereits in ihren Waggons seien und der Zug abfahren müsse. Als die Fuhrwerke endlich den Steilhang

erreichten und man zum Zug hinaufkletterte, ergab sich ein neues Problem. Die christlichen Flüchtlinge, die auf dem Feld lagerten und nichts von dem Zug wussten, sahen, wie andere Flüchtlinge in ihn einstiegen, und stürmten los, um ebenfalls in den Waggons unterzukommen. Da half kein Zureden und kein Verbot. Es stand kurz davor, dass die jüdischen Flüchtlinge auf dem Feld zurückbleiben müssten. Unter großer Anstrengung gelang es mir, mit den Christen zu vereinbaren, dass sie einen Waggon belegen könnten und die anderen drei für die Juden blieben. Die Christen brachten in aller Stille und Ruhe rasch ihre Sachen, packten sie in den Waggon und stiegen ein, vierundsechzig Menschen in einen Waggon. Anders war es bei den Juden. Die Familien brachten ungeheure Mengen an Gepäck. Und was für Gepäcksstücke! Manche waren anderthalb Klafter lang. Ein Friseur hatte vier hohe Spiegel eingepackt, ein Schneider zwei Nähmaschinen, noch jemand eine Kommode, ein Bett. Man begann, das alles hinauf zu schleppen, an einem Gepäckstück fassten zehn Menschen an. Man schrie, strengte die letzten Kräfte an, aber selbst alle zusammen hatten nicht genug Kraft, das Stück hochzuwuchten, keiner wusste, wie man es anstellen sollte. Man lief aufgeregt durcheinander, redete und schrie, stieß eine ganze Litanei an Bittgebeten aus und erwies sich als völlig unfähig, mit der Lage fertig zu werden … Und daneben standen die Gojim, beobachteten die schlimmen Szenen und lachten.

Schließlich bezahlte ich einige Soldaten dafür, dass sie die Gepäckstücke verstauten. Die drei Waggons waren so vollgepackt, dass in ihnen nur hundert Personen mitfahren konnten, gekommen waren aber viel mehr. Ich konnte sie nicht mit ihren Kindern und ihren Sachen auf dem freien Feld zurücklassen. Ich ging zum Stationsvorsteher und konnte mit großer Mühe noch zwei Waggons aushandeln. Alle, die aus der Stadt gekommen waren, fanden nun Platz, und um ein Uhr in der Nacht konnten wir endlich abfahren.

Tulupow und Iwanow waren die ganze Zeit, als die Flüchtlinge in den Waggons untergebracht wurden, dabei. Sie waren von solchem Mitleid erfasst, dass sie mir versprachen, den gesamten Zug mit mehr als zwanzig Waggons nach seiner Rückkehr für den Transport jüdischer Flüchtlinge zur Verfügung zu stellen.

»Jetzt werden gerade die Kämpfe um Brest-Litowsk stattfinden und die Verwundeten werden dortbleiben, auf jeden Fall werden wir von ihnen abgeschnitten sein. Damit werden wir für eine gewisse Zeit keinen transportieren brauchen, in der Zeit können Sie den Zug für Ihre Flüchtlinge nutzen.«

Am Morgen des 5. August kamen wir um acht Uhr früh in Pinsk an. Ich ging in die Stadt zum Vorsitzenden des Jüdischen Hilfskomitees, Herrn Kheyfets,

der Direktor der Filiale der Asowschen Bank[119] war. Nach den ersten Worten begriff ich, dass man hier noch überhaupt nicht auf den Krieg eingestimmt war. In der Stadt war alles ruhig und still, keinerlei Truppenbewegung, keinerlei Militär. Die Interessenvertreter vor Ort waren in die Sommerfrische gefahren; am Abend zuvor hatte es eine fröhliche Laienaufführung gegeben, eine patriotische Benefizveranstaltung, auf der Kheyfets bis spät in der Nacht war. Kurzum, das übliche Leben in der Provinz. Zwar gab es in der Stadt ein Jüdisches Hilfskomitee, aber das war weitgehend untätig. Flüchtlinge ließ man nicht in die Stadt. Die Einrichtung einer Verpflegungsstation für Durchreisende am Bahnhof hatte die Verwaltung bisher nicht gestattet. Jetzt erlaubte sie es, aber es war noch nichts in die Wege geleitet worden.

Herr Kheyfets berief das Komitee ein. Ich schlug vor, die Flüchtlinge vor Ort zu lassen. Das Komitee war einverstanden, sie hier aufzunehmen, war sich aber nicht sicher, ob es sie in die Stadt bringen könnte. Als ich zum Bahnhof zurückkam, erfuhr ich, dass man uns die Verwundeten nicht abnehmen wollte. Man schickte uns mit ihnen nach Homel[120] weiter. Ich besprach das mit den Flüchtlingen und sie stimmten zu, nach Homel zu fahren.

Ich hatte schon früher erwähnt, dass ich zehn Kisten in Brest für die Thorarollen der Synagoge bestellt hatte. Anstelle der zehn hatte der Tischler nur zwei angefertigt, in die ich sechzehn Rollen packte. Die eine hatte ich nach Kobryn geschickt. Die zweite hatte ich mitgenommen und übergab sie den Gabbaim der Synagoge in Pinsk.

In den wenigen Stunden, die wir uns in Pinsk aufhielten, stiegen ohne mein Wissen noch einige Dutzend christliche Flüchtlinge zu. Auf einer anderen Station wurden, ebenfalls ohne unser Wissen, drei Waggons mit evakuierten deutschen Kolonisten an unseren Zug angekoppelt. Ich hatte von Kobryn Brot und Zucker mitgebracht und verteilte diese gleichermaßen unter Juden und Christen. Für Kinder hatte ich Weißbrot und an den Stationen kaufte ich Milch.

Unter den jüdischen Flüchtlingen befanden sich außer den Evakuierten aus Brest-Litowsk noch einige Dutzend Familien aus dem polnischen Włodawa[121]. Die Litwaken aus Brest-Litowsk stritten während der ganzen Fahrt mit den Polen, vor allem die Frauen beschimpften einander. Als ich sie darauf ansprach und nachdrücklich betonte, litauische und polnische Juden seien gleichermaßen

119 St. Petersburg-Asowsche Commerzbank (Russisch »S.-Peterburgsko-Asowski Kommertscheski Bank«), gegründet 1886 von Jakow Solomonowitsch Poljakow.

120 Homel (Belarussisch), Gomel (Russisch), im Süden von Belarus am Fluss Sosch gelegen.

121 Włodawa (Polnisch), Uladawa bzw. Walodawa (Belarussisch), Wolodawa (Ukrainisch), Wlodawa (Russisch), in der Nähe von Lublin gelegen.

Juden und niemand sei dem anderen überlegen, beeilten sich beide Seiten, mir zuzustimmen – und eine Stunde später stritt man sich schon wieder.

In einem der Waggons waren zwei kranke Frauen. Ein schrecklich abgemagertes junges Mädchen, das kein Essen zu sich nehmen konnte und die ganze Zeit nur dalag und ächzte, und eine Frau, die krampfartig zuckte und hysterisch schrie. Bei jedem Halt baten mich die anderen Frauen im Waggon, die Kranke mit den Zuckungen aus ihrem Waggon zu schaffen, da sich die Kinder vor ihr fürchteten. Aber wohin hätte ich sie bringen können?

Beim ersten Halt nach unserer Abfahrt von Pinsk informierte man mich, dass ein älterer Flüchtling aus Włodawa namens Lando plötzlich gestürzt sei und das Bewusstsein verloren habe. Ich ging zu ihm. Der Kranke sah aus wie ein alter Mann von siebzig, war aber erst achtundvierzig Jahre alt. Es war ein Ladenbesitzer, der sein ganzes Vermögen bei sich gehabt hatte, hundert Rubel. Diese hatte man ihm in der Synagoge in Kobryn gestohlen, was ihn zutiefst erschüttert hatte. Heute, während er gerade Brot mit Konfitüre aß, stürzte er plötzlich bewusstlos zu Boden. Als ich ihn fand, lag er bewusstlos mit geschlossenen Augen da. Er bewegte schwach die Lippen und spuckte die Fruchtkerne von der Konfitüre aus, die er noch im Mund hatte. Die Ärztin in unserem Zug, Frau Schapiro, die gerade erst ihr Studium beendet hatte und sich weniger für medizinische Fragen als vielmehr dafür interessierte, wie sie sich am schnellsten taufen lassen könnte, um den verwundeten Piloten, den wir auch im Zug mitgenommen hatten, zu heiraten, fühlte den Puls des Kranken und befand, dass er schlafe und man ihn in Ruhe lassen solle. In derselben Nacht starb er, ohne das Bewusstsein wiederzuerlangen.

Am Morgen fand ich den Toten mitten im Waggon auf dem Boden liegen. Seine Frau mit den vier Kindern stand bei ihm und weinte leise. Auch die anderen, die mit im Waggon waren, weinten. Ich dachte daran, wie man mich am Tag zuvor unaufhörlich gedrängt hatte, die kranke Frau, die ihre Mitreisenden störte, zu verlegen, und beschloss nun, alle Passagiere aus dem Waggon des Toten auf andere Waggons aufzuteilen. Zu meiner Verwunderung wollte niemand darauf eingehen. »Wir sind mit ihm gefahren, als er noch lebte, wir werden ihn auch als Toten nicht verlassen«, antwortete man mir.

In Homel weigerte man sich ebenfalls, unsere Verwundeten aufzunehmen, und forderte uns auf, weiter nach Rogatschow[122] zu fahren, wo sich viele Lazarette befänden. Die Flüchtlinge beschloss ich aber hier zu lassen.

Wie sich zeigte, war das Jüdische Hilfskomitee in Homel sehr aktiv. Es hatte Hilfe für die dreitausend Flüchtlinge auf die Beine gestellt, die sich in der Stadt

122 Rogatschow (Russisch, zeitgenössisch), heute: Rahatschou (Belarussisch), östlich von Babrujsk (Bobrujsk) gelegen.

aufhielten, und versorgte die Zehntausenden Flüchtlinge, die durch Homel zogen, mit Essen. Wie auch andernorts hatte man zunächst keine Essensausgabe für die durchreisenden Juden gestattet. Nun war sie zugelassen und auf dem Bahnhof waren ständig Mitglieder des Komitees anwesend, um die Züge mit den Flüchtlingen zu empfangen.

Die Vertreter des Komitees sorgten rasch dafür, dass die christlichen und jüdischen Flüchtlinge ausstiegen und die Waggons entladen wurden. Gleichzeitig verständigte man die Chewra Kadischa[123], dass sie kommen solle, um den Toten abzuholen.

Wir waren mit dem Entladen noch nicht fertig, als uns seitens des Kommandanten mitgeteilt wurde, dass es die Anweisung gäbe, keine Flüchtlinge in die Stadt zu lassen. Alle müssten weiterfahren – die Christen ins Gouvernement Tschernigow, die Juden ins Gouvernement Pensa[124]. Die geflüchteten Christen, Ukrainer und deutsche Kolonisten, nahmen es gelassen auf – nun, dann eben Tschernigow. Ich überließ sie der Verantwortung des Kommandanten. Die Juden aber waren vor Verzweiflung außer sich. Sie hatten damit gerechnet, in Homel oder Umgebung bleiben zu können, näher an ihrem Zuhause, für den Fall einer baldigen Rückkehr. Außerdem erschreckte sie die Aussicht, in eine völlig unbekannte Gegend zu fahren, in der es keine Juden gab und wo sie möglicherweise keine passende Arbeit finden würden. Ich ging zum Kommandanten, um zu erreichen, dass die Juden hierbleiben konnten, aber es half nichts. Währenddessen war ein Mitglied des Komitees gekommen und teilte mit, dass am Abend ein Zug mit jüdischen Flüchtlingen ins Gouvernement Taurien[125] abfahren werde und dass dieser Zug auch diejenigen mitnehmen könnte, die mit mir gekommen waren. Die Flüchtlinge drängten sich um mich und baten, ich solle ihnen einen Rat geben. Ins Gouvernement Taurien müsste man bereits in wenigen Stunden abreisen, ginge man nach Pensa, so könnte man einige Tage auf dem Bahnhof bleiben und sich etwas ausruhen. Ich riet ihnen zum Gouvernement Taurien. Dort konnte man leichter Arbeit finden und Juden lebten in der Gegend. Das letzte Argument war ausschlaggebend: Hauptsache unter Juden sein! Alle stimmten zu. »Wir gehorchen Ihnen wie dem eigenen Vater. Wir fahren ins Gouvernement Taurien!«, sagten sie unter Tränen zu mir.

Insgesamt waren es hundertachtundzwanzig Flüchtlinge (darunter dreiundfünfzig Kinder). Die zwei kranken Frauen wurden schnell ins jüdische Krankenhaus gebracht. In Homel verblieben außerdem ihre Familien sowie die Witwe

123 Chewra Kadischa (Aramäisch »heilige Gesellschaft«), jüdische Beerdigungsgesellschaft.

124 Pensa, 1663 gegründet, etwa 550 Kilometer südöstlich von Moskau gelegen.

125 Gouvernement Taurien, im Süden des Russländischen Reiches gelegen, umfasste die Halbinsel Krim sowie die Steppengebiete bis zum Dnjepr.

und die Waisen des verstorbenen Lando, alles in allem einundzwanzig Personen. Die übrigen hundertsieben fuhren nach Taurien.

Unser Verwundetentransport fuhr weiter. Als sich der Zug in Bewegung setzte, waren aus einem Waggon herzzerreißende Schreie zu vernehmen. Ich sprang ab und entdeckte, dass der tote Lando im Waggon zurückgeblieben war. Er lag auf dem Boden mit einer Kerze bei seinem Kopf. Neben ihm standen seine Frau und die Kinder und klagten bitterlich. Ich hielt den Zug an. Die Chewra Kadischa holte rasch den Leichnam und brachte ihn fort. Die weinenden und schreienden Juden, die erschrockenen Mitglieder der Begräbnisbruderschaft, die mit dem Leichnam forteilten – alles das sah für die Soldaten und die Christen, die auf dem Bahnsteig standen, eigenartig und komisch aus. Einige waren davor, in Lachen auszubrechen. Aber man beherrschte sich: Das Mysterium des Todes war stärker als alles andere.

Spät in der Nacht kamen wir nach Rogatschow und luden dort die Verwundeten aus. Zurückgeschickt wurde unser Zug auf einem Umweg über Minsk, Baranowitschi[126], Schabinka[127].

In Minsk fand ich dieselbe gelassene Stimmung vor wie in Pinsk. Einige Stunden ging ich von einem Komiteemitglied zum nächsten, traf aber niemanden zu Hause an, alle waren sie in die Sommerfrische gefahren. Der Unterschied zu Pinsk war nur der, dass Tausende Flüchtlinge in der Stadt waren.

Als ich auf den Bahnhof zu unserem Zug zurückkehrte, berichtete mir der Bevollmächtigte Iwanow, er war gerade erst vom Stab zurück, dass das Hauptquartier dabei sei, von Riwne nach Mogilew[128] umzuziehen, dass man die Ankunft des Zaren erwarte und dass der Stab der Dreizehnten Armee von Kobryn nach Wilna[129] verlegt werde. Bevor all diese Neuformierungen nicht abgeschlossen seien, werde sämtlicher Zugverkehr auf dieser Strecke eingestellt und derweil bleibe unser Zug einige Tage, vielleicht sogar eine Woche, hier.

Iwanow kochte vor Wut, als er das erzählte.

---

126 Baranowitschi (Russisch, zeitgenössisch), Baranowicze (Polnisch), heute: Baranawitschy (Belarussisch), Verkehrsknotenpunkt, beherbergte 1914 das Hauptquartier des russischen Generalstabs, 1916 Schauplatz einer der größten Schlachten des Ersten Weltkriegs.

127 Schabinka (Russisch, Belarussisch), Żabinka (Polnisch), zwischen Brest und Kobryn gelegen.

128 Mogilew (Russisch in zeitgenössischer deutscher Transkription), heute: Mahiljou (Belarussisch), Mogiljow (Russisch).

129 Wilna (zeitgenössisch Russisch, heute: Russisch Wilnjus), Wilno (Polnisch), Wilna (Deutsch), heute: Vilnius (Litauisch). Bedeutendes Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit, sowohl der rabbinischen (Gaon) als auch der Aufklärung (Rabbinerseminar), Zentrum des jüdischen Buchdrucks, beherbergte seit Ende des 19. Jahrhunderts eine der größten jüdischen Bibliotheken in Europa – die Straschun-Bibliothek; wird auch als »Yerushalayim de Lite« bezeichnet.

»Wie gefallen Ihnen die Leute vom Stab! Sie haben nicht einmal meine Papiere angesehen, nicht einmal gefragt, wer ich bin, und mir sofort alle diese streng geheimen Dinge erzählt! Es ist zum Verrücktwerden!«

Und im selben Atemzug berichtete Iwanow dem gesamten Personal der Abteilung ganz offen von diesen streng geheimen Angelegenheiten.

Am Abend saß ich mit einem Soldaten, einem Sanitäter von unserer Abteilung, zusammen. Er erzählte sehr spannend über seine Eindrücke aus dem Japanischen Krieg[130], an dem er teilgenommen hatte. Er drückte sich sehr gepflegt aus.

»Ich musste Wache stehen. Es gab starken Frost. Ich stand da und ›verwuchs‹ langsam mit der Erde. Eine Weile noch und es wäre aus mit mir! Gott sei Dank kam man und ›erlöste mich‹.«

Auch wir »verwuchsen« allmählich mit Minsk. Aber am dritten Tag wurde unser Zug endlich »erlöst«.

In Minsk konnte ich kein Brot für die Flüchtlinge aus Kobryn bekommen. Der Kommandant gab mir den Rat, nach Baranowitschi an die Bäckerei der Kommandantur zu telegrafieren, damit man dort für mich Brot bereitstelle. Ich telegrafierte also und bat um die Bereitstellung von zweihundert Pud Roggenbrot und von fünfundzwanzig Pud Weizenbrot.

In Minsk berichtete man mir, dass man in Brest-Litowsk anstelle der zugesicherten dreißig Züge für die zu Evakuierenden erst am letzten Tag drei Züge zur Verfügung gestellt hatte.

In Baranowitschi wurden mir auf Weisung der Kommandantur anstelle der bestellten zweihundertfünfundzwanzig Pud Brot nur hundert Pud Roggenbrot und fünfzehn Pud Weizenbrot gegeben und diese waren noch dazu schlecht ausgebacken.

Unser Zug fuhr sehr langsam. Er musste Dutzende Züge mit christlichen Flüchtlingen aus allen Richtungen vorbeilassen. In einem Zug fuhren, wie ich feststellte, fast ausschließlich Beamte. Das waren Postbeamte aus Białystok[131]. Alle Postanstalten wurden von dort evakuiert.

»Was gibt es Neues aus Białystok?«, fragte ich sie.
»Fast alle sind von dort weggefahren außer dem Judenpack. Das ist in der Stadt noch mehr geworden.«

130 Gemeint ist der Russisch-Japanische Krieg von 1904 bis 1905, den Russland verlor.
131 Białystok (Polnisch), Belastok (Belarussisch), Belostok (Russisch), heute im Nordosten Polens gelegen, gegen Ende des 19. Jahrhunderts mehrheitlich von Juden bewohnt.

»Vermutlich sind das Flüchtlinge aus den umliegenden Orten?«
»Wer weiß? Aber sie verkaufen nichts. Man kann kein Mehl, keinen Zucker kriegen. Sie verstecken alles.«
»Vielleicht haben sie ja nichts? Haben alles verkauft?«
»Ein Kosake hat Nachforschungen angestellt und in zwei jüdischen Geschäften zweihundert Pud Zucker gefunden.«

Kapitel 17

Um zehn Uhr am Vormittag, als sich unser Zug der Station Schabinka näherte, hörten wir plötzlich eine heftige Explosion, die unseren Waggon ins Schwanken brachte, und unmittelbar danach gleich noch eine weitere, eine stärkere. Unser Waggon neigte sich stark zur Seite, sprang mit einem Satz nach vorn und kam dann mit einem Ruck zum Stehen. Das kleine Fenster war ausgeschlagen und in der Wand klaffte ein Loch. Wir waren noch gar nicht zu uns gekommen, als der Ruf ertönte: »Feuer!« Uns gegenüber, auf dem anderen Gleis, sahen wir einen Tankwagen mit Benzin, der vollständig von einer roten Flamme umhüllt war. Unser Zug machte wieder einen Ruck vorwärts. Er fuhr noch etliche Dutzend Klafter und blieb dann vor dem Bahnhof stehen.

Wir sprangen in aller Eile aus dem Waggon. Schon gab es jemanden, der »mit eigenen Augen« gesehen haben wollte, wie ein Soldat etwas bei sich getragen und in den Tank getan hatte, was zur Explosion führte. In Wirklichkeit aber waren die Explosion und der Brand durch Granaten verursacht worden, abgeworfen von deutschen Flugzeugen, welche die Bahnstrecke überflogen.

Zwei Tankwagen brannten und auch die übrigen sieben Tanks des Zugs waren gefährdet. Außerdem konnte das Feuer jederzeit auf vier weitere Waggons übergreifen, die mit Munition und Sprengstoff beladen in der Nähe standen. Bahnbeamte liefen aufgeregt herum, auf der Suche nach einer Lokomotive, welche die Tankwagen und die Waggons mit Sprengstoff aus dem Gefahrenbereich ziehen konnte. Bevor diese gefunden war, waren etwa fünfzig Menschen zu den brennenden Tanks gelaufen, koppelten unter großer Anstrengung fünf der Wagen ab und stemmten sie mit den Schultern weg. Eine unterdes eingetroffene Lokomotive zog die Waggons mit dem Sprengstoff fort.

Die erste der zwei abgeworfenen Granaten hatte einen Passagierwaggon getroffen, in dem sich Bahnbeamte befanden. Man zog mehrere Tote und Verwundete aus dem zertrümmerten und brennenden Waggon. An mir vorbei wurde ein älterer Mann getragen mit abgefetzten Händen und einer schrecklichen Wunde am Rücken, aus der das Blut in Strömen floss. Der Verwundete rief verzweifelt:

»Habt Erbarmen, rettet meine Jacke aus dem Waggon. Da sind hundertfünfundsiebzig Rubel drin, die ich gerade als Gehalt bekommen habe.«

Das Feuer hatte bereits alle vier Tankwagen[132] erfasst und loderte mit großer Heftigkeit. Der Anblick war überwältigend. Direkt aus den Tanks stiegen riesige glutrote Feuerbälle empor, die sich schnell ausdehnten und herumwirbelten, und aus ihnen wirbelten weitere Feuerbälle derselben Ausdehnung auf, mit schwarzen Flecken und Punkten. Und über ihnen waren weitere, diese schon überwiegend schwarz, in denen das Feuer wie rote Flecken vor schwarzem Hintergrund erschien. So stiegen, einer aus dem anderen, Dutzende solcher immensen Feuerbälle empor, bis sie ganz schwarz und fettig wurden und sich in eine Rauchsäule verwandelten, die immer höher und höher aufstieg, sich neigte, sich ausdehnte und sich wie ein schwarzes Tuch über einige Werst ausbreitete.

Plötzlich donnerte eine neuerliche Explosion, stärker als die vorherige. Niemand wusste, woher sie kam. Als sich die Panik gelegt hatte, stellte man fest, dass die Gase in dem ersten Tank, in dem das Benzin bereits ausgebrannt war, den Wagen vom Bahnsteig gerissen und fünfzig Klafter weit weg geschleudert hatte. Rasch fand man heraus, dass dabei zwei Menschen ums Leben gekommen waren. Ich ging zu der Stelle, wo der weggeschleuderte Tankwagen hingestürzt war. Neben ihm lagen zwei Leichen. Eine davon war die eines älteren Mannes, der fast nackt – die Kleider waren in der Explosion verbrannt – mit dem Gesicht in einer Blutlache lag, an der Seite hatte er eine große Wunde, aus der verbrannte Eingeweide quollen. Ein Fuß und eine Hand waren wie mit einem Messer abgetrennt und fortgeschleudert worden und lagen neben ihm. Etwas weiter weg lag ein Junge mit halb abgerissenem Kopf. Ich bemerkte, dass das Haar des älteren Mannes grau war und fein gekräuselt, wie bei einem Afrikaner. Bei näherer Betrachtung begriff ich, dass seine Haare in dem Bruchteil einer Sekunde verbrannt waren und die Asche sich in kleine Krausen gelegt hatte.

Gegen drei Uhr am Nachmittag setzten wir unsere Fahrt Richtung Kobryn fort, hatten aber erst fünf Werst zurückgelegt, als wir schon wieder hielten. Wir brachten in Erfahrung, dass sich vor uns bereits Dutzende Züge auf der Strecke befanden, die sich nur ganz langsam in Richtung Kobryn vorwärtsbewegen konnten. Alle drei, vier Stunden näherten wir uns um eine Werst. In vierundzwanzig Stunden legten wir auf diese Weise zwanzig Werst zurück. Bis Kobryn blieben noch sechs Werst. Ich machte mich zu Fuß auf den Weg. Die ganze Strecke nach Kobryn machte auf mich den Eindruck eines Nomadenlagers. Tausende Soldaten, Bauern und Bäuerinnen saßen auf beiden Seiten der Straße und bereiteten sich Essen zu. Auf einer Länge von einer halben Werst

132 Vorher war die Rede von insgesamt neun Tankwagen und vier Waggons mit Sprengstoff.

lagen zertrümmerte, ausgebrannte Waggons am Bahndamm und zuhauf offizielle Dokumente und Telegramme. Vor zwei Tagen war hier ein Postzug mit einem Sanitätszug zusammengestoßen. Dabei waren fünfunddreißig Menschen getötet worden und es hatte zahlreiche Verwundete gegeben.

Auf dem Bahnhof in Kobryn traf ich Tulupow. Er erzählte mir, dass der Rabbiner bei ihm gewesen war, sie zusammen zum Komitee des Städtebundes gegangen waren und erreicht hatten, dass das Komitee Hilfe für die jüdischen Flüchtlinge organisiert. Er war mit dem Rabbiner auch in der Synagoge gewesen und was er dort sah, hatte ihn erschüttert. Tausende Flüchtlinge waren in der Synagoge und auf dem Hof eingepfercht. Darunter viele Cholerakranke. Kranke und Tote lagen mitten unter den Gesunden. Eine wahre Hölle.

Von Tulupow erfuhr ich auch, dass vorerst keine Verwundeten mehr von der Front ankamen, und ich bat ihn, mir den Zug, sobald er zurück war, erneut für den Transport einer Partie von Flüchtlingen zur Verfügung zu stellen.

»Sie wissen doch«, antwortete er mir, »dass ich mit Ihren Vorschlägen immer einverstanden bin. Ich denke, es spricht nichts dagegen, Ihnen den Zug zur Verfügung zu stellen. Nur, es versteht sich doch, dass Sie wie letztes Mal nicht nur Juden, sondern auch Christen mitnehmen werden?«

»Selbstverständlich«, sagte ich. »Aber Sie müssen bedenken, dass ich die Reisekosten mit den Geldern des Jüdischen Hilfskomitees bestreite, die ich nur für jüdische Flüchtlinge ausgeben kann. Wenn ich im Zug auch christliche Flüchtlinge mitnehme, dann müssen Sie sich darum bemühen, dass irgendeine Organisation die Mittel für ihre Ausgaben aufbringt.«

»Ach! Deshalb unterscheiden Sie also zwischen Juden und Christen!«, rief Tulupow betrübt aus.

»Nicht ich unterscheide, andere machen den Unterschied. Jeden Tag fahren Dutzende Züge mit Flüchtlingen durch, unter denen kein einziger Jude ist. Man lässt keine Juden in die Züge. Hier gestattet der Stationsvorsteher nicht einmal, dass sich Juden dem Bahnhof nähern.«

»Das stimmt schon! Aber das ist doch, was *die anderen* machen, und wir sind der Meinung, dass es nicht gut ist, was sie machen, nicht menschlich. Warum wollen Sie es ihnen gleichtun? Juden, Christen, das alles sind dieselben unglücklichen Menschen auf der Flucht.«

»Hier geht es nicht um die Flüchtlinge, die ich auch alle für gleichermaßen bedauernswert halte«, erwiderte ich. »Vielmehr geht es darum, welche Hilfskomitees wem helfen sollen. Ich habe noch nie erlebt, dass ein spezifisch russisches Hilfskomitee (und diese gibt es) Juden hätte Hilfe zukommen lassen. Und sogar wenn ich Ihnen zustimmen würde, könnte ich ohne die Genehmigung des Jüdischen Hilfskomitees kein Geld für christliche Flüchtlinge ausgeben.«

Der Rabbiner hätte Tulupow auf dem Bahnhof treffen sollen, er kam aber nicht und ich ging in die Stadt, um ihn aufsuchen. Der Verkehr auf den Straßen war ungeheuer stark. Es bot sich das übliche Bild eines hastigen Rückzugs des Militärs.

Zusammen mit dem Rabbiner ging ich zur Synagoge. Was ich dort sah, war ein wahrhafter Alptraum. In der Synagoge befanden sich zahlreiche Thoraschreine mit Rollen, die man aus den Gebetshäusern und Gebetsstuben der Stadt hergebracht hatte, außerdem zahllose Kisten, Bündel und Päckchen, und zwischen ihnen standen oder lagen auf dem Boden Hunderte Menschen, Alte und Kinder, einfach zusammengepfercht. Ein heftiges Gedränge, Geschrei, das Weinen von Kindern, ein stechender Gestank und fürchterlicher Schmutz. Im ersten Moment war ich wie benebelt und mir wurde übel von dem Geruch.

An der Ostseite lag in einer Ecke ein etwas zehnjähriges Mädchen. Ihr kleines Gesicht war blau angelaufen. Neben ihr stand eine ältere Frau und weinte.

»Was ist mit ihr?«, fragte ich.
»Das Bäuchlein …«, antwortete die Mutter weinend. »Vielleicht kann man einen Arzt herbringen? …«
»Cholera«, flüsterte mir der Rabbiner zu und deutete auf eine ganze Reihe Kranker, die neben dem Mädchen lagen.

Einigen hatte man die Decke über den Kopf gezogen. Das waren die Verstorbenen. Nicht weit weg lag ein Kind mit fieberrotem Gesichtchen: Masern.

»Kann man denn die Kranken nirgendwo hinschaffen?«, fragte ich den Rabbiner.
»Nein, nirgendhin. Das Krankenhaus ist vom Militär belegt und nirgends nimmt man Zivilpersonen als Patienten auf, schon gar keine Cholerakranken.«
»Vielleicht könnte man sie in eines der Gebetshäuser schaffen?«
»Die Gebetshäuser und Gebetsstuben hat zunächst das Militär in Beschlag genommen. Nun hat es sie geräumt, aber dafür haben sich dort die Familien der jüdischen Schuster und Lederarbeiter einquartiert, die in den Werkstätten der Kommandantur arbeiten.«

Nachdem sich herumgesprochen hatte, dass ich vom Hilfskomitee war, umringten mich Dutzende von Flüchtlingen, jeder mit einem anderen Anliegen.

»Man müsste einen Teil der Flüchtlinge in der Stadt unterbringen, in welchen Häusern auch immer. Kann man denn gar keine Wohnungen finden?«, fragte ich den Rabbiner.
»Man könnte sicher welche finden«, antwortete mir einer der Flüchtlinge. »Aber man kann doch nicht auf die Straße gehen.«
»Warum denn?«

»Die Juden werden geschlagen, umgebracht! Jetzt findet gerade eine Aushebung statt, von denen, die 1917 einrücken müssen. Die neuen Rekruten gehen betrunken durch die Straßen und schlagen die Juden, die sie gerade antreffen, sogar die jüdischen Rekruten werden geprügelt. Man hat sich beim Militärkommandanten beschwert. Er hat befohlen, dass keiner geschlagen werden soll, aber es hat nichts geholfen.«

Auf dem großen Synagogenhof bot sich dasselbe Bild wie in der Synagoge. Einige Tausend Personen hielten sich hier auf. An einigen Stellen hatte man Holzfeuer errichtet, um Essen zu kochen. Ein richtiges Lager.

Alle wussten, dass ich Brot hatte mitbringen sollen, und von allen Seiten bedrängte man mich: Wo ist das Brot? In der Stadt war um kein Geld der Welt Brot oder Mehl zu bekommen. Mit großer Mühe hatte man gestern dreißig Pud Brot beschaffen können. Aber was war das schon für dreitausend Menschen? Das war weniger als ein halbes Pfund pro Person.

Einige Juden, ehemalige Soldaten, kamen auf mich zu.

»Wir drängen schon seit zwei Tagen darauf, dass man zumindest hier im Hof eine Art Baracke für die Kranken baut, damit sie nicht bei den Gesunden liegen müssen. Bretter gibt es, Handwerker werden sich auch unter uns finden, in zwei Tagen könnte man sie fertig haben.«
»Nun gut, wo liegt das Problem?«
»Dafür braucht man doch etwas Geld, für Arbeitsmaterial. Zumindest ein paar Hundert Rubel.«

Ich gab ihnen den Auftrag, gleich mit der Arbeit zu beginnen und versprach, so viel Geld zu geben, wie man benötigen werde. Auf der Stelle, vor meinen Augen, stellte man eine Gruppe Handwerker zusammen und versprach, sofort mit der Arbeit zu beginnen.

Man hatte mir schon berichtet, dass sich unter den Flüchtlingen ein junger Rabbiner mit seiner hochschwangeren Frau befunden hatte. Die Frau war an Cholera erkrankt, hatte noch während ihrer Krankheit Zwillinge, zwei Jungen, geboren und war dann gestorben. Der Vater hatte den Verstand verloren und war vor einigen Tagen verschwunden. Die Kinder waren in der Obhut der Flüchtlinge geblieben. Man musste eine Amme für sie besorgen.

Die Geldmittel, die ich bei mir hatte, waren schon fast erschöpft, und es standen noch viele Ausgaben an. Bereits in Pinsk hatte ich nach Petrograd und Kiew telegrafiert, dass man mir dreitausend Rubel nach Pinsk schicken solle. Ich musste deshalb wieder nach Pinsk fahren, um das Geld zu holen, eine Amme für die Zwillinge und einen Arzt für die Flüchtlinge zu finden, und dann nach meiner Rückkehr so viele Flüchtlinge wie möglich mit dem Zug wegbringen.

Da der Zug mit dem Brot, das ich mitgebracht hatte, noch etwa vier Werst vor der Stadt stand, trug ich dem Rabbiner auf, er solle, sobald der Zug am Bahnhof einträfe, mit den jungen Leuten vom Komitee das Brot holen und in die Synagoge schaffen.

Am Bahnhof teilte man mir mit, dass sich im Schtetl Drahitschyn[133] einige Tausend Flüchtlinge in einer schrecklichen Notlage befänden. Ich beschloss, von Pinsk aus dorthin zu fahren.

Ich fuhr mit einem Zug, der Artillerie beförderte. Der einzige Passagierwaggon war überfüllt. Ein junger Fähnrich regte sich während der ganzen Fahrt über das Chaos in der Armee auf, führte offen revolutionäre Reden und drohte:

»Na, macht nichts! *Sie* werden ihren Lohn schon erhalten! Die sibirischen Soldaten sagen: ›Wir gehen nicht nach Hause zurück, bevor wir nicht bekommen haben, was wir verlangen! …‹ Die Sibirjaken werden es denen schon zeigen!«

In Pinsk fand ich eine sehr gespannte Atmosphäre vor. Viele staatliche Institutionen wurden evakuiert. Man ging mit ziemlicher Sicherheit davon aus, dass die Deutschen bald hier sein würden. Am Tag meiner Ankunft verbreitete sich das Gerücht, es habe sich herausgestellt, dass der Kommandant von Brest-Litowsk, Laiming, ein deutscher Spion gewesen sei und dass man ihn bereits gehängt habe. Auch die Festung werde in aller Eile evakuiert und kampflos zurückgelassen. Niemand wollte es glauben, aber das Gerücht erschütterte alle zutiefst.

In Pinsk hielten sich viele Flüchtlinge auf. Das Jüdische Komitee organisierte Hilfe für sie und erhielt dafür vom Städtebund einhundertzwanzig Rubel täglich.

Vor einigen Tagen hatte der örtliche Etappenkommandant die Vertreter der jüdischen Bevölkerung zu sich gerufen und vor ihnen die wüstesten Beschuldigungen wiederholt, seien es die von der jüdischen Spionage, seien es die von dem Gold, das anstelle von Toten in Särgen transportiert würde, und ähnliches. Außerdem fügte er noch hinzu, dass die Juden unter den Bauern agitieren würden, diese sollten ihr Geld aus den Banken abziehen, und warnte, dass er all diese jüdischen Schandtaten überall auf Plakaten bekannt machen werde. Die Abgesandten begriffen, dass hier unverhohlen der Wunsch nach Bestechungsgeld geäußert wurde, waren aber noch zu keiner Entscheidung gekommen, ob sich eine Bestechung lohnte und wenn, in welcher Höhe.

Das Geld für mich war noch nicht eingetroffen, aber Herr Kheyfets borgte mir einige Tausend Rubel. Ich begegnete einer Ärztin, die für den Städtebund arbeitete und die bereit war, mit nach Kobryn zu fahren. Auch eine jüdische Barmherzige Schwester willigte ein mitzukommen. Sie versprachen, am nächs-

133 Drahitschyn (Belarussisch), Drogitschin (Russisch), Drohiczyn (Polnisch), bei Brest gelegen.

ten Tag zu kommen und eine Amme für die Zwillinge mitzubringen. Ich wollte noch am selben Tag zurückfahren. Ich ging zur Bahn, wo ich einen Sanitätszug nach Kobryn vorfand, und setzte mich hinein. Ich saß einige Stunden, aber er rührte sich nicht vom Fleck. Dann kam die Ärztin und informierte mich, dass dieser Zug nicht nach Kobryn fahren würde und dass überhaupt kein Zug mehr dorthin führe. Diesbezüglich habe es eine Anordnung gegeben.

Ich stieg aus und traf einen Arzt des 25. Evakuierungslazaretts, den ich kannte. Ich fragte ihn, was es mit der Anordnung auf sich habe.

»Warum müssen Sie denn nach Kobryn?«, fragte er mich. »Ihr Zug ist doch aus Kobryn weggefahren. Vor einigen Stunden ist er mit Ihrer gesamten Abteilung hier Richtung Luninez[134] durchgefahren.«
»Was reden Sie da? Sie irren sich da auch ganz sicher nicht?«
»Na, ich werde doch den Zug der Techniker-Abteilung kennen!«

Ich ging zum Stationsvorsteher und dieser bestätigte, dass der Zug der Techniker gerade Parachonsk[135] passiert habe.

Ich sprang in den ersten Zug, der Richtung Luninez fuhr, um unseren Zug zu erwischen. Im Waggon saßen einige jüdische Flüchtlinge. Eine Familie war aus Wysoko-Litowsk[136]. Ein ansehnliches Schtetl mit fünfhundert jüdischen Einwohnern. Kosaken waren gekommen, hatten die ganze Stadt geplündert, dann alle aus ihren Häusern getrieben, diese mit Benzin überschüttet und angezündet. Die ganze Stadt war niedergebrannt.

Ein anderer Flüchtling, ein älterer Jude aus Czyżew[137] bei Białystok, erzählte:

»Als die Truppen zu uns kamen und mit ihren Pogromen anfingen, nahm meine Frau alle acht Kinder und sagte zu mir: ›Wenn du uns Geld für den Weg mitgibst, ist es gut, wenn nicht, dann flüchte ich mit den Kindern eben ohne Geld zu Fuß‹. Ich sah sie an, als wäre sie verrückt geworden. Flüchten? Was, wie denn? Aber da sie darauf bestand zu flüchten, gab ich ihr ein wenig Geld und sie fuhr weg. Jetzt ist sie mit den Kindern in Bachmut[138]. Ich blieb zurück. Es verging etwas Zeit. Dann begann die Schießerei – furchtbar. Alle versteckten sich. Ich verbarg mich in einem Keller. Ein Soldat erblickte mich durchs Kel-

134 Luninez (Russisch, Belarussisch), Łuniniec (Polnisch), östlich von Pinsk gelegen.
135 Parachonsk (Russisch, Belarussisch), Parachońsk (Polnisch), bei Pinsk gelegen.
136 Wysoko-Litowsk (Russisch, auch bekannt als »Wysokoe«), Wysokaje (Belarussisch), Wysoke (Ukrainisch), Wysokie bzw. Wysokie Litewskie (Polnisch). An-Ski verwendet irrtümlich die semantisch ähnliche russische Ortsbezeichnung »Weliko-Litowsk«.
137 Czyżew (Polnisch), Tschischew (Russisch), bei Białystok gelegen.
138 Bachmut (Russisch, Ukrainisch), 1924–2016 Artemiwsk (Ukrainisch) bzw. Artjomowsk (Russisch), trägt seit 2016 wieder seinen historischen Namen, südöstlich von Charkiw gelegen.

lerfenster, steckte sein Gewehr durch das kleine Fenster und schoss dreimal. Wie durch ein Wunder traf er nicht. Ich bin aus dem Keller heraus und rannte, wohin mich die Füße trugen. Und dann fielen Granaten und explodierten und eine Schießerei überall, zum Taubwerden. Ich traf auf einen Oberst. Er hatte Erbarmen mit mir, nahm meine Hand, begleitete mich ein Stück, zeigte mir, wohin ich gehen sollte, damit die Kugeln mich nicht träfen. An die Hundert Werst bin ich zu Fuß gegangen, bis ich die Bahnlinie erreicht habe. Ich bin von zu Hause weg nur mit dem, was ich am Leibe trage – jetzt fahre ich zu meiner Frau nach Bachmut. Wie viel besser wäre es für mich gewesen, wenn ich damals auf sie gehört hätte und zusammen mit ihr und den Kindern weggefahren wäre.«

Kapitel 18

In Parachonsk fand ich tatsächlich unseren Zug vor. Wie sich herausstellte, hatte man ihm, kaum dass er sich Kobryn näherte, nicht einmal gestattet, in den Bahnhof einzufahren, sondern ihn sofort nach Parachonsk zurückgeschickt. Ungeachtet aller Bitten und Proteste der Bevollmächtigten hatte man nicht gestattet, Flüchtlinge und Verwundete aufzunehmen. Man hatte nicht einmal erlaubt, das Brot abzuladen, das ich beschafft hatte. Auf all das gab es nur eine Antwort: Es war der Befehl erlassen worden, keinen einzigen Zug nach Kobryn zu lassen und alle nach Parachonsk zurückzuschicken. Hier, in Parachonsk, hatte man den Zug auf ein Nebengleis gestellt und niemand wusste, wie lange er hier stehen bleiben würde: vielleicht ein paar Tage, vielleicht sogar ein paar Wochen.

Der Grund dafür war uns bereits klar. Die Bahnstrecke war voll von umkehrenden Zügen. Den ganzen Tag fuhr hier alle zehn Minuten ein Zug durch. Vor allem transportierten sie große Festungskanonen. Es gab keinen Zweifel mehr, dass Brest-Litowsk in großer Hast evakuiert wurde. Die Durchfahrenden berichteten, dass der Feind bei Malaryta durchgebrochen war und Schabinka niedergebrannt hatte, dass Flugzeuge unzählige Bomben über Brest-Litowsk abgeworfen hatten, die über dreißig Soldaten töteten, und dass die ganze Stadt in Flammen stand.

Ich war außer mir. Abgesehen davon, dass es mir nun nicht mehr möglich war, einen Teil der Flüchtlinge aus Kobryn wegzubringen, konnte ich ihnen nicht einmal das Brot geben, das ich für sie beschafft hatte. Es lag schon den fünften Tag im Waggon und begann zu schimmeln und wer wusste, ob ich es überhaupt in Kobryn abliefern könnte.

Ich ging zum Stationsvorsteher. Ich versprach ihm ein ansehnliches Geschenk, wenn er nur den Waggon mit dem Brot an einen Zug ankoppeln würde, der nach Kobryn fuhr. Er sagte es mir zu. Doch an diesem Tag ging kein einziger Zug dahin. Am folgenden Morgen traf der Sanitätszug Nummer 2240 ein, der

nach Kobryn abkommandiert war. Mit großer Mühe gelang es mir, beim Oberarzt des Zugs die Genehmigung zu erwirken, das Brot in einen seiner Waggons umzuladen und nach Kobryn zu schaffen.

In Kobryn kam ich am frühen Morgen an. Am Bahnhof herrschte fieberhaftes Treiben. Auf den Bahnsteigen waren Tausende Bündel und Kisten aufgehäuft. Man evakuierte, was man konnte. Auf den Gleisen beim Bahnhof standen Dutzende Züge voll mit Flüchtlingen, örtlichen Beamten und Gütern und warteten darauf, dass man sie abfertigte. Einige Werst um den Bahnhof herum breiteten sich die Lager der geflüchteten Bauern aus. Die Lazarette am Bahnhof waren voll von Verwundeten und ein endloser Zug an Fuhrwerken brachte immer neue von der Front. Aus Richtung Brest-Litowsk war starkes Artilleriefeuer zu vernehmen.

Der Sanitätszug, mit dem ich gekommen war, begann sofort Verwundete aufzunehmen. Bis der ganze Zug voll war, würde es einige Stunden brauchen, wodurch mir Zeit blieb, in die Stadt zu fahren, um zu sehen, wie die Dinge dort standen, und Fuhrwerke für das beschaffte Brot zu organisieren.

Die Bewegung der abziehenden Truppen durch die Stadt war gewaltig. Der Tross zog in Dreier- und Viererreihen durch die Straßen. Unmöglich, da durchzukommen. Mit größter Anstrengung konnte ich zwar ein Fuhrwerk auftreiben, aber wir mussten lange Zeit an jeder Kreuzung warten, bis eine Lücke in den vorbeiziehenden Armeetransporten es uns erlaubte, auf die andere Seite zu gelangen. An einer Straßenkreuzung erhielt mein Fuhrmann, ein Jude, von einem Offizier einen kräftigen Peitschenhieb über den Rücken.

»Hören Sie!«, sagte er auf Jiddisch zu mir. »Ich weiß, dass mir noch viel Leid bevorsteht. Man wird mir die Pferde wegnehmen, wahrscheinlich mein Haus niederbrennen, weil man vermutlich vor dem Rückzug die Stadt in Brand setzen wird. Nur Gott weiß, was mit meiner Frau und meinen Kindern geschehen wird. Und trotzdem ist das für mich ein Festtag, weil der Fonye[139] eins auf den Kopf kriegt. Wenn ich untergehe, soll er auch untergehen. Er hat genug in unserem Blut gebadet! Warum musste mich dieser Verbrecher vorhin mit der Peitsche[140] schlagen? Warum?«

Ich fuhr zum Rabbiner, aber sein Haus war verschlossen und man sagte mir, dass er mit seiner Familie bereits auf dem Bahnhof sei. Wie die anderen Staatsdiener wurde er evakuiert.

139 »Fonye« (Jiddisch), pejorativer Ausdruck für »Russe«, vergleichbar im Deutschen mit »Iwan«.
140 An-Ski verwendet hier nicht das jiddische Wort »baytsh«, sondern die jiddische Version des russischen Worts »nagajka« – »nagayke« für Peitsche.

Ich ging zur Synagoge. Dort war alles wie vor drei Tagen. Nur die Kranken hatte man in eine Studierstube auf dem Hof verlegt. Mit dem Bau der Baracke hatte man noch nicht einmal begonnen.

Ich bat die jungen Leute des Komitees, Fuhrwerke zum Bahnhof zu schicken, um das Brot abzuholen. Auf meine Nachfrage stellte sich heraus, dass die Ärztin und die Barmherzige Schwester mit der Amme, die aus Pinsk hätten kommen sollen, nicht eingetroffen waren.

»Die Amme wird schon nicht mehr gebraucht«, sagte mir eine Flüchtlingsfrau. »Der eine der Zwillinge ist bereits gestorben und der andere liegt in seinen letzten Zügen.«

Sie brachte mich zu dem sterbenden Kind.

Das Kind lag in einem Trog und sah aus wie ein Skelett, das mit einem weißen, durchscheinenden Häutchen überzogen war. Hände und Beine waren wie dünne Stöckchen. Das kleine Gesicht, ganz bläulich-weiß, mit markanten Zügen, schien gänzlich von den zwei großen, schwarzen Augen ausgefüllt. Niemals im Leben werde ich den Blick dieser Augen vergessen! Voller Klarheit und tiefer Trauer, wie der Blick eines alten Menschen, der schon alles begriffen, alles verziehen und sich in alles gefügt hat. Nicht mit dem Kummer eines Kindes, sondern mit einer ruhigen Besonnenheit drang der Blick dieser traurigen Augen tief in meine Seele. Der kleine Mund des Kindes war kreisrund, ohne Lippen, eine Öffnung so groß wie ein Groschen. Man hatte den Eindruck, als ob das Kind zu pfeifen ansetze, und das verlieh dem Gesicht mit seiner bläulich-durchsichtigen Blässe einen Ausdruck, wie ihn die kleinen Engel auf den Bildern der Präraffaeliten haben.

Das Kind lag im Sterben. Schon zwei Tage hatte es kein Essen zu sich genommen und lag still, um schmerzlos zu verlöschen, wie eine kleine Kerze neben dem Thoraschrein. Mein Herz zerfloss in Tränen beim Anblick dieses stillen Opfers des Krieges. So als ob mein eigenes Kind vor meinen Augen sterben würde.

»Was kann man tun? Wie kann man es retten?«

Die ältere Frau, die neben mir stand, schüttelte traurig den Kopf.

»Wie wollen Sie es retten? Soll es in Ruhe sterben …«

Womöglich hätte es überlebt, wenn ich schnell eine Frau gefunden hätte, die ihm die Brust gibt. Aber in dem schrecklichen Durcheinander, das damals rund

um mich herrschte, war mir nicht klar, was ich tun sollte, und ging mit bedrücktem Herzen weg.

Ich hatte angenommen, dass die Flüchtlinge sehr überrascht und verzweifelt darüber sein würden, dass der Zug weggefahren war und nun niemand von hier fortkonnte. Aber ich hatte mich geirrt. Fast niemand wollte wegfahren. Alle waren sich sicher, dass die Deutschen in ein paar Tagen eintreffen würden und sie dann nach Hause, nach Brest-Litowsk und in andere Städte und Schtetlech, zurückkehren könnten. Die jungen Leute des Komitees informierten mich, dass der Rabbiner vor seiner Abfahrt beim Kommandeur der Dritten Armee gewesen war, der sich mit seinem Stab in Kobryn aufhielt. Der Kommandeur hatte ihn freundlich empfangen und ihm zugesichert, dass er die Stadt beim Rückzug nicht niederbrennen werde und sich dafür einsetzen wolle, dass es nicht zu einem Pogrom kommt. Er hatte gesagt, er habe bereits dafür gesorgt, dass die letzte Hundertschaft der Nachhut nicht aus Kosaken, sondern aus regulären Soldaten bestehen werde, die in Ruhe durchmarschieren würden. Außerdem hatte er in der Stadt Plakate mit dem Befehl anbringen lassen, dass alle, die Diebstähle und Räubereien begingen, vors Kriegsgericht gestellt würden. All das beruhigte die Flüchtlinge sehr.

Die Mitglieder des Komitees zogen los, um Fuhrwerke für den Transport des Brots zu besorgen. Ich ging zum Bahnhof. Da der Waggon, in dem das Brot lagerte, Verwundete aufnehmen sollte, musste ich das Brot auf dem Bahnsteig ablegen, bis die Fuhrwerke kamen. Ein paar Stunden lag so der Brotberg auf dem offenen Bahnsteig und das waren dramatische Stunden. Die abrückenden Soldaten und die Hunderten an Leichtverletzten, die sich am Bahnhof vorbeischleppten, wurden von dem Brotberg angezogen wie Motten vom Licht. Jede Minute kam ein anderer abgemagerter, nicht selten bandagierter Soldat zu mir und bat mich mit flehender Stimme, oft auch unter Tränen:

»Euer Wohlgeboren, haben Sie Mitleid, geben Sie mir ein Stückchen Brot. Ich habe schon zwei Tage nicht gegessen, ich bin am Ende meiner Kräfte!«

Wie konnte ich es ihnen verweigern? Also gab ich etwas, am Anfang große Stücke, dann immer kleinere und noch kleinere. Dann begann ich, Nein zu sagen. Ich argumentierte, das Brot gehöre anderen, ich hätte kein Recht, es wegzugeben. Aber mich umringten Dutzende kraftlose Hungrige, die ihre Hände ausstreckten und mit ihren hungrigen Augen und zittrigen Stimmen nicht aufhörten zu betteln. Und in den paar Stunden teilte ich gegen meinen Willen drei, vier Pud aus. Hätte das Brot noch weitere Stunden gelegen oder wäre ich ein wenig nachgiebiger gewesen, es wäre nichts mehr davon übrig geblieben.

Endlich kamen die Fuhrwerke. Gute vier Stunden dauerte es, bis ich mich mit ihnen durch die Truppentransporte zur Synagoge durchgekämpft hatte. Das Brot war gut zugedeckt, damit es niemand sah, und trotzdem schnappte man mir unterwegs, ungeachtet meines Geschreis und meiner Drohungen mit dem Säbel, einige der Laibe weg.

Das Brot, das ich organisiert hatte, war schlecht durchgebacken. Während der fünf Tage hatte es auch noch Schimmel angesetzt. Aber als ich es auf den Hof der Synagoge brachte und die Flüchtlinge es erblickten, war die Freude unbeschreiblich. Man begann gleich mit der Verteilung, aber es war schwierig, die Hungrigen zurückzuhalten: Sie stürzten zu den Wagen, rissen es uns aus den Händen, klaubten die Krumen von der Erde auf. Besonders dramatisch war die Verteilung des Weißbrots für die Kinder, die Alten und die Kranken.

»Sind denn alle derart hungrig?«, fragte ich die Komiteemitglieder.
»Der Hunger ist tatsächlich groß. Hauptsächlich ist es aber deswegen, weil man jetzt nirgendwo Mehl und Brot kaufen kann. Von dem Brot, das Sie organisiert haben, werden die dreitausend Menschen bis zur Ankunft der Deutschen leben müssen. Daher die große Aufregung.«

Als ich das Brot vom Bahnhof abholte, traf ich auf Rabbiner Panowka, der mit seiner Familie bereits in einem Zug saß. Er sagte mir, dass in seiner Kasse noch dreihundertacht Rubel für Flüchtlinge verblieben waren, die er dem lokalen Komitee übergeben hatte. Ich überließ dem Komitee weitere achthundert Rubel, gab einige Instruktionen, verabschiedete mich herzlich von den Flüchtlingen und begab mich dann zum Bahnhof, um nach Parachonsk zur Abteilung zurückzukehren.

Auf dem Bahnhof traf ich ganz überraschend Dr. Tsukerman von unserer mobilen Einsatztruppe. Wie sich zeigte, hatte sich das mobile Lazarett unter der Leitung von Dr. Rozentsvayg nur mit knapper Not noch aus Malaryta gerettet. Nun war es hier, hatte sich dem Hauptlazarett angeschlossen und würde, so lange es möglich war, hierbleiben. Arbeit gab es mehr als genug. Von allen Seiten trafen Verwundete ein.

Tsukerman erzählte mir von dem Gerücht, wonach man Brest-Litowsk deshalb aufgegeben habe, weil die Japaner die Ausstattung der Festung, die nur durch alte Kanonen gesichert war, stark kritisiert hatten.

Tsukerman versprach mir, hier in der Stadt Kontakt mit dem Hilfskomitee aufzunehmen und für den Schutz der Flüchtlinge zu sorgen, insofern das nötig war. Ich überließ ihm vierhundert Rubel für den Fall, dass er damit den Flüchtlingen vor Ort oder an anderen Orten, wohin er womöglich kommen würde, helfen musste.

Alle staatlichen Einrichtungen waren bereits evakuiert. Auf dem Bahnhof waren nur noch zwei Züge – der des Kommandeurs und der Sprengzug. Außerdem stand noch der Sanitätszug da, der etwa sechshundert Verwundete aufgenommen hatte und zur Abfahrt bereit war. Ich stieg wieder in den Zug. Bevor wir abfuhren, tauchten einige Flugzeuge auf und warfen Bomben auf die Flüchtlingsscharen, die auf den Feldern und am Bahnhof lagerten. An die dreißig Männer, Frauen und Kinder wurden getötet oder verwundet.

Im Waggon fuhr ein Richter aus Kobryn mit. Er erzählte mir, dass der Gouverneur von Grodno den Befehl zur Evakuierung aller Einrichtungen am sechsten abgeschickt hatte, der in Kobryn aber erst am zwölften eingetroffen war!

»Heute Morgen wurde eine Requirierungskommission eingesetzt, die das Vieh der Bevölkerung beschlagnahmen soll. Ich war auch in dieser Kommission. Ein paar Stunden später hat man uns befohlen, rasch abzufahren.«

Als ich das Gespräch auf Brest-Litowsk brachte, sagte er mir:

»Es hat Gerüchte gegeben, wonach Laiming, der Kommandant von Brest-Litowsk, sich als Spion erwiesen habe, dass man ihn verhaftet, sogar erschossen habe. Heute Morgen habe ich ihn gesehen, wie er in einem Auto durch Kobryn fuhr.«

Als wir uns etwa zehn Werst von Kobryn entfernt hatten, sah ich bei einem Blick aus dem Fenster, wie der Zug der Techniker vorbeifuhr, nach Kobryn, mit unserer ganzen Abteilung. Ich sah dennoch keine Veranlassung deswegen umzukehren und beschloss, in Pinsk die Rückkehr des Zuges abzuwarten.

In Pinsk wurden die Lage und die Stimmung stündlich immer angespannter. In der Stadt herrschte Panik, das normale Leben war zum Erliegen gekommen. Die Banken hatten ihre Dienste eingestellt und zahlten kein Geld mehr aus, da sie keine Verbindung mehr nach Petrograd hatten. Plötzlich verschwand das Münzgeld. Die bessergestellten Einwohner wollten unbedingt abreisen, aber es gingen keine Züge mehr. Und das in einer Entfernung von hundertdreißig, hundertfünfzig Werst von den Kampflinien! Das kam daher, weil wegen der eiligen Evakuierung von Brest-Litowsk alle Wege verstopft waren und der normale Verkehr zum Erliegen gekommen war. Die Panik wurde noch durch die Nachricht verstärkt, dass die Deutschen nach ihrem Durchbruch bei Malaryta dabei waren, die Russen von zwei Seiten einzukreisen.

In der Stadt befanden sich über dreitausend Flüchtlinge aus Brest-Litowsk und anderen Orten. Man hatte versprochen, sie zu evakuieren, aber vorerst gab es dafür keine Waggons und die Flüchtlinge kampierten hungrig unter dem offenen Himmel. Das Komitee hatte keine Mittel, um ihnen zu helfen. Es hatte

sich an Moskau und Petrograd gewandt, aber keine Antwort erhalten. Ich gab dem Komitee tausend Rubel aus meinem Budget für die Flüchtlinge.

Den ganzen Tag brachte ich auf dem Bahnhof zu, um auf den Zug aus Kobryn zu warten. Dann kam die Nachricht, dass der dortige Bahnhof von Fliegerbomben zerstört worden sei.

Ich saß an einem kleinen Tisch im Bahnhofsbuffet. Neben mir saß ein Oberst mit zwei Frauen und einem Offizier. Die ältere Frau sagte in einem geheimnisvollen, nahezu mystischen Ton:

»Die *Jidden* sind immer über alle Neuigkeiten richtig informiert. Und sie kennen sie schon im Voraus! …«

Die andere fügte hinzu:

»Man kann in der Stadt keinen einzigen Rubel mehr wechseln. Die Jidden haben das ganze Münzgeld versteckt.«
»Sie haben alle Münzen für die Deutschen beiseitegeschafft«, bekräftigte die Ältere.
»Haben Sie dafür irgendeinen handfesten Beweis, dass die Juden das machen?«, fragte ich sie.
»Nein«, antwortete sie kühl.
»Wie können Sie es denn heute aber wagen, eine ganze Nation des Verrats zu beschuldigen, wenn Sie nicht den geringsten Beweis dafür haben?«
»Inwiefern beschuldige ich sie des Verrats?«, wunderte sich die Frau.
»Sie beschuldigen die Juden, dass sie die Münzen für die Deutschen verstecken.«
»Aber warum soll das denn ein Verrat sein?«, wunderte sie sich weiter. »Die Deutschen nehmen ja kein anderes Geld, also muss man für sie das Silbergeld zurückhalten.«
»Wo kommt denn sonst das ganze Münzgeld hin, wenn es die Juden nicht verstecken?«, fragte der Offizier.

Ich versuchte ihm zu erklären, dass in einer Lage wie dieser das Münzgeld aus dem Verkehr verschwinden musste, aber er verstand mich nicht und gab sich auch keine Mühe, es zu verstehen.

Kapitel 19

Um acht Uhr am Abend kam unser Zug an, überfüllt mit Verwundeten und Kranken: an die sechshundert Verwundete, darunter Dutzende, die bei Flugzeugangriffen verwundet worden waren, Frauen und Kinder, über sechzig Cholerakranke und über zwanzig Flüchtlinge. Die Cholerakranken waren in einem schlimmen Zustand. Einige schleppten sich auf den Bahnsteig, übergaben sich

und starben an Ort und Stelle. Während der acht bis zehn Stunden, die der Zug von Kobryn gebraucht hatte, waren sechs gestorben.

Gegen Mitternacht fuhren wir weiter nach Homel. Wir fuhren sehr langsam, hielten an Stationen und auf freier Strecke, etwa fünf bis sechs Stunden. Am Morgen des nächsten Tages hielten wir einige Stunden in einem dichten Wald. Im Zug gab es zwei Tote, die begraben werden mussten. Man hob gleich hier, neben der Bahnstrecke, ein Grab für die beiden aus. Soldaten schlugen ein paar kleine Bäume und fertigten daraus ein Kreuz. Im Zug fand sich ein Priester und unter den Verwundeten einige Sänger – und so fand das Begräbnis statt, wie es sich gehörte, mit allen Ritualen. Die Toten waren Soldaten. Einer von ihnen war seinen Verletzungen erlegen. Sein Gesicht war schwarz verfärbt vom Wundbrand. Der zweite, ein Cholerakranker, hatte weißen Schaum auf den Lippen und sein Gesicht war blau verfärbt. Man bettete sie in ihren Militärmänteln nebeneinander. Der Priester sang, sprach die Aussegnung – das »Ewige Gedenken« und die Vergebung der Sünden, »der leiblichen wie der irdischen«. Und um das Grab wiegten sich die hohen alten Kiefern im Wind und aus allen Waggons ertönte der traurige Gesang: »Ewiges Gedenken[141]!« Als das Grab zugeschüttet war und das große weiße Kreuz aufgestellt, musste man die Namen derjenigen, derer »ewig gedacht« werden sollte, darauf schreiben. Aber der eine, der Schwerverwundete, hatte vollkommen vergessen, seinen Namen zu hinterlassen. Der zweite hatte Familien- und Vornamen hinterlassen. Man schrieb diese mit einem Kopierstift auf das Kreuz und fügte hinzu: »Und ein Unbekannter.« Aber man wollte noch etwas darauf schreiben, ein gutes Wort über die Kameraden sagen, die man im Wald zurückließ, wenigstens für ein paar Tage, bis der erste Regen den Kopierstift abwaschen würde. Da erinnerte man sich an ein Gedicht von Nekrassow[142] und schrieb ein Fragment auf, das mit den Worten begann:

»Geh und stirb für die Ehre des Vaterlands,
Für deine Überzeugung, deine Liebe.
Geh, und ohne Vorwurf gib dein Leben.
Du wirst nicht umsonst sterben, eine Sache ist ewig,
unter der das Blut fließt.«[143]

---

141 Liturgischer Gesang in der russisch-orthodoxen Kirche zur Erinnerung an die Verschiedenen (»Wetschnaja pamjat«), ähnlich wie in der katholischen Kirche das Requiem Æternam, wurde auf Russisch bzw. Altkirchenslawisch vorgetragen.

142 Nikolai Alexejewitsch Nekrassow (1821–1878), russischer Dichter und Publizist.

143 Auszug aus: »Poet i graschdanin« (»Dichter und Bürger«) von 1856: »Иди в огонь за честь отчизны, / За убежденье, за любовь … / Иди, и гибни безупрёчно. / Умрешь не даром, дело прочно, / Когда под ним струится кровь …« In der deutschen Übersetzung aus dem Russischen lautet der Auszug: »[Kein Vorwurf bittrer für ihn wäre, / Als sich der Pflicht], des Landes

Man las die Aufschrift einige Male laut vor, dann wurde noch einmal das »Ewige Gedenken« gesungen und man fuhr weiter.

Auf dem Weg entlang der Gleise waren viele Flüchtlinge unterwegs. Unter ihnen auch Juden. Ich nahm einige von ihnen zu uns in den Zug. Wie sich zeigte, waren sie Schuster. Sie hatten in der Kommandantur gearbeitet und galten daher als Staatsdiener. Ihre Familien und ihr Besitz waren bereits nach Witebsk[144] evakuiert worden. Nun hatte man sie ebenfalls aus Kobryn dorthin geschickt. Sie fuhren in einem der letzten Züge, aber dieser stand nun schon einige Tage auf freier Strecke und es gab kein Brot. Sie hatten bereits drei Tage nichts gegessen. Um nicht vor Hunger zu sterben, hatten sie sich zu Fuß zur nächsten Station aufgemacht. Ich gab ihnen Essen und setzte sie auf die Bremsplattform. Am Abend stießen noch ein paar Juden zu ihnen, sieben insgesamt, und irgendwie zwängten sie sich auf der kleinen Plattform zusammen. Dann kamen einige christliche Flüchtlinge, sahen die Juden und vertrieben sie. Ich gab ihnen ihren Platz wieder zurück. Eine Stunde später kam eine Gruppe Soldaten und vertrieb sie erneut. Kurzum, vier Mal wurden sie von dort vertrieben, bis ich sie schließlich in den Waggon hineinnehmen musste.

In der Nacht stand der Zug in Luninez und während der ganzen Nacht wechselten die Ärzte und Schwestern die Verbände der Verwundeten. Ich sah ihnen von der Seite zu. Was für furchtbare Wunden! Vor allem bei denen, die bei Flugzeugangriffen verletzt worden waren! Man verband einen achtjährigen Bauernjungen aus Galizien. Das eine Füßchen war ihm ganz abgerissen worden, das zweite war so zerfetzt, dass man es amputieren wird. Während man seine furchtbaren offenen Wunden neu verband, fiel er vor Schmerzen beinahe in Ohnmacht. Ich gab ihm eine Schachtel Schokoladenkonfekt und das beeindruckte ihn so sehr, dass er seine Schmerzen vergaß, und während man sich an den Wunden an seinen zertrümmerten Beinen zu schaffen machte, verschlang er hastig ein Konfekt nach dem andern und seine Augen funkelten, man konnte nicht sagen, ob wegen der Schmerzen oder weil er das Konfekt so genoss. Als man ihn verbunden hatte und aus dem Verbandswaggon hinaustrug, hörte ich plötzlich seinen verzweifelten Schrei auf Ukrainisch: »Meine Süßigkeiten!«[145] Er hatte sein Konfekt vergessen.

Ehre / Zu schützen, feige zu entziehn. / Aus Liebe gibt er hin sein Leben; / Ruhm krönt sein makelloses Streben, / Belohnt und überdauert ihn.« Nikolai A. Nekrassow, Gedichte und Poeme. Hg. von G. Dudek. Nachdichtung von Martin Remané. Berlin/Weimar 1965, Bd. 1, S. 183. Die jiddische Version An-Skis ist in ihrem prosaischen Ton näher am russischen Original.

144 Witebsk (Russisch, zeitgenössisch), Wizebsk (Belarussisch), Witebsk (Polnisch), industrielles und kulturelles Zentrum, nordöstlich von Minsk gelegen.

145 Der Ruf des Jungen lautet im Original »Moi tsukri!«, d.h. in ukrainischer Sprache, was nicht verwundert, da er aus einem bäuerlichen Milieu in Galizien stammt und Ruthener ist.

Am nächsten Tag standen wir in der Früh eine lange Zeit an der Station Kalinkawitschy[146]. Auf dem Bahnhof liefen junge Juden mit Armbinden des Semstwo-Verbandes herum, die als Sanitäter arbeiteten. Das war der erste Ort, an dem ich jüdische Sanitäter auf einem Bahnhof antraf. Wie sich herausstellte, hatten sich hier das russische, polnische und jüdische Hilfskomitee zusammengeschlossen und arbeiteten zusammen. In Kalinkawitschy fuhren jeden Tag mehr als tausend Flüchtlinge durch und erhielten hier Essen und Hilfe.

Die jüdischen Sanitäter berichteten mir über die Lage vor Ort. In der nahe gelegenen Stadt Masyr[147] gab es sehr viele Flüchtlinge. Man erwartete, dass noch mehr kommen würden.

»Wissen Sie«, unterbrach ein anderer Sanitäter aufgeregt den Bericht seines Kameraden, »der Leiter der Jeschiwa von Lida, Herr Rabbi Reynus[148], ist verstorben und die gesamte Jeschiwa von Lida[149] übersiedelt hierher, nach Masyr!«

Die ganze Nacht hielten wir auf freier Strecke. Die Ärzte nutzten den Aufenthalt, um die gesamte Nacht Operationen in einem eigens dafür hergerichteten Waggon durchzuführen, dessen Eingangstür mit einem Bettlaken verhängt war. Die Sanitäter trugen die Verwundeten aus den Waggons her, brachten sie nach der Operation wieder zurück und lagen, während sie warteten, neben dem Waggon auf dem Gras und erzählten sich Geschichten. Einige Fackeln brannten. Ich setzte mich zu ihnen.

Unter den Verwundeten gab es viele mit Wundbrand. Einer, bei dem sich das Gangrän vom Arm bis zur Brust ausgebreitet hatte, litt starke Schmerzen. Um ihn zu beruhigen und um ihm die Illusion zu geben, dass man ihn noch retten könne, entschied der Arzt, seinen vom Wundbrand befallenen Arm abzunehmen. Man brachte ihn in den Operationswaggon. Es dauerte eine Weile, bis man ihn chloroformiert hatte.

---

146 Kalinkawitschy (Belarussisch), Kalinkowitschi (Russisch), Kalinkowicze (Polnisch). An-Ski verwendet irrtümlich die Namensbezeichnung Klimowitschi (Russisch bzw. Belarussisch Klimawitschy); Klimawitschy liegt jedoch im Osten von Belarus bei Mogilew (Mahiljou). Die Station, von der hier die Rede ist, muss aber auf der Eisenbahnlinie zwischen Pinsk und Masyr, d.h. im Gebiet Homel (Gomel), liegen.

147 Masyr (Belarussisch), Mosyr (Russisch), Mozyrz (Polnisch), etwa 100 Kilometer westlich von Homel gelegen.

148 Rabbiner Reynus, gemeint ist Isaak (Jizchak) Jakob Reines (1839–1915), orthodoxer Rabbiner, Talmudgelehrter und Mitbegründer der Misrachi-Bewegung (eine orthodox-zionistische Bewegung).

149 Lida (Belarussisch, Russisch), Lyda (Litauisch), etwa 90 Kilometer südlich von Wilna gelegen.

Plötzlich war ein fröhliches, freches Soldatenlied zu hören. Der Gangränöse sang unter der Wirkung des Chloroforms.

Die Sanitäter, die auf dem Gras lagerten, lachten.

»Offenbar geht es ihm gut unter dem Messer!«, merkte einer an.
»Er denkt sicher, dass er in den Angriff geht«, fügte ein anderer hinzu.
»Wenn er das denken würde, würde er nicht so singen. Es ist gar nicht so lustig, in einen Angriff zu gehen.«
»Warum nicht?«, warf ein junger Bauernbursche mit dem Gesicht eines schlichten Menschen und mit gutmütigen Augen ein. »Das ist schon lustig! Wir sind in die Attacke gezogen. Sind mit den Deutschen zusammengestoßen. Und arbeiteten mit den Bajonetten. Ich habe meines gleich einem kräftigen Deutschen mitten ins Herz gestoßen. Er hat mich verwundert angesehen, gequietscht wie eine Katze, so ›mi-auuu!‹, und ist gleich gefallen. Dann hat jeder der unseren ihm im Vorbeilaufen einen Hieb mit dem Bajonett gegeben und er hat sich dabei hin und her geworfen.«

Und dabei lachte er gutmütig.

»Also bei mir ist die Attacke nicht so lustig abgelaufen«, bemerkte ein älterer Soldat. »Die Deutschen stürmten auf uns zu und wir legten sie um. Wir legten sie einen nach dem anderen um, aber sie kamen und kamen, immer neue Truppen. Schließlich haben sie sich mit einer Übermacht auf uns geworfen – unmöglich, dass wir standhalten. Die älteren Soldaten haben ihre Gewehre weggeworfen: Sie ergaben sich, aber die jungen, die Rindviecher, griffen zu den Bajonetten, verstanden nicht, dass es nicht gut aussah. Wir schrien sie an: ›Werft die Gewehre weg, wir sind sowieso verloren.‹ Und da kreischte, schrie der Kommandeur: ›Vorwärts, Brüder!‹ Die ganze Sache endete damit, dass der Feind in Rage geriet und alle erstochen hat, auch die, die sich schon ergeben hatten. Ich bin nur wie durch ein Wunder davongekommen …«

Ein Zipfel der Leinwand, die vor der Tür des Operationswaggons hing, wurde hochgehoben und jemand reichte den Sanitätern etwas heraus, eingewickelt in blutigen weißen Stoff. Einer der Sanitäter nahm es entgegen und wickelte es aus. Wir erblickten einen amputierten Arm. Er hatte eine große offene Wunde und war kohlschwarz. Von ihm ging ein fürchterlicher Gestank aus, der Brechreiz auslöste.

»Man muss ihn begraben«, sagte der junge Sanitäter, der erzählt hatte, wie er den Deutschen erstochen hatte.

Er schaufelte ein tiefes Loch, schlug dreimal das Kreuzzeichen über dem Arm, legte ihn in das Loch, schüttete es zu und brachte mit dem Spaten auf der Erde ein Kreuz an. Alle nahmen die Mützen ab und bekreuzigten sich ernst.

In Retschyza[150] übernahm man unsere Cholerakranken und einige Schwerverwundete. Die anderen mussten wir weitertransportieren.

In Homel kamen wir am 19. August an, am fünften Tag unserer Fahrt.

Auf dem Bahnhof entdeckte ich auf einem Plakat die Bekanntmachung, wonach einige »Personen mutwillig das Gerücht verbreiten, dass die Juden am Verschwinden des Münzgelds schuld sind und es verstecken. Nachforschungen haben ergeben, dass es nicht die Schuld der Juden ist, sondern es andere Ursachen dafür gibt«, und diese Ursachen wurden daraufhin ausgeführt. Unterschrieben hatte der Stabskommandeur.

Ich las es und wollte meinen Augen nicht trauen. Eine öffentliche Bekanntmachung, die die Juden verteidigte, das war etwas völlig Unerwartetes! Ich fragte bei Bekannten in Homel nach und sie erzählten mir, dass der Kommandeur ein toleranter Mensch sei, aber von selbst wäre es ihm nicht eingefallen, eine solche Bekanntmachung zu veröffentlichen. Es hatte einiger Anstrengungen und wohl auch eines Geschenks bedurft, bis man ihn schließlich überzeugt hatte. Wegen der Bekanntmachung wurde er, wie man sagt, zu einer scharfen Aussprache zitiert und würde, wie es scheint, von seinem Posten fliegen.

Nicht weniger überrascht war ich, als ich wieder Zeitung las, das erste Mal seit fast zwei Wochen. Was sich da alles in Petrograd und Moskau tat! Eine vollkommene Wende in der öffentlichen Stimmung. Welche Sprache nun in der Presse vorherrschte! Die »Nowoje Wremja« druckte revolutionäre Artikel. Man sprach offen über ein Komitee zur nationalen Rettung, über eine Koalitionsregierung, über die Bestellung von Lwow zum Ministerpräsidenten. Scharfe Angriffe gegen die Regierung. Eine wahre Revolution ereignete sich im Hinblick auf das Verhältnis zu den Juden. Jüdischen Flüchtlingen wurde gestattet, sich außerhalb des Ansiedlungsrayons niederzulassen. Man sprach über dessen Abschaffung, als wäre das fast schon beschlossene Sache.

Auch in Homel nahm man uns die Verwundeten nicht ab. Alle Lazarette und Baracken waren überfüllt. Man schickte unseren Zug weiter nach Orjol[151].

Weiter mit dem Zug nach Orjol zu fahren, hatte für mich keinen Sinn, und ich fuhr daher zusammen mit Tulupow in einem Personenzug nach Kiew.

In Kiew traf ich auf eine fürchterlich angespannte Stimmung. Alle waren sich sicher, dass der Deutsche bereits in einigen Wochen hier sein würde. Das Gerücht machte die Runde, wonach die Evakuierung Kiews angeordnet worden sei. Wer konnte, fuhr eilig weg.

---

150 Retschyza (Belarussisch), Retschiza (Russisch), Rzeczyca (Polnisch), im Gebiet Homel gelegen.

151 Orjol (Russisch »Adler«), etwa 350 Kilometer südwestlich von Moskau gelegen.

Auch hier herrschte ein Mangel an Münzgeld. Vor der Bank standen Hunderte Menschen in einer Reihe an, um Geld zu wechseln. Man tauschte nur einen Rubel in Münzen um, und das nur für Erwachsene.

Wichtige Nachrichten ohne Ende. Russki wurde zum Oberkommandeur der Nordwestfront bestellt. Der fürchterliche Januschkewitsch wurde seiner Stelle als Stabschef des Oberbefehlshabers enthoben und in den Kaukasus versetzt. Es kursierten Gerüchte, dass sogar Großfürst Nikolai Nikolajewitsch als Oberbefehlshaber abgesetzt werden sollte und Zar Nikolai persönlich an seine Stelle treten werde. Darüber sprach man im Stillen mit Verwunderung und mit einem Lächeln.

Auch hier war die Stimmung revolutionär. Eine Sitzung des Städtebundes wurde »revolutionärer Reden« verdächtigt. Tulupow erzählte mir, dass alle öffentlichen Einrichtungen den streng geheimen Befehl erhalten hatten nachzuforschen, ob sich unter ihnen womöglich Mitglieder der Geheimorganisation der »Defätisten« befanden. Sollten sich solche finden, wären sie sofort mit einer Eskorte zur Polizei zu bringen. Tulupow zuckte mit den Achseln:

»Eine Unverschämtheit!«, sagte er verärgert. »Sie wenden sich an öffentliche Einrichtungen mit dem Befehl, die Arbeit von Spitzeln und Polizisten zu übernehmen! Und was sollen diese sagenhaften ›Defätisten‹ denn überhaupt sein, wo sollen die herkommen? Die haben sie erfunden, um die eigenen Verbrechen zu vertuschen! Wenn sie echte ›Defätisten‹ ausfindig machen wollen, dann sollen sie sich an die ›geliebte Zarin‹ und an ihren Liebhaber Rasputin[152] wenden …«

Ungeachtet aller Umschwünge in der öffentlichen Meinung verbesserte sich die Lage der Juden in Kiew nicht. Ohne Ende strömten noch Tausende Vertriebene, Evakuierte, Verhaftete oder einfache Flüchtlinge her. Nachrichten über Dutzende Pogrome und Judenverfolgungen trafen ein.

Vor ein paar Tagen hatte der Stadtkommandant, General Murinow, Rabbiner Hurvitsh und den protestantischen Pastor zu sich gerufen. Er hatte Hurvitsh angebrüllt, mit den Füßen gestampft, behauptet, dass die Juden das Münzgeld zurückhielten, und schwerste Strafen angedroht. Den Pastor fragte er:

»Wie viele Protestanten gibt es in Kiew?«
»Etwa fünftausend.«
»Zu viele! Zu viele!«, schrie er ihn an.

---

152 Grigori Jefimowitsch Rasputin (1869–1916), Wanderprediger, am 17.(30.)12. 1916 wegen seines Einflusses auf die Zarenfamilie ermordet.

Ich traf zufällig den bekannten Zionistenführer, Israel Rosow, der vor kurzem erst aus dem Ausland gekommen war, wo er festgehalten worden war. Ich nahm an, dass er wegen zionistischer Angelegenheiten aus Petrograd kam. Aber er zog mich beiseite und teilte mir im Vertrauen mit, dass ihn die Behörden aus Petrograd ausgewiesen hatten.

»Warum?«, wunderte ich mich.
»Gleich nach meiner Rückkehr aus dem Ausland war bei mir eine Hausdurchsuchung. Natürlich fand man nichts. Zwei Tage später musste ich innerhalb von vierundzwanzig Stunden die Stadt verlassen. Warum? Weil die Regierung ›sichere Hinweise‹ erhalten hatte, dass sich ›die Zionisten mit dem Halbmond gegen das Kreuz vereinigt‹ haben.«

Am 23. stand in dem Leitartikel der Zeitung »Kiewljanin«[153], dass Kiew allmählich evakuiert werden müsse und dass die Zivilbevölkerung besser nicht überstürzt abreisen solle. Der Artikel schlug ein wie eine Bombe. Man ging davon aus, dass der Artikel von den Behörden lanciert worden war. In der Stadt griff Panik um sich. Tausende Familien reisten in Eile ab, Hunderte Geschäfte und Einrichtungen wurden evakuiert. Kurzum, es breitete sich eine Stimmung aus, als ob Kiew nicht fünfhundert Werst von der Front entfernt war, sondern nur fünf Werst. Man konnte den Eindruck gewinnen, als ob schon am nächsten Tag die Deutschen eintreffen würden. Als ich einige Tage später abfuhr, spielten sich am Bahnhof unbeschreibliche Szenen ab. Der Bahnhof und die Bahnsteige waren mit Tausenden von Kisten, Körben und Bündeln vollgestapelt. Der Bahnhof war so von Menschen überfüllt, dass es einige Stunden dauerte, bis ich mich zur Kasse durchdrängen konnte. Das Geschrei war ohrenbetäubend. Man sagte mir, dass in dem ganzen Durcheinander zwei, drei Personen an einem Herzanfall gestorben waren.

Kapitel 20

Im Laufe der letzten Monate des systematischen und hastigen Rückzugs aus Galizien und Südwestrussland hatten die Abteilungen und Lazarette der gesellschaftlichen Organisationen, die sich an der Front befanden, viel durchgemacht, waren aber wenig effektiv. Kaum hatten sie sich irgendwo eingerichtet und ihre Tätigkeit aufgenommen, mussten sie schon wieder zusammenpacken und in einen anderen Ort umziehen, oftmals auch unter Beschuss rasch flüch-

153 »Kiewljanin« (»Der Kiewer«), russischsprachige Zeitung, die von 1864 bis 1919 in Kiew erschien.

ten und einen Teil der Ausrüstung und der Verwundeten zurücklassen. Einige Abteilungen gerieten mit ihren Lazaretten sogar in Kriegsgefangenschaft. Der Kontakt der Abteilungen zu den Stabsstellen, denen sie formal angehörten, war sehr schlecht; mussten sie fliehen, wussten sie für gewöhnlich nicht wohin. Also ließen sie sich auf eigene Verantwortung dort nieder, wo sich die Gelegenheit dazu bot. All das führte dazu, dass die meisten Organisationen ihre Tätigkeit tief in die Etappe verlegten und das Frontgebiet ausschließlich den Militärlazaretten überließen. Das war etwa der Fall mit der Abteilung der Staatsduma, der Abteilung von Komissarow (Dolgorukow) und anderen. Auch die Abteilung der Techniker beschloss, ihre zwei Lazarette in die Etappe zu verlegen und ihren Zug für den Transport von Verwundeten zwischen den Etappenpunkten herzurichten.

Angesichts dieser Lage machte es für mich keinen Sinn mehr, in der Abteilung zu verbleiben. Ich hatte den Plan, in die Kiewer Zentrale des Städtebundes zu wechseln, um in der Abteilung für Flüchtlinge zu arbeiten. Tulupow sprach deswegen mit dem Bevollmächtigten, Fürst Urussow. Dieser zeigte sich bereit, mich in seiner Abteilung aufzunehmen, äußerte aber zugleich seinen Zweifel, ob ich für sie geeignet wäre, da ich mich »ausschließlich für jüdische Flüchtlinge interessiere«. Ich ging persönlich zu ihm.

»Tulupow hat Ihnen mein Gespräch mit ihm falsch wiedergegeben«, sagte er mir. »Ich habe überhaupt nichts dagegen, wenn Sie sich vor allem mit jüdischen Flüchtlingen beschäftigen. Das ist ganz natürlich. Und mir wäre es sehr recht, wenn Sie sich für den Städtebund mit den Flüchtlingen befassen. Bei uns ist jetzt allerdings folgende Situation eingetreten. Alles, was die Flüchtlinge betrifft, hat die Regierung dem Roten Kreuz übertragen unter der Leitung meines Verwandten, Fürst Urussow[154], und von Subtschaninow[155]. Sowohl wir als auch der Semstwo-Verband wurden davon ausgeschlossen. Eigenständig können wir nicht arbeiten. Nicht nur, weil das Reibungen hervorrufen würde, wir haben auch die Ressourcen dafür nicht. Daher haben wir schon mehr oder weniger beschlossen, unsere Arbeit allein auf Pflegedienste für Verwundete zu beschränken. Auf diesem Gebiet gibt es auch genug zu tun.«

Ich weiß nicht, ob die Lage tatsächlich so war oder ob Fürst Urussow sie nur so darstellte, um eine Ausrede zu haben, jedenfalls gab es keine Arbeit mehr für mich im Städtebund.

Die Lage des Kiewer Komitees wurde kritisch. Die wohlhabenden Personen, von deren materiellen Unterstützung es in erster Linie abhing, reisten ab. Mit

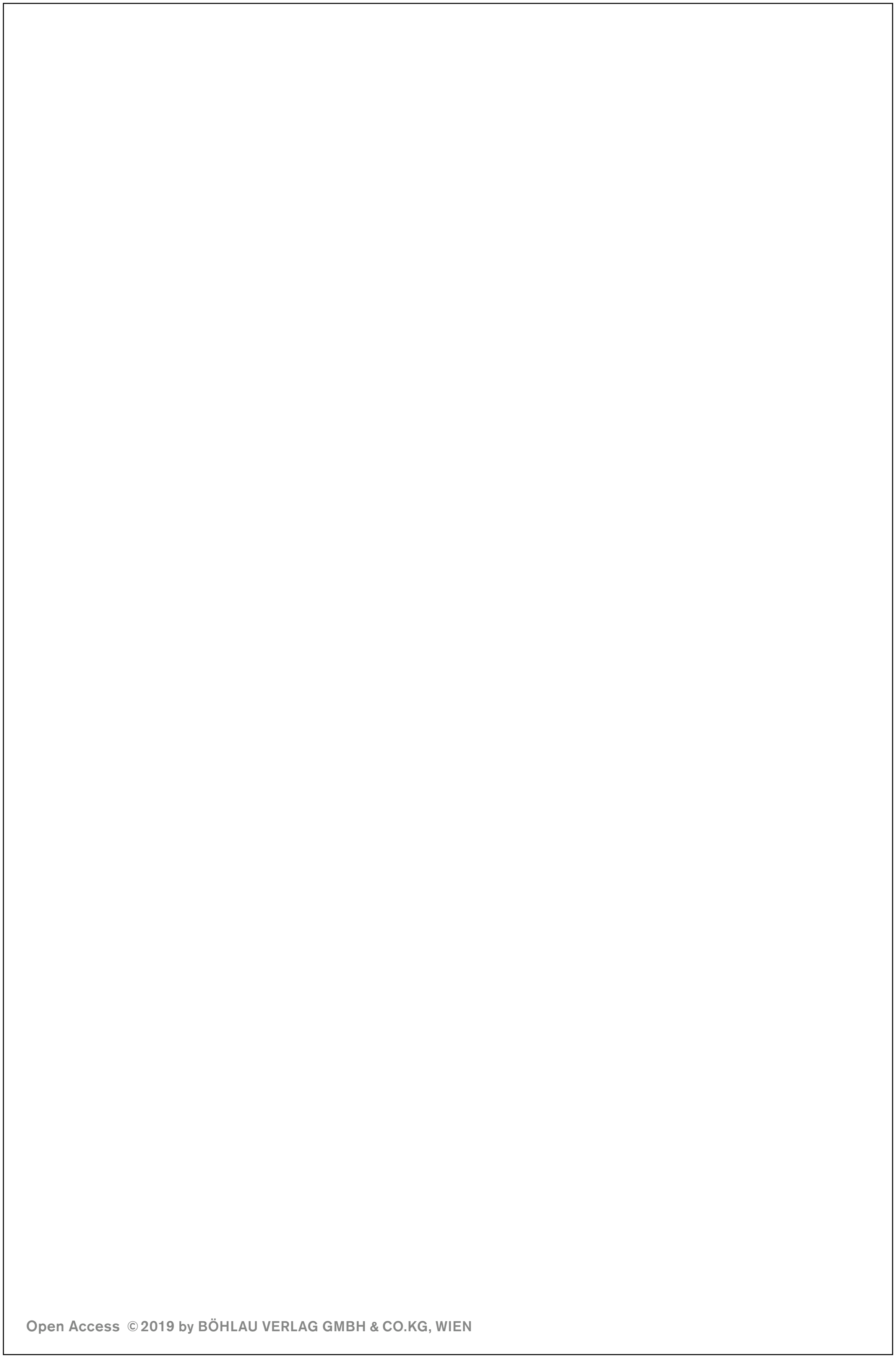
154 Fürst Nikolai Petrowitsch Urussow (1864–1918).
155 Sergei Iwanowitsch Subtschaninow (1864–1935).

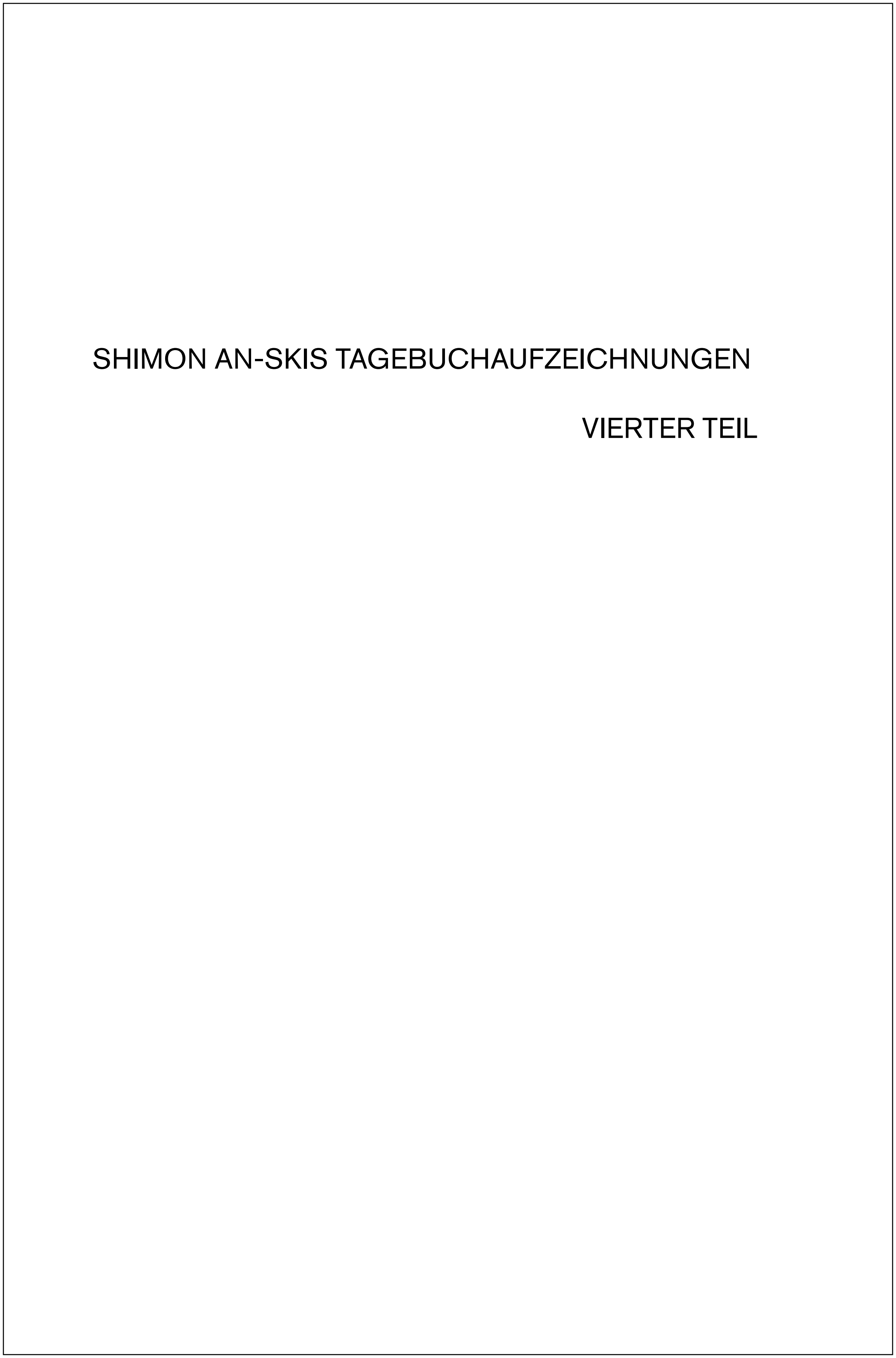
dem Beginn der Evakuierung würden nicht nur die Geldüberweisungen enden, sondern die aus Kiew Evakuierten würden selbst große Geldsummen benötigen. Petrograd würde die ganze Tätigkeit übernehmen müssen, da das Komitee sich mit der Abreise seines Vorsitzenden, Grinberg, auflösen würde. Zur gleichen Zeit aber erhielt das Komitee die Genehmigung, dass einige seiner Mitglieder offiziell und in seinem Namen die frontnahen Gebiete bereisen durften, um Hilfe für jüdische Flüchtlinge zu organisieren. Daher war meine Arbeit in diesen Gegenden nicht so dringend erforderlich.

Für mich gab es nur noch einen Platz, wohin es wichtig war zu fahren, und das waren die wenigen Ortschaften in Galizien, die noch bei den Russen verblieben waren. Allerdings war man damals der Ansicht, dass es sich nur um Tage handeln würde, bis auch diese völlig geräumt seien. Zudem stand dort keine Abteilung, der ich mich formal hätte anschließen können.

Neben all dem ergab sich für mich noch eine andere, sehr wichtige Aufgabe im Bereich der jüdischen Öffentlichkeit, die es erforderlich machte, dass ich ins Ausland fuhr, nach London und nach Amerika.

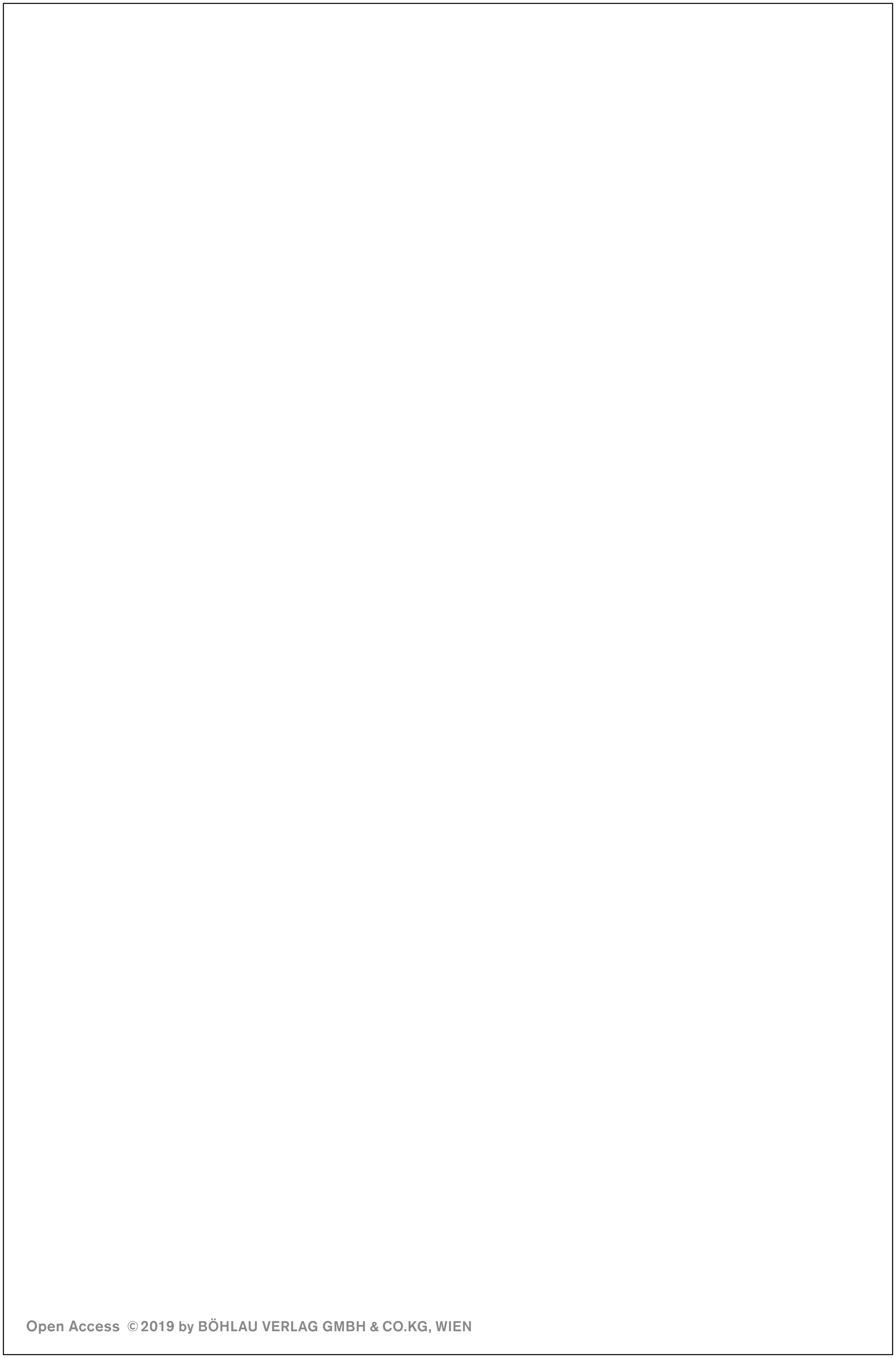
Aus allen diesen Gründen verließ ich am 25. August 1915 die Front und fuhr nach Moskau und Petrograd, um mir einen Auslandspass zu besorgen. Auf mich warteten neue Aufgaben und Ziele.





SHIMON AN-SKIS TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN

VIERTER TEIL



Mehr als ein Jahr lang, bis Ende 1916, war ich fern von Galizien und seinen Interessen. Meine geplante Reise nach England und Amerika war nicht zustande gekommen und so blieb ich nahezu die ganze Zeit in Petrograd, um mich um andere jüdische Belange zu kümmern.

Innerhalb dieses einen Jahres änderte sich die allgemeine Lage im Land immens. Der Krieg, dessen Ende nicht abzusehen war und von dem niemand mehr einen Sieg erwartete, erschöpfte die letzten Kräfte und ließ sowohl im Volk als auch in der Armee eine entsetzlich explosive Stimmung entstehen. Von Tag zu Tag wuchs im Land und ganz besonders in den beiden Hauptstädten die Not, die schrittweise zu Hunger wurde, mit seinen ersten Symptomen: den langen Schlangen vor den Bäckereien und Lebensmittelläden. Die Unzufriedenheit war schon nicht mehr einzudämmen und suchte sich Ausdruck in öffentlichen revolutionären Manifestationen. Der gemäßigte »progressive Block« der Duma[1] forderte ein verantwortliches Ministerium. Die Presse nahm einen drohenden Ton an und alle konnten die Unvermeidlichkeit der nahenden Katastrophe spüren.

Die Autokratie hatte jedes Gefühl für Selbsterhaltung verloren und rannte blindlings auf den Abgrund zu. Der unglückliche, leichtsinnige russische Belsazar[2] konnte und wollte die feurigen Buchstaben nicht sehen, die seine Niederlage verkündeten. Unter dem Einfluss des Trunkenbolds Rasputin und seiner Bande lachte er über die Stimmung, die im Land herrschte, provozierte die moderate Opposition und überwarf sich sogar mit der Schwarzhundert-Bewegung, die als einzige den Thron stützte. Es kam so weit, dass sogar die Großfürsten eine Verschwörung vorbereiteten, die damit begann, dass Rasputin ermordet wurde.

Aber, wie immer vor einem Sturm, herrschte an der Oberfläche des Lebens Stille. Die Panik und Erschütterung des Rückzugs im Jahr 1915 gingen vorüber. Der feindliche Angriff war aufgehalten worden. Während der Kriegspause im Winter hatte sich die Armee reorganisiert, hatte ausreichend Granaten und Munition erhalten, sodass sie im Sommer 1916 schlachtfähig war und bereits im Juni, Juli konnte die Brussilow-Offensive in Galizien stattfinden. Innerhalb von fünf oder sechs Wochen hatte er einen Großteil des geräumten Ostgali-

1 Der »progressive Block« setzte sich aus verschiedenen liberalen Parteien und moderaten Monarchisten zusammen, zu ihm gehörte auch Fürst Georgi Lwow.

2 Gemeint ist Nikolai II., in Anspielung auf die Geschichte vom Gastmahl des Belsazar in Daniel 5.

ziens und die ganze Bukowina eingenommen. Der Vormarsch auf die Karpaten begann von Neuem.

Im August-September 1916 erhielt ich einige Telegramme des Kiewer Hilfskomitees und von Dr. Lander mit der dringenden Bitte, ich solle mich sofort nach Galizien und in die Bukowina begeben, um Hilfe für die jüdische Bevölkerung zu organisieren. Also reiste ich nach Kiew.

Als ich die Front vor einem Jahr verließ, wusste ich, dass mit der Stadt Tarnopol eine kleine galizische »Ecke« in russischer Hand geblieben war. Es war unbegreiflich, wie die Russen sich dort halten konnten. Es herrschte allgemein die Auffassung, dass die Österreicher diesen Teil Galiziens aus strategischen Gründen einstweilen in Ruhe ließen und es nur eine Frage von Tagen oder höchstens Wochen wäre, bis sich die russische Armee auch von dort zurückziehen musste. Später, als der Vormarsch des Feindes vollständig beendet war, herrschte bei allen und auch bei mir die Auffassung, dass das übrig gebliebene »Stückchen« Galizien nur aus ein paar Städten und Dörfern bestand und man sich darüber kaum Gedanken zu machen brauchte.

Jetzt, als ich wieder nach Kiew zurückkam, konnte ich mich davon überzeugen, dass ich mich geirrt hatte. Den Russen war 1915 ein ganz beträchtliches Gebiet geblieben: Die zwei Gouvernements Tarnopol und Tschortkiw[3] mit einigen Dutzend Städten und Schtetlech und einer jüdischen Bevölkerung von etwa 100.000 Menschen. Brussilows Einmarsch fügte dem nochmals ein doppelt so großes Gebiet hinzu mit den Städten Butschatsch, Kolomea, Stanislau[4] sowie der gesamten Bukowina. So stellte es nun einen viele Tausend Quadratwerst umfassenden Landstrich dar, mit einer jüdischen Bevölkerung von einigen Zehntausend Seelen.

Sobald die russische Armee im Mai 1915 Lemberg verlassen hatte und die Tätigkeiten des Lemberger Hilfskomitees eingestellt worden waren, reiste Dr. F. Lander nach Tarnopol, erkundete dort die Lage, organisierte ein Komitee und vereinte es mit der Kiewer Hilfsorganisation. Von diesem Zeitpunkt an arbeitete Dr. Lander unermüdlich in dieser Region: Er fuhr durch die Städte und Schtetlech, verteilte Hilfe und ließ die Kiewer und Petrograder Hilfsorganisationen nicht in Ruhe. Er forderte von ihnen Hilfe für die ruinierte und von der ganzen Welt abgeschnittene jüdische Bevölkerung Galiziens. Die ganze Zeit arbeitete

3 Tschortkiw (Ukrainisch), Tschortkow (Russisch), Czortków (Polnisch), südlich von Tarnopol gelegen. Karl Emil Franzos wurde 1848 bei Tschortkiw geboren.

4 Butschatsch (Ukrainisch, Russisch), Buczacz (Polnisch), südlich von Tarnopol gelegen; Kolomea (Deutsch), Kolomyja (Ukrainisch, Russisch), Kołomyja (Polnisch), Colomeea (Rumänisch), westlich von Czernowitz gelegen; Stanislau (Deutsch), Stanyslawiw (Ukrainisch), Stanisławów (Polnisch), ab 1962 Iwano-Frankiwsk (Ukrainisch), im Karpatenvorland gelegen.

in Galizien gemeinsam mit Dr. Lander der Bevollmächtigte des Kiewer Komitees, Sh. Homelski.

Da Dr. Lander Militärdienst verrichtete und an sein Lazarett gebunden war, hatte er selbstverständlich nicht die Möglichkeit, alle Orte zu besuchen, um überall regelmäßig Hilfe zu leisten und auf die ganze jüdische Not zu reagieren, die in der Region herrschte. Deshalb lag die Hauptarbeit bei Herrn Homelski, der in dieser Beziehung sehr viel erreichte. In einem Zeitraum von sechzehn Monaten, vor meiner Ankunft und viele Monate danach, arbeitete er mit großer Hingabe, genauer gesagt mit wahrer Selbstaufopferung in Galizien. Nur ihm ist es zu verdanken, dass in allen Städten und Schtetlech die Bedürfnisse genau festgestellt und die von der Bevölkerung benötigte sachgerechte Unterstützung erfasst wurden. Überall waren Komitees organisiert und Budgets ausgearbeitet worden und jede Stadt und jedes Schtetl erhielt regelmäßig Hilfe. Es handelte sich hier nicht mehr um die früheren einmaligen Geldgeschenke, die ich oder wer auch immer zufällig in diese oder jene Stadt bringen konnte, sondern vielmehr um eine systematische Hilfe, die viele Hunderte oder Tausende jüdische Leben vor dem Hungertod rettete.

Nach Brussilows Einmarsch, als viele Dutzend Städte und Schtetlech dazukamen, die von Neuem ruiniert waren und Unterstützung benötigten, wurde es für Homelski unmöglich, die ganze Arbeit allein zu leisten. Hinzu kam, dass Dr. Lander in dieser Zeit krank wurde. Er musste nach Russland fahren und seine Tätigkeit auf unbestimmte Zeit unterbrechen. Deshalb hielt es das Kiewer Komitee für dringend notwendig, dass ich mich nach Galizien begebe und einen Teil der Arbeit übernehme.

Bei den Beratungen des Hilfskomitees in Kiew zu meiner künftigen Arbeit stellte sich heraus, dass mir neben der normalen Tätigkeit der Hilfsorganisation noch eine andere Aufgabe bevorstand, die der Vorsitzende Herr Grinberg folgendermaßen formulierte:

> »Wir stehen vor der Pleite!«, sagte er zu mir. »Das Budget für Galizien wächst von Monat zu Monat und hat jetzt schon 60.000 Rubel monatlich überstiegen. Gleichzeitig nehmen unsere Einkünfte immer mehr ab. Die Geldgeber sind in diesen zwei Jahren ›des Gebens müde geworden‹. Die ganze Sache ist für sie Alltag geworden. Um unsere Wohlhabenden zu ermuntern und dazu zu bringen, größere Summen zu spenden, brauchen sie schreckliche Ereignisse, blutige Katastrophen. Die gewöhnliche Not, die in Galizien herrscht, und sei es auch die bitterste, berührt sie nicht. ›Arme Menschen‹, sagen sie, ›haben wir genügend in Russland‹. Deshalb werden die Einkünfte immer geringer. Aus Petrograd Geld zu erhalten, wird auch immer schwieriger. Bereits seit zwei Monaten erhalten wir keinen Groschen mehr von dort, ungeachtet unserer Telegramme. So haben wir nun ein Defizit von beinahe 100.000 Rubel. Auf der anderen

Seite gehen wir davon aus, dass angesichts des gegenwärtigen Zustands das Hilfssystem für Galizien geändert werden muss. Bislang konnte die Hilfe nicht anders als philanthropisch sein. Nun aber, da sich das Verhalten der Obrigkeit gegenüber der Bevölkerung geändert hat und es vielen Flüchtlingen erlaubt wird, nach Hause in ihre Ortschaften zurückzukehren, muss das gesamte Hilfssystem auf eine andere Basis gestellt und in einer solchen Weise reorganisiert werden, dass die Bedürftigen auf ihren eigenen Beinen stehen können, ihre jüdischen Gemeinden organisieren und schrittweise selbst für ihre Armen sorgen können. Damit werden wir erreichen, dass Menschen nicht mehr vom Betteln leben müssen. Unser Komitee wird sein Budget nach und nach verringern und mit der Zeit vielleicht seine Tätigkeiten ganz einstellen können. Sicherlich wird man zu Beginn viel mehr Mittel benötigen. Aber, sehen Sie, für so einen Zweck wird es leichter sein, Geld zu beschaffen. Wenn wir unseren Begüterten eine Kalkulation zeigen, in der sich jeden Monat die Zahl der Hilfsempfänger verringert, werden sie sogar größere Summen geben.«

Kurz, das Komitee erteilte mir den Auftrag, die Lage in Galizien und der Bukowina zu erkunden und ein neues Hilfssystem auszuarbeiten. Ich willigte ein, aber aufgrund eines unerwarteten Umstands – ich wurde krank – konnte ich die Arbeit nicht sofort antreten, sondern erst Anfang Dezember abreisen.

In welcher Lage sich die Hilfsarbeit in Galizien befand, kann folgendes Telegramm gut illustrieren, das ich damals von Dr. Lander erhielt, der gerade seine Arbeit wieder aufgenommen hatte:

»Zweieinhalb Monate lang bin ich in Galizien und der Bukowina umhergefahren. Die Lage der jüdischen Bevölkerung ist kritisch. Das minimale Hilfsbudget liegt bei 40.000 Rubel monatlich. Das Kiewer Hilfskomitee hat keine Mittel und verweigert daher weitere Unterstützung. Im September habe ich persönlich (in Petrograd) eine Anfrage wegen der Lage in Galizien gestellt. Das ›JeKoPo‹[5] versprach uns die Fortsetzung der Hilfe. Im Namen der unglücklichen Bevölkerung, in meinem eigenen Namen, bitte ich Sie wie auch die anderen Mitglieder des ›JeKoPo‹ inständig, sich zu erbarmen und die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, um Hilfe für die nächsten Monate bereitzustellen. Ich beschwöre das ›JeKoPo‹, die von der ganzen Welt abgeschnittene Bevölkerung nicht hilflos zurückzulassen, nachdem das russische Judentum sie drei Jahre unterstützt hat. Ich bitte dringlich um Antwort an die Adresse des Kiewer Komitees. Dr. Lander.«

5 JeKoPo, vollständiger russischer Name »Ewrejski komitet pomoschtschi shertwam wojny« (»Das Jüdische Hilfskomitee für die Opfer des Krieges«), 1914 gegründet.

Kapitel 2

Ich fuhr Anfang Dezember nach Galizien und reiste bis Anfang März 1917 umher. In diesen drei Monaten besuchte ich viele Dutzend Orte, einige davon öfter. Aber noch ehe ich die Reise antrat, verschaffte ich mir zu einem gewissen Grad Klarheit über die Lage der jüdischen Bevölkerung in der besetzten Region.

Während dieses Jahres hatte sich die Lage der Juden in Russland radikal gewendet. Die Niederlage des Jahres 1915 und die Tatsache, dass Polen gänzlich von Russland abgeschnitten war, sorgten dafür, dass die Legende von der jüdischen Spionage verschwand. Man sprach nicht mehr davon und wenn sich doch jemand daran erinnerte, machte das auf niemanden mehr Eindruck. Mit der Versetzung von Großfürst Nikolai Nikolajewitsch und Januschkewitsch in den Kaukasus endeten die Massen-Ausweisungen der Juden aus den frontnahen Regionen und viele der Vertriebenen erhielten die Erlaubnis, in ihre Dörfer zurückzukehren. In dieser Zeit wurde das Zuzugsverbot für Juden in russische Städte aufgehoben und die völlige Abschaffung des Ansiedlungsrayons stand kurz bevor. Die Stimmung bezüglich der Juden war solchermaßen umgeschlagen, dass die Regierung Gelder zur Unterstützung der vertriebenen und ruinierten jüdischen Bevölkerung bereitstellte.

Diese neue Handlungsweise gegenüber den Juden in Russland spiegelte sich im Auftreten der örtlichen Behörden und sogar der Armee gegenüber der jüdischen Bevölkerung in Galizien wider.

Nach der Niederlage von 1915 wurden ungeachtet der strengen Zensur die Gräueltaten und schändlichen Verbrechen enthüllt, welche die russische Armee und die russische Obrigkeit in Galizien begangen hatten. Das rief sowohl in der Gesellschaft als auch in der Presse große Empörung hervor, besonders deshalb, weil all diese barbarischen Taten Russland in den Augen der Verbündeten zutiefst kompromittierte, denen man ohnehin ihr Bündnis mit dem wilden, grausamen Reich von Nikolai II. vorwarf. Die Regierung erkannte, dass Nikolai Nikolajewitsch und seine Bande den Bogen überspannt hatten, und leitete eine neue Politik hinsichtlich der Bevölkerung in den besetzten Gebieten in die Wege. In jenem Teil Galiziens, der bei den Russen verblieben war, führte man eine Zivilverwaltung ein. Anstatt die unwürdigsten und verbrecherischsten Elemente der Verwaltung als Beamte dorthin zu entsenden, setzte man mehr oder weniger anständige Männer mit höherer Bildung ein. Allmählich hörte der vorherige systematische Terror gegen die Bevölkerung auf, insbesondere die jüdische, in der man früher bloß Spione und Feinde gesehen hatte. Immerhin, die neue Obrigkeit begann sich offiziell für die Lage der Bevölkerung zu interessieren und sogar für ihre Bedürfnisse Sorge zu tragen. Das fast ausschließlich für Juden geltende furchtbare Verbot, von einem Ort zum anderen zu fah-

ren, wurde gelockert und in einigen Orten sogar ganz abgeschafft. Manchen Flüchtlingen erlaubte man, in ihre Dörfer zurückzukehren und ihr Heim wieder aufzubauen (Sokal, Kudrynzi, Tarnoruda, später Husjatyn, Salischtschyky und andere)[6]. Früher hatte jeder Kontakt von Militärs mit der Zivilbevölkerung als Verrat gegolten und jede Hilfsaktion war als Hilfe für den Feind verdächtig. Jetzt aber normalisierte die Obrigkeit offiziell die Beziehungen mit allen Hilfsorganisationen, darunter auch den jüdischen, und sorgte sogar oft selbst dafür, dass die Bevölkerung nicht verhungerte, medizinische Versorgung erhielt und ihre Wohnungen wieder herrichten konnte. Offiziell motiviert war dies durch die Befürchtung, es würden sich epidemische Krankheiten ausbreiten, mit denen sich die Armee anstecken könnte.

Selbstverständlich war es bei weitem noch kein Paradies. Wie früher schleppte man die Juden zur Zwangsarbeit, ließ sich bestechen und zeigte ganz offenen Judenhass. Außerdem hörten die bizarren Rundschreiben zu den Judenverfolgungen nicht auf. Der Befehl, Juden nicht mit Gewalt aus ihren Orten zu entfernen, führte zu folgendem Rundschreiben:

»Telegramm des Stabs des 30. Militärkorps.

Der Korpskommandant hat angeordnet, die Telegramme eines hohen Verwaltungsbeamten über die Anweisungen an die Armee zur Ausführung von entsprechenden Befehlen zugrunde zu legen:

Gemäß dem Befehl des Oberbefehlshabers wird die Zwangsverschickung während des Rückzugs gänzlich abgeschafft. Die Flüchtlinge, die sich freiwillig aus Galizien in unsere Gouvernements begeben, und die Grenzbewohner werden in die bestehenden (vorbestimmten?) Regionen von Wolhynien und Podolien verbracht. Diejenigen, die nach Galizien zurückzukehren begehren, sollen nicht aufgehalten werden, insofern festgestellt wird, dass sie von dort stammen. Die Flüchtlinge sind in die Kolonien der deportierten (deutschen?) Kolonisten zu verbringen. Die galizischen Juden sind nicht über unsere Grenzen zu lassen und jene, die gemeinsam mit den (christlichen?) Flüchtlingen bereits nach Russland vorgedrungen sind, sollen nach Möglichkeit nach Galizien zurückgeschickt werden. Derzeit befinden sich entlang der österreichischen Grenze Lager mit Juden, die schon früher aus den galizischen Frontabschnitten entfernt, jedoch nicht nach Russland gelassen worden waren. Es wird strikt befohlen, beim Rückzug unserer Armee und dem Überqueren der Grenze, die Lage zu sondieren, das heißt (?), einen Bogen um die Lager zu machen, um epidemische Infektionen zu vermeiden und energische Maßnahmen zu ergreifen, um die Juden auf die Seite des Fein-

6 Kudrynzi (Ukrainisch), Kudryńce (Polnisch), Kudrinzy (Russisch), südlich von Tschortkiw gelegen. Tarnoruda (Ukrainisch, Polnisch, Russisch). Salischtschyky (Ukrainisch), Saleschtschiki (Russisch), Zaleszczyki (Polnisch), südlich von Tschortkiw gelegen.

des zu drängen. Das Ziel all dieser zu verschiedenen Zeiten herausgegebenen Anweisungen zur Evakuierung besteht letztlich darin, dass der Feind bei seinem Einmarsch kein Brot vorfinden soll, kein Viehfutter, kein Kupfer, kein Vieh, keine Pferde oder andere lebende Kreaturen, die für die Truppen brauchbar sind. Es ist nicht gestattet, die dörflichen Gebäude, die die militärische Arbeit nicht stören, zu zerstören. Auch sind Raub und Gewalt streng zu bestrafen. Da die Zwangsverschickungen abgeschafft wurden, sind die Einwohner zu informieren, dass der Feind ohne jeden Zweifel Männer zwischen 18 und 50 Jahren einziehen wird und dass deshalb ihre freiwillige und frühzeitige Abreise erwünscht ist. Nummer 19125. Unterzeichnet: Mawrin. Husjatyn 4873 an Sangikow 2477. Kommandeur des Zehnten Korps Oberst Stawrakin.«[7]

Ein weiterer Befehl wurde an alle Korps ausgesandt:

»Der Oberkommandeur der Westfront ordnet an, außer den Ärzten sämtliche Personen jüdischen Glaubens aus den Kriegsgebieten zu entfernen, die beim Roten Kreuz, im Semstwo-Verband, im Städtebund, in der Tsafon-Hilfe[8] und in anderen freiwilligen Organisationen und Sanitätsvereinigungen dienen. Ärzte jüdischen Glaubens sind dort zu belassen, wo sie stationiert sind, um ihre Pflicht als Truppenarzt zu erfüllen. Gr. Kari. 16. März 1916, Nummer 837.«

Aber ungeachtet all dessen hatte sich das Auftreten der Obrigkeit gegenüber den Juden radikal verändert. Außer dem Wandel in der jüdischen Politik spielte auch eine Rolle, dass man sich in der zweijährigen Besetzung einfach aneinander gewöhnt hatte. In dieser Region waren keine Schlachten geschlagen worden. Es hatte keinen Anlass gegeben, die Juden einer Beziehung zum Feind zu verdächtigen. Schrittweise hatte man sich an den Anblick des Juden, an sein Gesicht, seine Kleidung, seine Lebensweise gewöhnt und angefangen, seine Fähigkeiten zu schätzen. Umgekehrt hatte die jüdische Bevölkerung schrittweise den Russen erlebt und sich an ihn gewöhnt. Viele hatten gelernt, Russisch zu sprechen, und es waren gegenseitiges Verständnis und gemeinsame Interessen entstanden.

Aber während sich die Lage der jüdischen Bevölkerung im okkupierten Galizien in politischer und administrativer Weise dadurch verbesserte, dass die Pogrome, die Verleumdungen, die Verschleppungen und wilden Verfolgungen

---

7 An-Ski fügt der jiddischen Übersetzung des Telegramms Kommentare in Klammern bei, die regionale, ethnische, konfessionale Aspekte hinterfragen.

8 Im jiddischen Original »tsafon-hilf« (von Hebräisch »tsafon« – »Norden«, wobei Russland mentalgeografisch häufig Nordeuropa zugeordnet wird), vermutlich gemeint das von Russland aus unterstützte Jüdische Hilfskomitee.

ein Ende hatten, so verschlechterte sie sich in ökonomischer, moralischer und psychologischer Hinsicht umso mehr.

In früheren Kapiteln hatte ich bereits Gelegenheit, die Zerstörung, die der Krieg selbst und die Politik der russischen Obrigkeit in der besetzten Region durch die Demolierung von Gutshöfen und die Verbannung vieler Bauern verursachten, zu beschreiben. Durch die allgemeine Unsicherheit wurden drei Viertel des Bodens nicht mehr bestellt. Der Rohstoffmangel und die Lahmlegung von Handel und Verkehr führten im Zusammenhang mit dem Bevölkerungsanstieg zur Schließung von Fabriken und Betrieben und sogar Handwerker blieben ohne Arbeit. Die wenigen verbliebenen Intellektuellen hatten, nachdem der Großteil von ihnen geflüchtet oder als Geiseln genommen und verschickt worden war, keinerlei Lebensgrundlage. Die Abgeschnittenheit von der Welt und das Reiseverbot, das selbst eine Fahrt in das nächstgelegene Dorf betraf, würgten jeglichen Handel ab. Kurzum, sämtliche Bevölkerungsschichten waren ruiniert und ohne jegliche Verdienstmöglichkeit. Das alles fühlte sich in der ersten Zeit der Okkupation nicht allzu schlimm an. Es gab erhebliche Vorräte an Getreide und verschiedenen Waren. Viele Unternehmungen und Arbeiten liefen dem Trägheitsgesetz entsprechend noch eine Zeit weiter. Die Intellektuellen und sogar die Handwerker besaßen noch gewisse Ersparnisse, die ihnen ermöglichten, ihre Ausgaben zeitweilig zu decken. Niemand schätzte die Lage als kritisch ein, denn man war sich sicher, dass die Besetzung nicht allzu lange dauern würde. Man ging davon aus, dass der Krieg nicht länger als ein paar Monate oder höchstens ein Jahr dauern würde. Die Katastrophe betrachtete man als ein vorübergehendes Phänomen, das es zu überstehen galt. Danach würde das Leben in der alten Ordnung weitergehen. Es gab viele Dramen und Tragödien, aber die Psyche, die moralische Stimmung in der Bevölkerung blieben in der ersten Zeit unverändert.

Ein ganz anderes Bild bot sich nach der zweijährigen Besetzung. In diesem Zeitraum hatten sich alle Vorräte an Waren und Getreide erschöpft. Der größte Teil der Bevölkerung hatte sein kleines Kapital verbraucht. Täglich nahm die Zahl der Notbedürftigen und Hungernden zu. Wie eine chronische Krankheit drang die Armut in sämtliche Glieder des Volksorganismus ein: Kleidung und Schuhe waren abgetragen und verschlissen. Wohnungen waren verwahrlost. Der Organismus wurde schwächer. Die Endlosigkeit des Kriegs und der Okkupation schwächten den Glauben und die Hoffnung auf eine schnelle Hilfe. Es breitete sich eine niedergeschlagene und pessimistische Stimmung aus. Die Abgeschnittenheit von der eigenen oder sonst einer Kultur, der Umstand, dass kultivierte Menschen über einen Zeitraum von zwei Jahren keine Zeitung zu sehen bekamen, kein neues Buch, keine Möglichkeit hatten, ein Theater oder Konzert zu besuchen, und sämtlicher politischer und gesellschaftlicher Interessen beraubt

waren – das führte zu einer Apathie, die fast schon an Verwilderung grenzte. Besonders schrecklich wirkte sich das auf die heranwachsende Generation aus, die Kinder. Nach dem ersten Einmarsch der Russen wurden alle Schulen und alle Lehranstalten geschlossen und Zehntausende Kinder blieben zwei Jahre lang ohne Unterricht und ohne Erziehung. Außer den wenigen, die die Möglichkeit hatten, zu Hause zu lernen, blieben alle anderen ohne Aufsicht, ohne Anleitung, wurden auf die Straße hinausgeworfen und all deren schrecklichen Einflüssen überlassen. Erst in der letzten Zeit war die Öffnung von Grundschulen wieder erlaubt worden, nicht aber von jüdischen.

Neben all dieser Mühsal litt die jüdische Bevölkerung noch unter einem anderen Unglück, das durch das wilde und grausame Vorgehen der russischen Militärmacht entstanden war und in diesen ohnehin zerbrochenen und zerstörten Leben zu einer besonderen Erschütterung und Verzweiflung führte.

Zu Beginn der Okkupation schickten die russischen Behörden viele Zehntausend Juden von Galizien nach Russland: in die Gouvernements Nischni Nowgorod und Pensa sowie nach Sibirien. Die Zwangsverschickung hatte kein System. Aus einigen Orten schickte man nur die Geiseln fort, die man genommen hatte, aus anderen die militärfähige jüdische Bevölkerung. Aus einigen Städten und Schtetlech entfernte man alle jüdischen Einwohner. Gewöhnlich geschahen die Verschickungen schnell und grausam, sodass die Deportierten nichts mit sich nehmen konnten. Es ist unbeschreiblich, was sie auf ihrem Weg ertragen mussten, wie viele aus Schwäche, an Hunger oder Krankheit starben. Am Zielort angekommen, erfuhren die Vertriebenen von Seiten der christlichen Bevölkerung einen warmen und herzlichen Empfang. Überall wurden Jüdische Hilfskomitees eingerichtet, welche die Flüchtlinge mit Essen und Kleidung versorgten und für sie Arbeit besorgten, sodass sich der Großteil der Flüchtlinge gut einfügen konnte und ein Auskommen fand. Einem Teil von ihnen, etwa viertausend der nach Pensa Verschickten, kam der amerikanische Konsul in Moskau zu Hilfe. Mit Geld, das in Amerika gesammelt worden war, zahlte er eine monatliche Unterstützung von zehn Rubeln pro Person.

Zu Beginn des Jahres 1916 wurde der Befehl gegeben, alle verbannten galizischen Juden (außer den Geiseln) zurückzubringen. Die Flüchtlinge nahmen die Verordnung mit größter Freude auf, es erwartete sie aber eine bittere Enttäuschung. Als sie nach viel Mühe und Bedrängnis Galizien erreicht hatten, wurde ihnen nicht erlaubt, in ihre Heimatorte zurückzukehren. In einigen Ortschaften begründete man das damit, dass in ihrer Umgebung Schlachten stattfänden, in anderen Fällen damit, dass die Schtetlech vollständig zerstört oder von militärischen Einrichtungen besetzt seien und die Rückkehrer sich nirgends niederlassen könnten. So schickte man die Zehntausenden zurückkehrenden Flüchtlinge hierhin und dorthin, in fremde Städte und Schtetlech. Dabei berücksichtigte

die Obrigkeit die Aufnahmekapazität der Orte nicht und schickte Tausende Menschen in kleine Dörfer. So wurden etwa in das Schtetl Skalat[9], in dem es insgesamt eintausend jüdische Einwohner gab, viertausend Flüchtlinge aus Pidwolotschysk und Husjatyn verfrachtet. Auf dieselbe Weise verteilte man auch die übrigen Flüchtlinge. Die fünftausend Bewohner von Snjatyn[10] brachte man in Tschortkiw und Jahilnyzja[11] unter. Viertausend Bewohner aus Husjatyn kamen nach Skalat und Kopytschynzi[12]; tausendfünfhundert kamen von Skala-Podilska[13] nach Borschtschiw[14] und Oserjany; fünftausend von Pidwolotschysk nach Tarnopol und Skalat. Die Einwohner von Salischtschyky verfrachtete man nach Chorostkiw[15]; die Bewohner von Otynija[16] nach Hrymajliw[17] etc. Außerdem wurden zweitausendfünfhundert Seelen aus den Dörfern in der ganzen Gegend verteilt. Insgesamt verteilte man so über fünfunddreißigtausend zurückgekehrte Flüchtlinge.

Die Situation dieser Flüchtlinge war furchtbar. Wie bitter auch die Lage der galizischen Juden war, so hatte doch jeder seinen Platz, befand sich in seinem eigenen Umfeld. Die ausgehungerten, verarmten, desorientierten Flüchtlinge fanden sich nach einer langen schrecklichen Reise ohne jeglichen Haushalt an fremden Orten in einer schauderhaften Lage wieder, wo die Not auch ohne sie bereits groß genug war.

Sie waren eine schwere Last für die dortige Bevölkerung, zumal die armen jüdischen Gemeinden nicht einmal die Möglichkeit hatten, ihre eigenen Armen zu unterhalten oder ihnen zumindest in gewissem Maße zu helfen. Aber soweit man dazu imstande war, musste man dennoch den Ankommenden helfen. Sie sollten wenigstens nicht unter freiem Himmel bleiben müssen und einen Unterschlupf erhalten. Das rief eine ungeheure Wohnungsnot hervor, die allein schon

9 Skalat (Ukrainisch, Russisch), Skałat (Polnisch), nordöstlich von Tarnopol gelegen.
10 Snjatyn (Ukrainisch, Russisch), Śniatyn (Polnisch), etwa 100 Kilometer südöstlich von Iwano-Frankiwsk (Stanislau) gelegen.
11 Jahilnyzja (Ukrainisch), Jagelniza (Russisch), Jagielnica (Polnisch), südwestlich von Tschortkiw gelegen.
12 Kopytschynzi (Ukrainisch), Kopytschinzy (Russisch), Kopyczyńce (Polnisch), nordöstlich von Tschortkiw gelegen.
13 Skala-Podilska (Ukrainisch), Skala-Podolskaja (Russisch), Skała Podolska lub Skała (Polnisch), südöstlich von Tschortkiw gelegen.
14 Borschtschiw (Ukrainisch), Borschtschjow (Russisch), Borszczów (Polnisch), südöstlich von Tschortkiw gelegen.
15 Chorostkiw (Ukrainisch), Chorostkow (Russisch), Chorostków (Polnisch), südlich von Tarnopol gelegen.
16 Otynija (Ukrainisch, Russisch), Ottynia (Polnisch), südlich von Iwano-Frankiwsk gelegen.
17 Hrymajliw (Ukrainisch), Grimailow (Russisch), Grzymałów (Polnisch), südöstlich von Tarnopol gelegen.

dadurch verschärft wurde, dass viele Wohnungen verwüstet und die größten Gebäude von der Militärmacht besetzt worden waren. Man quetschte sich bis zur Erstickung zusammen, vier bis fünf Familien belegten einen kleinen Raum. Man belegte alle großen und kleinen Gebetshäuser, sämtliche Speicher und Ställe. Diese Enge, verbunden mit der Hungersnot, hatte Epidemien zur Folge. Im ersten halben Jahr, noch ehe man Zeit hatte, Hilfe für die Flüchtlinge zu organisieren, starben über fünftausend der fünfunddreißigtausend Rückkehrer an Hunger oder irgendwelchen Seuchen!

Von den gesellschaftlichen Hilfsorganisationen reagierte der Semstwo-Verband früher und handfester als alle anderen auf die Not der galizischen jüdischen Bevölkerung.

Bereits Ende 1915 übernahm der Semstwo-Verband die Organisation von Hilfe für die Bevölkerung der besetzten Region. In einem Großteil der Städte und Schtetlech richtete er Essensausgaben ein, wo sowohl die christliche als auch die jüdische geflüchtete Bevölkerung täglich ein Pfund Brot pro Erwachsenen beziehungsweise ein halbes Pfund pro Kind und einen Schöpflöffel Suppe oder trockene Graupen bekam. Wie groß die Zahl der zu Versorgenden war, konnte man daran sehen, dass der Semstwo-Verband allein für die jüdische Bevölkerung monatlich 107.000 Rubel aufbrachte. Neben den kostenlosen Suppenküchen richtete er kooperative Läden ein, wo Lebensmittel zum Selbstkostenpreis verkauft wurden, das heißt zwei oder drei Mal billiger als der Marktpreis.

Sehr viel tat der Semstwo-Verband hinsichtlich der Organisation von medizinischer Hilfe für die Bevölkerung vor Ort. Er richtete an vielen Orten Krankenhäuser und Ambulanzen ein und führte einen permanenten Kampf gegen Epidemien und insbesondere gegen den Hungertyphus.

Außerdem errichtete der Semstwo-Verband an sechs Orten Kinderheime (»Okhronkes«) für jüdische und christliche Kinder. Insgesamt befanden sich in den sechs Kinderheimen über tausend jüdische Kinder (in Tarnopol 325, in Oserjany 208, in Skalat 200, in Tschortkiw 125, in Hrymajliw 115 und 100 in Borschtschiw). Das Auftreten der christlichen Leiter gegenüber den jüdischen Kindern war sehr positiv.

An vielen Orten organisierte der Verband Hilfe für Frauen.

Als das Kiewer Hilfskomitee Anfang 1916 dazu überging, eine systematische Hilfe für die jüdische Bevölkerung in Galizien zu organisieren, konzentrierte es sich auf jene Bedürfnisse, die der Semstwo-Verband nicht abdeckte. Es sorgte verstärkt für die Verköstigung von alten Menschen, Kindern, chronisch Kranken und Rekonvaleszenten (Weißbrot, Milch, Eier, einmal wöchentlich Fleisch); für Wohnungen, Heizung, die Reparatur von Schuhen, Hilfe für Rabbiner, Schächter und andere für das jüdisch-religiöse Leben wichtige Personen. Es richtete Chederschulen ein und organisierte dort medizinische Hilfe, wo sie nicht durch

den Semstwo-Verband geleistet wurde. Unterstützung erhielten vor allem die Geflüchteten. Den lokalen Armen half man nur in Ausnahmefällen, mit nur einem Zehntel des allgemeinen Hilfsbudgets.

Zu Frühlingsbeginn 1916 begann der Semstwo-Verband, seine Hilfsmittel für die Flüchtlinge zu kürzen. Er registrierte sie, um die Zahl der »Arbeitsfähigen« zu ermitteln und sie aus der Liste der Hilfsempfänger zu streichen. Auf diese Weise wurde mehr als die Hälfte gestrichen. Somit verblieben in Tarnopol von den zweitausend, die Essen in den Suppenküchen erhielten, nur mehr sechshundert Kinder. Schrittweise verschwanden die Armenküchen in Hrymajliw, Terebowlja[18], Budaniw[19], Chorostkiw, Kopytschynzi, Oserjany, Borschtschiw, Koroliwka[20] und Melnyzja-Podilska[21]. Übrig blieben nur Tarnopol, Sbarasch[22], Tschortkiw, Skalat, Jahilnyzja, Kolomea und Stanislau.

Sogar in jenen Orten, in denen die Essenausgabe für eine kleinere Zahl an Flüchtlingen bestehen blieb, verschlechterte sich die Organisation von Tag zu Tag: Man fing an, das Brot nur alle zwei oder drei Tage auszuteilen, später gab es sogar nur einmal in der Woche eine tägliche Ration, was man mit Brotmangel begründete.

Noch schlimmer war es mit den kooperativen Läden. In nahezu keinem Ort hatten Juden Anteil an der Verwaltung dieser Geschäfte, die von ortsansässigen Polen und Ruthenen übernommen worden waren. Sie verhielten sich gegenüber den Juden sehr schlecht, sodass diese die Geschäfte mieden. In manchen Läden wurden Juden keine Lebensmittel verkauft oder es wurden für sie bestimmte Zeiten festgelegt, wie etwa einmal wöchentlich zwei Stunden (Tarnopol), oder gar der Schabbat als Tag festgelegt, um den Juden etwas zu verkaufen. In Tschortkiw war am Kooperationsladen des Semstwo-Verbands sogar die Aufschrift angebracht:

> »Laut Befehl der Behörden ist es verboten, Waren an Juden zu verkaufen.«

Man begründete diese Ausgrenzung damit, dass Juden jene billigen Waren nicht brauchten und mit ihnen nur Geschäfte machen würden.

---

18 Terebowlja (Ukrainisch, Russisch), Trembowla (Polnisch), südlich von Tarnopol gelegen.

19 Budaniw (Ukrainisch), Budanow (Russisch), Budzanów (Polnisch), zwischen Tarnopol und Tschortkiw gelegen.

20 Koroliwka (Ukrainisch), Koroljowka (Russisch), Korolówka (Polnisch), südöstlich von Tschortkiw gelegen.

21 Melnyzja-Podilska (Ukrainisch), Melniza-Podolskaja (Russisch), Mielnica Podolska (Polnisch), südöstlich von Tschortkiw gelegen.

22 Sbarasch (Ukrainisch, Russisch), Zbaraż (Polnisch), nordöstlich von Tarnopol gelegen.

In vielen Ortschaften wurden die Krankenhäuser und Ambulanzen, wo Juden medizinische Hilfe erhalten hatten, aufgelöst.

All das machte eine Erweiterung der Tätigkeiten des Kiewer Hilfskomitees erforderlich. Die »Arbeitsfähigen«, die vom Semstwo-Verband gestrichen worden waren, brauchten nicht weniger Hilfe als die Arbeitsunfähigen, da sie nirgendwo Arbeit bekommen konnten. Die Zwangsarbeit, zu der man Tausende von Juden geschickt hatte, wurde zwar offiziell bezahlt, nur von diesem Geld sahen die jüdischen Arbeiter nie auch nur einen Groschen. Das Hilfskomitee musste nicht nur die Speisung der arbeitsfähigen Flüchtlinge übernehmen, sondern auch des Großteils der lokalen Hilfsbedürftigen, ganz besonders der Intellektuellen, deren Lage keineswegs besser war als die der Flüchtlinge. Deshalb stieg von Monat zu Monat das Budget für die galizische Hilfe an und lag am Ende des Jahres bei über 50.000 Rubel.

Kapitel 3

Tarnopol ist nach Lemberg die größte Stadt in Ostgalizien. Sie ist auch eine der ältesten jüdischen Städte, reich an historischen Denkmälern und Erinnerungen, mit großen Namen aus sowohl der orthodoxen Kultur als auch der Haskala. Die steinerne Synagoge von Tarnopol ist eine der ältesten und schönsten in Galizien.

Tarnopol hat kaum unter den Schlachten gelitten, die der Einmarsch der russischen Armee mit sich brachte. In der Stadt sah man keine niedergebrannten Viertel oder zerstörte Häuser. Bei meiner Ankunft machte die Stadt auf mich einen friedlichen und belebten Eindruck; die Straßen voll von Passanten, alle Geschäfte und Läden geöffnet, auf dem Markt lebhafter Handel. Beim näheren Hinsehen zeigte sich jedoch, dass das Publikum auf den Straßen, dem Markt und dem Bahnhof hauptsächlich aus Militär, Sanitätern, Barmherzigen Schwestern und einfach Russen bestand. Rundherum hörte man nur Russisch. Von der lokalen Zivilbevölkerung war kaum jemand zu sehen. Überhaupt war kaum jemand aus der bourgeoisen und gebildeten Schicht auszumachen, die bürgerlich und oft sogar reich und elegant gekleidet gewesen war. Die wenigen Passanten aus der Bildungsschicht trugen nun alte und verschlissene Sachen. Sie bewegten sich unsicher, traurig, still und behutsam durch die Straßen. Ausgezehrte, verzagte Gesichter mit nachdenklichen und traurigen Blicken. An nahezu allen Läden sah man russische Schilder mit schrecklichen Fehlern. Auf Schritt und Tritt begegnete man Schildern mit Aufschriften wie »Russischer Laden«, »Russischer Handel«. Und in den Läden saßen auch tatsächlich Russen, mit ihren unverkennbaren Gesichtern, Hemden. Das waren Händler, zugereist aus Kaluga, Tula, Moskau und anderen russischen Städten, die mit Unterstützung

der Verwaltung hier gute Geschäfte machten. Die Läden und Geschäfte hatten zwar geöffnet, aber der Handel darin war tot. Man sah keinen einzigen Juwelier, kein einziges Geschäft mit gehobenen Luxuswaren. In anderen Läden standen die Regale leer, in den Fenstern lagen verirrt, verstaubt Unterwäscheartikel oder Parfumfläschchen, die aus früheren Zeiten dageblieben waren. Auf dem Markt wurde hauptsächlich mit Lebensmitteln und den notwendigsten Dingen gehandelt: Brötchen, Schweineschmalz, Zigaretten.

Dieselbe Verwahrlosung wie in den Geschäften machte sich auch in den Straßen und Häusern breit: die Straßen schlammig und voller Müll; die Häuser vernachlässigt, nicht renoviert. In der ganzen Stadt war kein einziges neu gebautes Haus zu sehen. An zwei oder drei Stellen standen große, nach Kriegsbeginn nicht mehr fertiggestellte Gebäude.

Mit Einbruch der Dunkelheit begann die Zivilbevölkerung von den Straßen zu verschwinden und nach neun Uhr traf man keine Zivilisten mehr an, sie hatten Ausgangsverbot. Die Straßen waren nun ausschließlich in der Hand des Militärs.

Mir reichte ein Tag in Tarnopol, um die tatsächliche Stimmung in der besetzten Stadt zu erfassen. Ich nahm sie als eine große europäische, kultivierte Stadt wahr, jetzt aber erstickt, verschmutzt und ausgezehrt, als hätte ihr jemand das Leben ausgesaugt und ließe sie nun an einer tödlichen Krankheit langsam und hilflos sterben. Dasselbe sah ich später in fast allen größeren und kultivierten Städten der okkupierten Zone. Sie alle schienen zu sterben.

Zuallererst schloss ich Bekanntschaft mit dem lokalen Hilfskomitee. Wie in anderen Städten auch, war das Hilfskomitee in Tarnopol willkürlich, ohne Zustimmung der Bevölkerung, gebildet worden. Der Bevollmächtigte des Kiewer Hilfskomitees hatte an jedem Ort Personen aufgesucht, die über ein gewisses Ansehen und Bekanntheit verfügten und die dort noch verblieben waren, Menschen, die ehemals das gesellschaftliche Leben gestaltet hatten, und Mitglieder der Kultusgemeinde. Normalerweise lud er zusammen mit ihnen auch den Rabbiner ein, falls dieser noch in der Stadt war. Gemeinsam mit ihnen beurteilte der Bevollmächtigte die Lage in der Stadt und sie organisierten üblicherweise aus ihren Reihen ein Komitee, das später vom Kiewer Komitee bestätigte wurde. Obwohl der größte Teil der gebildeten und wohlhabenden Personen mit den Österreichern abgezogen war und man von den Zurückgebliebenen viele als Geiseln verhaftet hatte, fanden sich in den großen Städten wie Tarnopol, Tschortkiw und Czernowitz einige gebildete Aktivisten, die Hilfskomitees bilden und die Arbeit organisieren konnten, wie es sein sollte. Viel schlimmer stand es in den kleinen Schtetlech, wo es auch früher schon kaum Intellektuelle gegeben hatte, die sich für öffentliche Angelegenheiten interessierten. So geschah es, dass man sich dort mit gewöhnlichen Bürgern begnügte, die selbst Hilfe benötigt hätten

und beim besten Willen nicht imstande waren, ein Komitee so zu leiten, wie es sich gehörte. Auf diesem Boden gediehen Spannungen und Unzufriedenheit in der Bevölkerung. Nirgendwo aber kam mir zu Ohren, dass man die Komitees der kleinen Schtetlech verdächtigte, unehrlich zu handeln.

Dem Tarnopoler Komitee traten einige ehrenwerte und angesehene Mitglieder der Kultusgemeinde bei wie Professor Rosenboym, Yitskhak Nakht und Herr Tauber. Vorsitzender war Herr Tauber, ein orthodoxer Jude und wohlhabender Händler. Er arbeitete viel für das Komitee und wurde dabei von seinem Sohn unterstützt, einem intelligenten Menschen.

Das Budget des Komitees für den Monat Dezember überstieg 20.000 Rubel, etwas weniger als der Voranschlag für ganz Galizien. Die ersten Worte, die man im Komitee an mich richtete, waren, dass die Summe zu knapp sei und deutlich vergrößert werden müsse. Auf meinen Hinweis, dass ich es nicht für richtig halte, wenn Tarnopol, das so viele reiche Menschen habe, die den Armen zu Hilfe kommen könnten, die Hälfte des Gesamtbudgets verschlingen würde, antwortete mir Herr Tauber:

»Was die Stadt betrifft, so gibt es hier nur eine begrenzte Anzahl von Menschen, die irgendein Vermögen oder Einkommen haben – und diese geben mehr, als sie können für die hiesigen Notbedürftigen, denen sonst keiner zu Hilfe kommt. Der Semstwo-Verband und das Kiewer Komitee unterstützen nur die Flüchtlinge, und davon gibt es in Tarnopol etwa zehntausend. Man ist von überall herbeigeströmt, aus den Schtetlech und den Dörfern. Hier befinden sich Flüchtlinge aus Orten, die an Österreich zurückgegangen sind, und insbesondere jene, die aus Russland zurückgekommen sind, denen man die Heimreise nicht erlaubt hat. Es sind etwa tausend Familien aus Rohatyn[23] und sechshundert aus Pidwolotschysk da. Alles in allem befinden sich Flüchtlinge aus hundertzweiundzwanzig Orten hier. Zu Beginn hatte der Semstwo-Verband fünftausenddreihundert Personen geholfen, ein Pfund Brot an Erwachsene und ein halbes Pfund an Kinder, drei Stücke Zucker für zwei Tage, ein wenig Graupen und Bohnen verteilt. Danach, als die ›Arbeitsfähigen‹ (die nirgendwo Arbeit finden können) gestrichen worden waren, blieben nur dreitausendfünfhundert übrig, die Hilfe bekamen, darunter tausendsiebenhundert Flüchtlinge. Vom 20. Mai bis Ende Juli spendete der Verband keine Lebensmittelhilfe mehr, sondern gab Bargeld aus, 18 Kopeken pro Mann. Das waren insgesamt 20.700 Rubel pro Monat. Die Bevölkerung war damit zufrieden, aber der Gouverneur verbot die Auszahlung von Bargeld und der Semstwo-Verband teilte wieder Lebensmittel aus … Daher muss unser Komitee jetzt auch die ›Arbeitsfähigen‹ unterstützen. Dazu noch vergrößert sich von Monat zu Monat die Zahl der Hilfsbedürftigen. Menschen, die vor einem halben Jahr noch selbst spendeten, sehen sich

23 Rohatyn (Ukrainisch, Polnisch), Rogatin (Russisch), nördlich von Iwano-Frankiwsk gelegen.

jetzt genötigt, um Hilfe zu bitten. Die Mittel sind erschöpft. Es gibt bei uns Gutsbesitzer, Millionäre, die in österreichischen Banken viel Geld und in den okkupierten Orten Häuser und Güter haben und die hier verhungern. Für sie müssen Leihkassen eingerichtet werden. Dann noch die anderen Bedürfnisse: Schuhe, Kleidung, Heizung, Wohnungen …«

Selbstverständlich hatte er Recht. Um die Not zu lindern, brauchte man vielleicht zehn Mal mehr, als das Kiewer Komitee anwies. Aber in der Provinz war die Not nicht kleiner, sondern vielleicht sogar größer als in Tarnopol – es blieb also die schwierige Frage, warum Tarnopol die Hälfte des Budgets zukam.

Wir begaben uns zum Lokal des Komitees. Dort gab es ein ganzes Büro, in dem sechs Menschen arbeiteten. Diesem Umstand war es zu verdanken, dass ideale Ordnung herrschte. Die Bücher wurden sehr genau geführt, ich konnte jedoch nirgendwo die Unterschriften derjenigen finden, die Unterstützung erhielten. Darüber hinaus fand ich, dass neunhundert Rubel an Aufwendungen monatlich für das Büro zu viel seien. Herr Tauber erklärte mir, dass jene Menschen, die im Komitee arbeiteten, Intellektuelle seien, die Hilfe benötigten und die man so oder so unterstützen müsste.

Die hauptsächliche Unterstützung, die das Komitee gewährte, war zusätzliche Nahrung für Kranke, Alte und Kinder. Sie wurde in Lebensmitteln geleistet: Weißbrot, Eier und Milch. Manchmal gab es Fleisch. Die Mitglieder des Komitees hatten eingesehen, dass es bequemer wäre, Geld statt Lebensmittel zu verteilen, aber das Kiewer Komitee stimmte dem nicht zu. Jetzt bat man mich, das Kiewer Komitee davon zu überzeugen. Die Begründung war, dass Geld leichter zu verteilen sei. Die Hilfsempfänger müssten nicht stundenlang warten und könnten für zwei Wochen gleich alles bekommen. Mir erschien das aber nicht logisch, denn die Hilfsbedürftigen würden sich mit den paar Kopeken, die sie erhielten, nicht genau das kaufen, was sonst an sie verteilt würde, und damit wäre das Ziel einer Verbesserung der Ernährung verfehlt.

Ich verbrachte etliche Stunden im Komitee, als die Hilfeleistungen verteilt wurden. Ich sah die Flüchtlinge, abgezehrt, nackt, barfuß, die Schatten ihrer selbst, und hörte mir ihre Klagen und Bitten an. Beinahe jeder bat um etwas: um noch ein Glas Milch, ein zusätzliches Ei. Und jeder verwies dabei auf seine Krankheit, seine Schwäche und die Mühsal, die er ausgestanden hatte. Vom Komitee ging ich in die Stadt. Ich besuchte einige Wohnungen, wo sich vier bis fünf Familien in ein Kämmerchen quetschten. Und sah noch mehr ausgemergelte, ausgezehrte Menschen und hörte die Seufzer und Berichte von ihrer Not. Als ich all dem zuhörte, erkannte ich, wie sehr sich die Lage der jüdischen Bevölkerung in den eineinhalb Jahren, die ich nicht in Galizien gewesen war, verschlimmert hatte.

Noch ärger zeigte sich die Tragödie an den Kindern. Da seit der Okkupation vor eineinhalb Jahren die Schulen geschlossen waren, waren die Kinder verwahrlost. Barfuß, zerlumpt, ausgezehrt, mit gelben Gesichtchen und weit aufgerissenen, fiebrig brennenden Augen rannten sie ohne Aufsicht durch die Straßen umher wie verirrte Seelen und wurden von allem Schund und Schmutz der Straße vergiftet.

»Ich habe selbst gesehen«, erzählte mir Homelski, »wie ein zwölfjähriger Junge auf der Straße zu Offizieren ging und ihnen seine zehnjährige Schwester anbot!«

Und andere Kinder im selben Alter dienten den Soldaten als Führer zu den Bordellen.

Nur mit größter Mühe konnte die Obrigkeit davon überzeugt werden zu erlauben, mit den Kindern zu »beten«. Unter diesem Vorwand richtete man Cheder ein, die als Gebetshäuser bezeichnet wurden. Angemeldet waren für die Chederschulen achthundert Jungen, aber nicht mehr als achtzig besuchten sie. Die übrigen hatten keine geeignete Kleidung oder waren bereits so tief im Gossenleben versunken, dass man sie nicht mehr zwingen konnte, den Cheder zu besuchen.

Für Mädchen hatte der Semstwo-Verband ein Kinderheim eingerichtet, das dreihundertfünfzig Kinder beherbergte. Den größten Teil von ihnen hatte man aus der Prostitution geholt.

Auf der Straße sah ich ältere Juden mit Schläfenlocken, die die Straße reinigten. Bei eisigem Frost standen sie halbnackt da.

»Der Mangel an Kleidung und besonders Schuhen für die Zwangsarbeiter und die Cheder-Kinder ist furchtbar«, berichtete mir ein Mitglied des Komitees, das mich begleitete. »Früher holte man täglich fünfhundert oder sechshundert Menschen zur Zwangsarbeit. Nur im Sommer war das nicht so schlimm. Heute holt man zwischen hundert und hundertzwanzig und man kann ihr Leid gar nicht mitansehen. Sie erfrieren einfach.«

Die Tragödie war umso schlimmer, da in Kiew Kleidung für die Unglücklichen gesammelt worden war; ganze fünfundzwanzig Ballen im Wert von 200.000 Rubel. Um sie nach Galizien zu bringen, hätte man vier Waggons gebraucht. Seit mehr als drei Monaten lagen nun die Sachen schon in einem Lagerhaus in Proskurow[24] und es waren einfach keine Waggons aufzutreiben. Ein paar Tage nach meiner Ankunft in Tarnopol erhielt ich die Nachricht, dass es in dem Spei-

24 Proskurow (Russisch, zeitgenössisch), Proskuriw (Ukrainisch), seit 1954 Chmelnyzkyj (Ukrainisch), östlich von Tarnopol gelegen.

cher, wo die Sachen gelagert wurden, ein Feuer gegeben hatte und viele Ballen mit Decken verbrannt waren. Erst einen Monat später kamen die Sachen an, die vom Feuer verschont geblieben waren.

Ich konnte in Tarnopol nur ein paar Tage bleiben. Meine weitere Reiseroute führte mich nach Skalat, Hrymajliw, Chorostkiw, Kopytschynzi, Suchostaw[25], Probischna[26], Tschortkiw und danach Czernowitz und andere Städte in der Bukowina. Ich reiste mit einem Pferdeschlitten. Startpunkt meiner Reise war Herrn Taubers Wohnung, wohin mich einige Mitglieder des Komitees begleitet hatten. Als die Schlitten bereits vor dem Haus standen, kam eine junge Frau mit strengem, intelligentem Blick daher und erzählte mir mit sich überschlagender Stimme, dass ihre zwei Brüder verhaftet worden waren. Man beschuldigte sie der Spionage. Selbstverständlich waren sie unschuldig, dennoch konnten sie leicht verurteilt werden. Gemeinsam mit den beiden gab es noch sechs (oder acht) weitere Beschuldigte. Das Kiewer Komitee nahm sich des Prozesses an und bestellte einen Verteidiger für alle Angeklagten. Die Schwester der zwei Angeklagten wollte aber für ihre Brüder einen eigenen Anwalt nehmen, der jedoch eine große Summe Geld, fünfhundert Rubel, verlangte. Sie hatte alles verkauft und versetzt, was sie besaß, und zweihundert Rubel zusammengekratzt. Nun kam sie zu mir, ich solle das Hilfskomitee überzeugen, die restlichen dreihundert Rubel für den Anwalt aufzubringen.

Sie erzählte mir alles mit tränenüberströmtem Gesicht.

Ich war über den Prozess bereits informiert. Viele Menschen hatten mir ihre Brüder als sehr anständige und kluge Männer beschrieben. Die ganze Beschuldigung war verdächtig. Der ältere Bruder war auf eine Denunziation hin verhaftet worden. Daraufhin ging der jüngere Bruder, um sich für ihn einzusetzen. Er wurde ebenfalls verhaftet, sein Haus durchsucht und unter einem Waschbecken der Plan einer Befestigungsanlage gefunden. Eine fantastische Geschichte!

Ich beruhigte die junge Frau und versprach ihr, dass ihr der Anwalt sicher sei. Sie hörte mir zu, die Tränen wollten aber nicht aufhören zu fließen. In diesem Moment wandte sich jemand mit einer Frage an sie. Sie antwortete ruhig und sachlich auf Polnisch, als hätte sich der Tränenschleier von ihrem Gesicht gehoben. Und ich spürte, dass die Tränen, die über ihr Gesicht flossen, nicht mir galten, um meine Mithilfe zu erbitten, sondern dass es ältere Tränen waren, die sie vielleicht nicht einmal mehr spürte.

Ich setzte mich in Kiew bezüglich des Advokaten ein, aber das Kiewer Hilfskomitee hielt einen eigenen Anwalt für die zwei Beschuldigten für überflüssig.

---

25 Suchostaw (Polnisch, Ukrainisch, Russisch), nördlich von Tschortkiw gelegen.

26 Probischna (Ukrainisch), Probeschnaja (Russisch), Probużna (Polnisch), östlich von Tschortkiw gelegen.

Der Prozess fand Ende Februar statt und die Richter verurteilten viele der Beklagten, darunter auch die zwei Brüder, zum Tode. Das Urteil ging zur Bestätigung an den Oberbefehlshaber Brussilow. Eine Delegation fuhr zu ihm, um eine Begnadigung für die Verurteilten zu erbitten. Glücklicherweise erreichte ihn das Urteil zur selben Zeit wie die Nachricht von der Revolution und er begnadigte sie alle. Das waren die Ersten, deren Leben durch die Revolution gerettet wurde.

Kapitel 4

Das Gouvernement Tarnopol und ein Teil des Tschortkiwer, bis zum Schtetl Towste[27], blieben ganze zweieinhalb Jahre bei Russland. Die Österreicher hatten sich beinahe kampflos aus dem Gebiet zurückgezogen, weshalb die Städte und Dörfer unversehrt geblieben waren. Ich war von Tarnopol bis nach Tschortkiw und sogar noch weiter bis ins etwa 150 Werst entfernte Towste gereist und fand auf dem Weg keine einzige zerstörte Stadt, nicht einmal ein verbranntes Dorf. Nur die Gutshöfe, meistens jüdische, waren ausgeraubt und verwüstet.

Ich fuhr auf der Landstraße. Da und dort waren die Spuren des Kriegs sichtbar: halb eingestürzte Schützengräben, Stacheldrahtzäune, umgeworfene Telegrafenmäste. Das alles machte auf mich den Eindruck, als wäre hier vor vielen Jahren eine Armee durchgezogen und als wäre seitdem die Gegend verlassen worden und von da an in dem Zustand verblieben, wie sie der Kriegssturm zurückgelassen hatte. Die abgesägten Telegrafenmasten waren liegen geblieben oder neigten sich schräg zur Seite. Die zerrissenen Drähte hingen herab wie die Fäden eines zerfetzten Gewandes, zitterten, schaukelten und summten im Wind. Die Schlaglöcher auf der Landstraße waren die ganzen zweieinhalb Jahre nicht ausgebessert worden.

Mein Kutscher, ein Goi aus einem Dorf, erzählte mir, dass auf einem Großteil der Äcker nicht ausgesät worden war. Unweit von hier hätten Kämpfe stattgefunden und man habe nicht gewusst, was der nächste Tag bringen würde, deshalb hätte man das Saatgut gespart. Außerdem hätten in neun Landkreisen die Mäuse die Triebe aufgefressen. Nur in drei Kreisen sei die Saat unversehrt geblieben.

»Seid ihr Unierte?«, fragte ich ihn.

»Ja, Unierte … Wir waren Unierte …«, antwortete er seufzend.

»Was heißt ›waren‹? Hat man euch gezwungen, zum orthodoxen Glauben überzutreten?«

---

27 Towste (Ukrainisch), Tłuste (Polnisch), Tolstoje (Russisch), südlich von Tarnopol gelegen.

Er schwieg eine Weile und antwortete dann diplomatisch:

»Wir haben getan, wie uns befohlen wurde.«

Dann fügte er hinzu:

»Es ist nicht gut, dass man all unsere Schulen geschlossen hat. Die Kinder wissen nichts von unserem Gott, nichts von unserem Vater.«
»Wie habt ihr euch gegenüber den Juden verhalten?«, fragte ich weiter.
»Den Juden? … In ihren Händen waren alle ›Bamkes‹.«

Erst später verstand ich, dass er sagen wollte, sämtliche Banken seien in jüdischer Hand gewesen. Ich habe das nicht weiterverfolgt.

Wir hielten in einem Gasthaus, um eine Erfrischung zu uns zu nehmen. Das Gasthaus bestand aus einem einzigen großen Raum, in dem sich die Wirtsleute mit ihren fünf Kindern aufhielten. Sie umringten einen kleinen eisernen Ofen, um sich aufzuwärmen. Etwas abseits stand ein alter Jude, der wie ein hungriger und bedrückter Mensch aussah. Von weitem streckte er seine verfrorenen Hände zu dem kleinen heißen Ofen. Ich fragte ihn, wer er sei. Ein Durchreisender. Früher ein Melamed, jetzt gebe es niemanden mehr zu unterrichten. Keiner könne sich mehr einen Lehrer leisten. Ich gab ihm einen Rubel. Er blickte mich verwundert an und seine Augen füllten sich mit Tränen.

Ich unterhielt mich mit dem Gastwirt. Fragte ihn danach, wie sich die russischen Soldaten ihm und den anderen Juden gegenüber verhielten. Schlagen und plündern sie etwa?

»Nein, die Soldaten tun uns nichts Böses«, antwortete er und fügte dann hinzu:
»Der russische Soldat ist besser als der österreichische. Er versteht, dass auch ein Jude etwas zum Leben braucht, und gibt ihm die Möglichkeit, einen Groschen zu verdienen.«

Spät in der Nacht erreichte ich Skalat. In der einzigen Herberge, die es dort gab, war zwar ein Zimmer frei, aber dort war es so kalt wie draußen.

Ich stand bei Morgendämmerung auf. Als ich den Kopf unter den zwei Pelzmänteln, mit denen ich zugedeckt war, hervorsteckte, sah ich, dass im Zimmer bei dem Ofen eine ältere jüdische Frau stand. Als sie sah, dass ich aufgewacht war, machte sie eine beruhigende Handbewegung:

»Schlafen Sie, schlafen Sie nur! Ich werde warten!«
»Was brauchen Sie?«, fragte ich verwundert.

»Ich muss mit Ihnen reden. Da ich weiß, dass später alle möglichen Leute aus der ganzen Stadt zu Ihnen kommen und Sie keine Zeit mehr haben werden, bin ich gekommen, um zu warten, bis Sie aufwachen. Ich wohne hier, in der Herberge.«

So wusste man also schon, wer ich war, und die Jüdin war frühmorgens mit ihrem Anliegen zu mir gekommen. Ungeachtet ihrer Erlaubnis, ich solle weiterschlafen, fing sie gleich an zu erzählen. Sie sei eine der Flüchtlinge aus Wolotschysk. Einst eine angesehene und einflussreiche Bürgerin in der Stadt. Nun seien sie und ihre Kinder »wie Stücke von vertrocknetem Straßendreck«. Die Besitzerin der Herberge sei eine Verwandte und hätte ihr einen Winkel überlassen. Dafür müssten sowohl ihre Kinder als auch sie alle Arten schwerer Arbeit verrichten, müssten der Herbergsbesitzerin gegenüber ein freundliches Gesicht machen, zu ihren Worten zustimmend lächeln und dabei keine Miene verziehen. Was hatten sie und ihre Kinder in den letzten eineinhalb Jahren, seit sie bei ihrer Verwandten in Skalat lebten, Hunger und Kälte gelitten. Ihre zwei erwachsenen Töchter seien wohlgeratene Kinder, hatten ein ganzes Jahr ohne Schuhe in der Wohnung herumsitzen müssen, die Armen. Nun hatte sie vom Komitee achtzehn Rubel für Schuhe erhalten. Aber was könne man schon mit achtzehn Rubel anfangen? Und außerdem brauchten sie daneben auch noch Kleidung.

Die Frau wusste bereits, dass ich einen Ballen Decken mitgebracht hatte, und erbat welche für sich und ihre Kinder.

Sie redete schnell, nervös und mit scharfer Zunge wie beispielsweise: »Gott spielt mit uns wie ein Kind mit seiner Puppe.« Sie weinte und im nächsten Augenblick lachte sie wieder. Als sie an ihre Töchter dachte, stiegen ihr Tränen in die Augen und wenn sie Gott erwähnte, brach sie gar in Gelächter aus:

»Gott im Himmel, ha, ha, ha!«

Als würde sie über eine Kuriosität sprechen, die nicht das Geringste mit dem zu hatte, was rundherum passierte.

Sie war noch nicht gegangen, als bereits eine zweite Jüdin hereinkam, die gutbürgerlich gekleidet war, eine goldene Uhr trug und im Gespräch erwähnte, dass diese das Einzige sei, was ihr von ihrem früheren Reichtum geblieben wäre. Gleichzeitig mit ihr trat ein junger Mann ein, der Mitglied des hiesigen Komitees war. Diese Jüdin hatte ein anderes Anliegen an mich. Ihr wohlgeratener Sohn, ein Einzelkind, hatte fünf Klassen Gymnasium abgeschlossen. Schon zwei Jahre war er ohne Beschäftigung. Wo sollte das hinführen? Sie bitte daher das Komitee, einen Lehrer für ihn anzustellen und ihn für die Universität vorzubereiten.

»Ihr Sohn kann Stunden geben und dabei was verdienen«, unterbrach sie das Mitglied des Komitees.
»Stunden?«, empörte sich die Mutter. »Aus so einer Familie ist mein Sohn nicht, dass er sich mit Stunden geben begnügen müsste!«

Als sie bemerkte, dass ihre Bitte um einen Lehrer für ihren Sohn bei mir keinerlei Mitgefühl auslöste, brachte sie ihr zweites Anliegen vor:

»Ich will keine Intellektuelle mehr sein«, erklärte sie kategorisch, »da bekomme ich lieber Brot und Milch.«

Mich überraschte diese Verbindung von »Intellektuelle« und »Brot und Milch« nicht. Ich wusste, dass die Hilfeempfänger in zwei Kategorien unterteilt worden waren. Die einen bekamen die Hilfe als Bargeld und nannten sich »Intellektuelle«. Die einfacheren Menschen hingegen erhielten Lebensmittel. Es dauerte lange, bis man seine Lebensmittel erhielt, aber wegen der permanenten Teuerung lohnte es sich nicht mehr, in der Kategorie der »Intellektuellen« zu sein.

Ich versprach ihr, ihre Bitte zu erfüllen, und bat sie, mich ankleiden zu dürfen. Aber sie hatte ein weiteres Anliegen, wegen der Braut. Vielleich wisse ich schon Bescheid.

Ich wusste, worum es ging. Homelski hatte mir davon berichtet. In der Stadt gab es eine etwa sieben- oder achtundzwanzigjährige unverheiratete Jungfer. Es hatte sich auch bereits ein unverheirateter Handwerker gefunden, der sie heiraten würde, aber er verlangte dreihundert Rubel Mitgift und keinen Groschen weniger. In der Stadt hatte man fünfzig Rubel gesammelt, fünfzig Rubel hatte die Braut selbst, Homelski hatte vom Komitee hundert Rubel organisiert und selbst noch fünfzig draufgelegt und mich überredet, ebenfalls fünfzig Rubel zu spenden. Das war nicht einfach nur eine Hochzeit. Das war in zweieinhalb Jahren die erste Hochzeit in Skalat und dementsprechend ein wichtiges Ereignis.

Die Jüdin, die zu mir gekommen war, war eine Verwandte der Braut. Sie erklärte mir, dass man zusätzlich zu den dreihundert Rubel noch Geld benötigte: Man müsse für die Braut ein Kleid und auch etwas Wäsche nähen und der Bräutigam beharre darauf, dass er Stiefel brauche. Er könne schließlich nicht barfuß zur Chuppa gehen. Ich versprach der Verwandten der Braut, über die Angelegenheit nachzudenken – und bekam endlich die Möglichkeit, unter meinen Pelzmänteln hervorzukriechen, mich zu waschen und anzuziehen.

Der Rabbiner der Stadt kam, um mich zu begrüßen. Er trat leise ein, mit einem frommen Lächeln. Nachdem er mit vielen Worten mein gutes Herz gelobt hatte, zitierte er aus dem Talmud und erklärte dann ganz im Vertrauen, dass die

zweiunddreißig Rubel monatlich, die er vom Komitee erhalte, für ihn und seinen sechsköpfigen Haushalt zu wenig seien, und bat um eine Erhöhung.

Nach dem Rabbiner kam ein kleiner Jude mit bösen, stechenden Äuglein daher. Er betrat behutsam das Zimmer, schloss die Tür, sah sich um und fing dann an, leise und aufgeregt zu sprechen. Er brauche von mir gar nichts. Er sei nur gekommen, um mir die Augen zu öffnen und mir zu sagen, dass die ganze Hilfe, die wir der Bevölkerung zukommen ließen, keinerlei Effekt habe. Sie würde ganz im Gegenteil schädlich wirken. Die einzigen, die Hilfe benötigten, seien die Witwen und die Waisen. Für sie würden etwa tausend Rubel im Monat genügen. Die restlichen fünfzehntausend Rubel monatlich seien hinausgeworfenes Geld …

»Ich behaupte ja nicht, Gott bewahre, das Komitee würde sich selbst bedienen«, flüsterte er, »aber um einen fetten Topf herum werden die Hände fett, wenn Sie verstehen, was ich meine … Jedem fällt etwas in die Hände …«
»Was also soll man machen?«, fragte ich.
»Was?«, erregte er sich. »Kein Geld mehr! Sie haben uns allesamt zu Bettlern und Schnorrern gemacht. Sorgen Sie lieber dafür, dass man uns heim nach Pidwolotschysk gehen lässt. Dort werden wir schon selbst wieder auf die Beine kommen, werden wieder zu Menschen.«

Der Mann war mir unsympathisch mit seinen rastlosen Augen, seinen leisen Reden, seinen kriecherischen Bewegungen. Aber ich spürte, dass in seinen Worten viel Wahrheit lag und lud ihn ein, am Abend wiederzukommen und mir die Lage darzulegen. Als er ging, bat er mich, niemandem von seinem Besuch zu erzählen, man würde ihn sonst zugrunde richten.

Nach ihm besuchten mich einige Mitglieder des Komitees. Es setzte sich aus hiesigen Bürgern und Flüchtlingen zusammen. Bei mir sprachen nur die Vertreter der Flüchtlinge vor. Ich wusste bereits von Homelski, dass das Verhältnis zwischen den beiden Gruppen im Komitee schwierig war. Schon aus den ersten Worten konnte ich erkennen, dass die Flüchtlinge im Komitee für die Lokalbevölkerung tiefe Verachtung empfanden. Pidwolotschysk (die meisten der Vertriebenen kamen von dort) war seit jeher eine Stadt der »besseren Menschen«, während Skalat sich als »Stadt der Bettler« sah. Nun hatte sich das Glück gewendet und die Bewohner von Pidwolotschysk waren der Gnade der Bewohner Skalats ausgeliefert. Die Skalater konnten es nicht ertragen, dass das Kiewer Komitee hauptsächlich Hilfe für die Flüchtlinge leistete und sie selbst nur einige Hundert Rubel erhielten. Gleichzeitig unternahmen sie alles, damit den Flüchtlingen die Rückkehr nach Wolotschysk nicht erlaubt wurde. Kein

Wunder! Die Stadt nahm allein durch die Mieten der Flüchtlinge zweitausend Rubel monatlich ein. Auch darüber hinaus verdiente man an ihnen.

Insgesamt bestand die hiesige jüdische Bevölkerung aus dreitausend Seelen. Davon wurden 1.053 als arm betrachtet. Ein Teil von ihnen, nämlich 534 waren Kriegsgeschädigte mit Anrecht auf Unterstützung. Sie erhielten Hilfe durch den Semstwo-Verband. An Flüchtlingen, größtenteils aus Wolotschysk, gab es hier 1.893. Von ihnen erhielten 1.781 Menschen Hilfe. Der Kostenvoranschlag für Januar belief sich insgesamt auf 16.209 Rubel: 14.400 Rubel für die Flüchtlinge, 900 Rubel für Skalats Notleidende und 900 Rubel für die Juden der umliegenden Dörfer.

Heute sollte eine Komiteesitzung stattfinden, um diesen Kostenvoranschlag zu diskutieren. Zu dieser Sitzung wurde Homelski erwartet, aber sowohl die Hiesigen als auch die Flüchtlinge legten große Hoffnungen auf mein Eingreifen.

Nachdem Homelski erst am Abend ankommen sollte, nutzte ich die Zeit, um das Komitee aufzusuchen, als gerade die Hilfsverteilung lief, die Wohnungen der Flüchtlinge zu besuchen und auch die Stadt zu besichtigen. Das größte und einzige Gebäude, durch das sich die Stadt hervortat, war die große gemauerte Synagoge. Man sagte, dass Rabbi Levi Yitzchok von Berditschew[28] den Grundstein gelegt hatte. Außerdem wurde erzählt, dass die Synagoge vom Ger Tsedek[29] besucht worden war.

»Als er bei der Synagoge ankam, begab er sich auf alle viere und kroch so über die Bänke hinweg zum Thoraschrein. Als man ihn fragte, warum er das tue, antwortete er: ›Über diesen Boden sind solch große Gelehrte und Märtyrer geschritten, dass ich es nicht wert bin, dort zu gehen, wohin sie ihre Fuß gesetzt haben.‹«

Heute gingen Flüchtlinge über den Boden der Synagoge. Sie saßen in jedem Winkel der Synagoge gedrängt mit ihren Bündeln, Packen und Pritschen, wie auf einem Bahnhof während eines Massenansturms.

Neben der Synagoge stand eine Art Armenhaus. Dort waren Krüppel, Blinde und Alte untergebracht, allesamt Vertriebene.

Ich hielt einen alten, etwa neunzigjährigen Mann an:

»Woher kommen Sie, Großvater?«
»Aus Gorlice.«
»Warum hat man Sie von dort weggeschickt?«

---

28 Rabbi Levi Yitzchok von Berditschew (1740–1809), chassidischer Rabbiner und Zaddik.

29 Ger Tsedek (Proselyt, Konvertit), hier ist wohl der legendäre Proselyt Graf Walentyn Potocki aus Wilna gemeint.

»Was heißt, warum? Sehen Sie denn nicht, dass ich ein Spion bin? Ha, ha!«

Er lachte gutmütig und blickte mich fröhlich an, wie ein Mensch, dem ein besonders scharfsinniger Witz gelungen war, und er streichelte sanft meine Hand.

Ich besuchte eine ganze Reihe von Flüchtlingsquartieren. Zusammengepfercht hausten drei, vier und mehr Familien in einer kalten Kammer. Die Kinder von mehreren Familien lagen zusammen in einem Bett, zugedeckt mit einer Bettdecke. Zehn Kindergesichter, gelblich, ausgemergelt, mit traurigen Äuglein, lugten hervor. Besonders ein Quartier machte einen tiefen Eindruck auf mich: ein großes Zimmer, eine eingefallene Wand voller Löcher. Die Löcher waren mit zerrissenen Kleidungsstücken verhängt und die übrigen Wände von Reif überzogen. In dem Zimmer lagen eine Frau im Kindbett und etliche Kranke.

Später suchte mich der Mann der Wöchnerin, ein Schneider, auf. Er verlangte eine doppelte Ration Holz und eine größere Portion Milch. Ich erfüllte seine Forderung und gab ihm darüber hinaus noch drei Rubel in bar. Mich beeindruckte, dass der Schneider eine Forderung gestellt hatte und nicht wie andere darum gebettelt hatte. Die Frau sei »seine« und das Neugeborene sei »seines«, aber habe er denn nur allein eine Verpflichtung gegenüber den beiden? Hätten denn nicht auch andere eine Schuldigkeit gegenüber dem neugeborenen Menschen und der Frau, die ihn geboren hat? Er drückte das durch sein verzweifeltes Schreien und seine Klage so deutlich aus, dass ich schnell bemerkte, dass es hier nicht um eine persönliche Forderung ging.

Ich verbrachte viele Stunden im Komitee, während die Hilfsleistungen verteilt wurden. Was sah ich dort nicht an harten Szenen. Besonders tragisch war es mitzuerleben, wie man einen alten Juden überführte, der eine günstige Gelegenheit für einen Schwindel nutzen wollte. Er wollte unter falschem Namen eine zweite Ration ergattern. Nachdem man seinen Betrug aufgedeckt hatte, blickte er die Komitee-Mitglieder und mich kühl und ruhig an, warf uns einen bösen Blick zu und schwieg.

In seinem Blick konnte man den energischen Protest dagegen lesen, dass man ihm das zusätzliche Stück Brot und Glas Milch, die er auf diese Weise hätte erhalten können, wieder weggenommen hatte.

Als Herr Homelski am Abend eintraf, fand die Sitzung des Komitees statt. Nachdem Homelski die Kostenschätzung verlesen hatte, wonach für die hiesigen Notleidenden nur neunhundert Rubel eingestellt worden waren, erhoben sich die Sprecher des Komitees und teilten ihm mit, dass sie damit nicht einverstanden seien.

»Bei uns sind fünfhundertundvierunddreißig Arme registriert, die unter dem Krieg gelitten haben: Frauen von Reservisten, Pogromgeschädigte und Familien von Deportierten.

Uns steht ein Drittel oder wenigstens ein Viertel der festgelegten Summe zu. Das sind etwa viertausend Rubel.«

Homelski antwortete darauf:

»Das Kiewer Komitee hat ausschließlich für die Flüchtlinge eine Unterstützung genehmigt. An üblichen Notleidenden, selbst auch Kriegsgeschädigten, und denen, die vor Ort geblieben sind, gibt es bei uns in Russland Millionen und das Komitee hat keine Möglichkeit, ihnen zu helfen. Um sie müssen sich die jeweiligen Gemeinden kümmern.«
»Warum vergleichen Sie die russischen Gemeinden mit unserer?«

Da fuhr Homelski auf:

»Was erzählen Sie mir hier für Geschichten! Glauben Sie denn, ich wüsste über die Lage in Skalat nicht Bescheid? Ich weiß, dass unter Ihnen viele in letzter Zeit reich geworden sind. Die Stadt hat gut verdient und ist imstande, ihre eigenen Armen zu unterstützen. Die von mir genehmigten neunhundert Rubel sind vielleicht ebenfalls überflüssig.«
»Wer hat Ihnen gesagt, dass die Stadt reich geworden ist? Das sind die aus Pidwolotschysk! In ihren Augen ist alles großartig!«, ereiferte sich einer der Ortsansässigen.
»Aber wissen Sie was? Wir werden Ihnen weitere tausend Rubel genehmigen«, schlug Homelski einen Kompromiss vor. »Unter der Bedingung, dass Ihre Gemeinde ebenso viel gibt.«
»Von der Stadt können wir nichts mehr nehmen. Sie gibt jetzt schon mehr, als sie kann. Sie müssen uns wenigstens zweitausend Rubel geben.«
»Keinesfalls!«, beharrte Homelski.
Eines der Komitee-Mitglieder, ein Fleischer, schrie zornig auf: »Wenn das so ist, brauchen wir gar nichts! Wir werden uns beschweren. Glauben Sie ja nicht, dass Sie die alleinigen Herren über das Geld sind, das sie verteilen. Es gibt noch Höhere über Ihnen! Man wird Sie zwingen, uns so viel Geld zu geben, wie uns zusteht!«
»Wer wird uns zwingen?«, fragte ich den Schreihals.
»Wer? Das werden Sie dann schon sehen, keine Sorge!«
»Sie können offen reden«, mischte sich einer der Sprecher der Flüchtlinge ein. »Wir wissen, dass Sie sich beim Kreiskommandanten bereits über das Kiewer Komitee beschwert haben.«
»Nun, wenn Sie es wissen, dann ist es ja gut«, antwortete der Fleischer ruhig.

Ich konnte nicht mehr an mich halten und meldete mich:

»Ich halte es für unmöglich, mit Menschen zu verhandeln, die in unsere jüdischen Angelegenheiten die russischen Behörden hineinziehen und mit Denunziationen zu ihnen laufen. Ich werde das dem Kiewer Komitee melden und einen Beschluss in dieser Sache verlangen.«

Damit verließen wir das Komitee.

Wir überdachten die Lage. Selbstverständlich konnten wir den Mitgliedern des Komitees, die mit Denunziation gedroht hatten, »eine Lektion erteilen« und sämtliche Tätigkeiten des Komitees einstellen. Nur was würden wir damit erreichen und, ganz allgemein, wen würden wir damit treffen? Die Bevölkerung, die Notleidenden. Deshalb schlug ich Homelski vor, so sehr ich mich auch ärgerte, einen Kompromiss einzugehen und einer Erhöhung der Unterstützung für die Ortsansässigen zuzustimmen. Außerdem schien mir, dass die Forderung in einem gewissen Maß gerechtfertigt war: Bei einem Budget von sechzehntausend Rubel nur neunhundert Rubel an die hiesige arme Bevölkerung zu verteilen, war zu wenig. Wir beschlossen, es auf zweitausend Rubel zu erhöhen.

Kapitel 5

Am nächsten Morgen kam ein Soldat mit einem Brief des Kreiskommandanten zu mir, in dem dieser mich bat, ihn in einer wichtigen Angelegenheit aufzusuchen. Bei dem Kommandanten handelte es sich um Graf Schukowski. Später erfuhr ich, dass er ein Petrograder Aristokrat war, aber einer der »Gefallenen«, und, wie es scheint, mit einem Fleck auf der Weste.

Er begrüßte mich ausgesprochen höflich, verlieh seiner großen Zufriedenheit darüber Ausdruck, dass das Kiewer Komitee den Flüchtlingen half, und fügte hinzu:

»Leider sind die hiesigen Komitees unfähig. Ich will damit sagen, das Komitee hier in Skalat ist überhaupt nicht objektiv und neigt mehr zu der einen Seite als zu der anderen: Die armen Menschen aus Pidwolotschysk erhalten fast zwanzig Mal mehr als die ansässigen …«

»Das hiesige Komitee trägt keinerlei Schuld daran. Es führt nur das aus, was das Kiewer Komitee vorgibt«, antwortete ich.

»Wie also ist es möglich, dass das Kiewer Komitee den hiesigen Armen gegenüber nicht gerecht ist?«

»Es geht hier nicht um eine Frage von Gerechtigkeit. Das Kiewer Komitee hilft nicht einfach armen Menschen, sondern denen, die besonders unter dem Krieg gelitten haben, und vorwiegend den vertriebenen Flüchtlingen.«

»Aber die Lage sieht doch so aus, dass die Flüchtlinge aus Pidwolotschysk wohlhabende Menschen sind, die nahezu keine Hilfe benötigen, wohingegen die Skalater unter bitterer Armut leiden.«

»Was die Skalater betrifft, haben Sie recht«, antwortete ich, »aber hinsichtlich der Pidwolotschysker befinden Sie sich im Irrtum. Woher sollten sie auch reich sein können, wenn

man sie völlig ruiniert hat, verbannt und von zu Hause vertrieben, ohne Erlaubnis, etwas mitzunehmen …?«
»Ich weiß aber, dass sie wohlhabend sind.«
»Sie wissen das durch die Schilderung einiger Männer von hier, die bei Ihnen gewesen sind, um die anderen zu denunzieren. Ich war gestern den ganzen Tag in den Unterkünften der Flüchtlinge, sah sie auch im Komitee während der Hilfsmittelverteilung und ich sage Ihnen, dass ich den Eindruck einer fürchterlichen Not gewonnen habe.«

Ich berichtete ihm davon, was ich gesehen hatte.
Er wusste darauf nichts zu sagen und meinte ein wenig verunsichert:

»Ich bitte Sie dennoch, die Summe zu erhöhen, die Sie für die ortsansässigen Bewohner aufwenden.«

Ich wollte ihm nicht erzählen, dass wir bereits beschlossen hatten, die Summe zu erhöhen, damit er nicht den Eindruck bekäme, dass er durch seine Intervention etwas durchgesetzt hätte.

»Leider kann ich da gar nichts tun«, antwortete ich also, »das liegt ganz beim Kiewer Komitee, das in dieser Angelegenheit bestimmte Prinzipien einhält.«
»Dann übermitteln Sie dem Kiewer Komitee meine Meinung hierzu.«
»Als Meinung werde ich es gerne mitteilen«, sagte ich.

Dann fügte ich hinzu:

»Mich rührt Ihr leidenschaftliches Interesse für die Not der jüdischen Bevölkerung sehr und ich zweifle nicht daran, dass Sie dem Komitee das Mehl zu dem Preis überlassen werden, zu dem Sie es bei den Händlern requirieren. Das wäre eine große Hilfe für die Bevölkerung. Der Armee würde es keinesfalls schaden, denn bei Ihnen liegen, soweit mir bekannt ist, Zehntausende Pfund Getreide und Mehl nutzlos herum …«
»Das ist wahr«, gab er unwillig zu. »Aber man kann ja nie wissen, was morgen sein wird … Vielleicht sollten Sie sich besser an die jüdischen Getreidehändler wenden, damit sie Ihnen für ihre armen Brüder Mehl zu einem günstigen Preis überlassen. Die jüdischen Händler haben große Reserven, die sie zurückhalten.«
»Ich wende mich aus demselben Grund nicht an sie, aus dem sich die Regierung nicht an die Herren Rjabuschinski oder Morosow wendet, die Hunderte Millionen verdienen, damit sie ihre Erzeugnisse ihren armen Brüdern zu einem günstigen Preis überlassen. Es gilt bei allen Händlern dieselbe Psychologie.«
»Meinen Sie nicht, dass die Regierung einen Fehler macht? Man müsste viele Händler aufknüpfen, dann würde alles billiger werden.«

»Ich glaube nicht, dass man durch den Galgen die zerstörten ökonomischen Grundlagen eines Landes wieder herrichten kann.«

Zum Schluss unseres Gesprächs bat ich ihn:

»Den größten Gefallen können Sie den Flüchtlingen tun, indem Sie ihnen die Möglichkeit geben, sich auf ihre eigenen Beine zu stellen und sie nicht mehr von fremder Hilfe abhängig sind. Legen Sie dem Oberkommando dar, dass man sie nach Pidwolotschysk heimkehren lassen soll.«
»Die Genehmigung dafür existiert bereits … Allmählich können sie bereits zurück.«
»Das weiß ich«, antwortete ich, »aber faktisch können sie es nicht. Sämtliche Gebäude, die unversehrt geblieben sind, werden durch das Militär oder durch militärische Einrichtungen besetzt, und aus diesem Grund können sich die Juden in der Stadt nicht niederlassen.«
»Nun, was kann ich da tun? Ich kann doch das Militär nicht vertreiben.«
»Sie können erreichen, dass man in jeder Wohnung dem Hausherrn wenigstens einen oder zwei Räume überlässt. Darüber hinaus können Sie durchsetzen, dass man die Juden tatsächlich und nicht nur theoretisch wieder in die Stadt lässt. Nur ein paar Dutzend haben sich mit großer Mühe in christlichen Häusern einquartiert.«

Er versprach es mir.

Homelski war bereits abgereist. Erneut berief ich das Komitee ein, informierte es über mein Gespräch mit dem Kreiskommandanten und kritisierte außerdem scharf das Verhalten jener Komitee-Mitglieder, die mit Informationen zu ihm gelaufen waren. Ich versprach, eine Erhöhung um tausend Rubel für die hiesige Bevölkerung zu erwirken.

Am Abend fuhr ich bei klirrendem Frost und stürmischem Wind nach Hrymajliw. Häufig kam der Schlitten vom Weg ab und kippte sogar einmal um, aber der Schlittenführer – ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren – war fröhlicher Stimmung, trieb die Pferde an und schrie und sang dabei. Dieser Junge interessierte mich. Er gehörte zu den vertriebenen Pidwolotschyskern, war in Pensa gewesen und voll des Lobes, wie gut es dort gewesen war. In der kurzen Zeit seines Aufenthalts hatte er einige echt russische Eigenheiten angenommen. Russisch sprechen hatte er nicht gelernt, dafür aber ein paar scheußliche russische Schimpfwörter, mit denen er dann und wann die Pferde anschrie. Während der Fahrt begegnete uns ein ganzer Tross von Bauern, die Holz nach Skalat lieferten.

Ich fragte einen der Bauern:

»Wie viel bekommt ihr für eine Fuhre bezahlt?«
»Vier Peitschenhiebe«, antwortete der Bauer ruhig.

Diese Antwort entzückte meinen Schlittenführer. Er wiederholte sie viele Male und prustete vor Lachen. Als der Wind sich legte, erzählte er mir, wie die Pidwolotschysker »nach Russland getrieben worden waren«. Sie hatten zwar viel erleiden müssen, aber in jedem jüdischen Schtetl brachte man ihnen Essen, Geld und Kleidung. In Winnyzja[30] gab ihnen die Frau eines Reservisten die anderthalb Rubel, die sie wöchentlich als Unterstützung erhielt. Einmal waren sie zum Schabbat in Lityn[31] und man brachte ihnen den gesamten Tscholent[32] aus dem Schtetl. Sie hatten außerhalb des Schtetls auf der anderen Seite des Flusses gestanden und die Einwohner brachten ihnen den Eintopf, indem sie bis zum Gürtel durch das Wasser wateten. Nach Medschybisch[33] ließ man sie nicht hinein, aber sie fanden ganze Berge von Brot, Butter und anderen Lebensmittel vor, die man auf freiem Feld hingelegt hatte. Auch bei Nemyriw standen sie auf einem Feld und litten Durst, aber es gab kein Wasser. Plötzlich erblickten sie fünf junge Männer aus der Stadt, die sich vor einen Wagen mit einem Fass Wasser gespannt hatten. Und so weiter und so weiter. Mich wunderte und berührte, dass dieser unbekümmerte junge Bursche all die Fakten von jüdischer brüderlicher Hilfe im Kopf behalten hatte und sich sogar an die Namen der Städte und Schtetlech erinnerte, die er vor einem Jahr durchquert hatte.

Spät in der Nacht erreichten wir Hrymajliw und begaben uns zu einer Herberge. Die Wirtin heizte den Ofen an und bereitete Tee und ein Abendmahl zu. Währenddessen fragte sie mich, wer ich sei und woher ich komme. Als sie erfuhr, dass ich ein »Offizier des Komitees« war, schickte sie sogleich nach einem der Mitglieder des hiesigen Komitees. Noch mehr Interesse zeigte sie, als sie erfuhr, dass ich aus Petrograd gekommen war.

»Aus Petrograd? Dann müssen Sie doch Yoyne G. gut kennen!«, rief sie freudig.
»Nein, ich kenne ihn nicht.«

Die Wirtin war überrascht. Wie sei es nur möglich, dass ich Yoyne G. nicht kenne, wo er nahezu der wichtigste Mann in Petrograd sei, der Anführer aller Komitees und ihr leiblicher Bruder.

Aber all das half nichts, ich kannte ihn trotzdem nicht.

30 Winnyzja (Ukrainisch), Winniza (Russisch), Winnica (Polnisch), Winniza (Deutsch), zwischen Lemberg und Uman gelegen.

31 Lityn (Ukrainisch), Litin (Russisch), nordwestlich von Winnyzja gelegen.

32 Traditionelles aschkenasisches Eintopfgericht, das als Mittagsmahlzeit am Schabbat serviert wird.

33 Medschybisch (Ukrainisch), Medschibosch (Russisch), Międzybóż (Polnisch), Mezhbizh (Jiddisch), östlich von Proskurow (Chmelnyzkyj) gelegen. Hier befindet sich das Grab von Baal Schem Tow, Begründer des Chassidismus, der von 1740 bis 1760 in Medschybisch lebte.

Die Wirtin begab sich in die Küche. Schnell kam sie wieder zurück und berichtete mir, als wäre es ein Geheimnis:

»Er ist ein naher Verwandter von Baron Ginzburg.«

Sie beobachtete, welchen Eindruck das auf mich machte und fügte an:

»Der Baron hat ihn zu einem Mittagessen eingeladen und an seiner rechten Seite platziert. Plötzlich traten wichtige Personen ein, Senatoren. Mein Bruder wollte sich erheben, wurde aber von Baron Ginzburg an der Hand gefasst, er solle sich wieder setzen. ›Ein Verwandter von mir muss für niemanden aufstehen!‹ Verstehen Sie?«

Eine Weile später wisperte sie weiter:

»Er hat dreißigtausend Rubel Mitgift genommen und selbst zehntausend gehabt.«

Erst danach fing sie an zu klagen, warum der Bruder ihr bei seiner Größe nicht helfe, und bat mich, ihn zu treffen und zu bitten, dass er ihr behilflich sein möge.

In der Zwischenzeit war ein Mitglied des Komitees angekommen. Ein einfacher Jude mit einem abgearbeiteten, verbitterten Gesichtsausdruck, der gleich anfing, über die Lage in der Stadt zu berichten:

»Früher lebten wir gut und verdienten unseren Lebensunterhalt. Jetzt aber, seit das Militär abgezogen ist und die Mühle wieder arbeitet, verhungern wir einfach.«
»Den Zusammenhang zwischen dem Abzug des Militärs und dem Hunger verstehe ich noch. Aber warum sich die Lage verschlimmert hat, seit die Mühle wieder arbeitet. Das verstehe ich nicht.«
»Das ist ganz einfach«, erklärte mir der Jude. »Solange die Mühle nicht in Betrieb war, konnten wir beim Bauern billiges Getreide kaufen. Nun bringen die Bauern ihr Getreide zur Mühle und verkaufen es direkt an den Müller, der einen hohen Preis dafür zahlt.«

Am nächsten Tag fand eine Sitzung des ansässigen Komitees statt. Die Mitglieder waren durchwegs einfache Juden, Handwerker, die ein wenig naiv und sehr ernsthaft waren. Sie verrichteten ihre Arbeit für das Komitee mit einer religiösen Hingabe, hatten viel Zeit und Mühe investiert und bangten um jeden Groschen. Es gab keine Spur von Auseinandersetzungen zwischen den Hiesigen und den Flüchtlingen; ein eklatanter Kontrast zum Skalater Komitee.

Das Schtetl war klein und vor dem Krieg hatte es dort insgesamt fünfhundert jüdische Haushalte gegeben. Etwa achtzig bis hundert waren vor dem Einmarsch der Russen geflüchtet. Im Gegenzug kamen etwa zweitausend Flüchtlinge aus

Pidwolotschysk (sechshundert), Husjatyn, Otynija und anderen Städten und Dörfern. Der Semstwo-Verband hatte daraufhin Hilfe organisiert und anfangs nahezu alle Flüchtlinge und viele ortsansässige Armen unterstützt. In letzter Zeit kürzte er die Hilfe und gab nur noch an tausendzweihundertsiebenundfünfzig Personen Brot und andere Lebensmittel aus. Dafür hatte der Städtebund hier ebenfalls für Hilfe gesorgt und unterhielt fünfhunderteinundachtzig Flüchtlinge und vierhundertachtzehn ansässige Arme. Das Kiewer Hilfskomitee wendete in der gesamten Zeit für Hrymajliw siebenundsiebzigtausendfünfundfünfzig Rubel auf. Das Budget des letzten Monats betrug achttausendvierhunderteinundsechzig Rubel für die Flüchtlinge und tausend für die Ortsansässigen.

Während der Durchsicht des Budgets meinte eines der Komitee-Mitglieder, ein älterer Jude:

»Wir arbeiten nach allen Kräften und trotzdem schlagen unsere Herzen nicht ruhig. Es liegt an uns festzulegen, wer Hilfe benötigt und wer nicht. Kann man denn seinem Gegenüber in die Seele blicken? Jeder, dem etwas fehlt, ist scheinbar der Ärmste von allen und wenn man ihm eine Absage erteilt, veranstaltet er einen Aufruhr. Das ist grundsätzlich schwierig für uns, weil viele von uns selbst Hilfe brauchen und Unterstützung bekommen …«

Während der Komiteesitzung kamen etliche Frauen, um sich zu beklagen, allerdings erwies sich keine dieser Klagen als wichtig.

Es ereignete sich eine bezeichnende und tragische Szene:

Ein recht hübsches und gut gekleidetes Mädchen wandte sich mit ihrem Anliegen an mich:

»Ich muss meine ganze Familie, meine Mutter und meine beiden Brüder, unterhalten, bin aber selbst krank, ich habe die Schwindsucht. Ich bitte Sie, dass man mir monatlich zwanzig Rubel Hilfe gewährt.«

Die Mitglieder des Komitees blickten einander hilflos an und einer äußerte schließlich:

»Das hat schon seine Richtigkeit, was sie erzählt, aber wir können uns die Ausgabe einer solchen Summe nicht leisten. Nur wenn Sie zustimmen, werden wir sie aufbringen.«

»Ich werde darüber nachdenken«, antwortete ich.

Nachdem das Mädchen gegangen war, war es eine Zeit lang merkwürdig still. Dann sagte der Vorsitzende zu mir:

»Das Mädchen ist eine Hiesige aus gutem Hause. Sie ist aber vom Weg abgekommen. Treibt sich mit Offizieren herum. Momentan lebt sie mit dem Kreiskommandanten zusammen. Sie hat das Komitee schon oft um Hilfe gebeten und gedroht, alles dem Kommandanten zu erzählen. Wir haben Angst vor ihr und werden ihr so viel geben müssen, wie sie haben will.«

Kapitel 6

Von Hrymajliw fuhr ich nach Chorostkiw, eine schöne Stadt mit über dreihundertfünfzig jüdischen Familien. Ein kleiner Teil von ihnen war während des russischen Einmarsches geflohen. Im Gegenzug hatte man über tausend Flüchtlinge vorwiegend aus Husjatyn einquartiert. Zu Beginn des Jahres hatte der Semstwo-Verband tausendfünfhundertsechs Personen unterstützt, neunhundertsechsundsiebzig davon waren Flüchtlinge und fünfhundertdreißig Ortsansässige. Ab Juni hatte er die Hilfeleistung insbesondere für die Alteingesessenen reduziert und verteilte sie nun an insgesamt tausendzweihundert Menschen (neunhundertsieben Flüchtlinge und zweihundertdreiundneunzig Ortsansässige). Das Kiewer Hilfskomitee hatte dreiundvierzigtausendachtunddreißig Rubel als Unterstützung aufgebracht. Im letzten Monat lag das Budget bei über siebentausend Rubel, davon waren achthundert Rubel für die Ortsansässigen. Auch hier wiederholte sich die Anfrage, ihre Unterstützung zu erhöhen.

Ich begab mich zu einem der Komitee-Mitglieder und blieb dort zusammen mit den anderen Mitgliedern, um die Bedürfnisse der Notleidenden zu besprechen. Das größte Problem war der Mangel an Kleidung: Ganze Familien gingen nicht aus dem Haus, weil sie keine warmen Kleider und vor allem keine Schuhe hatten. Tragisches Detail dabei: Das Komitee hatte einige Dutzend Paar Schuhe bekommen, verteilte sie aber nicht, sondern wartete, bis noch eine größere Partie Schuhe ankäme. Warum? Wenn man die zwanzig oder fünfundzwanzig Paar Schuhe verteilte, würden die übrigen, die nichts bekämen, das Komitee zerlegen.

In der Stadt grassierten Hungertyphus und Scharlachfieber, eine medizinische Versorgung gab es nicht.

Während der Komiteesitzung stürmte eine ältere Jüdin in den Raum, wandte sich an mich und fing ohne einleitende Worte an, rasch und ungeniert auf mich einzureden wie ein Wasserfall:

»Ich bin die Enkelin des Rabbi Zusia von Anipol, die Urenkelin des Rabbi Levi Yitzchok von Berditschew und mütterlicherseits stamme ich von Baal Schem Tow ab. In unserer

Familie gibt es siebzehn ›gute Juden‹[34] und mit dem berühmten Brodski bin ich weitläufig verwandt!«

Als sie ihren gesamten Stammbaum abgespult hatte, hielt sie inne und sah mich scharf an. Sie wollte sich davon überzeugen, wie sehr sie mich beeindruckt hatte.

»Was wollen Sie nun?«

Nun, was würde sie schon wollen! Wenn man von so vielen großen Menschen abstammte, hatte man selbstverständlich Anrecht auf eine besondere Unterstützung. Als ich ihr erklärte, dass es für uns keine Menschen von bevorzugter Abstammung gebe, betrachtete sie mich eine Weile erstaunt, zuckte höchst empört mit den Achseln und verschwand.

Als wir am Abend die Arbeit beendet hatten und bei einem Glas Tee beisammensaßen, kam ein Greis, der alte Chasan[35] der Stadt, ein großer, hagerer Mann mit funkelnden, jungen und gutmütigen Augen. Auch er bat um Unterstützung, die allerdings so klein und so gerechtfertigt war, dass ich sie ihm sogleich versprach. Während der Unterhaltung erwähnte ich auch chassidische Geschichten. Der Chasan lebte begeistert auf und begann, eine Geschichte nach der anderen zu erzählen. Und wie er sie erzählte! Mit Enthusiasmus und wunderbaren Details wie ein wahrer Dichter.

Jede Geschichte, die er erzählte, war schlicht ein Kunstwerk. Ich bedauerte wahrlich, dass ich sie nicht wortgetreu niederschreiben konnte. Bezeichnenderweise handelten nahezu alle seine Geschichten vom Messias. Später konnte ich mich davon überzeugen, dass die Idee vom Messias besonders ältere Juden in ganz Galizien interessierte. Eine seiner Geschichten blieb mir allerdings in Erinnerung.

»Als Rabbi Israel der Ruschiner[36] im Gefängnis saß, setzten seine Chassidim und seine Vertrauten Himmel und Hölle in Bewegung, um ihn auszulösen. Und als er befreit worden war, war die Freude unbeschreiblich groß. Es wurde gegessen, getanzt und gesungen. Nur einer seiner Chassidim, ein gewisser Reb Motele, der sein ganzes Leben dem Rebben mit Herz und Seele ergeben war, tanzte und sang nicht. Er saß traurig da und wollte sich mit

34 »Gute Juden«, von Singular »ba'al shem« (Hebräisch) bzw. Plural »ba'ale schemot« (»Meister der heiligen Namen«), die über das Land zogen und durch das Aussprechen heiliger Namen und Beschwörungen Krankheiten heilten.

35 Chasan (Hebräisch), Kantor, Vorbeter in der Synagoge.

36 Rabbi Israel Friedmann von Ruschin (ca. 1798–1850), Zaddik, gründete nach seiner Flucht aus Russland 1842 einen bedeutenden chassidischen Hof in Sadagóra (bei Czernowitz).

keinem unterhalten. Man beschwor ihn: ›Was ist denn? So eine Freude, der Rebbe ist aus dem Gefängnis entlassen worden und du freust dich gar nicht. Du bist sogar traurig. Was hat das zu bedeuten?‹ Da begann er zu weinen und antwortete: ›Ich war mir sicher, dass unser Rebbe der Messias ist. Als er verhaftet wurde, habe ich mich sehr gefreut und gedacht, das seien die Leiden des Messias, ehe er sich offenbart.‹ Und ich machte mit mir aus: ›Soll die Blase platzen! Soll sie doch!‹ Aber die Blase ist nicht zerplatzt. Der Rebbe wurde befreit und alles ist wie früher. Wie kann ich mich da freuen?«

Während der Chasan dasaß und erzählte, hörte ich plötzlich hinter mir das stille, klagende Spiel einer Geige. Sie spielte eine alte und tieftraurige Melodie. Als ich mich umsah, erblickte ich an der Tür einen zerlumpten, ausgehungerten und verhärmten, etwa fünfzigjährigen Juden, der auf einer alten einfachen Geige spielte. Und beide weinten sie. Aus den Augen des Klezmers flossen stille Tränen und aus der Geige floss ein stilles, herzzerreißendes Weinen. Und beide baten wortlos um Hilfe. Der Klezmer war ein Flüchtling aus Pidwolotschysk, der sein gesamtes Hab und Gut verloren hatte und mit der Geige als seinem einzigen Trost in den Goles gegangen war. Aber auch sie hatte man ihm gestohlen, als er auf dem Rückweg von Pensa war, und nun hatte er keine Beschäftigung mehr. Keine Hochzeiten, keine Feste. Wer brauchte schon einen Klezmer? Als er aber in Erfahrung gebracht hatte, dass ein »Offizier des Komitees« angekommen sei, hatte er eine herrenlose Geige ausfindig gemacht und war gekommen, um mich zu begrüßen. Er hatte sich an die Tür gestellt und mit einer traurigen Melodie von seiner bitteren Not, von seinem Leid und seinem Kummer erzählt. Es berührte mich sehr zu hören, wie die Geige weinte, und zu sehen, wie bei diesem hungrigen Menschen die Tränen flossen.

Als ich die Werke der Volkskunst erforschte, beschäftigte ich mich eine Weile auch damit, dass in Volksliedern und Volksmärchen häufig die Rede von Klage und Trauer ist. »Man fing an zu weinen und zu klagen.« »Ein Jammer und eine Klage« usw. Auch in den russischen Volksliedern wiederholte sich das oft: »von Tränen überströmt«, »in Tränen gebadet«. Ich ging immer davon aus, dass es sich hier nur um einen poetischen Ausdruck handelte. Nun aber, in Galizien, kam ich zu der Überzeugung, dass es sich tatsächlich um einen charakteristischen Zug handelte. Ich sah, wie die Gesichter von Menschen »von Tränen überströmt« waren. Offensichtlich gab es derartige Momente, wenn Tränen nahezu unbemerkt, von selbst aus den Augen fließen und an die Stelle des Wortes treten. Sie fließen so leicht, wie sich Wörter von der Zunge lösen. Das passiert dann, wenn Worte vollständig ihre Kraft verlieren, wenn niemand da ist, mit dem man reden kann.

Als der Klezmer aufhörte zu spielen, lud ich ihn ein, sich zu uns zu setzen, und dem alten Chasan fiel eine Geschichte zu einer Melodie ein:

Einst kam ein Jude zum Ruschiner Rebben, um ihn in einer Sache um Rat zu fragen. Daraufhin sang ihm der Rebbe das Elija-Lied mit einer gojischen Melodie vor und forderte ihn auf, sie zu wiederholen. Der Mann verstand nicht, was das zu bedeuten hatte, wiederholte aber die Melodie, wie ihn der Rebbe geheißen hatte. Fünfzehn Jahre später war der Jude unterwegs. Es ergab sich, dass er bei Nacht durch einen Wald gehen musste, in dem es Dämonen gab. Als er so ging, bemerkte er, dass neben ihm ein kleiner Goi mit einer Tabakpfeife ging. Er erschrak sehr. Der Goi fragte ihn, wohin er wolle. Er antwortete: »In die Stadt.« Der Goi meinte: »Ich gehe auch in die Stadt.« Dann fasste der Goi ihn an der Hand und sagte: »Sing mir etwas vor.« Daraufhin erschrak er noch mehr. Aber er erinnerte sich an das Elija-Lied mit der gojischen Melodie, die ihm der Ruschiner beigebracht hatte, und begann zu singen. Und er sang, bis sie sich der Stadt näherten, und hier verschwand der Goi.

Kapitel 7

In Chorostkiw lernte ich zwei Juden kennen, und zwar Rabbiner Frenkel aus Husjatyn und Herrn Lipo Shvager[37]. Sie hatten zusammen die größte Buchhandlung Galiziens geführt, die auf alte jüdische Bücher, Antiquitäten und Handschriften spezialisiert war. Sie war die größte Buchhandlung für alte hebräische Werke in Galizien. Während des Pogroms und der Brände war sie dem Erdboden gleichgemacht worden. Nur einige wenige Handschriften und alte Bücher konnten sie retten. Einen Teil davon nahm ich mit nach Petrograd, damit er im Museum aufbewahrt werden konnte.[38]

Herr Lipo Shvager war ein enger Vertrauter des Rabbiners von Kopytschynzi[39] und erzählte mir eine wundersame Geschichte, die den Charakter einer mystischen, symbolträchtigen Legende hatte. Übrigens hat diese Legende bereits Eingang in den Kanon der chassidischen Wunderlegenden gefunden.

Zu Kriegsbeginn hatte sich der Rabbiner von Kopytschynzi gemeinsam mit seiner ganzen Familie in Hamburg auf Kur befunden. Auch Lipo Shvager war

37 Lipo Shvager (Lippe Schwager, 1882–1961) und D. Frenkel (David Fränkel, 1876–1948) betrieben das Antiquariat »L. Schwager & D. Fränkel«, gegründet 1902.

38 Ursprünglich ein Teil des Museums der Jüdischen Historischen und Ethnografischen Gesellschaft beherbergte das Jüdische Museum zunächst Exponate von An-Skis Expeditionen vor dem Ersten Weltkrieg, dann Exponate, die er während des Kriegs sammelte. 1917 geschlossen und in Teilen in die Ethnografische Abteilung des Russischen Museums überführt. Infolge von Reorganisation, Sowjetisierung und dem Zweiten Weltkrieg sind die Bestände heute in St. Petersburg, Odessa, Kiew verstreut bzw. ist unklar, wo Bestände verblieben sind.

39 Gemeint ist R. Abraham Joshua Heshel (1888–1967).

dort. Als die Russen mit der Besetzung Galiziens begannen, rief der Rabbiner Shvager zu sich und sagte Folgendes zu ihm:

»Du sollst wissen, dass sich in meinem Besitz zwei Briefe des heiligen Baal Schem Tow befinden, die er mit eigener Hand geschrieben hat. Jetzt, während des Krieges, könnten sie, der Himmel möge es verhüten, zerstört werden. Daher musst du unverzüglich nach Kopytschynzi fahren und diese Briefe retten. Falls du nicht dazu imstande sein solltest zurückzukehren, dann verwahre sie an einem sicheren Ort. Du solltest wissen, dass dir auf dem Weg viele Gefahren drohen. Du könntest von einer Kugel getötet werden oder man könnte dich, Gott helfe uns, wegen einer Verleumdung umbringen. Aber diese Gefahr darf dich nicht davon abhalten, deine heilige Mission zu erfüllen und die Briefe zu retten.«

Shvager willigte sofort ein und fragte den Rebben:

»Rebbe, und was wird mit Ihren Gütern passieren, mit dem Gold und Silber, mit den wertvollen Gegenständen, die sich auf Ihrem Hof befinden?«

Und auf dem Hof des Rebben befanden sich Wertgegenstände von ein paar Millionen Kronen, so erzählte man sich.

»Das alles mag verloren gehen«, antwortete der Rebbe ruhig, »aber die Briefe des Baal Schem müssen gerettet werden.«

Shvager reiste ab und erreichte Kopytschynzi einige Stunden, ehe die Russen in die Stadt einmarschierten. Von einer Rückreise konnte selbstverständlich keine Rede mehr sein. Aber er hatte Zeit, um die Briefe zu retten und zu verstecken. Er verschloss sie in einer Blechschachtel und mauerte diese zwei Meter tief in einer der Kellerwände ein. Im Hof des Rabbiners vergrub er im selben Keller einen Teil des Goldes und des Silbers. Danach hatte er für drei oder vier Monate keine Möglichkeit mehr, zu dem Keller zu gelangen. In dieser Zeit entging er dem Tod einige Male nur um Haaresbreite. Er wurde verhaftet, weil man ihn der Spionage verdächtigte. Als er schlussendlich die Gelegenheit hatte, im Keller nachzusehen, fand er kein Einziges der wertvollen Objekte vor, die er dort vergraben hatte. Alle waren ausgegraben und gestohlen worden. Auch die Wand, in der die Schachtel mit den Briefen verborgen gewesen war, war aufgebrochen worden und die Blechschachtel verschwunden.

Man kann sich vorstellen, welche Wirkung das auf Shvager hatte. Er starb fast vor Kummer. Aber ein paar Tage später, als er weitergrub und suchte, fand er plötzlich das unversehrte und unberührte Kästchen. Als er es jedoch öffnete, musste er zu seiner größten Verwunderung feststellen, dass auf dem Brief, der

gänzlich von der Hand des Baal Schem geschrieben worden war (der zweite Brief war nur von ihm unterzeichnet), sämtliche Buchstaben verschwunden waren und nur ein leeres Blatt Papier übrig geblieben war.

Um die Wahrheit zu sagen, ich glaubte diese Geschichte nicht ganz. Ich nahm an, dass es sich um eine jener üblichen Legenden handelte, die so leicht in Unruhezeiten entstanden. Deshalb bat ich Shvager, er solle mir die Briefe zeigen. Die Briefe befanden sich in Kopytschynzi, versteckt an einem geheimen Ort, und Shvager wollte sie nicht herzeigen. Ich traf ihn jedoch einige Wochen später in Kopytschynzi und drängte ihn so lange, bis er, wenn auch nicht allzu gern, zustimmte. Er brachte die Briefe, die in einige Lagen Papier eingewickelt waren, in die Synagoge. Mit großer Ehrfurcht und ohne sie mit der Hand zu berühren, wickelte sie Shvager aus. Ich erblickte zwei sehr alte, zusammengefaltete Bögen Papier. Einer war auf beiden Seiten eng mit einer zarten Handschrift beschrieben, die laut Shvager von Rabbiner Gerschon Kitewer[40] war (dieser Brief war bereits gedruckt worden). Auf der zweiten Seite fand sich am untersten Rand und kaum zu bemerken die Unterschrift mit gestochen scharfen, langen Einzelbuchstaben: »Israel Baal Schem«. Auf dem zweiten Brief, der halb zerfallen war (beide waren im Jahr 1753 geschrieben worden) und leicht fleckig von Nässe oder Tränen, gab es keine Spur von Buchstaben. Shvager blickte die Briefe nachdenklich und mit mystischem Blick an und meinte dann leise:

»Man sagt, dass die Buchstaben durch die Nässe verschwunden sind und man sie durch ein chemisches Mittel wieder sichtbar machen kann … Aber wir Chassidim denken anders darüber … Ganz anders …«

Ich betrachtete den Brief mit den »weggeflogenen Buchstaben« und erinnerte mich an ein abgebrochenes Stück der Zehn Gebote, das ich in der zerstörten und geschändeten Synagoge von Dębica gefunden hatte. Auf ihm waren nur noch die Wörter »morden« …, »Ehebruch begehen« zu lesen.

Diese beiden symbolbehafteten Details verbanden sich für mich in dem Spruch: »shivre lukhot ve-otiot porkhot«[41] – Bruchstücke der Gesetzestafeln[42] und weggeflogene Buchstaben[43]. Mir erschien das ganze Leben der jüdischen Bevölkerung in Galizien wie eine Parabel auf diese beiden Symbole.

---

40 Gerschon Kitewer war der Schwager des Baal Schem Tow.

41 Dt. 10, 2 »so will ich auf die Tafeln die Worte schreiben, die auf den ersten waren, die du zerbrochen hast«.

42 Die jüdische Tradition interpretiert Dt. 10, 2 so, dass auch die Bruchstücke der ersten Gesetzestafeln, die Mose zerbrochen hatte, in der Bundeslade aufbewahrt wurden.

43 In der Erzählung vom Martyrium des Rabbi Chanina ben Teradjon zur Zeit von Kaiser Hadrian

Bei meiner ersten Reise durch Galizien im Jahr 1915 war ich dem Krieg mehr oder weniger nachgereist, war zwischen den noch nicht abgekühlten Feuern umhergewandert und hatte die frischen Spuren der schrecklichsten Pogrome gesehen. In jedem Winkel hatte der Terror des Todes geherrscht. Jeder Stadt, jedem Haus, jedem Ding hatte das Drama seinen Stempel aufgedrückt. Und von noch größerer Tragik waren die Menschen durchdrungen, die gerade erst den Todesschrecken überlebt hatten. Sie waren erschüttert und beinahe verrückt vor Verzweiflung. Für mich hatten diese Menschen damals die Gestalt der von Mose zerbrochenen Tafeln angenommen, aus deren Rissen noch das Blut hervorsickerte. Dennoch war diese Tragödie damals noch eine äußerliche gewesen, die mit dem Krieg einherging. Hunderte und Tausende Leben waren vernichtet, Vermögen ruiniert, große kulturelle Schätze zerstört worden, aber dieser Sturm hatte die Tiefen der Seele noch nicht berührt und die menschliche Selbstachtung noch nicht vernichtet. Als der vormalige Reiche und der anständige Bürger plötzlich zum Almosenempfänger wurden und am Verhungern waren, lag die Tragödie hauptsächlich darin, wie entsetzlich schwer es ihnen fiel, die Hand nach Hilfe auszustrecken. Viele dieser Menschen waren wirklich eher bereit zu hungern, als auf fremde Hilfe angewiesen zu sein. Die Tragödie der geschundenen, ruinierten und gedemütigten Bevölkerung war groß und beinahe episch, aber in ihrer Größe und der Schärfe der Schmerzen lag eine harte Schönheit, die die menschlichen Leiden zu einer epischen Volkstragödie erhob.

Jetzt aber traf ich auf meiner Reise durch die »unversehrt« gebliebenen Städte und Schtetlech nirgendwo diese einstige hohe und schöne Dramatik an. Was früher eine Tragödie war, hatte sich in eine alltägliche Erscheinung verwandelt. Die früheren Helden der Volkstragödie hatten sich in professionelle Bettler verwandelt. Man hatte die Vergangenheit vergessen und fürchtete sich, in die Zukunft zu blicken. Stattdessen lebte man mit kleinlichen Bettlerinteressen im Heute, ständig in Sorge um ein Stück Brot oder ein Häufchen Graupen. Die Menschen hatten sich an den ständigen Hunger, an die körperlichen Entbehrungen und an das stundenlange Schlangestehen an den Essensausgaben gewöhnt. Die Menschen irrten apathisch, schweigend und in Resignation versunken umher, sie waren ihrer schrecklichen Lage gegenüber gleichgültig geworden. Auch die wenigen verbliebenen Gebildeten hatten sich daran gewöhnt, jeglicher Kultur, jeglichen gesellschaftlichen Lebens und geistigen Freuden entbehren zu müssen. Und all diese lebenden Toten erschienen vor mir bereits nicht mehr in Gestalt von »zerbrochenen Gesetzestafeln«, sondern als Tafeln, deren »Buchstaben weggeflogen« waren. Sie hatten das höchste Heiligtum der Selbstachtung verloren.

(Avodah zarah 17b) wird von dessen Vision berichtet, wonach von der Thorarolle, die mit ihm verbrannt wurde, nur das Pergament verbrannte, die Buchstaben aber zum Himmel emporflogen.

Kapitel 8

Im Schtetl Kopytschynzi, wohin ich aus Chorostkiw reiste, hatte ich ein weiteres Mal Gelegenheit, mit dem lokalen Kommandanten über das Jüdische Hilfskomitee zu sprechen. Er lud mich in sein Büro ein, wo ich einen älteren Mann, einen Polen, antraf, den er mir als Bürgermeister der Stadt vorstellte. Der Kommandant stellte mir Fragen zu den Tätigkeiten des Kiewer Komitees und bemerkte nebenbei:

»Mir scheint, dass das hiesige Komitee seine Aufgaben nicht ganz ordnungsgemäß und unparteiisch erfüllt …«
»Wie kommen Sie darauf? Haben Sie irgendwelche Beweise in dieser Richtung?«, fragte ich ihn.

Anstatt meine Frage zu beantworten, sagte er in einem Tonfall, der sein ganzes Misstrauen ausdrückte:

»Ich würde Ihnen empfehlen, dass Sie sich die Buchhaltung des Komitees sehr genau ansehen.«

»Ich habe die Bücher bereits durchgesehen und für in Ordnung befunden.«

Der Kommandant und der Bürgermeister lächelten abfällig.

»Selbstverständlich kann man Bücher so führen, als wäre alles in Ordnung, aber das ist noch nicht genug.«
»Ich bitte Sie inständig, mir offen und ehrlich zu sagen, welchen Verdacht Sie gegen das Komitee hegen«, sagte ich daraufhin. »Auf mich machten die Komitee-Mitglieder den Eindruck von anständigen Leuten. Sie arbeiten hart und ohne Lohn …«
»Ohne Lohn …«, wiederholte der Kommandant sarkastisch und tauschte mit dem Bürgermeister einen geheimnisvollen Blick aus.

Ich wiederholte meine Bitte, klar und offen zu sprechen.

»Über das Komitee als Ganzes kann ich Ihnen nichts sagen, aber der Vorsitzende, Herr Nakht, erscheint mir verdächtig.«
»Warum?«
»Das soll Ihnen der Herr Bürgermeister erzählen.«

Und der Bürgermeister erzählte es mir. Neben anderen Formen der Unterstützung für die Bevölkerung verteile das Komitee billiges Holz, das es von den Behörden zum Selbstkostenpreis erhielt und das damit dreimal billiger war als im freien Verkauf. Die Vergabe des Holzes verwalte Herr Nakht. Und er gebe das Holz nicht an arme Menschen aus, weshalb diese es in den städtischen Läden viel teurer kaufen mussten. Wenn man sie frage, warum sie das Holz nicht im Komitee erwerben, würden sie einstimmig antworten: »Nakht gibt uns keins.«

Um die Wahrheit zu sagen, maß ich dieser Beschuldigung kein besonderes Gewicht bei. Nach den Reden und dem Gebaren des Kommandanten kam es mir so vor, als verfolge er ein persönliches Anliegen, das nur wenig mit den Interessen der jüdischen Bevölkerung zu tun hatte. Ich verstand, dass der Bürgermeister nicht zufällig gerade während meines Besuchs anwesend war. Meine Nachforschungen zu diesem Thema ergaben, dass der Bürgermeister selbst mit Holz handelte und das Komitee seine Geschäfte schwer schädigte. Deshalb versuchte er mit Hilfe des Kommandanten den wichtigsten Mitarbeiter des Komitees, Herrn Nakht, in meinen Augen zu diskreditieren.

In Kopytschynzi war das Budget auf achttausendsechshundertundsieben Rubel festgelegt, aber das Komitee verlangte weitere zweitausend speziell für Schuhwerk. Über den gesamten Zeitraum hatte es bisher von Kiew siebenunddreißigtausendsiebenhundertundneunzig Rubel erhalten.

Der größte Teil der Flüchtlinge, die sich in Kopytschynzi befanden, stammte aus Husjatyn: Nahezu alle hatten sich zur Heimreise entschlossen. Aber hier wurde es kompliziert. Ich traf auf schwere Auseinandersetzungen und zwei widersprüchliche Bestrebungen.

Husjatyn hatte eine Katastrophe hinter sich, die selbst für Galizien ungewöhnlich war. Husjatyn, das an der alten russisch-österreichischen Grenze lag, wurde durch den Fluss Sbrutsch[44] in zwei Städte geteilt: ein russisches Husjatyn und ein österreichisches. Der russische Teil war ein verlassenes, armes Schtetl, weit von der Bahnlinie entfernt und ohne jede Kultur. Das österreichische Husjatyn war ganz im Gegensatz dazu eine reiche blühende Handelsstadt, mit allen dazugehörigen kulturellen Einrichtungen, noblen Häusern, elektrischer Beleuchtung und Kanalisation. Es besaß Grund- und Mittelschulen und elf Banken. Die Bevölkerung bestand fast ausschließlich aus Juden mit etwa tausend Familien. In der Stadt hatte auch der berühmte Husjatyner Rabbiner gelebt. Die Synagoge war eine der herrlichsten und schönsten in ganz Galizien gewesen.

44 Sbrutsch (Russisch, Ukrainisch), Zbrucz (Polnisch), linker Nebenfluss des Dnister. Grenzfluss zwischen Österreich-Ungarn (Galizien) und Russland. Eingegangen in die Literatur durch Isaak Babels Erzählung »Übergang über den Sbrutsch« im Erzählzyklus »Die Reiterarmee«.

Auch als ich sie zerstört, ohne Türen und Fenster sah, hob sie sich von den umstehenden Gebäuden immer noch durch ihre königliche Pracht hervor.

Als am 7. August 1914 (nach neuem Stil[45]) der Krieg ausbrach, überschritten die Österreicher die Grenze und nahmen das russische Husjatin ein. Am zweiten Tag zogen sich die Österreicher nach einer Schlacht bei dem fünfzehn Werst entfernten Horodok aus Husjatyn zurück und am neunten August eroberte ein russisches Regiment zuerst das russische Husjatin zurück und nahm dann das österreichische Husjatyn ein. Sofort begann ein Pogrom. Die Soldaten drangen in Geschäfte, Büros, Banken und Privatwohnungen ein und plünderten sie. Wie üblich kamen Bauern aus den umliegenden Dörfern und brachten ganze Wagenladungen von geraubtem jüdischen Hab und Gut weg. Das, was man nicht abtransportieren konnte, wurde von den Soldaten vernichtet, zerbrochen und zerrissen. Damit begnügten sie sich aber nicht, sie zündeten die Stadt an. Man ging von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung und begoss den in den Wohnungen verbliebenen Hausrat mit einer brennbaren Flüssigkeit und zündete ihn an. Die folgenden Regimenter erledigten dann, wofür das erste keine Zeit mehr gehabt hatte. Nach wenigen Tagen war die ganze Stadt in Schutt und Asche gelegt. Von über siebenhundert Häusern blieben nur dreiundzwanzig unversehrt. Die alte Synagoge und der Hof des Rebben mit der großen Kloys wurden von jüdischen Soldaten gerettet, die damit drohten, die christlichen Häuser und die Kirche anzuzünden, falls man die Synagoge und den Hof des Rabbiners nicht verschonte. Dieselben jüdischen Soldaten trugen auch die unversehrt gebliebenen Thorarollen ins russische Husjatyn.

Von der Bevölkerung waren die vierhundert wohlhabenderen Familien rechtzeitig nach Österreich geflüchtet. Die restlichen sechshundert zerstreuten sich während des Pogroms und des Brandes in die umliegenden Ortschaften und Wälder und es blieb ihnen nichts als das, was sie auf dem Leib trugen. Man schätzte die Schäden der Stadt auf dreißig Millionen Kronen. Während der Verwüstung wurden zwei geistig behinderte Personen, ein junger Mann und ein Mädchen, ermordet. Der alte Synagogendiener wurde von den Soldaten mit Peitschen in den Fluss getrieben, zog sich eine Unterkühlung zu und starb.

Die Lage der Bevölkerung war furchtbar. Als die Unruhen abnahmen und die Geflohenen nach und nach wieder zurückkehrten, hatten sie nichts mehr, wo sie sich niederlassen konnten, und keine Mittel mehr zum Leben. Ganz unerwartet kam ihnen der Gendarmerie-Hauptmann Jewezki des russischen Husjatyn zu Hilfe. Zuallererst begann er energisch, den geraubten Besitz ausfindig zu machen und ihn seinen Besitzern zurückzugeben. Er führte Durchsuchungen in

45 »Neuer Stil«, der gregorianische Kalender wurde 1918 eingeführt und löste den julianischen Kalender ab, was eine Zeitdifferenz von dreizehn Tagen bedeutete.

den Dörfern und bei den Christen der Stadt durch und entdeckte viele wertvolle Gegenstände, die er den jüdischen Bürgern zurückgab. Die Räuber steckte er ins Gefängnis. Unter anderem verhaftete er den Kiewer Juden B., der die gestohlenen Sachen aufgekauft hatte. Außerdem organisierte er ein Hilfskomitee und sammelte Geld von den christlichen Gutsbesitzern der Umgebung. Er lud zehn jüdische Männer in das Komitee ein, darunter die Rabbiner und die angesehensten Bürger beider Teile von Husjatyn. Das Komitee teilte jedem Hilfsbedürftigen täglich ein Pfund Brot, Holz zu einem günstigen Preis, Kartoffeln, viereinhalb Kopeken in bar und für Schabbat Challa und Bohnen zu. Über einen Zeitraum von vier oder fünf Monaten half das Komitee tausendfünfhundert Menschen. Dafür erhielt es vom Petrograder Komitee sechshundert Rubel, vom Kiewer Komitee dreihundert und etwa tausend Rubel aus anderen jüdischen Einrichtungen. Die restliche Summe wurde bei Christen gesammelt.

Nachdem die geflohenen Einwohner vom Komitee erfahren hatten, waren beinahe alle zurückgekehrt und hatten sich in den Kellern und Häuserruinen niedergelassen. In einem Raum drängten sich bis zu vierzig oder fünfzig Menschen in zerlumpter Kleidung. Durch die entsetzliche Enge, den Hunger und die Not brachen Epidemien wie Typhus und andere Krankheiten aus. Ende März oder Anfang April kam ein neuer Schlag. Eine Anweisung wurde herausgegeben, die jeglichen Kontakt zwischen den beiden Teilen Husjatyns streng untersagte. Gleichzeitig wurden die Tätigkeiten des Komitees und der privaten Helfer für die ruinierten Menschen der zerstörten Stadt eingestellt. Es wurde erzählt, dass von der anderen Seite des Flusses flehentliches Jammern und Bitten herüberdrangen, aber man konnte ihnen keine helfende Hand ausstrecken. Mutige junge Männer, die heimlich Brot hinüberbrachten, mussten teuer dafür bezahlen. Einige von ihnen wurden verwundet oder verhaftet.

Am 15. Juni 1915 wurde der Befehl erteilt, dass am folgenden Tag um zwölf Uhr die gesamte jüdische Bevölkerung des österreichischen Husjatyns – das waren über tausendfünfhundert Menschen – die Stadt verlassen musste. Es wurden ausnahmslos alle vertrieben. Sogar einen kranken blinden Mann, der im Krankenhaus lag, deportierte man ungeachtet der Fürsprache des christlichen Direktors.

Die Vertriebenen ließen sich in Kopytschynzi nieder und waren dort seit anderthalb Jahren. Trotz der Hilfe durch den Semstwo-Verband und das Kiewer Komitee litten sie größte Not. In dieser Zeit wurde Husjatyn noch weiter zerstört. Alles, was die Vertriebenen in ihren Wohnungen zurückgelassen hatten, war geraubt worden. Die wenigen unbeschädigten Häuser waren von Christen in Beschlag genommen worden.

Vor einigen Monaten verbreitete sich die unbestätigte Meldung, dass es den vertriebenen Einwohnern Husjatyns erlaubt sei, wieder nach Hause zurück-

zukehren. Kaum, dass wenige Dutzend Familien Zeit gehabt hatten zurückzukehren, als erneut ein Verbot erlassen wurde. Trotzdem machten sich weiter einzelne Familien in aller Heimlichkeit auf den Weg. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt befanden sich dort bereits etwa hundert Familien, die in Kellern wohnten und viel Kummer durch die Christen zu erleiden hatten, die den gesamten Handel an sich gerissen hatten und nicht zulassen wollten, dass sich die Juden weiterhin dort niederließen. Dennoch zog es alle Husjatyner, Kinder wie Alte, nach Hause. Sie verzichteten auf jede Hilfe hier, Hauptsache wieder zu Hause sein. Zweihundertfünfzig Familien (an die tausend Menschen) waren zum Aufbruch bereit. Sie gingen davon aus, in den Wohnungen von Bauern unterzukommen.

Bald nach meiner Ankunft in Kopytschynzi kam der Rabbiner aus Husjatyn als Abgesandter der Husjatyner zu mir und bat mich, ein Hilfskomitee einzurichten, das Unterstützung aus Kiew bekommen sollte. Er argumentierte, dass die Husjatyner nicht weniger – vielleicht sogar noch mehr – Anspruch auf Hilfe hätten als die anderen Flüchtlinge, die sich in fremden Städten aufhielten. Denn wenn sie mit Aufopferungsbereitschaft, ohne Hilfe von außen, von selbst an ihre Wohnorte zurückgekehrt seien, müsse man ihnen jetzt die Möglichkeit geben, wieder auf die Beine zu kommen.

Die Argumente des Rabbiners erschienen mir rechtschaffen. Aber das Komitee von Kopytschynzi sprach sich dagegen aus und Herr Homelski stellte sich auf die Seite des Komitees.

Gegen die Forderungen des Rabbiners wurden mehrere Gründe vorgebracht: Die paar Hundert Husjatyner, die nach Hause zurückgekehrt seien, benötigten keine Hilfe. Es seien nur solche zurückgekommen, die gewisse Mittel zur Verfügung hatten. Außerdem hielten sich dort momentan nur sehr wenige Juden auf, es sei Militär in der Stadt und dadurch könnten sie ganz gute Geschäfte machen. Wenn man dort ein Hilfskomitee einrichtete, würden sich, abgesehen davon, dass es Schnorrer anziehen würde, alle Husjatyner aus Kopytschynzi dorthin wenden, die schon jetzt nicht zurückzuhalten seien. Da es keine Wohnungen gebe und außerdem Winter sei, würden Epidemien ausbrechen. Aus all diesen Gründen riet man mir davon ab, nach Husjatyn zu fahren.

Im Weiteren stellte sich heraus, dass Herr Frenkel vor dem Krieg Rabbiner in Husjatyn gewesen war, der sich nun zusammen mit den Vertriebenen in Kopytschynzi befand. Der Rabbiner, der aus Husjatyn zu mir gekommen war, war neu und hatte Frenkels Platz eingenommen, was viele Husjatyner sehr genau beobachteten. Sie betrachteten die Fürsprache des Rabbiners für ein Komitee als ein persönliches Anliegen, um seine Stellung zu festigen. Im Gegensatz dazu deuteten diejenigen, die dafür waren, ein Komitee in Husjatyn zu gründen, den Widerstand der von Kopytschynzi erstens so, dass hier der alte Rabbi Frenkel intrigierte, der Angst davor habe, der Neue könnte seine Stellung in Husja-

tyn festigen, und zweitens so, dass die Bürger von Kopytschynzi wünschten, die Husjatyner noch länger bei sich zu haben, da sie von ihnen Mieteinnahmen und andere Einkünfte hatten.

Als ich mich wenige Tage später in dem Schtetl Probischna aufhielt, das auf dem Weg in Richtung Husjatyn lag, baten mich das dortige Komitee und insbesondere sein Vorsitzender – Dr. jur. Rozenboym, ein gebildeter und intelligenter Mann –, ich solle unbedingt nach Husjatyn fahren. Als ich die Gründe erklärte, warum ich es für schädlich hielt, dort ein Komitee einzurichten, war das Komitee in Probischna nicht meiner Meinung. Schließlich meinte Herr Rozenboym traurig zu mir:

»Unser Komitee besteht aus einer Gruppe von Akademikern und hat intensiv für die Wiederbelebung Husjatyns gewirkt. Und glauben Sie nicht, dass wir aus reinem Altruismus gehandelt haben. Nein, wir hatten einfach nichts zu tun und haben über all dem Nichtstun beinahe den Verstand verloren. So haben wir uns allmählich an die Arbeit gemacht, uns immer mehr für sie begeistert und uns eingebildet, dass wir etwas bewirken könnten. Nun haben Sie mit Ihrer Haltung gegenüber Husjatyn unsere Begeisterung abgekühlt.«

Ich schwankte, ob ich nicht vielleicht doch hinfahren und ein Komitee organisieren sollte, aber Herr Homelski, der die Umstände besser kannte als ich, war kategorisch dagegen – und ich vertraute ihm.

In Probischna hatten sich früher über sechshundert Flüchtlinge aufgehalten. Hundertvierzig von ihnen gingen zurück nach Skalat. Die übrigen vierhundertsiebenundsechzig (hundertdreizehn Familien) kamen aus neunzehn Ortschaften, besonders aus Salischtschyky und Husjatyn (neununddreißig Familien). Der Semstwo-Verband verteilte hier Unterstützung für zweihundert Menschen. In Übereinstimmung mit dem Budget des Kiewer Komitees übergab ich zweitausend Rubel. Probischna hatte für den gesamten Zeitraum vom Kiewer Komitee vierzehntausendvierhundertundfünf Rubel erhalten, Pessach nicht eingerechnet.

Ehe ich nach Probischna reiste, begab ich mich in ein kleines Schtetl namens Suchostaw, das insgesamt vierhundert Rubel monatlich erhielt. Der Vorsitzende des Komitees war ein sehr bescheidener und einfacher Jude, über den die Witwe des Rabbiners und ihre Töchter, bei denen ich untergebracht war, herzlich wegen seiner Ungebildetheit lachten. Er legte mir den Mangel im Schtetl vor allem an Brennholz so aufrichtig dar, dass ich ihm eine Zulage von zweihundert Rubel nicht abschlagen konnte.

Im Schtetl stand eine der ältesten Holzsynagogen. In ihrer einfachen Architektur war es ein prächtiger Bau. Die Wiener Archäologische Gesellschaft interessierte sich für die Synagoge und hatte Maßnahmen zu ihrer Erhaltung als seltenes Zeugnis der Vergangenheit ergriffen. Den ansässigen Juden war die

Synagoge selbstverständlich überaus teuer und heilig und es rankten sich um sie die üblichen Geschichten, die man von allen alten Synagogen erzählte: dass sie nicht brennen würde, dass man sie fertig erbaut unter der Erde gefunden habe und dergleichen mehr.

Als ich die Synagoge betrat, sah ich, dass sie nicht nur verwüstet war – alles zerbrochen, sämtliche Gebetbücher zerrissen –, sondern dass sie sich schlicht in einen Abort verwandelt hatte. Solch abstoßende Fälle hatte ich bereits gesehen, hier aber überraschte mich eine andere Sache. Die Soldaten, die die Zerstörung verursacht und die Synagoge beschmutzt hatten, waren schon lange weg, das Betreten der Synagoge stand den Juden frei und doch war es niemandem eingefallen, die Synagoge zu reinigen oder die herumliegenden losen Blätter der heiligen Bücher aufzusammeln. Als ich einige Rubel für die Reinigung der Synagoge zusagte, fanden sich einige Freiwillige dafür …

Im Schtetl erzählte man mir viel von einem jüdischen Soldaten namens Yisrolik Vaysbard, der während vieler Monate das Schtetl unterstützt und es schlichtweg vor dem Verhungern gerettet hatte. Man erzählte sich einen regelrechten Mythos, dass ihm der Vater im Traum erschienen sei und ihm befohlen habe, das so zu tun. Diesen legendären Soldaten erwähnte ich bereits in einem früheren Band.

Ich reiste weiter nach Tschortkiw. Als wir uns der Stadt näherten, zeigte mir der Fahrer den zerstörten Hof des Tschortkiwer Rebben und begann, mir Geschichten von seiner Herrlichkeit zu erzählen:

»Können Sie sich vorstellen, was sich hier abgespielt hat! Die ganze Welt reiste zu ihm! Und wie er sich aufführte! Wie ein Kaiser! Ständig spielte eine Kapelle Musik! … Bevor er wegfuhr, befahl er all seinen Hausangestellten hier zu bleiben und versprach ihnen, ihren Lohn weiter auszuzahlen. Es sind nun schon zweieinhalb Jahre – und sie bekamen ihren Gehalt.«

»Und wie ist es mit der hiesigen Bevölkerung? Gibt es hier viele arme Menschen? Hilft man ihnen?«

»Arme gibt es hier genug. Aber man hilft. Der Verband hilft allen.«

»Und das Jüdische Komitee? Verteilt es genug Hilfe?«

»Welches Komitee? Ich weiß von nichts. Ich habe nichts darüber gehört, dass es hier so etwas gäbe …«

Kapitel 9

Tschortkiw war eine schöne und große Stadt mit einigen Zehntausend jüdischen Einwohnern. Im Vergleich zu anderen Städten hatte sie nur wenig unter

dem Krieg gelitten. Es wurden dort keine Schlachten geschlagen und die Stadt blieb unversehrt. Nur im September 1915, nachdem sich die Russen aus der Stadt zurückgezogen hatten und es für eine ganze Woche keinerlei Obrigkeit gab, kam es dort zu Pogromen und Plünderungen.

Gleich zu Kriegsbeginn verließ ein Großteil der jüdischen Bevölkerung die Stadt gemeinsam mit den Österreichern. Dafür strömten Flüchtlinge und Vertriebene aus sämtlichen umliegenden Städten und Schtetlech in dieses größere Zentrum.

Während des ersten Pogroms in Husjatyn kamen einhundertzwanzig Familien nach Tschortkiw. Sie fanden hier Arbeit und blieben.

Am 13. Mai 1915 kam nahezu die gesamte jüdische Bevölkerung Husjatyns hierher, etwa fünftausend Menschen, die innerhalb weniger Stunden von dort vertrieben wurden. Die Stadt reagierte mitfühlend auf das Unglück. In wenigen Tagen wurden dreißigtausend Kronen gesammelt. Kostenlose Suppenküchen wurden eingerichtet. Im Juli organisierte auch der Semstwo-Verband für die Flüchtlinge eine Suppenküche und eine Teestube und er öffnete für sie ein eigenes Krankenhaus, in dem sich Dr. Katschkin stark engagierte.

Im August schloss das Militär ohne jede Motivation das Jüdische Hilfskomitee. Eine Weile später, als unter den Flüchtlingen die Cholera ausbrach, wurde ein Jüdisches Komitee gegründet, um die Epidemie zu bekämpfen. Aber es war nur elf Tage lang tätig. Im Zuge eines Streits zwischen dem Etappenkommandeur und dem Kreiskommandanten wurden eines Morgens die diensthabenden Mitglieder des Komitees verhaftet. Drei von ihnen wurden nach Russland deportiert, die übrigen ließ man frei und forderte sie auf, ein neues Komitee zu gründen. In der Zwischenzeit verbreiteten sich unter den Flüchtlingen Pocken, Typhus und Ruhr. Auch die Cholera war noch nicht besiegt. Täglich starben zwanzig bis dreißig Menschen. Innerhalb kurzer Zeit starben über tausend der fünftausend Flüchtlinge!

Nachdem die Russen das Schtetl Jahilnyzja eingenommen hatten, aus dem beinahe die gesamte jüdische Bevölkerung mit den Österreichern geflohen war, übersiedelten etwa tausend Menschen aus Snjatyn dorthin und nahmen die leeren jüdischen Wohnungen in Beschlag.

Im Oktober 1916 erhielten die Snjatyner die Genehmigung, nach Hause zurückzukehren, aber diese Genehmigung wurde bald widerrufen. Nur hundertfünfzig Menschen schafften es zurückzukehren. Im Dezember wurde die Genehmigung erneuert und weitere siebenhundert Menschen konnten zurückkehren. Einige Flüchtlinge verstreuten sich in den umliegenden Ortschaften, sodass sich bei meiner Ankunft nur noch tausendfünfhundert Snjatyner in Tschortkiw befanden.

Die erste Hilfe für die Flüchtlinge aus Snjatyn hatte Dr. Lander organisiert. Im November 1915 gründete er ein Komitee, das aus zwei Snjatynern und einem Tschortkiwer bestand, und überließ ihm fünfhundert Rubel (eine kleine Weile vorher hatte Herr Helman achthundert Rubel aus Kiew gebracht). Im Dezember brachte er tausendzweihundert Rubel und danach tausendvierhundertsechzig Kronen. Im Jahr 1916 erhielten die Snjatyner folgende Hilfe durch das Kiewer Komitee: im Januar dreitausendeinhundert, im Februar viertausend Rubel. Außerdem bekamen sie zu Pessach erst zwölftausend und dann noch einmal tausendneunhundertsechsundsiebzig Rubel. Im April erhielten sie fünftausend, im Mai zweitausendeinhundertdreißig, im Juni viertausendachthundert, im September bekamen sie siebentausend und im Dezember neuntausend Rubel. Im Januar 1917 wurden fünftausendfünfhundert Rubel angewiesen. Insgesamt erhielt das Snjatyner Komitee in Tschortkiw in den fünfzehn Monaten siebenundfünfzigtausendundsechs Rubel und tausendvierhundertsechzig Kronen. Durchschnittlich waren das etwa viertausend Rubel pro Monat, was sehr wenig war angesichts von dreitausend Flüchtlingen, die Unterstützung benötigten.

Ich übernachtete bei dem örtlichen Apotheker und verbrachte den Abend mit einigen gebildeten, jungen Leuten, die während der ganzen Zeit sehr aktiv im Hilfskomitee waren.

»Sie können sich nicht vorstellen, welche Stimmung in den letzten zweieinhalb Jahren geherrscht hat. Das war vergeudete Lebenszeit. Sie bestand nur aus endlosem Warten, aus einer einzigen Suche nach Neuigkeiten und Gerüchten. Die ganze Zeit schien es, gleich kommen die Österreicher zurück, gleich ist der Krieg vorbei. Und man hatte keine Energie und keinen Mut, irgendeine Arbeit zu beginnen. Jetzt sind viele in eine dumpfe Verzweiflung gestürzt und es hat sich eine Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben entwickelt. Vor kurzem ist einer unserer Bekannten gefährlich erkrankt. Er lag viele Tage im Bett, sagte niemandem Bescheid und kümmerte sich auch nicht um medizinische Versorgung. Als ihm der Arzt, den wir mitgebracht hatten, vorschlug, sich in ein Krankenhaus zu begeben, wo er gute Pflege und medizinische Hilfe erhalten würde, lehnte er ab: ›Wozu? Und wenn ich sterbe, was macht das schon?‹«

»Wir sind in dieser Zeit verrückt geworden vor Nichtstun«, erzählte ein anderer. »Mein Vater, ein älterer und gebildeter Mann, fing an, Goethe und Schiller auswendig zu lernen. Wir jungen Leute lernten Russisch und lesen sehr eifrig die ›Kiewskaja Mysl‹[46]. Ich versichere Ihnen, dass sich nicht viele in Russland mit den inneren Angelegenheiten des russischen Lebens so gut auskennen wie wir. Jede Sitzung der Duma und jede Rede von

46 »Kiewskaja Mysl« (»Kiewer Gedanke«), russischsprachige liberale Tageszeitung. Erschien zwischen 1906 und 1918 in Kiew, ab 1917 als Morgen- und Abendblatt.

Purischkewitsch wird von uns von allen Seiten betrachtet und bietet Stoff für endlose Debatten.«
»Während dieser Zeit haben wir uns die Russen näher angeschaut«, erzählte er mir weiter, »und ich muss Ihnen sagen, dass uns ungeachtet all des Kummers, den wir durch sie erlitten haben und bis heute erleiden, der russische Charakter gefällt. Bei all seiner Grobheit und Derbheit hat der Russe einen merkwürdigen Idealismus und eine tiefe Menschlichkeit in sich. Kann man denn unsere Ruthenen oder Deutschen mit dem Russen vergleichen? Hier ein kleines Beispiel für Sie. Vor einigen Wochen stand ich am Fenster und beobachtete folgende Szene: Es war ein regnerischer Tag, die Straße bedeckt von einem tiefen sumpfigen Schlamm. Es zogen Trosse durch. Auf den Wagen saßen erschöpfte und durchnässte Soldaten. Eine alte Jüdin, verwahrlost, in schmutzige Lumpen gewickelt, überquert die Straße. Ein typisch russischer Soldat bemerkt sie von einem der Transporte und blickt sie mitleidig an. Er hält an, schlägt ihr vor, sie mitzunehmen, und hilft ihr, auf den Wagen zu klettern. Keiner unserer Soldaten würde das jemals tun.«

Die jungen Menschen berichteten mir von einem Spionageprozess, der in Tschortkiw stattgefunden hatte. Alle beschuldigten Juden, wie es scheint insgesamt sechs Mann, wurden freigesprochen.

Im Schtetl Borschtschiw gab es einen Prozess gegen elf Menschen, bei dem vier Frauen zum Tode verurteilt wurden. Unter ihnen befand sich eine Jüdin. Zuerst war sie für unschuldig befunden worden, aber der Kommandeur, Fähnrich Pogorezki, verlangte eine neue Verhandlung. Auch beim zweiten Mal wurde sie freigesprochen und er verlangte ein drittes Urteil. Dieses Mal wurde sie zum Tod verurteilt und gehängt. Es gelang mir nicht, genauere Informationen zu den Prozessen herauszufinden.

Am nächsten Morgen ging ich in die Synagoge und unterhielt mich mit älteren Juden. Sie erzählten mir, dass man Tschortkiws Unversehrtheit einem chassidischen Rebben zu verdanken habe, der die Stadt dergestalt gesegnet hatte, dass in ihr nie mehr als drei Häuser auf einmal brennen würden. Dieser Segen war allerdings an die Bedingung geknüpft, dass man das rituelle Händewaschen vor dem Essen einhalten müsse.[47]

Man berichtete mir dort auch, dass am 10. Mai 1915 die Juden von Horodenka beschuldigt worden waren, das Schtetl absichtlich angezündet zu haben. Es kam zu einem Massaker, bei dem siebenundsechzig Juden ermordet wurden. Außerdem wurden sechzig Juden auf dem Marktplatz ausgepeitscht. Der mir

47 Der Gründer der Belzer Dynastie, der Zaddik Sholem Rokeach (1779–1855), maß in seinen Lehren dem rituellen Händewaschen (Hebräisch »netilat yadayim«) großen Stellenwert bei. Die Legende von Tschortkiws Unversehrtheit könnte auf den Einfluss des Belzer Chassidismus hinweisen.

davon erzählte, hatte in Horodenka ein frisches Grab mit einem Brett gesehen, auf dem geschrieben stand:

»Hier liegt begraben der Märtyrer, der durch die Hand der verfluchten Feinde ermordet wurde, Gott räche sein Blut.«

In der Synagoge hörte ich ein kleines Kriegsgedicht:

»Der Österreicher geht spazieren,
der Russe geht plündern,
der Deutsche geht Krieg führen.«

Ich besuchte den Rabbiner des Orts, Rabbi Hirsh Rapoport, ein alter Mann, den man mir als großen Gelehrten und als Gaon ankündigte. Ich traf ihn vor einem religiösen Buch sitzend an. Er begrüßte mich herzlich und hörte mir aufmerksam zu, selbst aber schwieg er und nickte nur traurig mit dem Kopf. Einige Male versuchte er etwas zu sagen, fand aber offensichtlich nicht die richtigen Worte. Als ich ihm einige tröstende Worte sagte, warf er mir einen Blick des bitteren Vorwurfs zu und senkte den Kopf. Als ich bereits im Begriff war zu gehen, nahm er ein Buch aus dem Schrank und zeigte mir eine Stelle, wo geschrieben stand, dass die Leiden der messianischen Zeit im Jahr 5674 (1914) beginnen würden und der Messias im Jahr 5684 (1924) kommen werde. Danach holte er das Pirqe de Rabbi Eliezer[48] heraus und verwies auch dort auf eine Stelle, wo die Kennzeichen der messianischen Zeit angeführt waren. Auf eines der Zeichen zeigte er mit besonderer Aufmerksamkeit. Dort wurde gesagt: »Und es werden Feder und Tinte verschwunden sein.«

In Tschortkiw machte man mich auf einen Juden aufmerksam, der ein Schweigegelübde abgelegt und seit fünfzehn Jahren kein Wort mehr gesprochen hatte. Einst war er ein reicher Kaufmann gewesen, der neben anderem auch Schießpulver unter seinen Waren hatte. Eines Tages stritt er sich mit seiner Frau und schrie sie an: »Verbrennen sollst du!« Nur wenige Stunden später ging sie mit einer Kerze in den Keller nach Waren und ließ versehentlich die Kerze auf das Schießpulver fallen. Es gab eine Explosion, bei der die Frau und die beiden Kinder des Kaufmanns ums Leben kamen. Er ging davon aus, dass die Ursache des Unglücks sein Fluch gewesen war, und begab sich erschüttert zum Rebben von Tschortkiw, um Buße zu erflehen. Nachdem der Rebbe ihn angehört hatte, rief er zornig aus: »Wenn man solch eine Zunge hat, soll man besser

48 Pirqe de Rabbi Eliezer (wörtlich »Kapitel von Rabbi Eliezer«), ca. 9. Jahrhundert, midraschartige Schrift.

schweigen!« Von da an schwieg der Jude. Er blieb in Tschortkiw und ließ sich in einem kleinen Kämmerchen neben der Synagoge des Rebben nieder, wo er die ganze Zeit saß und studierte. In der Kammer standen nur ein kleiner Tisch und zwei Stühle. Ein Bett gab es nicht. In den ganzen fünfzehn Jahren hatte sich der Büßer nie hingelegt. Er döste nur einige Stunden am Tisch. Er lebte von dem, was ihm barmherzige Menschen brachten – so sie es nicht vergaßen, ihm etwas zu bringen. Den Namen des Büßers kannten nur seine alten Bekannten. In der Stadt wurde er »Shoysek« (der »Schweiger«) gerufen.

Der »Schweiger« empfing mich freundlich und fragte mich durch ein Zeichen, was ich von ihm wolle.

»Ich möchte Sie fragen, was Sie davon halten, was jetzt in der Welt geschieht«, antwortete ich.

Der Büßer blickte mich mit seinen klaren kindlichen Augen aufmerksam an und lachte plötzlich auf. Er nahm ein hebräisches Buch vom Tisch, schlug es auf, fand ein Blatt mit einem Eselsohr und wies mich mit triumphierender Miene auf eine Stelle.

Ich sah in das Buch. Dort stand etwas von der Ankunft des Messias geschrieben …

In dieser Atmosphäre schrecklicher Verzweiflung, wo die letzte Hoffnung auf persönliche Rettung bereits verloren war, wandten sich die Juden mit leidenschaftlichem Glauben dem alten Symbol der Errettung des Volkes und der Auferstehung zu – dem Messias.

Dieses Phänomen ist nicht neu in der jüdischen Geschichte.

Am Nachmittag reiste ich aus Tschortkiw ab. Es war ein schöner Wintertag, die Sonne funkelte hell und übergoss den flaumig silbrigen Schnee, der federleicht und üppig überall lag, mit einem Meer aus Licht. Soweit das Auge reichte, wölbten sich in der offenen Landschaft wie bei einem Wellenspiel die Berge und Täler mit sanften, aber sehr plastischen Konturen und Linien. In der Natur dominierten zwei Farben, Weiß und Schwarz, und jede Linie war so scharf wie aus Stahl geschnitten. Alles ringsum war weit und üppig, als hätte die Natur ihre silberweißen Decken ausgebreitet, um sich für einen heiligen Feiertag vorzubereiten.

Mein Schlittenführer, der junge Mann aus Pidwolotschysk, war völlig verzaubert von diesem Sonnen-Feiertag. Er stand auf dem Schlitten, trieb die Pferde stärker an und sang mit lauter Stimme eine wilde Melodie, eine Art Potpourri von chassidischen und gojischen Liedern.

Unvermittelt zeigte sich in der Ferne ein Hase. Er stand mit angelegten Ohren auf den Hinterläufen und zitterte am ganzen Körper vor angestrengter Aufmerksamkeit. Plötzlich erschrak er und rannte wie ein Blitz davon. Etwas später sah ich von Weitem noch ein Tier, dieses Mal größer und mit einem dichtbehaarten Schwanz. Ich konnte aber nicht erkennen, was es war.

»Ein Wolf!«, unterbrach der Schlittenführer fröhlich seinen Gesang.

Als wir näherkamen, sah ich, dass es ein Fuchs war. Er näherte sich uns und schob sich dabei seitlich weiter, als würde er sich fortstehlen, wobei er den aufmerksamen Blick seiner klugen Augen nicht von uns abwandte.

»Ach schade, dass ich kein Gewehr habe«, rief der Schlittenführer. »Das gäbe einen wertvollen Kragen.«

Mich störte es allerdings nicht, dass wir kein Gewehr dabeihatten. Ich sah das Füchslein liebevoll an, sah den Schnee, sah die mit Sonnengold übergossene Unendlichkeit und mein Herz erfreute sich daran, dass ich lebte, dass ich teilhatte an diesem herrlichen Welt-Feiertag. Ich spürte meine Verbundenheit mit dem großen, unendlichen und unverständlichen, kosmischen Leben.

In Jahilnyzja verbrachte ich nur ein paar Stunden. Das Schtetl war zwar unversehrt geblieben, aber schrecklich verarmt, verwahrlost und ruiniert.

Ich besuchte dort ein Heim für jüdische Mädchen, in dem sich fünfundvierzig ausgezehrte und elende Kinder im Alter zwischen fünf und zwölf Jahren befanden. Die Direktorin und Lehrerin war eine Ortsansässige und offensichtlich eine gebildete Frau. Sie erzählte mir, dass es viel mehr Kinder geben würde, dass aber der Mangel an Schuhen und Bekleidung es nur wenigen Kindern erlaube, ihre Wohnungen zu verlassen. Es sei unmöglich, eine systematische Schule für die Kinder einzurichten, da es keinerlei Lehrbücher gebe und auch keinerlei Schreibzeug besorgt werden könnte. Die Lehrerin beschränkte sich darauf, den Kindern Geschichten zu erzählen und ihnen beizubringen, Lieder auswendig zu singen.

Die Kinder saßen still, verschlafen und apathisch um einen großen Tisch herum. Die Lehrerin gab ihnen einen Wink und forderte sie auf zu singen.

Und alle fünfundvierzig Kinder begannen gleichzeitig, ein jüdisches Lied mit einer traurigen Melodie zu singen. Ich hörte zu – es war ein populäres jüdisches Volkslied, eines von den Rekrutenliedern.[49] Ich schnappte einige bekannte Verse auf:

49 Rekrutenlieder, bezieht sich auf die Einziehung von Juden zum Militärdienst in der russischen

»Besser studieren den Pentateuch mit Raschi[50],
als zu essen die Soldatenkasche.
Besser liegen fünf Ellen in der Erd,
als zu tragen des Kaisers Schwert.«[51]

»Woher kennen sie dieses Lied?«, wunderte ich mich.

»Hier war ein jüdischer Soldat, der bei einem Juden gewohnt hatte. Er brachte den Kindern des Hausherrn das Lied bei und so verbreitete es sich im ganzen Schtetl. Nun können es alle Kinder auswendig.«

Wie bezeichnend, welche Art von Lied ein jüdischer Soldat in ein besiegtes Land bringt!

Ich besuchte die Speiseausgabe des Städtebundes. Dort wurde mir mitgeteilt, dass hier an Juden kein Brot verteilt würde. Der Direktor der Speisenausgabe war ein gebildeter, junger Mann, der mir erklärte, dass er wochenlang keine Lebensmittel erhalten habe und es nichts gab, was er hätte verteilen können. An der Wand war eine Karikatur angebracht, die der Direktor gezeichnet hatte: Eine Gruppe von hungrigen Juden und Gojim, getrieben vom Hunger in Gestalt eines Skeletts mit einer Peitsche in der Hand, drängte sich vor einer Tür mit dem Schild: »Speiseausgabe des Städtebundes« und an der Tür hing ein riesiges Schloss …

Der Direktor machte mich auf die Karikatur aufmerksam. Er schenkte sie mir sogar als Andenken.

Kapitel 10

Jahilnyzja war der südlichste Punkt von jenem Teil Galiziens, der die ganze Zeit, bis zum endgültigen Rückzug der Russen, in deren Hand verblieben und deshalb unversehrt war. Die umliegende Gegend wurde während des Rückzugs des russischen Militärs im Jahr 1915 aufgegeben und im Juni oder Juli 1916 von Brussilows Armee zurückerobert, wobei es zu schrecklichen Zerstörungen kam.

Armee, der in der Regel fünfundzwanzig Jahre umfassste und staatlicherseits die Russifizierung zum Ziel hatte.

50 Raschi, Akronym für Rabbi Schlomo ben Jizchak (1040–1105), bedeutender Kommentator von Tanach und Talmud.

51 Mit »Kaiser« ist hier der russische Zar gemeint.

Sobald man aus Jahilnyzja hinausfuhr, veränderte sich das Bild drastisch. Auf Schritt und Tritt traf man auf frische Spuren von Schützengräben, zerfetzte Drahtverhaue, Krater von Granateneinschlägen, verbrannte Dörfer und Ruinen, zahllose Ruinen.

Und je weiter man fuhr, desto größer war die Vernichtung: Städte und Schtetlech zerstört, verbrannt und dem Erdboden gleichgemacht. Auf den ersten Blick konnte man sehen, dass es sich hier nicht einfach um abgebrannte Ortschaften handelte, sondern dass ein böser und brutaler Sturm aus Blut und Vernichtung durchgewirbelt war, ein Orkan des Wahnsinns. Es schien, als wären diese zerstückelten, zerfetzten und zerschmetterten Häuserskelette selbst der Geist des Krieges, der mit blinder Grausamkeit hier durchgegangen war und sich in einen steinernen Kadaver verwandelt hatte.

Das Schtetl Towste lag ein paar Dutzend Werst von Jahilnyzja entfernt und ich fand es in einem fürchterlichen Zustand vor. Von den fünfhundertsechzehn Häusern, die sich dort vor dem Krieg befunden hatten, waren gerade einmal zweiunddreißig übrig geblieben, und diese halb zerstört. In diesen wenigen Häusern saßen hundertdreiundvierzig Familien, die von den vormals zweitausend Haushalten (mehr als fünftausend Menschen) zurückgeblieben waren, eng gedrängt zusammen. Man kann sich vorstellen, in welcher Beengtheit sie dort lebten.

Zum ersten Mal kamen die Russen zu Kriegsbeginn, im Elul 5674[52], in das Schtetl. Mit den Österreichern zogen nur etwa sechzig oder siebzig Familien ab. Das Schtetl hatte zwar nicht unter den Schlachten zu leiden, aber ein Pogrom, die Zwangsarbeit, die Beschlagnahmungen und die Abgeschnittenheit von der Welt führten zu einer schrecklichen Hungersnot. Ende Tammus[53] brach eine Cholera-Epidemie aus, an der innerhalb von sechs oder sieben Wochen dreihundert Menschen starben, darunter auch der Rabbiner. Die angsterfüllte Bevölkerung flüchtete, wohin sie ihre Beine trug. Trotz des strengen Verbots, die Stadt zu verlassen, zogen mehr als hundert Familien fort. Nach etwa einem Jahr, vor Rosch Haschana (im September 1915), verließen die Russen die Stadt und zündeten sie dabei an. Die nachrückenden Österreicher blieben nicht länger als eine Woche, ehe sie wieder den Rückzug antraten. Nahezu die gesamte jüdische Bevölkerung schloss sich ihnen an. Im Ganzen blieben vielleicht zehn Familien zurück.

Die Russen zündeten nach ihrer Rückkehr die Stadt wieder an und rissen etwa fünfzig Häuser ab, um das Holz zu verwenden.

Etwa eine Woche nach der Rückkehr der Russen zogen zweihundert jüdische Familien durch, die von Ustetschko nach Sbarasch vertrieben wurden. Davon

52 Elul, im gregorianischen Kalender August–September 1914.
53 Tammus, im gregorianischen Kalender Juni–Juli.

blieben fünfzig oder sechzig Familien zurück und ließen sich in den leerstehenden jüdischen Häusern nieder. Weitere dreißig oder vierzig Familien, die aus den umliegenden Ortschaften vertrieben worden waren, trafen ein. Gleichzeitig kehrten auch fünfzig der Familien zurück, die vor der Cholera geflohen waren. Dadurch bestand nun die Hälfte der Bewohner aus Zugereisten, die keinerlei Beschäftigung hatten und hungerten.

Ich erreichte Towste am Abend. Ich fuhr zu einem Mitglied des Komitees, bei welchem auch die Sitzung stattfand, die sich bis Mitternacht zog, weil wir eine Auseinandersetzung hatten: Das Komitee bat um mehr Geld für Holz, Homelski hatte mir aber verboten, die Mittel zu erhöhen. Als die Sitzung beendet war, dachte ich daran, dass ich noch eine Übernachtungsmöglichkeit brauchte. Es herrschten eisiger Frost und Wind, und sich bei Nacht und solchem Wetter auf den Weg zu machen, wäre gefährlich gewesen. Der Schlittenführer, der bereits schlief, hätte die Weiterfahrt bestimmt ebenfalls abgelehnt. Unter keinen Umständen hätte ich aber dort in dieser Enge einen Platz zum Übernachten gefunden. Der Vorsitzende des Komitees, ein ortsansässiger Bürger, der als reicher Mann galt, lud mich ein, bei ihm zu nächtigen, und ich stimmte zu. Als ich aber zu ihm kam, sah ich, dass er mit seinem siebenköpfigen Haushalt in einer kleinen Kammer wohnte. Der Hausherr flüsterte eine Zeit lang mit seiner Frau, danach richtete sie mir auf dem einzigen Diwan im Zimmer eine Schlafstatt.

»Wo werden Sie nun schlafen?«, fragte ich.
»Warum beunruhigen Sie sich? Für alles ist gesorgt«, antwortete der Hausherr.

Als ich nachbohrte, fand ich heraus, dass der Hausherr seine Frau mit den drei Töchtern um Mitternacht zum Schlafen zu den Nachbarn geschickt hatte. Er selbst, sein alter Vater und sein Sohn würden auf dem Boden schlafen. Mir war das schrecklich unangenehm, aber da ich gar nichts tun konnte, blieb ich über Nacht.

Als ich mich niederlegte, spürte ich einen kalten Luftzug von dem Fenster, unter dem der Diwan stand. Ich stand auf und sah, dass der Fensterrahmen viel kleiner war als die Öffnung in der Wand und oben und an der Seite je ein breiter Spalt klaffte. Anscheinend hatte man den Rahmen eines anderen, kleineren Fensters eingebaut. Mit meinem Kissen stopfte ich notdürftig die Löcher und legte mich wieder nieder. Am nächsten Tag stand ich mit einem entsetzlich bitteren Geschmack im Mund und einer trockenen Zunge auf. Ich entdeckte, dass die Wände und die Decke mit einer dicken Schimmelschicht bewachsen waren, deren Geschmack mir noch viele Tage im Mund blieb. Solchermaßen hausten die Menschen hier, auch die reicheren.

Vor der Abreise bot ich der Hausherrin Geld für mein Nachtlager an. Sie lehnte es ab, aber der alte Vater des Hausherrn blickte mit bösen, gierigen Augen

auf die paar Rubel, die ich in der Hand hielt, und schrie sie heftig und ärgerlich an:

»Nimm es! Wenn man was gibt, dann nimm es! Nimm! Nimm!«

Towste hatte seine eigenen Reliquien. Man erzählte sich, dass hier der Baal Schem Tow geboren worden war. Jedenfalls aber hat hier seine Mutter gelebt und er seine Kindheit verbracht. Auf dem Friedhof wurde mir das Grab der Mutter des Baal Schem gezeigt. In einem Winkel des Schtetls wies man mir den Ort, wo sich die Mikwe[54] des Baal Schem befunden hatte.

Die Mutter des Baal Schem war Hebamme gewesen und man pflegte ihn »Yisrulke der Bobes«[55] zu nennen.

Man erzählte mir viele Geschichten vom Baal Schem. Reb Hersh, ein geachteter ortsansässiger Bürger und Rechenkundiger, trat gegen den Baal Schem auf. Da bemerkte dieser: »Er wird noch an mich denken«. Daraufhin war Reb Hersh für zehn Generationen lang verflucht. Seine Familie wird vom Unglück verfolgt und kein chassidischer Rabbiner kann ihnen helfen.

Einmal schoben Gojim dem Baal Schem am Pessachabend ein getötetes nichtjüdisches Kind unter, um ihn des Ritualmordes zu bezichtigen. Während des Sedermahls umzingelten die Gojim zusammen mit Söldnern das Haus. Der Baal Schem entdeckte das Kind, zog ihm schnell jüdische Kleider an, setzte ihm ein Mützchen auf den Kopf und setzte es an den Tisch. Der Ermordete saß da, als würde er noch leben. Der Baal Schem schrie ihn an: »Bastard! Wieg dich!« Und der Tote fing an, sich über die Haggada[56] gebeugt hin und her zu wiegen. Die Gojim drangen ins Haus ein und durchsuchten alles, fanden aber nichts. Natürlich kam es ihnen nicht in den Sinn, dass der am Tisch sitzende Knabe, der sich über der Haggada wiegte, jenes getötete Kind sein könnte, das sie suchten. Nachdem sie weggegangen waren, wurde das Kind wieder zu einer Leiche und der Baal Schem begrub es im Hof.

Man erzählte mir, wie der Baal Schem den Strusch (ein Fluss) angezündet hatte, und noch andere Geschichten, aber ich habe sie vergessen.

Von Towste aus sollte ich weiter in die Bukowina, und zwar nach Salischtschyky, Snjatyn und Czernowitz. Aber als ich Homelski traf, schlug er mir vor, mit ihm nach Butschatsch zu fahren, wo er etwas erledigen musste. Ich willigte ein.

54 Mikwe (Hebräisch), Bad zur rituellen Reinigung.
55 Bobe (Jiddisch), bezeichnet sowohl Großmutter als auch Hebamme.
56 Haggada (Hebräisch »das Erzählen«), Erzählung und Handlungsanweisung für den Seder-Abend zu Pessach.

In diesem Gebiet sind bereits die ersten Ausläufer der Karpaten mit Bergen und Tälern zu sehen. Als wir etwa die Hälfte des Weges gereist waren, sahen wir in der Ferne auf einem hohen Berg ein großes, sehr massives und herrliches Gebäude. Als wir näherkamen, erkannten wir, dass es sich um eine alte Ruine handelte, von der nur die Mauern übrig geblieben waren. Später fanden wir heraus, dass es die Ruine eines Klosters war.

Mich beschäftigte die Frage, warum jahrhundertalte Ruinen solch eine Herrlichkeit und dramatische Schönheit besaßen, während neue Ruinen abstoßend wirkten und keinerlei dramatische Wirkung hatten. Es kam wohl daher, dass neue Ruinen von zufällig nicht verbrannten und zerstörten Teilen umgeben waren, die einem ins Auge sprangen, Disharmonie schufen und die innere Dramatik verschleierten. Alte Ruinen hingegen, die bereits seit Hunderten von Jahren standen, enthielten nur mehr jene Teile, die unzerstörbar waren und der Zeit und den Naturgewalten trotzen konnten.

Genau so war es auch mit der menschlichen Tragödie. In dem Moment, in dem sie stattfand, enthielt sie viel Zufälliges, Nichtiges und Grelles, das ihre mystische und tragische Essenz verdeckte. Und erst wenn die Jahre vorübergezogen sind und alle Nichtigkeiten und Zufälligkeiten, also alles Vergängliche und Unwichtige, durch die Zeit abgewaschen worden ist, kristallisiert sich die Tragödie heraus. Ihre wahre, herrliche und tragische Erscheinung wird dann zu einem Thema für Künstler, um die großen und unsterblichen Tragödien der Welt zu schaffen.

Als wir den Berg überquert hatten, bot sich uns ein erschütterndes Bild. Im Tal lag eine tote Stadt. Sie war groß und hatte viele Straßen und Gebäude, aber sämtliche Häuser waren niedergebrannt und zerstört. Sie standen da wie entstellte steinerne Kadaver. Vor unseren Augen befand sich eine Art Pompeji. Ich hatte vorher schon zerstörte Städte gesehen, kein einziges Mal aber in dieser Weise das Gesamtbild der Zerstörung überblicken können.

Wir hielten eine Weile an. Um welche Stadt handelte es sich hier? Weder Homelski noch ich oder der Schlittenführer wussten von einer großen Stadt, die auf unserer Route lag. Hatten wir womöglich in unserer Berechnung der Kilometer einen Fehler gemacht und das sollte bereits Butschatsch sein, das tatsächlich komplett zerstört worden war? Homelski, der zuvor bereits in Butschatsch gewesen war, sah genauer hin und schien die Stadt zu erkennen: Ja, Butschatsch!

Wir fuhren in die Stadt. Sie war öde und tot, nirgendwo konnten wir eine lebende Seele entdecken. Bei unserer Ankunft sahen wir, wie aus einem halb eingefallenen Häuschen, das sich direkt am Fuß des Bergs befand und aussah wie eine Höhle, zwei Soldaten herauskamen. Wir hielten sie an und fragten nach dem Namen der Stadt.

»Jaslowez«, antworteten sie.

Als sie sahen, wie wir die Ruinen betrachteten, fügten sie hinzu:

»Es gab hier bittere Schlachten. Beim Rückzug zerschoss unsere Artillerie die Stadt.«
»Und was ist das für ein Häuschen, aus dem Sie gerade gekommen sind?«
»Ein kleiner Laden.«

Wir betraten das Häuschen und fanden dort einen Juden mit seiner Familie. Das Haus war nur eine Handbreit mal eine Handbreit groß, niedrig und hatte einen Lehmboden. In einem Raum hauste die Familie, bestehend aus fünf oder sechs Menschen. Der zweite Raum war eine Art Kramladen. Soldaten kauften Zigaretten, Brötchen und kleinere Kurzwaren.

Wir baten um etwas zu essen. Zuerst sagte der Hausbesitzer, dass er außer Brötchen nichts habe. Als er aber erfuhr, dass wir Juden waren, bat er uns in den zweiten Raum. Der Abend dämmerte bereits, es war der Schabbatabend und die Hausherrin war im Begriff, die Kerzen zu segnen.

»Bei uns wird es zu Schabbat ein Töpfchen Sauerrahm geben«, sagte sie. »Wir werden Ihnen die Hälfte abgeben. Sie müssen schließlich auch essen.«

Wir hätten abgelehnt, aber dann sahen wir das »Töpfchen«, das nicht kleiner war als der Kopf von Og, dem König von Baschan[57], und schämten wir uns nicht mehr. Während wir aßen, kam der Hausherr herein.

»Gibt es viele Juden hier in der Stadt?«, fragte ich ihn.
»Es gibt nur einen jüdischen Haushalt, und zwar meinen«, antwortete er. »Während des Bombardements und des Feuers sind alle Juden geflohen. Und jetzt lässt man sie nicht mehr zurück. Mit mir war man gnädig und ließ mich in diesem Haus wohnen. Man betrachtet es als außerhalb der Stadt liegend. Wir bleiben also hier, ich handle und verdiene das notwendige Stückchen Brot.«
»Und die Soldaten tun Ihnen nichts zuleide?«
»Nein, ganz im Gegenteil. Sie sind sogar sehr froh, dass sie etwas kaufen können. In der Stadt ist alles wie ausgestorben.«

Durch das Fenster des Hauses konnte man einen Teil der Stadt sehen. Unter den zerstörten und verbrannten Häusern entdeckte ich eine große, wunder-

57 Og, Amoriterkönig von Baschan, von riesenhafter Gestalt. Baschan ist in der Thora auch als »Land der Riesen« bekannt.

schöne, steinerne Synagoge, die ebenfalls schwer beschädigt war, ohne Dach, mit leeren, ausgebrannten Fensterhöhlen.

»Auch die Synagoge wurde niedergebrannt?«, fragte ich mechanisch den Hausherrn.
»Ja …«, antwortete er seufzend. »Alle Bücher sind verbrannt.«

Nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, meinte er:

»Was war das doch für eine Synagoge. Sechshundert Jahre alt… Man erzählt sich, dass sie gar nicht erbaut wurde, sondern bereits fertig unter der Erde gefunden worden ist.«

Ich hatte bereits zuvor in Wolhynien und in vielen anderen Ortschaften die Legende über alte Synagogen gehört, die man fertig gebaut unter der Erde gefunden hatte.

Aber der Hausherr fügte ihr noch ein weiteres Element hinzu:

»Als man die Synagoge ausgegraben hatte und hineinging, fand man in ihr einen alten Mann mit einem grauen Bart bis zum Gürtel, der dort saß und lernte.«

Erst spät in der Nacht erreichten wir Butschatsch. Das Stadtbild war beinahe dasselbe wie in Jaslowez. Wir fuhren durch Dutzende von Straßenzügen, die verbrannt und zerstört waren. In den wenigen Häusern, die unversehrt geblieben waren, hatten sich der Militärstab und die Lazarette einquartiert. Die Beleuchtung der Gebäude durch das Licht großer elektrischer Laternen verstärkte das tragische Antlitz der toten Stadt.

In der Stadt waren jüdische Familien zurückgeblieben, die sich in Kellern verkrochen hatten. Ich hatte weder die Zeit zu bleiben noch sie zu befragen, da ich im Morgengrauen bereits wieder abreisen musste. Aber während ich in der Nacht zu dem Lazarett ging, in dem ich untergebracht war, begegnete ich einem alten Juden. Ich hielt ihn an und befragte ihn.

»Welch eine Zerstörung hier bei Ihnen stattgefunden hat!«, drückte ich ihm mein Mitgefühl aus.
»Das nennen Sie Zerstörung!«, antwortete er seufzend. »Was Sie hier sehen, ist noch gar nichts.«
»Was noch?«
»Was noch? Sie haben den Friedhof zerstört, Grabsteine, die mehr als sechshundert Jahre alt waren, zertrümmert und verschleppt und die Grabmäler der größten Gelehrten verbrannt. Bei uns liegt doch der ›Orach Chayim‹[58]!«

58 Orach Chayim (Hebräisch für »Weg zum Leben«), erster Teil des halachischen Kodex von Jakob

Ich spürte, dass für diesen Mann die Zerstörung des Friedhofs viel tragischer war als die Zerstörung der Stadt.

Kapitel 11

Ich überquerte die Grenze zur Bukowina.

Je weiter ich Richtung Süden kam, desto schöner und abwechslungsreicher wurde die Natur. Die Schtetlech und Dörfer lagen in Tälern, umrahmt von Bergen. Die Landschaft erinnerte oftmals an eine Schweizer Szenerie. Man fährt auf eine Stadt zu und sieht aus der Ferne zwischen hochgewachsenen Obstbäumen Kirchturmspitzen (sie waren überall unversehrt geblieben) und Türme von hohen Rathäusern. Aber da öffnet sich die Aussicht auf die Stadt und ein Friedhof liegt vor einem, mit verbrannten und verfallenen Ruinen, die unbegrabenen Leichen ähneln. Man schaudert. Trifft man auf einen der Einwohner, lässt sich an seinem Blick die gesamte Tragödie der Region ablesen. Hinter dem äußerlich ruhigen Gesichtsausdruck spürt man die ganze Verbitterung und den ganzen angestauten Zorn der Besiegten und Ohnmächtigen. Trifft man auf einen russischen Soldaten, der zwischen den verfallenen Häusern umherirrt, liegt in seinem naiven Blick die hilflose Frage, warum Menschen – seine Brüder – hier eine solche Wüste hinterlassen haben. Unwillkürlich und ohne es zu verstehen, schämt er sich für diese Gräueltaten. Auch in mir erwachte ein Gefühl der Scham …

Ich kam nach Salischtschyky. Das war eine ganz ansehnliche Stadt mit einer Bevölkerung von über achttausend Menschen, von denen mehr als neunzig Prozent jüdisch waren. In der Stadt befanden sich etwa tausend Häuser.

Die russische Armee hatte die Stadt erstmals am 21. August 1914 eingenommen. Nahezu alle Juden flüchteten mit den Österreichern, aber als die Russen auch das Umland besetzten, wohin sich die Fliehenden begeben hatten, kehrten sie allmählich wieder zurück. In einem Zeitraum von vier oder fünf Monaten kehrte der Großteil der Einwohner zurück, abgesehen von zwei-, dreihundert Familien, die weiter nach Österreich flohen. Selbstverständlich wurde der zurückgelassene Besitz geplündert.

Am 20. Februar 1915 begannen die Österreicher eine heftige Attacke und die Russen evakuierten die Stadt. Der Kommandant reiste ab. Dann setzte ein

ben Ascher, Grundlage des Schulchan Aruch. Hier ist vermutlich der Talmudist Abraham David ben Asher Anshel Wahrman von Buczacz (1770–1840) gemeint, Verfasser vieler Kommentare zum jüdischen Religionsgesetz, unter anderem »Eshel Avraham«.

Pogrom ein, der zwei Tage andauerte. Dabei wurden viele Frauen geschändet. Der Angriff wurde abgewehrt und es wurde wieder ruhig.

Anfang April fanden erbitterte Schlachten in den Bergen nahe der Stadt statt, die zwei Wochen andauerten. Die Einschläge der Granaten verursachten Feuer, die die halbe Stadt niederbrannten. Die Bevölkerung musste sich während dieser Zeit in Kellern verstecken.

In der Nacht des 17. April weckte man sämtliche Juden, holte sie aus ihren Häusern und trieb sie unter einem Hagel von Kugeln und Granaten nach Süden in Richtung Waschkiwzi. Man ließ ihnen keine Zeit, etwas mitzunehmen.

Zwei Wochen später hatten die Österreicher Salischtschyky eingenommen. Einige Hunderte Familien von dort, die sich in Österreich aufhielten, kehrten zurück.

Ein halbes Jahr später, am 10. oder 11. September, eroberten die Österreicher Waschkiwzi, das die Russen bei ihrem Rückzug niederbrannten. Sie nahmen sämtliche junge Männer mit sich. Nun kehrten auch die restlichen Bewohner von Salischtschyky nach Hause zurück.

Im folgenden Jahr, im Mai 1916, zogen sich die Österreicher erneut aus Salischtschyky zurück und mit ihnen beinahe alle Juden. Als die Russen zurückkamen, intervenierte die ortsansässige christliche Bevölkerung, man solle die Juden nicht mehr in die Stadt hereinlassen. Anfangs verwehrte man ihnen wirklich den Zutritt, aber im September fing man an, ihnen Passierscheine zu geben. Bis zu meiner Ankunft waren hundertfünfzig Familien aus Jahilnyzja, Borschtschiw und aus anderen Ortschaften zurückgekommen.

Es waren bereits viele Monate seit den Bränden und den Pogromen vergangen, ihre Spuren waren aber noch frisch. An den Türen und Fenstern der christlichen Häuser waren noch immer allerlei Ikonen angebracht, welche die Häuser vor den Pogromen und dem Feuer beschützt hatten. Auf den Straßen, in den Höfen und in den zerstörten Gebäuden lagen noch immer die herausgerissenen Seiten jüdischer Bücher. Ganze Straßen waren mit ihnen übersät. In den ruinierten Synagogen und in den Gebetshäusern lagen haufenweise zerrissene Bücher und zerfetzte Thorarollen. In einer Synagoge allein hatte man fünfunddreißig Thorarollen zerfetzt.

In den zerstörten Straßen war es leer und öd. Hier und dort stand bei einem verbrannten Haus, dessen Wände noch aufrecht waren, ein kleiner Tisch mit Brot, Zigaretten und Kleinigkeiten – und an dem Tisch stand ein vor Kälte blau gefrorener alter Jude oder auch eine alte Jüdin. Sämtliche Einnahmen stammten von den Soldaten.

Als ich mich umsah, bemerkte ich, dass man in dem zerstörten Haus, vor dem das Tischchen stand, das Fenster entweder irgendwie verglast oder mit Lappen verhängt oder auch mit Brettern vernagelt hatte. Das bedeutete, in diesen unbe-

heizten elenden Löchern hausten Menschen, ganze Familien, nackt, barfuß und hungrig, zum Großteil krank, weil in der Stadt allerlei Epidemien grassierten.

Das Leben dort war abenteuerlich. Alles war zerrissen, zerbröckelt und durcheinandergeworfen. Ich traf Familien, bei denen ein Mitglied in Amerika war, ein zweites in der österreichischen Armee; ein drittes befand sich irgendwo in Wien oder Budapest und ein viertes war nach Sibirien verschickt worden und die übrigen waren hier. Und keiner wusste etwas vom anderen.

Die gesamte Einrichtung hier war ebenso außergewöhnlich. Die Zurückgekehrten, deren eigene Häuser verbrannt waren, zogen in fremde Gebäude ein, die wenigstens noch intakte Wände und ein Dach hatten. Man ging durch die Stadt, nahm von dort eine Tür, von da ein Fenster und montierte sie in der neuen Behausung. Nachdem die Juden vertrieben worden waren, hatte die Stadtverwaltung allen Besitz, der in den jüdischen Häusern verblieben war, Kissen, Federbetten und Kleidung, an sich genommen und eingelagert. Jetzt ging jeder zur Stadtverwaltung und nahm sich, was er brauchte, ohne zu berücksichtigen, wem diese oder jene Sache gehört hatte. Eine Art Kommune!

Ich besuchte ein großes Gebetshaus. Darin war es schrecklich kalt. In einem kleinen beheizten Zimmer saß bei einem Ofen etwa ein Minjan armer Juden. Unter ihnen befand sich der Rabbiner eines benachbarten Schtetls, das abgebrannt war. Er war fünfundsiebzig Jahre alt, krank und schwach. Er saß in einem abgetragenen Pelzmantel in der Nähe des Ofens und ihm war dennoch kalt.

Ich stellte ihm ein paar Fragen.

»Was gibt es da zu erzählen?«, antwortete er gleichgültig. »Wahrscheinlich muss es so sein. Man muss alles in Liebe annehmen.«

Nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, begann er ruhig, aber in einer Art Sprechgesang zu erzählen, aus dem man das Motiv der »Klagelieder Jeremias«[59] heraushören konnte.

»Vierzig Jahre war ich der Rabbiner des Schtetls – nun ist es zerstört. Ein eigenes Haus hatte ich – nun ist es verbrannt. Zwei Söhne hatte ich, die man irgendwohin verschleppt hat. Wer weiß, ob sie noch leben … Nun, und die Bücher … Alle verbrannt. Was bin ich ohne diese Bücher? Wie einer, dem eine Hand fehlt, dem das Herz fehlt …«

Er senkte den Kopf und fügte still hinzu:

59 Klagelieder Jeremias, Buch im Tanach aus fünf Liedern, in denen die Zerstörung Jerusalems und des Ersten Tempels 587 v. Chr. beklagt wird; werden zu Tischa beAw gelesen.

»Dreißig Jahre lang habe ich an einem Kommentar geschrieben, mein ganzes Leben habe ich hineingelegt – und auch der wurde verbrannt.«
»Nun, auf der anderen Seite«, meinte er heiterer, »geht es unserem Herrn viel schlimmer als uns. Von uns hat jeder seine eigene Sorge und seine eigene Klage und er nimmt alle jüdischen Klagen auf sich.«

Ich gab ihm eine Zigarette.

»Oh! Sehen Sie! Sogar eine Zigarette! Muss man sich dann Sorgen machen?«, munterte er sich selbst auf und zog an der Zigarette.

Der Kreiskommandant Degtjarow hatte mich zu sich eingeladen. Er war ein intelligenter und sympathischer Mann, der mich über die Lage der jüdischen Bevölkerung in Kenntnis setzte, für die er sich offensichtlich ernsthaft interessierte. Er bat mich durchzusetzen, dass das Kiewer Komitee eine größere Summe für Kleidung und Schuhe herschicken solle.

Von Salischtschyky reiste ich nach Snjatyn ab.

Snjatyn war eine größere und wohlhabendere Stadt als Salischtschyky und zählte vor dem Krieg über dreißigtausend Einwohner, darunter dreizehntausend Juden. Jetzt war die Stadt genauso zerstört und verbrannt wie Salischtschyky und andere Städte der Umgebung.

Zum ersten Mal war die russische Armee Anfang September eingerückt. Im Gegensatz zu Salischtschyky flüchteten nur etwa zweihundert bis zweihundertfünfzig jüdische Familien mit den Österreichern. Anfangs verhielten sich die Russen anständig und es gab keinen einzigen Pogrom. Aber als sie am 16./17. Februar 1915 die Stadt evakuieren mussten und sie im Begriff waren, sie zu verlassen, raubten sie die Geschäfte und Wohnungen im Zentrum aus.

Die Österreicher hielten Snjatyn drei Monate lang.

Am 13. Mai griffen die Russen wieder an und nahmen die Stadt beinahe unerwartet ein. Sie kamen in der Nacht und sogleich begann ein Pogrom, bei dem drei Juden getötet wurden. Am nächsten Tag zündeten sie den Marktplatz an. Am 16. brannte die Stadt noch immer.

Am 17. ordnete der Kommandant an, dass sich innerhalb von einer halben Stunde alle Juden beim Magistrat versammeln sollten. Als sie sich dort eingefunden hatten, trieb man sie sofort vom Marktplatz weg in Richtung Tschortkiw, ohne sie in ihre Wohnungen zu lassen, um etwas mitzunehmen. Auf dem Weg starben sieben Menschen. Wie ich schon beschrieben habe, kamen in Tschortkiw viertausendfünfhundert Menschen an, von denen binnen kürzester Zeit ein Drittel, also zwischen tausendvierhundert und tausendfünfhundert Personen,

starben. Jetzt, da man die Rückkehr gestattet hatte, waren etwa tausend Menschen zurückgekommen.

In Snjatyn bot sich mir das gleiche Bild wie auch in Salischtschyky: die gleiche Zerstörung, Ikonen in den christlichen Häusern, herausgerissene Buchseiten in den jüdischen Häusern; die gleichen fürchterlichen, unbeheizten Unterkünfte in verbrannten Ruinen, mit Türen, die man aus fremden Häusern eingepasst hatte, und mit Lumpen verstopfte oder mit Brettern verschlagene Fenster. Aber hier hatten auf dem Marktplatz schon einige Dutzend Geschäfte geöffnet.

Durch die Beengtheit, die Kälte und den Hunger hatten sich Typhus, Pocken und Ruhr ausgebreitet. Ich besuchte das Krankenhaus und fand dort zweiundsiebzig Typhus-Erkrankte vor. Sicher befanden sich noch einmal so viele in der Stadt.

Weder in Snjatyn noch in Salischtschyky war ein Hilfskomitee gegründet worden. Trepow, der Czernowitzer Generalgouverneur, wollte die Einrichtung von Hilfskomitees in der Bukowina unter keinen Umständen erlauben und begründete das damit, dass die jüdische Bevölkerung reich genug sei und ohne Unterstützung zurechtkommen würde. So mussten wir illegal arbeiten. Homelski benannte einige Bürger, die das Komitee bilden sollten.

Ich traf mich auch hier mit dem Kreiskommandanten, einem Mann namens Jermolow, der auf mich einen positiven Eindruck machte. Er war sehr aufgebracht über den Generalgouverneur und sein Verbot, ein Hilfskomitee zu gründen, und gab mir Ratschläge, wie es gelingen könnte, eine Erlaubnis einzuholen. Außerdem gab er mir den Rat, bis zur Gründung des Komitees die Unterstützung durch den Semstwo-Verband wahrzunehmen, der hier eine koschere Suppenküche unterhielt und täglich einige Hundert Mahlzeiten verteilte. Er verwies mich an die Ärztin des Verbands als eine energische Frau, die sich im Kampf gegen die Epidemie aufopferte.

Die Ärztin und zwei Barmherzige Schwestern, die mit ihr arbeiteten, waren jüdischer Herkunft. Unter Tränen erzählten sie mir von der furchtbaren Not, dem Elend und den Krankheiten, die unter der jüdischen Bevölkerung wüteten. Ich vereinbarte mit ihnen, dass nach der Aufstellung der Ärztin der Semstwo-Verband auf Rechnung des Kiewer Komitees Weißbrot, Milch, Eier und Fleisch an Kranke, Genesende, Alte und Kinder verteilen sollte. Für diese Zwecke überließ ich ihnen einstweilen tausendzweihundert Rubel. Auch dem Kreiskommandanten gab ich vierhundert Rubel, um die kostenlose oder billige Ausgabe von Holz an die Bevölkerung zu organisieren. Er sicherte mir zu, dass er das Holz zu dem staatlichen Preis erhalten würde, das bedeutete, dass es drei- bis viermal günstiger als der Marktpreis war.

Während meines Aufenthaltes in Snjatyn kamen vom Kiewer Komitee etliche Pakete mit Kleidung und Schuhen an, die wir unter der Bevölkerung verteilten.

Weitere sechshundert Rubel (glaube ich) gab ich dem neu gegründeten Komitee. Ich wusste nicht, wie es arbeiten würde, daher überließ ich ihm keine größere Summe.

Ganz unerwartet entdeckte ich in Snjatyn ein »Einkehr-Haus«. In Wahrheit bestand dieses »Einkehr-Haus« nur aus einem einzigen Raum mit Lehmboden, aber der Raum war groß, hatte vier Fenster und ein Bett mit Bettzeug und sauberer Wäsche. Außer diesem einen Raum gab es nur eine Küche, in der die Hausherrin mit ihren fünf kleinen Kindern wohnte. Das Zimmer, das sie mir überlassen hatte, wurde stets in Ordnung gehalten und war für Gäste vorbereitet, insbesondere für Offiziere.

Ich unterhielt mich mit der Hausherrin, eine achtundzwanzigjährige verlebte und vorzeitig gealterte Frau. Sie berichtete mir, was sie in der letzten Zeit erlebt hatte. Sie war die Frau eines österreichischen Soldaten. Ihr Mann war in den Krieg gezogen und sie blieb in anderen Umständen und mit vier Kindern zurück. Als man vor einem Jahr die gesamte jüdische Bevölkerung aus Snjatyn vertrieb, stand sie kurz vor der Geburt. Sie bekam einen kleinen Handwagen, in den sie die zwei kleineren Kinder setzte. Sie selbst spannte sich vor den Wagen und ging zugleich mit allen anderen von Ort zu Ort und schleppte dabei ihr Wägelchen bergauf. Die zwei älteren Kinder von fünf und sechs Jahren folgten ihr zu Fuß. Eine ganze Woche dauerte der Weg – eine Strecke von fünfzig Werst – bis nach Tschortkiw. Man verging vor Hunger, Durst und Müdigkeit. In Tschortkiw gebar sie das fünfte Kind auf einem Heuboden. Während des Wochenbetts erkrankte sie an Typhus. Danach kam noch eine Gelenksentzündung hinzu.

Während sie in Tschortkiw war, nahmen die Österreicher Snjatyn ein. Ihr Mann erhielt die Genehmigung, sich mit seiner Familie zu treffen. Als er ankam, fand er keinen einzigen Juden vor, der ihm sagen hätte können, wo seine Familie hingekommen war. Die ortsansässigen Christen erzählten ihm (offenbar glaubten sie selbst daran), dass das russische Militär alle Juden auf die große Brücke getrieben hätte und diese dann gesprengt. Alle Juden seien entweder erschlagen worden oder ertrunken. Als er diese schreckliche Nachricht vernahm, wollte der Mann Selbstmord begehen, wurde aber gerettet. Die christlichen Nachbarn erzählten, dass er tagelang klagend zu Hause gesessen und seinen Kopf an die Wand geschlagen habe. Bis heute wusste er nicht, dass seine Frau und die Kinder lebten.

Als die Frau von ihrer Krankheit genesen war, begann sie zu arbeiten, um ihre Kinder versorgen zu können, die nur wie durch ein Wunder nicht verhungert waren. Und als endlich die Erlaubnis zur Rückkehr erteilt worden war, war sie eine der Ersten, die zurückging, weil sie wusste, dass ihr Häuschen noch unversehrt stand. Dort richtete sie sich nicht schlecht ein, buk Brot, vermietete das Zimmer an Gäste und verdiente für sich und ihre Kinder den Lebensunterhalt.

Was für eine erstaunliche Energie und Lebenskraft! Und eben diese Energie und Lebenskraft fand ich nicht nur bei ihr. Drei Tage verbrachte ich in der Stadt und beobachtete ein wenig das Leben der soeben angekommenen verbitterten, elenden und armen Menschen. Ich war überrascht und gleichzeitig entzückt von dem, was ich zu sehen bekam. Erst vor zwei Monaten hatte man damit begonnen, sich wieder zu versammeln und trotz der schlechten Lebensbedingungen, des Hungers, der Kälte, trotz der Epidemien und des Wohnungsmangels lebte die Stadt schon wieder auf. Bereits fünfzig Läden hatten wieder geöffnet und die Bauern der Umgebung begannen, ihr Getreide zu bringen und Waren zu kaufen, welche die Händler bereits von irgendwo bekommen hatten. Fast alle Handwerker hatten ihre Werkstätten eingerichtet und arbeiteten. Auch die Synagoge war hergerichtet worden und es wurde in ihr wieder gebetet. Man hatte die Stelle eines Rabbiners und eines Schächters ausgeschrieben und es wurden Chederim und Schulen gegründet. Man konnte sich sicher sein, dass in einem halben Jahr die Stadt wieder erblüht sein würde, vorausgesetzt natürlich, sie würde nicht wieder in einem blutigen Strom versinken.

Während mir die Hausfrau ihre Geschichte erzählte, betrat ihr älterer Junge den Raum. Seine Arme waren dünn wie Stifte und er bestand nur aus Haut und Knochen, ohne einen Tropfen Blut im Gesicht. Aber seine Augen waren klug und lebhaft.

»Hast du im Cheder gelernt?«, fragte ich ihn.
»Natürlich! Einen Tag, bevor der Russe gekommen ist, fing ich an, die Gemara zu lernen.«
»Und jetzt?«
»Seit einem Jahr lerne ich nicht mehr und ich habe alles vergessen.«
»Erinnerst du dich, was passiert ist, als man euch verschleppt hat?«
»Erinnerst du dich daran, wie man uns vertrieben hat, Söhnchen?«, fragte nun auch die Mutter.
»Was für eine Frage, und ob ich mich erinnere! Ein Kosake mit einer Pelzmütze auf dem Kopf und einem langen Spieß in der Hand kam zu uns hereingerannt und brüllte: ›Jewrei, wse won! (Juden, raus hier!)‹ Bis heute fürchte ich mich vor den Kosaken und verstecke mich, wenn ich einen sehe.«

Er krümmte sich zusammen, klammerte sich an einen Stuhl und zeigte, welche Angst er vor den Kosaken hatte. Auf seinen blutleeren Lippen lag ein erbarmenswürdiges Lächeln und in seinen Augen leuchtete eine stille, herzzerreißende Trauer.

Auch in Snjatyn gab es Erinnerungen und Legenden über den Baal Schem. Man erzählte sich, dass er hier ein Melamed gewesen war. Einmal bekam er

keinen Etrog[60] und war sehr betrübt darüber. Zu Erev Sukkot, bereits während der Abenddämmerung, sah man einen Goi dahergaloppieren, sein Pferd bereits ganz außer Atem und schweißüberströmt. Er hielt an und fragte auf Polnisch: »Gdzie mieszka Srulke? (Wo wohnt Srulke[61])?« Da ging der Baal Schem zu ihm hinaus, der Reiter überreichte ihm einen Etrog und verschwand gleich wieder.

Die Kinder eines gewissen Reb Moyshele lachten den Baal Schem aus. Reb Moyshele aber kannte die Größe des Baal Schem und erschrak. Er bat ihn, keinen Fluch über seine Kinder auszusprechen. Der Baal Schem sprach zwar daraufhin keinen Fluch aus, aber »sein Blick« war geblieben und sie fanden alle, möge es euch nicht treffen, ein schlechtes Ende.

Auf dem Friedhof von Snjatyn zeigte man mir das Grab von Reb Moyshe Kitewer, einem Bruder von Reb Gerschon Kitewer. Gemäß seinem Vermächtnis wurde man in Snjatyn ohne Tallit begraben. Das kam daher, dass er eines Tages, als es sehr eng in der Synagoge war, befohlen hatte, dass alle ihre Tallitot abnähmen. Seit damals bestattete man die Toten ohne Gebetsmantel. Reb Moyshes Grabmal war umgestürzt, aber man hatte Angst, es zu reparieren.

Von Snjatyn erzählt man sich, dass es einst eine große Stadt gewesen war. In einem hebräischen Buch konnte man Folgendes lesen: »Gedruckt in Snjatyn, nahe Jassy[62]«. Daraus leitete man ab, dass Snjatyn sich bis Jassy erstreckt habe. Solche Legenden sind über viele Städte in Wolhynien im Umlauf.

Kapitel 12

Von Snjatyn reiste ich mit einem Kutscher weiter, einem älteren Juden aus irgendeinem kleinen Schtetl in Galizien. Er hatte zwei Paar gute Pferde und verdiente nicht schlecht. Aber vorher, in der ersten Zeit nach dem Einmarsch der Russen, hatte er viel durchgemacht. Er erzählte mir von einer in dieser Zeit alltäglichen Begebenheit, nämlich wie Soldaten ihm das letzte Pferd wegnahmen. Er berichtete darüber gutmütig und mit Ironie, wie über ein längst überstandenes Unglück. Aber seine Erzählung beeindruckte mich enorm und eröffnete mir vielleicht den wichtigsten russischen Charakterzug, den wichtigsten Grund für die russische Niederlage.

---

60 Etrog, Zitrusfrucht (Zitronatzitrone), die neben Palmzweig (lulav), Myrtenzweig (hadass) und Bachweide (aravah) für das Laubhüttenfest (Sukkot) benötigt werden. »Erev Sukkot« ist der Vorabend von Sukkot.

61 Srulke ist der jiddische Diminutiv zum Namen Israel; Baal Schem Tows Name lautet Rabbi Israel ben Elieser.

62 Jassy (Deutsch), Iaşi (Rumänisch), Abraham Goldfaden gründete hier 1876 das erste jiddische Theater. Snjatyn und Jassy sind ca. 250 Kilometer entfernt.

»Vor dem Krieg«, berichtete er mir, »hatte ich ein paar Pferde und zwei Wagen, mit denen ich meinen Lebensunterhalt verdiente. Als die Russen einmarschierten, nahmen sie mir ein Pferd und einen Wagen weg. Also fuhr ich nur noch mit einem Pferd. Einmal fahre ich aus der Stadt hinaus und es kommen mir Soldaten entgegen. Sie halten mich an, spannen mein Pferd aus und nehmen es mit sich. Ich bleibe mitten im Feld mit meinem Wagen zurück. Stehe niedergeschlagen da und weine. Da kommen wieder Soldaten vorbei. Als sie mich fragen, warum ich weine, erzähle ich es ihnen. Sie sagen zu mir: ›Dein Pferd hat man mit Sicherheit ins Militärlager gebracht. Das liegt drei Werst entfernt. Geh hin und wende dich an den Kommandanten, den Oberst, er wird dir dein Pferd zurückgeben.‹

Ich befolge ihren Rat und gehe, wo sie mich hingeschickt haben. Dort sehe ich tatsächlich viele Pferde stehen und dazwischen meines. Ich hab sogar ein Büschel Gras ausgerissen und es ihm gegeben. Danach begebe ich mich zum Kommandanten. Ich treffe ihn im Freien an, wo er an einem Tisch sitzt und Tee trinkt. Er war ein älterer Mann, der fein und ordentlich aussah. Ich verneige mich vor ihm und erzähle ihm, wie man mich beraubt hat. Er sagt zu mir: ›Geh dorthin, wo die Pferde stehen, und sage, dass ich befohlen habe, dir dein Pferd zurückzugeben.‹ Ich gehe also hin, aber die Soldaten lachen mich aus und schlagen mich. Ich gehe zurück zum Kommandanten und erzähle ihm das. Er ruft seinen Burschen und befiehlt: ›Iwan, geh mit ihm zu den Pferden und wenn sein Pferd dort ist, dann sag, dass ich befohlen habe, es ihm zurückzugeben.‹ Bis wir wieder hinkommen, haben die Soldaten mein Pferd versteckt. Ich suche und suche, kann es aber nicht finden. Wir gehen wieder zurück und Iwan berichtet, mein Pferd sei nicht dort. ›Eh-eh, du wolltest mich wohl betrügen‹, schreit der Oberst. ›Iwan, bring einen Strick und häng ihn für fünf Minuten am nächsten Baum an den Füßen auf. Er wird schon sehen, was Betrügen bringt!‹ Iwan zögert nicht, bindet mir die Füße mit einem Strick zusammen, wirft den Strick über den Ast eines Baumes und zieht mich in die Höhe. Schon baumele ich kopfüber mit den Füßen in der Luft. Da kommt ein junger Mann aus dem Haus, wohl ein Student oder ein Offizier. Er sieht, wie man mich aufhängt und meint zum Kommandanten: ›Was tun Sie da? Wie können Sie einen Menschen nur so quälen! Widert Sie das nicht an?‹ Der Kommandant ruft: ›Iwan, lass ihn herunter.‹ Iwan lässt mich von meinem Galgen herunter und nimmt mir die Fessel ab. Ich rappele mich auf und stehe ganz benommen da, während mir Tränen über das Gesicht fließen. Der Kommandant schreit: ›Nun, warum weinst du?‹ Ich antworte: ›Wie soll ich da nicht weinen? Man hat mir mein einziges Pferd weggenommen, man hat mich geschlagen und dann aufgehängt. Außerdem bin ich hungrig, weil ich den ganzen Tag noch nichts gegessen habe.‹ – ›Du hast noch nichts gegessen?‹, fragt der Kommandant. ›Iwan, bring ihn in die Küche, gib ihm ein Glas Tee und Brot. Soll er essen.‹ Iwan bringt mich also in die Küche, gibt mir ein Glas Tee mit drei Stück Zucker und eine dicke Scheibe Brot. Ich esse. Als ich den Tee ausgetrunken habe, schenkt mir Iwan nach, wieder mit drei Stück Zucker. Währenddessen kommt

der Kommandant herein, sieht mich und ruft aufgebracht: ›Schau an, wie sich der Jid hier breitgemacht hat, wie bei sich zu Hause! Raus!‹ Und er verpasst mir eine kräftige Ohrfeige. Mehr tot als lebendig springe ich aus der Küche und renne los. Da höre ich, wie Iwan ruft: ›Bleib stehen! Komm zurück! Der Kommandant ruft dich!‹ Ich kehre um. Der Kommandant steht an der Küchentür, hält einen Drei-Rubel-Schein in der Hand und gibt ihn mir: ›Nu, da nimm das für dein Pferd! Und denk daran, dass bei uns Russen geschlagen wird und nicht geweint. Aber man schenkt Geld!‹ Ich nehme die drei Rubel, danke und begebe mich zurück zu meinem Wagen. Ich bin noch keine hundert Schritte weit gekommen, als Iwan mich einholt. ›Der Kommandant hat befohlen, dir die drei Rubel wegzunehmen und stattdessen drei Ohrfeigen zu geben‹. Ich gebe ihm das Geld, er aber hat Mitleid und ohrfeigt mich nicht. Dann lange ich bei meinem Wagen an. Nach einer Weile bringt mir Iwan ein Pferd. Es ist nicht meines, sondern ein anderes, ein schlechteres. ›Nu, das schickt dir der Kommandant für dein Pferd.‹«

Wie bereits erwähnt, erschütterte mich diese Geschichte besonders. In ihr spiegelten sich auf markante Weise der Charakter und das Verhalten der Russen im Krieg (und nicht nur im Krieg): der scharfe Wechsel von Menschlichkeit zu dumpfer Grausamkeit, ohne jegliches Ziel oder Motiv.

Hier ist noch so ein bezeichnender Bericht eines dreiundsiebzigjährigen galizischen Juden, Hersh Orling, aus dem Schtetl Jawornik Ruski, wie er verhaftet und nach Russland deportiert wurde.

»Am letzten Tag von Pessach kamen zwei Kosaken, verhafteten mich und brachten mich nach Bircza. Am nächsten Tag schickten sie mich nach Dobromyl. Als ich den Gefängnisaufseher fragte, warum ich verhaftet worden sei, antwortete er: ›Für jeden Ruthenen, den die Österreicher verhaftet haben, sperren wir zwei Juden ein.‹ Fünf Wochen wurde ich im Gefängnis von Dobromyl festgehalten, dann trieb man mich und andere auf einen strapaziösen Fußmarsch. Ich konnte mit den Jüngeren nicht mithalten, fiel zurück und ein Kosake schlug mich hart. Dann schickte man uns weiter nach Lemberg. Ich sagte zum Kommandanten: ›Du kannst mich umbringen, aber ich werde nicht mehr zu Fuß gehen. Ich kann nicht.‹ Er hatte Mitleid mit mir und mietete einen Wagen an. In Lemberg saß ich drei Wochen im Gefängnis. Dann schickte man mich zusammen mit den anderen Häftlingen zum Bahnhof. Zwischen Gefängnis und Bahnhof liegen einige Werst und meine Füße waren geschwollen und wund. Ich konnte mit meinen Stiefeln nicht gehen und zog sie aus. Ich humpelte und hielt häufig an. Da verprügelte mich ein Kosake. Ein russischer Soldat, der soeben vorbeiging, schrie ihn an: ›Was hast du gegen ihn? Du siehst doch, dass er wunde Füße hat!‹ Der Kosake ließ von mir ab. Der Soldat holte ein Tuch hervor, zerriss es und verband damit meine Wunden. Danach bat er einen vorüberfahrenden Bauern, mich auf seinem Wagen mitzunehmen, was der auch tat. Der Kosake holte das Wägelchen ein und schlug wieder auf mich

ein; so stark, dass ich das Bewusstsein verlor. Vorbeigehende Christen schrien ihn an: ›Warum quälst du einen Menschen? Wenn du ihn umbringen willst, dann schnell.‹ Er hörte auf zu prügeln. Die Christen belebten mich wieder und brachten mich zum Bahnhof. Dann verschickte man mich zuerst nach Brest-Litowsk und dann nach Twer. Als der Gefängniskommandant sah, dass ich nur Brot und etwas Tee zu mir nahm und dem Tode nahe war, redete er mir zu, aus dem Gemeinschaftskochtopf zu essen. Als ich ablehnte, kaufte er einige Male von seinem eigenen Geld Brötchen und gab sie mir.«

Ich hatte schon öfter festgestellt, dass manche galizischen Juden durch das russische Militär gepeinigt und ruiniert worden waren und dennoch voller Begeisterung vom Charakter der russischen Menschen berichteten. Sie brachten Belege für den Idealismus und die rührende Menschlichkeit von russischen Soldaten oder Offizieren vor. Solchen Belegen begegnete ich recht häufig. Ich werde hier nur einige von ihnen aufzählen.

Ein jüdischer Soldat schreibt in einem Brief an seine Eltern:

»Es war Hoschana Rabba[63] um elf Uhr Mittag (wir befanden uns zu dieser Zeit bei der Festung Osowiec), als wir plötzlich die Rufe des betagten Generalmajors Romantow vernahmen: ›Jewrei, ko mne (Juden, zu mir).‹ Gemeinsam mit zweihundert anderen jüdischen Soldaten trat ich aus der Reihe. Der General hielt folgende Rede (im Brief wurde diese Rede auf Russisch wiedergegeben).

›Jüdische Kinder!

Wisst ihr, welcher Tag heute bei euch ist? Heute ist der Tag, an dem eure Gebete erhört werden. Betet zu eurem Gott, zum Gott Israels, zum Gott von Abraham, Isaak und Jakob. Dieser Gott, der euch aus der ägyptischen Knechtschaft befreite und über das Rote Meer führte, ist großartig und barmherzig. Er breitet seine Arme aus und nimmt die Gebete seines geliebten Volkes an. Unser Jesus Christus stammt doch auch von euch Juden ab. Sprecht Gebete, Kinder, jeder wie er kann: Wer ein Gebetbuch hat, soll daraus lesen, wer es auswendig kann, soll aus dem Gedächtnis sprechen. Es kann sein, dass Gott uns durch eure Gebete helfen wird.‹ Usw. usf.

Diese Worte machten natürlich auf uns einen ebenso großen Eindruck wie die Predigt des größten Rabbiners. Jeder von uns sprach sein Gebet. Danach traten wir wieder in Reih und Glied.«

I. M. Perpikar

Möglicherweise wusste der alte General deshalb so viel über die jüdischen Feiertage und redete in solch einem Ton von dem jüdischen Gott, weil er selbst jüdischer Abstammung war. Aber mir liegt auch der Brief eines Priesters der kleinen

63 Hoschana Rabba, 7. Tag von Sukkot.

Stadt Sataniw an das Jüdische Hilfskomitee von Proskurow vor. Er schreibt über das lokale christliche Hilfskomitee (die Juden hatte man von dort vertrieben):

»Solange unser Komitee arbeitete, war alles in Ordnung. Die Häuser waren versiegelt, alles war streng beschützt und es kam zu keinerlei Plünderungen. Aber mit der Ankunft einer Etappen-Truppe in Sataniw verweigerten unsere Wachtposten den Dienst. Das Komitee musste angesichts dessen seine Ohnmacht erkennen und stellte die Arbeit ein. Zum jetzigen Zeitpunkt ist die Hälfte der jüdischen Wohnungen ausgeraubt und der Besitz fortgeschleppt worden. Deshalb muss das Proskuriwer Komitee sofort alle möglichen Maßnahmen ergreifen, um die wenigen verbliebenen Habseligkeiten zu schützen. Außerdem muss es für eine Untersuchung sorgen, wer überhaupt an den Plünderungen beteiligt war und mit den gestohlenen Besitztümern auf dem Markt gehandelt hat (hier vor Ort ist es nicht schwierig, das herauszufinden). Es würde auch nicht schaden, der Frage nachzugehen, warum die Behörden hier vor Ort nicht gegen diese Plünderungen vorgegangen sind … Ergreifen Sie so schnell wie möglich Maßnahmen, denn in etwa drei bis vier Wochen wird in den jüdischen Häusern nicht einmal mehr ein schmutziger Lappen zu finden sein.

Hochachtungsvoll, Priester W. Wolossewitsch
Mitglied des Komitees (Unterschrift), 8. August (1915)«

Und hier der Brief eines russischen Fähnrichs an ein sechsjähriges jüdisches Mädchen, bei dessen Familie er kurze Zeit untergebracht war.

»An Nyute das Vermächtnis eines Menschen, der in den Kampf zieht. Wenn du erwachsen sein wirst, liebe Nyutotschke, dann liebe dein leidgeprüftes Volk. Wende dich nicht von ihm ab und sei stolz darauf, eine jüdische Tochter zu sein.

In den wenigen Tagen, die ich vor der Schlacht bei deinen Eltern verbracht habe, die uns Christen, die euch unterdrücken, so viel Freundlichkeit und Gastfreundschaft entgegengebracht haben, konnte ich mich davon überzeugen, dass sich euer Volk ohne Unterschied im Glauben allen gegenüber brüderlich verhält. Wir alle haben einen Gott, zu dem wir beten und der euch Juden auf einen sonnigen Pfad führen wird.

Du, Nyute, bist glücklich dran, dass dein Leben in solch einer Zeit beginnt, da wir unter Kanonendonner und Gewehrsturm unser Leben für ein höheres Ziel opfern und mit unserem Blut alle Völker zu einer Familie vereinen. Wenn der große Krieg endet, vergesst jene nicht, die in den kalten Schützengräben die Geburt Jesu Christi feierten, der uns befohlen hat, unsere Nächsten zu lieben.

Fähnrich des 247. Infanterie-Regiments,
Nikolai Maslennikow.«

Und gleichzeitig geschahen solch schreckliche und schlimme Taten gegen die Juden, dass der Verstand es kaum aushalten kann.

Ein russischer Offizier erzählte mir:

»Ich fahre auf ein Dorf zu, in dem Kosaken lagerten. Ich sehe etwas in die Luft fliegen, herabfallen und wieder in die Höhe fliegen. Ich fahre näher heran und sehe: Da steht eine Gruppe Kosaken, einer von ihnen wirft den blutigen Körper eines zweijährigen Kindes hoch und die anderen fangen es unter Gelächter mit ihren Spießen auf. Die Kosaken hatten ein jüdisches Kind geschnappt und so ›mit ihm gespielt‹!«

In einem Schtetl in der Nähe von Wolkowysk[64], das die Russen eingenommen hatten, trieben die Soldaten alle Juden auf dem Marktplatz zusammen und zwangen sie, sich splitterfasernackt auszuziehen. Dann zwangen sie die Männer, mit den Frauen zu tanzen. Danach mussten sie nackt auf Schweinen reiten und schlussendlich wurde jeder zehnte erschossen. Das war auch so eine Art »Spiel«.

Man zwang einen Sohn, seinen Vater aufzuhängen. Im Schtetl Nadarzyn, aus dem sämtliche Juden geflohen waren, wurde ein junger Mann, der erst tags zuvor begraben worden war, aus seinem Grab geholt und im Tallit aufgeknüpft. Und es gab noch viele solcher »Spiele«.

Auch die Deutschen erwiesen sich als recht grausam. Im Schtetl Błonie, in der Nähe von Warschau, erzählte mir der dortige Notar:

»Als die Deutschen das erste Mal einmarschierten, entdeckten sie einige Werst von der Stadt entfernt auf einem Hof eine Baracke mit hundertzweiundneunzig Cholera-Kranken, die die Russen bei ihrem Rückzug nicht mitgenommen hatten. Die Deutschen sahen sich nicht imstande, sich um die Kranken zu kümmern und hatten Angst, dass sich die Cholera im deutschen Militär ausbreiten würde. Sie streuten rund um die Baracke Stroh und zündeten es an. Alle hundertzweiundneunzig Kranken verbrannten.«

Ich weiß nicht, was grausamer ist: eine Baracke mit Kranken zu verbrennen, ein Kind in die Luft zu werfen und mit Spießen aufzufangen oder Menschen sich nackt ausziehen zu lassen und sie dann zum Tanzen und zum Reiten zu zwingen und schließlich einen Teil von ihnen zu erschießen. Aber beim ersten Fall, so roh und unmenschlich er auch war, steckte ein bestimmter Zweck dahinter. Bei dem Deutschen wusste man, mit wem man es zu tun hatte. Man wusste, dass er, wenn nötig, nicht vor den größten Grausamkeiten zurückschrecken würde. Dafür konnte man sich aber sicher sein, dass er niemanden anrühren würde und man

64 Wolkowysk (Russisch), Wołkowysk (Polnisch), heute Waukawysk (Belorussisch), etwa 90 Kilometer östlich von Białystok gelegen.

ruhig bleiben konnte, solange man ihm nicht im Wege stand. Bei dem Russen war man seines Lebens und seiner Menschenwürde niemals sicher, weil sein Handeln nie einer Zweckmäßigkeit oder dem gesunden Menschenverstand folgte.

Als ich sah, wie man sich in dem Moment, da eine Anstrengung aller physischen und psychischen Kräfte gefordert war, um sich aus der fürchterlichen Krise zu befreien, rohen Dummheiten und bestialischen »Spielereien« hingab, gab es für mich keinen Zweifel mehr daran, dass Russland den Krieg verlieren würde. Es endete noch schlimmer. Diese Dummheiten, in die alle verwickelt waren, vom einfachen Kosaken bis hin zu Nikolai und seiner Regierung (was waren denn die Beilis-Affäre oder die Vertreibung der Juden aus ganzen Landstrichen wenn nicht Verrücktheiten und »Willkür-Spiele« ohne jegliches politisches Ziel oder Zweck für das Reich?), führten zum Untergang des gesamten russischen Imperiums.

Kapitel 13

Czernowitz, die Hauptstadt der Bukowina, war in diesem kleinen Kronland nahezu der einzige Ort, der den Kriegssturm unversehrt überstanden hatte, eine Art Oase in dieser Ödnis aus Ruinen und Verwüstung. Aus der Entfernung von einigen Werst erblickte ich vor mir auf den Bergen eine große europäische Stadt mit stattlichen Kirchen, Palästen und Gebäuden.

Ich fuhr durch die breiten und belebten Straßen mit ihren großen Geschäften mit allerlei eleganten Waren, sah die reichen Häuser, die Hotels, wo man ein gepflegtes und sauberes Zimmer bekommen konnte. Als ich an den Wänden die Anschläge las, die Abendveranstaltungen, Konzerte, Schauspiele und andere Unterhaltungsmöglichkeiten ankündigten, fühlte ich mich, als wäre ich in eine andere Welt hineingeraten. Dabei stellte ich an mir eine eigenartige und schreckliche emotionale Einsicht fest: Ich spürte, dass ich mich nach den verbrannten, zerstörten Häusern und den ruinierten Wohnungen *sehnte*. Instinktiv suchte mein Blick nach ihnen. Die Häuser mit ihren intakten Fenstern, die geöffneten Läden, dieses ganze alltägliche Leben kam mir wie etwas Ungewöhnliches vor! … Später brachte ich in Erfahrung, dass Militärs, die eine gewisse Zeit im Kampf verbracht hatten und ständig mit Leichen, verstümmelten Körpern und Strömen von Blut konfrontiert waren, sich irgendwann danach sehnten. Ihnen erschien das gewöhnliche Leben als farblos und nicht normal, wo es keine verstümmelten Körper gab, wo sie keinen Kanonendonner oder Seufzer und Geschrei hörten …

Auch wenn Czernowitz nicht unter Feuersbrünsten und Artilleriebeschuss gelitten hatte, so hatte die Bevölkerung, und insbesondere die jüdische, nichts-

destoweniger unter dem Krieg zu leiden. Vor dem Krieg hatte die Stadt beinahe neunzigtausend Einwohner, darunter fünfundzwanzig- bis achtundzwanzigtausend Juden. Obwohl sie eine Minderheit darstellten, spielten sie dennoch eine dominierende Rolle in der Stadt. Der gesamte Handel und die Industrie lagen in ihren Händen und die höchsten Posten in öffentlichen Einrichtungen waren von Juden besetzt. An der Universität waren die Professoren und die Studenten größtenteils jüdisch, sodass man die Universität als eine jüdische betrachten konnte: Jiddisch war als nationale Sprache anerkannt und den anderen Sprachen gleichgestellt. Auch in den Mittel- und Volksschulen hatten Juden Rechte wie in keinem anderen Land. Jene Schulen, in denen mehr jüdische als christliche Schüler lernten, hatten den Schabbat als freien Tag anstelle des Sonntags.

Der Bürgermeister und ein Großteil der Mitglieder des Magistrats waren Juden. In der Stadt sah ich viele Orte mit jüdischen Namen: »Herzl-Platz«, »Baron-Hirsch-Straße«, »Emil-Franzos-Straße«[65] und andere. Im Stadtzentrum befand sich ein prächtiges Volkshaus mit der Aufschrift »Beit Am[66]«, das eine halbe Million Kronen gekostet hatte. Es gab hier ein Waisenhaus, das über ein Kapital in Höhe von einer Million verfügte.

Der Umgang zwischen Juden und Christen war freundlich. Man wusste nichts von Antisemitismus und nationaler Hetzerei. Der Rabbiner und der Bischof statteten sich gegenseitig offizielle Besuche an den jüdischen und christlichen Feiertagen ab.

Die Stadt war jung und existierte erst seit etwa hundert Jahren. Mit ihren auf dem Reißbrett entworfenen Straßen, ihren reichen und großen Gebäuden ohne bestimmte Stilrichtung erinnerte sie ein wenig an Odessa. Die zugereiste Bevölkerung hatte keine eigene Kultur, kein eigenes Fundament geschaffen. Weder die Deutschen noch die Polen und viel weniger noch die bukowinischen Ruthenen als ansässige Bevölkerungsgruppe hatten eine Dominanz. Da sich der Großteil der Intelligenzija aus Juden zusammensetzte, hätten sie ein überwiegend jüdisches kulturelles Umfeld schaffen können. Das hatten sie allerdings nicht getan, doch konnten sich auch keine assimilatorischen Bestrebungen entwickeln, aus dem einfachen Grund, weil es niemanden gab, an den man sich hätte assimilieren können. Eher hätten sich die anderen Intellektuellen den Juden anpassen können, wenn die jüdische Intelligenzija nationaler eingestellt gewesen wäre.

Wenn auch nur die Hälfte von dem stimmte, was man mir über das frühere Leben in Czernowitz erzählte, dann war dort, wie überall in der Bukowina, ein jüdisches Eldorado, eine Art Paradies. Durch die russische Besatzung wurde das alles zerstört. Die jüdische Bevölkerung wurde in alle Winde zerstreut. Die

65 Gemeint sind Theodor Herzl, Maurice de Hirsch und Karl Emil Franzos.
66 Beit Am (Hebräisch für »Haus des Volkes« oder »Volkshaus«).

Zurückgebliebenen wurden zugrunde gerichtet. Man nahm den Juden nicht nur alle nationalen und politischen Rechte, sondern sogar die grundlegenden Menschenrechte. Das wenige an jüdischer Kultur, das sich dort entwickelt hatte, wurde vollständig vernichtet.

Das erste Mal nahm das russische Heer die Stadt am 1. September 1914 ein. Erschrocken über die russischen Gräueltaten in anderen Orten floh beinahe die gesamte wohlhabende und intellektuelle Schicht unter den Juden gemeinsam mit den Österreichern und gab ihre Wohnungen mitsamt dem Besitz auf, den sie nicht mitnehmen konnte. Geblieben war kaum mehr als die Hälfte der jüdischen Bevölkerung. Entgegen allen Erwartungen verhielten sich die Besatzer anständig. Die Russen blieben sechs Wochen in der Stadt. Am 15. Oktober traten sie den Rückzug an und nahmen ein paar Dutzend Geiseln mit, die vornehmlich jüdisch waren. Nach etwa eineinhalb Monaten kehrten sie am 27. November zurück und blieben weitere zweieinhalb Monate. Am 17. Februar 1915 mussten sie die Stadt ein weiteres Mal verlassen. Einige Wochen zuvor hatte der Generalgouverneur (Jewreinow[67]) zwanzig der angesehensten jüdischen Bürger in den Magistrat gerufen und eine scharfe Rede über den »jüdischen Verrat« gehalten. Er erlegte der jüdischen Bevölkerung »für den Verrat« eine Kontribution von fünfzigtausend Rubel auf und nahm sieben, acht der Vorgeladenen als Geiseln. Obwohl der Tribut bezahlt wurde, ließ er die Geiseln dennoch nicht frei. Binnen weniger Tage verhaftete man noch viel mehr Juden. Es wurden achtzehntausend Rubel gesammelt und man bot sie Jewreinow als Geschenk an, damit er die Gefangenen freilasse. Er aber nahm das Geld nicht an und schickte die Verhafteten nach Russland.

Am 18. Juni 1916 nahmen die Russen die Stadt ein drittes Mal ein. Dieses Mal kam es zu einem Pogrom; die Läden wurden ausgeraubt und man betrank sich zwei Tage lang auf den Straßen. Beim dritten Einmarsch des russischen Militärs waren von den über fünfundzwanzigtausend jüdischen Einwohnern nur noch dreitausendfünfhundert in der Stadt verblieben, unter ihnen sechshundert Fremde, die aus den umliegenden Städten und Schtetlech hergereist waren (man berichtete mir, dass in der ganzen Bukowina außer in Suczawa[68] und Sereth[69] nicht mehr als fünfzehntausend Juden geblieben waren).

---

67 Sergei Dmitrijewitsch Jewreinow (1869–1931), zwischen 1914 und 1915 Gouverneur von Czernowitz.

68 Suczawa (Deutsch), Suceava (Rumänisch), Sutschawa (Russisch, Ukrainisch), südliche Bukowina, heute im Nordosten Rumäniens gelegen.

69 Sereth (Deutsch), Siret (Rumänisch), Seret (Ukrainisch, Russisch), südliche Bukowina, nördlich von Suczawa gelegen.

Dass die Stadt unversehrt geblieben war, schreibt man dem Einfluss des dortigen Bischofs zu. Es wurde erzählt, dass er sich durch Vertreter eines neutralen Staats an den russischen Oberbefehlshaber mit der Bitte gewandt hatte, die Stadt zu verschonen, sie nicht zu bombardieren und auch nicht niederzubrennen. Nikolai Nikolajewitsch willigte ein und die Stadt blieb unbeschädigt. Stattdessen richtete die russische Artillerie ihr gesamtes Feuer auf das Städtchen Sadagora[70], das drei oder vier Werst von Czernowitz entfernt liegt, und machte es dem Erdboden gleich.

Als ich den Alltag näher kennenlernte, fiel mir auf, dass dieser bei weitem nicht so normal war, wie es mir auf den ersten Blick erschienen war. Allmählich enthüllte sich mir dasselbe tragische Bild wie in Tarnopol, Lemberg und anderen »unzerstörten« Städten. Die geöffneten Geschäfte hatten ein paar übrig gebliebene Artikel in den Schaufenstern und drinnen waren die Regale leer. (Die einzigen Artikel, die überall ins Auge sprangen, waren die für diese Gegend typischen sehr schönen Stickereien und Spitzen). Es gab keinen einzigen Juwelier und kein Luxusgeschäft. Von den Menschen, die die Straßen füllten, waren vielleicht ein Zehntel Zivilisten, die übrigen waren vom russischen Militär oder Sanitäter, Krankenschwestern und andere Angestellte. Wenn man die Plakate aufmerksam las, kündigten sie Amateurtheateraufführungen und Konzerte von gänzlich unbekannten Musikern an. Die schönsten und besten Wohnungen der Stadt waren von höheren Militärangehörigen und den Bevollmächtigten der Verbände besetzt. Wie es sich ergab, bekam ich zehn oder mehr dieser Wohnungen zu sehen. Alle waren jüdische Heime gewesen. In jeder Wohnung erblickte ich ein Porträt von Theodor Herzl an der Wand und eine Brockhaus-Enzyklopädie im Bücherschrank.

Ich verbrachte einige Tage in Czernowitz, besuchte mehrere jüdische Einrichtungen und spazierte durch die Straßen. Die zahllosen Verordnungen auf Deutsch, Polnisch und Ruthenisch, die an den Mauern angebracht waren, ließen mich innehalten. Die Anordnungen der deutschen Behörden waren hängen geblieben, in friedlicher Nachbarschaft mit den russischen: ein deutscher Befehl, die Saat auf den Feldern auszubringen, und daneben ein russischer, die Waffen abzuliefern. Daneben wieder ein deutscher, dass man keine Fische aus den Flüssen essen dürfe, weil diese durch die Leichen vergiftet seien, und ein russischer, dass die Geschäfte geöffnet bleiben müssten, und so weiter.

Unter den Passanten stachen durch ihre Erscheinung und ihre Kleidung die Kirgisen und Sarten hervor, die in großer Zahl aus ihren Steppen hierher und

70 Sadagora (Deutsch), Sadagura (Rumänisch), Sadagóra (Polnisch), Sadhora (Ukrainisch), Sadgora (Russisch), Sitz des Hofs von Rabbi Israel Friedmann von Ruschin, ein Zentrum des Chassidismus.

nach Galizien zum Arbeiten gebracht worden waren, um die Straßen zu reinigen und zu reparieren. Wo ich auch hinfuhr, begegnete ich ihnen. Aber besonders viele hielten sich in Czernowitz auf. Sie gingen in Gruppen umher, in ihre warmen Kittel gehüllt, mit spitzen Mützen und bloßer Brust trotz des bitteren Frosts. Sie waren sonnenverbrannt, mit versteinertem Ausdruck auf ihren breiten Gesichtern, die wie in Bronze gegossen waren und Züge hatten, die für unsere Augen hässlich und derb wirkten. Beim näheren Hinsehen bemerkte ich die außergewöhnlich feine und edle Zeichnung der Gesichtszüge, wie die Skizzen der alten Meister. Anstelle der scharfen, klaren und groben Züge der europäischen Gesichter waren hier die Linien kaum angedeutet, geheimnisvoll unvollendet. Je länger ich sie betrachtete, desto interessanter erschienen sie mir.

Als ich nach Czernowitz fuhr, beobachtete ich auf dem Weg folgende Szene: Bei einer Gruppe von arbeitenden Sarten stand ein älterer russischer Fähnrich und schrie wild auf den Aufseher der Sarten ein, einen alten Unteroffizier. Er beschimpfte ihn auf das Schändlichste und rief: »Verrecken sollst du, verrecken, du Hundesohn, aber meinen Befehlen wirst du folgen!« Das Geschrei erschallte weit über die toten weißen Felder. Der Unteroffizier stand wie versteinert mit hervorquellenden Augen da und die Sarten sahen unbewegt und gleichgültig zu.

Hier in der Stadt spazierten die Sarten langsam in den Straßen umher, wiegten sich mit ihren entblößten Brustkörben von einer Seite auf die andere und hielten bei jedem Schaufenster inne. Sie deuteten mit ihren Fingern auf die Waren und lachten schallend. In ihrem Gelächter konnte man Verachtung hören. Selbstverständlich wusste ich nicht, worüber sie redeten und lachten, aber ihrem wiegenden Gang, ihrer Ruhe und dem Gelächter konnte man entnehmen, dass sie die europäische Kultur, mit der sie zum ersten Mal konfrontiert wurden, nicht begeisterte und keine Ehrfurcht bei ihnen hervorrief.

Ich lernte Vertreter der jüdischen Bevölkerung kennen, die wenigen Aktivisten, die in Czernowitz geblieben waren und alle Plagen und das Joch der russischen Besatzung ertragen hatten. Ich fand hier ein inoffiziell arbeitendes Komitee vor, dem die Herren Marek Fish, ein reicher Händler, Jeremiah Sikopant, der Direktor des Waisenhauses, Dovid Shekhner, Shimen Sas, Hersh Rimer und Leo Hershman angehörten.

Hier begegnete mir eine ganz andere Haltung zur Hilfstätigkeit als in anderen Orten.

»Wir sind sehr zufrieden, dass wir bis jetzt keine Hilfe aus Kiew erhalten haben: Dadurch ist kein Schnorrertum entstanden«, sagte mir Herr Fish.

Er erzählte mir, dass die Stadt keine Hilfe benötigte. Sicherlich, die Wohlhabenden seien weggefahren und die Zurückgebliebenen durch den Krieg, Beschlag-

nahmungen und Plünderungen ruiniert, dennoch sei man noch immer imstande, die eigenen Armen zu versorgen und sogar die Flüchtlinge, unter denen es etwa fünfhundert Notleidende gab. Für diesen Zweck hatte man in der Stadt dreißigtausend Kronen gesammelt. Als die Mittel des jüdischen Krankenhauses sich erschöpft hatten und es so aussah, als müsste es schließen, waren innerhalb einer Stunde sechstausendfünfhundert Kronen gesammelt worden.

Die anderen Mitglieder des Komitees äußerten eine gegensätzliche Meinung. Sie gingen davon aus, dass man ohne zusätzliche Hilfe nicht auskommen werde. Die Stadt werde immer ärmer und jene, die etwas geben könnten, weigerten sich. Hätte das Komitee eine offizielle Befugnis, könnte man eine Zwangsabgabe fordern. Besonders sei das für Pessach nötig. Aber der Generalgouverneur wolle unter keinen Umständen die Erlaubnis zur Gründung eines Komitees geben. Ich sei ihre letzte Hoffnung, als Vertreter des Kiewer Komitees könnte ich ihn vielleicht umstimmen. Ich hatte von Herrn D. Margolin aus Kiew eine Empfehlung für Trepows Adjutant, Oberst Krylow, der mir bei diesem Anliegen behilflich sein konnte.

Die Czernowitzer Vertreter lehnten eine direkte Unterstützung aus Kiew ab, baten mich aber, das Kiewer Komitee davon zu überzeugen, ihnen ein Darlehen für die Frauen der Reservisten zu gewähren. Die Frauen hatten von der österreichischen Regierung Soldbüchlein erhalten, laut denen sie ein monatliches Gehalt bekommen müssten. Jetzt, während der Besatzung, konnten sie es nicht beziehen. Aber das Geld sei sicher und werde von der Regierung ausbezahlt, sobald Frieden geschlossen würde. Deshalb beschloss man, einen Fonds einzurichten, um – mit den Reservistenbüchlein als Sicherheit – ein Darlehen über fünfzig Prozent dessen, was die Büchlein festlegten, zu gewähren. Man schlug vor, zu diesem Zweck einige Zehntausend Kronen in Czernowitz zu sammeln und das Kiewer Komitee zu bitten, ebenso viel zu leihen, wobei die hiesige jüdische Gemeinde die Verantwortung dafür trug.

Bei Herrn Sikopant wurde eine Versammlung von zehn, zwölf Mann einberufen, wohlhabende Bürger, die für den Leihfonds zwanzigtausend Kronen zeichneten. Ich versprach, das Kiewer Komitee um eine ähnliche Summe zu bitten. Leider konnte ich mein Versprechen nicht halten. Als ich nach Kiew zurückkam, war die finanzielle Lage des Komitees so kritisch, dass es sein Budget beim besten Willen nicht um diese Summe erhöhen konnte.

Die Herren Fish und Sikopant berichteten mir viel darüber, was die jüdische Bevölkerung unter der russischen Obrigkeit erlitten hatte und noch immer erlitt. Bald nachdem die Russen einmarschiert waren, jagten sie die jüdischen Beamten aus sämtlichen Einrichtungen und lösten die jüdische Gemeinde auf. Sie nahmen den Bürgermeister, einen Juden namens Dr. Vayselberg, in Haft und verschickten ihn nach Tomsk (mittlerweile befand er sich in Kiew). Ge-

meinsam mit ihm deportierten sie Dr. Menshel, den jüdischen Redakteur einer Lokalzeitung. Als Bürgermeister ernannten sie Witek, eine suspekte Person mit moskaufreundlichen Neigungen. Der neue Bürgermeister organisierte die systematische Ausplünderung der Juden. Da die Stadtverwaltung keine Mittel hatte, beschlagnahmte er mit Erlaubnis des Generalgouverneurs die Waren in jenen Geschäften, deren Besitzer geflohen waren. Die beschlagnahmten Waren wurden verkauft, den Erlös nahm der Magistrat an sich und stellte den Besitzern eine Gutschrift aus, gewissermaßen einen städtischen Schuldschein. Das war die offizielle Version. Inoffiziell war es eine systematische Plünderung. Nur ein Zehntel der beschlagnahmten Waren wurde gutgeschrieben. Der Bürgermeister hatte dafür eine ganze Kompanie um sich, allen voran eine deutsche Frau Fischer, die die Waren mit hohem Gewinn verkaufte, und auf den Gutschriften der Besitzer vermerkte man ganz andere Zahlen, ein Fünftel oder Sechstel vom Gewinn. Es gab keinerlei Kontrolle, der Bürgermeister war im Bunde mit den ortsansässigen Beamten und man machte Millionen. Außerdem wurde nachts in die Geschäfte eingebrochen und die Waren weggeschafft. Das allerdings waren die Soldaten.

An den Generalgouverneur musste ich mich nicht nur wegen der Erlaubnis zur Gründung eines Komitees wenden, sondern auch wegen anderer Angelegenheiten. Es war die Zeit um Pessach und es stellte sich die Frage nach Mazzes für die Notleidenden und die jüdischen Soldaten in den Truppen, die sich an der Front befanden. Zusammen mit Herrn Homelski stellte ich einen überaus knappen Budgetvoranschlag auf, aus dem sich ergab, dass wir mindestens fünfzigtausend Rubel für Pessach benötigten. Wir hofften, das Geld vom Kiewer Komitee zu erhalten. Aber es ging nicht allein um das Geld. Im gesamten okkupierten Gebiet war es streng verboten, Mehl von einem Ort zum anderen zu bringen, weshalb die Gefahr bestand, dass viele Städte und Schtetlech ohne Mazzes bleiben würden. Das Komitee von Hrymajliw traf Vorsorge, Mehl für Pessach für die Stadt und die umliegenden Ortschaften zu einem günstigen Preis zu beschaffen. Auch Tarnopol war mit Mehl versorgt. Dort befanden sich sogar Händler, die ganz Galizien und die Bukowina mit Mehl versorgen würden, sofern sie die Genehmigung erhielten, es einzuführen. Wir errechneten, dass zwischen dreihundertfünfzig und vierhundert Sack Mehl benötigt wurden.

Ich musste von Trepow die Genehmigung erbitten, Mehl zu transportieren, des Weiteren dass zu Pessach die jüdischen Soldaten, die nicht an aktiven Gefechtspositionen standen, in die nächstgelegenen Schtetlech gehen durften und dass man den Soldaten an der Front Mazzes schicken durfte.

Bevor ich zu Trepow ging, traf ich mich mit Oberst Krylow. Margolins Empfehlung machte großen Eindruck auf ihn. Er bezeichnete sich vor mir als feurigen Judenfreund und drückte seine Bereitschaft aus, bei Trepow zu interve-

nieren, damit dieser meine Anliegen erfülle. Gleichzeitig vertraute er mir aber seufzend an, dass Trepow gegen die hiesigen Juden sehr voreingenommen sei wegen ihres feindlichen Verhältnisses gegenüber den Russen. Es werde schwierig sein, ihn zu überzeugen. Dennoch riet er mir, es zu versuchen. Ein paar Tage später kündigte er mir an, dass sich der Generalgouverneur bereit erklärt hatte, mich zu empfangen, und nannte die Stunde, wann ich zu ihm kommen sollte.

Trepow empfing mich sehr kühl, blieb im Empfangszimmer stehen und reichte mir auch nicht die Hand. Er bat mich, ihm mein Anliegen kurz zu schildern. Als ich anfing, über die Erlaubnis, ein Komitee zu organisieren, zu sprechen, unterbrach er mich ungeduldig:

»Aber deswegen hat man sich bereits an mich gewandt und ich habe kategorisch abgelehnt. Ich kann nicht erlauben, dass die Bevölkerung in einem besiegten Land, die sich uns gegenüber so feindlich verhält, ihre eigenen Organisationen hat.«
»In ganz Galizien sind solche Komitees erlaubt«, erinnerte ich ihn.
»Was sich in Galizien abspielt, geht mich nichts an. Und in meinen Augen ist das wirklich eine Nachlässigkeit, dass sie dort erlaubt sind.«
»Sie funktionieren dort schon mehr als ein Jahr und die lokalen Behörden sind sehr zufrieden mit ihrer Tätigkeit, die sie für nützlich halten.«
»Dort ist es vielleicht so, hier aber ist die Lage eine andere.«
»Ich muss Ihnen sagen«, argumentierte ich weiter, »dass es sich hier um eine Frage handelt, die nicht nur für die lokale Bevölkerung, sondern auch für die Armee von Bedeutung ist. Dort, wo keine Komitees eingerichtet sind und die Bevölkerung nicht mit den nötigsten Lebensmitteln versorgt wird, brechen Cholera- und Typhus-Epidemien aus, die sich in der Armee ausbreiten.«
»Aber um Gottes willen!«, rief er verärgert. »Was erzählen Sie mir über die Not der Bevölkerung? Ich weiß nicht, wie es in Galizien ist, aber hier ist die jüdische Bevölkerung reich, sie schwimmt in Gold und braucht keine Hilfe. Die wenigen Armen, denen man helfen muss, kann man auf privaten Wegen ohne Komitees oder Organisationen versorgen.«

Ich erkannte, dass ich nichts erreichen würde, und ging zu den anderen Fragen über: die Erlaubnis, Mehl zu transportieren und den Soldaten an Pessach Ausgang zu gewähren. Aber Trepow erwiderte, dass das nicht in seinen Kompetenzbereich falle und ich mich diesbezüglich an den Stabschef der russischen Armee in Kamenez-Podolski[71] wenden müsse.

Bevor ich ihn verließ, kehrte ich nochmals zur Komitee-Frage zurück. Ich legte Trepow dar, dass sein Verbot das Kiewer Komitee in eine verzweifelte

71 Kamenez-Podolski (Russisch), Kamjanez-Podilskyj (heute: Ukrainisch), Kamieniec-Podolski (Polnisch), nordöstlich von Czernowitz in Podolien gelegen.

Lage bringe. Das Komitee habe eine offizielle Genehmigung, sei als sinnvolle Einrichtung anerkannt und bekomme Unterstützung von der Regierung. Ohne lokale Komitees in der Bukowina könne es keine normale Hilfsarbeit leisten.

Dieses Argument machte auf Trepow ein wenig mehr Eindruck.

»Übermitteln Sie mir einen ausführlichen Bericht zu Ihrem Anliegen und ich werde darüber nachdenken«, antwortete er mir.

Als ich das Empfangszimmer verließ, kam Krylow und flüsterte mir leise zu:

»Das Kiewer Komitee soll sich mit einer schriftlichen Bitte und den Unterschriften von Margolin und Brodski an ihn wenden. Er kennt sie. Ich werde ebenfalls behilflich sein.«

Aus diesem Grund und auch wegen der bevorstehenden Intervention im Stab in Kamenez-Podolski musste ich nach Kiew fahren. Ich erstellte einen Bericht über meine Aktivitäten während der paar Monate, die ich hier herumgereist war, fügte einen Plan der noch bevorstehenden Arbeit und eine Kostenschätzung für Pessach bei und bereitete meine Abreise vor. Aber vorher besuchte ich noch die zerstörte Stadt Sadagora bei Czernowitz.

Kapitel 14

Sadagora war seit langer Zeit der Sitz einer Familie von Zaddikim, die ihre Herkunft auf Reb Ber Mesritscher[72], den größten Schüler des Baal Schem Tow, zurückführte. Der Begründer der Dynastie in Sadagora, Reb Sholem Shakhna von Pohrebyschtsche[73], der Enkel des Mesritschers, war ein großer Kabbalist und ein einzigartiger Mensch. Er kleidete sich europäisch und führte ein aristokratisches Leben nach der Art der alten polnischen Magnaten. Sein Sohn, der bekannte Reb Israel Ruschiner, der sich als Erster in Sadagora niedergelassen hatte, übertraf den Vater sowohl in Hinsicht auf persönliche Größe als auch Lebensstil. Die Legenden, die über den Ruschiner viele Wundergeschichten berichten, sagen, dass in ihm nun die Seele des Baal Schem wohne, und sind voller Staunen über seine aufwendige und wohlhabende Lebensweise. Seine Hofhaltung ähnelte der kaiserlichen: An seiner Tafel spielte stets eine Kapelle von

72 Dow Bär von Mesritsch (1704–1772), auch bekannt als der Maggid von Mesritsch (Wolhynien) oder der große Maggid, führte nach Baal Schem Tow die chassidische Bewegung.

73 Pohrebyschtsche (Ukrainisch), Pogrebischtsche (Russisch), Pohrebyszcze (Polnisch), nordöstlich von Winnyzja.

vierundzwanzig Klezmorim[74]. Auszufahren pflegte er nie anders als mit sechs angespannten Pferden. Sohn und Enkel übernahmen seine Lebensweise und der Hof in Sadagora genoss den Ruf des wohlhabendsten und edelsten unter den Rebben.

Der Krieg, der so viele jüdische Schätze vernichtet hat, zerstörte auch den Hof von Sadagora mit seiner einzigartigen Lebensweise, mit seinen enormen, von Generationen gesammelten alten Herrlichkeiten, sowohl materiellen als auch geistigen.

Vor dem Krieg hatten in Sadagora ungefähr zehntausend Menschen gelebt, drei Viertel davon waren Juden. Als das russische Militär Sadagora im September 1914 das erste Mal einnahm, kam es zu einem schrecklichen Pogrom. Sämtliche jüdische Häuser und Geschäfte wurden ausgeraubt und viele der Juden ermordet oder verwundet.

Der Vorsitzende der örtlichen jüdischen Gemeinde und die rechte Hand des Bürgermeisters, Kleyn Leyb Retter, ein wohlhabender und angesehener Mann, sowie drei weitere Juden wurden ermordet, als sie ihre Frauen und Töchter vor einer Schändung verteidigten. Außer den hundert jüdischen Frauen, die der ortsansässige Apotheker bei sich im Keller versteckt hatte, wo sie drei Tage ohne Wasser und Essen verbrachten, wurden in der Stadt ausnahmslos alle Frauen, ob jung oder alt, vergewaltigt. Im Umland hat ein Offizier die zwei Töchter des Gutsbesitzers Elyokum Gastanter entführt. Von Veysenberger wurde eine Tochter verschleppt. Man sagte, dass sie nach ein paar Tagen zurückgebracht wurden.

Kurze Zeit später verließen die Russen die Stadt. Bei ihrem zweiten Einmarsch im Dezember desselben Jahres flüchteten fast alle Juden, die meisten nach Czernowitz. Ihr Hab und Gut blieb verlassen zurück und wurde von den Bauern der umliegenden Ortschaften geplündert. Die wenigen Juden, die zurückgeblieben waren, mussten große Widrigkeiten und Verleumdungen ertragen.

Hervorzuheben ist die Verleumdung gegen zwei Juden, Jizchok Shmatnik und Shmuel Sagrebelski (ein russischer Untertan). Sie wurden beide verhaftet, weil man in einem Speicher auf dem Hof des Rebben, wo die beiden wohnten, einen Telefonapparat fand. Später stellte sich heraus, dass bei dem ersten Einzug eines Zuges der russischen Armee ein Telefon im Haus des Rabbiners vorgefunden worden war, das eine Verbindung nach Czernowitz hatte. Man kappte die Drähte und warf das Telefon in den Speicher. Als nach einer gewissen Zeit ein zweiter Zug einmarschierte und den Apparat fand, beschuldigte man Shmatnik und Sagrebelski, dass sie über das Telefon mit den Österreichern, die sich zu

74 Klezmer (Singular)/Klezmorim (Plural), Musikanten, die Klezmer spielen, aschkenasische nichtliturgische Volksmusiktradition seit dem 15. Jahrhundert.

dieser Zeit in Czernowitz befanden, in Verbindung standen und ihnen Kriegsgeheimnisse mitteilten. Man stellte beide Männer vor ein Kriegsgericht. Das Gerichtsurteil lautete:

> »16. Mai 1915. Kraft des Befehls Seiner Kaiserlichen Majestät hat das Militärgericht – in der Zusammensetzung: Vorsitzender des Gerichts, Kommandeur des turkmenischen Reiterregiments Oberst Drosdowski, und die Mitglieder: Stabsoffizier in Zuständigkeit des Quartiermeisters, Kapitän Tschekerul-Kusch, Oberoffizier in Zuständigkeit des Quartiermeisters, Kapitän Schurjari, Leiter des Brigade-Lazaretts der 29. Brigade, Kapitän Schechowujew, Oberadjutant des Korpsstabes, Oberleutnant Ametistow, und der Schriftführer Fähnrich Susman –
>
> in der Sache der Beschuldigung von Yitzchak Shmatnik und Shmuel Sagrebelski wegen verbrecherischer Handlungen gemäß Paragraph 13 der Klageordnung und Paragraph 241, Abschnitt 2 des Militärgesetzbuchs Band XXII aus dem Jahr 1869, 4. Ausgabe, die Beklagten für unschuldig befunden, nämlich, dass sie nach vorheriger Absprache Ende April 1915, während des russisch-österreichischen Krieges, aus dem Ort Sadagora, wo das russische Militär stand, durch ein Telefon in ihrer Wohnung in Kontakt mit Czernowitz waren, wo das österreichische Militär stand, und letzterem allerlei Informationen zu Zahl und Lage des russischen Militärs übermittelt hätten. Die Beschuldigung wurde nicht nachgewiesen.
>
> Deshalb wird aufgrund Paragraph 1309 und dessen achter Revision und den Paragraphen 1376 und 676 des XXIV. Militärgesetzbuches aus dem Jahr 1869 folgendes Urteil gesprochen: Die Angeklagten Yitzchak Shmatnik und Shmuel Sagrebelski werden durch das Gericht freigesprochen.
>
> Unterschrieben: Vorsitzender des Gerichts, Oberst Drosdowski. Die Mitglieder: Kapitän Tschekerul-Kusch, Schurjari, Schechowujew, Ametistow.«

Trotzdem wurden die Freigesprochenen nach Russland verbracht: Sagrebelski kam in ein Gefängnis in Kiew und Shmatnik wurde nach Sibirien verschickt.

Schon als ich Czernowitz verließ, sah ich von weitem das Bild einer zerstörten Stadt. Ein ganzes Feld, auf dem rauchgeschwärzte Schornstein-Skelette verbrannter Häuser aufragten, auf dem halb eingestürzte Mauern mit leeren Fenster- und Türöffnungen, bergeweise Ziegel, Lehm und verbogenes, ausgeglühtes Blech zu erkennen waren. In der Stadt selbst sah es noch schrecklicher aus. Es war kaum auszumachen, wo sich früher die Straßen befunden hatten. Alles war ein einziger großer Schutthaufen.

Ich fuhr durch die ganze Stadt und traf auf keinen einzigen Juden. Die wenigen jüdischen Häuser, die nicht völlig zerstört worden waren, und die übrig gebliebenen Geschäfte auf dem Marktplatz waren von ansässigen und zugereis-

ten Christen übernommen worden, die Juden nicht einmal mehr in die Stadt hineinließen. Die Läden, bei denen es noch Schilder mit jüdischen Namen gab, hatten zwar geöffnet, es saßen aber christliche Frauen darin. Ein Textilladen war zu einer Bäckerei umgebaut worden und in einem Geschäft für Galanteriewaren wurde nun Schweinefleisch verkauft.

Ich fuhr in einem Automobil des Militärs nach Sadagora, gemeinsam mit Dr. Ratni, einem jüdischen Militärarzt aus einem in Czernowitz stationierten Lazarett. Ich hatte außerdem einen jüdischen Melamed aus Sadagora dabei, der die ganze Zeit in Czernowitz verblieben war und es kein einziges Mal gewagt hatte, nach Sadagora zu fahren, aus Angst vor den Soldaten und den örtlichen Gojim. Dieser Jude hatte mir seltene alte jüdische Bücher zum Kauf angeboten, die er in Sadagora versteckt hatte. Er wusste, dass sein Häuschen am Rande der Stadt nicht verbrannt war, und zweifelte nicht daran, dass seine hebräischen Bücher unversehrt geblieben waren.

»Ich habe sie so versteckt, dass sie selbst der Teufel nicht finden könnte«, rühmte er sich.

Tatsächlich stand sein Häuschen noch, allerdings ohne Fenster und Türen. Drinnen lagen Stroh und Pferdemist. Der Jude blickte wie vor den Kopf geschlagen auf sein Haus, das er kaum wiedererkannte.

»Wo sind denn nun Ihre Bücher versteckt?«, fragte ich ihn.
»Auf dem Dachboden …«, antwortete er niedergeschlagen.

Wir holten eine Leiter und kletterten auf den Speicher. Wo sollten hier Bücher sein? Sogar die Ziegel des Kamins hatte man fortgeschafft.

Der Jude stand hilflos und niedergeschlagen auf dem Dachboden und blickte in die Ecke, wo er die Bücher versteckt hatte. Er hatte sie mit Ziegelsteinen bedeckt und nicht daran gezweifelt, dass jemand sie dort suchen würde. Das war eine böse Überraschung für ihn und mit hängendem Kopf ging er zu Fuß zurück nach Czernowitz.

Ich begab mich zum Hof des Rebben, der sich fast am Rande der Stadt befand.

Zwei mittelalterliche Schlösser im maurischen Stil mit runden Türmen an den Seiten und gezahntem Dachgesims. Sie waren mit raffinierten Ornamenten versehen und massiven Türen oder eher Toren. Die beiden Schlösser standen einander gegenüber, hatten exakt dieselbe Architektur und Größe und waren rot bemalt. Das eine beherbergte die Wohnung des Rebben, das andere die Synagoge.

Beide Gebäude waren unversehrt geblieben, jedoch nur, was die Mauern und Wände betraf. Drinnen war alles ausgeraubt, verwüstet und entsetzlich verschmutzt. In beiden Gebäuden war ein Typhus-Lazarett des Militärs einquartiert.

Ich erlebte dort einen typischen komischen Zwischenfall nach russischer Art. Sobald Dr. Ratni und ich auf dem Hof des Rebben angekommen und aus dem Militärfahrzeug ausgestiegen waren, kamen uns eilig die zwei Militärärzte des Lazaretts entgegen zusammen mit einigen Barmherzigen Schwestern und Sanitätern. Die Ärzte salutierten vor uns und erwiesen sich, insbesondere mir gegenüber, als ausgesprochen untertänig und diensteifrig. Ich verstand nicht, was der Grund dafür war. Aber als wir wieder wegfuhren, lachte Dr. Ratni herzlich und meinte zu mir:

»Wissen Sie, warum? Die haben Sie für den neuen Divisionsgeneral gehalten und waren überzeugt, dass Sie gekommen sind, um das Lazarett zu überprüfen. Der Oberarzt sagte es mir vor unserer Abfahrt.«

Das kam daher, weil meine Epauletten eines Bevollmächtigten denen eines Generals ganz ähnlich waren. Kurzum, die Ärzte führten mich deshalb überall herum, zeigten und erklärten mir alles.

Wir betraten das Gebäude, in dem sich die Wohnung des Rebben befunden hatte. Ich erschauderte ob der Zerstörung, die ich dort sah: leere und öde Räume, schrecklich verdreckte, bespuckte und abgeschlagene Wände. Im größten Raum waren an den Wänden Liegen aufgestellt, auf denen kranke rumänische Soldaten saßen oder lagen, die soeben von den Gefechtspositionen gebracht worden waren. Abgemagerte, schwarze Elendsgestalten saßen zusammengekrümmt in nassen, zerrissenen und verdreckten Militärmänteln da, teilweise barfuß, zitterten vor Fieber und stöhnten. Im zweiten Raum war das Verbandszimmer, wo den Typhus-Kranken auch die Haare geschnitten wurden. Im dritten Raum hatte man ein Bad eingerichtet und einen beheizten Kessel eingebaut. In dichtem Dampf und schrecklichem Gestank wankten einige Dutzend ausgezehrte, hohlwangige kranke Soldaten umher.

Als wir in dem ersten Raum standen, wo sich die soeben von der Front eingetroffenen kranken rumänischen Soldaten befanden, zeigte der Oberarzt auf sie und wandte sich mit einem untertänigen Lächeln an mich:

»Wie gefallen Ihnen unsere Helden, unsere tapferen Verbündeten? Ha, ha! Wahrscheinlich haben sie geglaubt, Krieg zu führen wäre genauso leicht, wie in einer rumänischen Kapelle in einem Konzertcafé zu spielen.«

Und ein wenig leiser, als würde er ein Geheimnis erzählen, fügte er an:

»Wissen Sie, was der Zar über Rumänien gesagt hat? Er hat gesagt: ›Rumänien ist keine Nation, sondern eine Profession‹. Ha, ha. Ein genialer Spruch!«

Als wir nach draußen gingen, hielt der Doktor an, zeigte auf die Gebäude und begann zu erzählen:

»Sehen Sie die Paläste? Eine wunderbare Architektur, wahre Schlösser! … Sie gehörten einem sehr großen jüdischen Rabbiner, eine Art Archimandrit, den die Juden verehren. Er war beängstigend reich, hatte Hunderte von Millionen, die er beizeiten in Österreich deponierte.«
»Dieses Haus«, er zeigte auf den Wohnsitz des Rebben, »ist ein historisches Gebäude. Hier fand vor einigen Jahren der berüchtigte Beilis-Prozess statt, der die Welt erschüttert hat …«
»Was soll das heißen, hier hat der Beilis-Prozess stattgefunden?«, fragte ich verwundert nach.
»Na hier, genau hier!«, erwiderte er mit selbstsicherem Lächeln, wie ein Mensch, der ein Geheimnis kennt. »Das weiß ich ganz sicher.«
»Was reden Sie denn da? Der Prozess hat doch in Kiew stattgefunden!«
»In Kiew!«, winkte er verächtlich mit der Hand ab. »Dort gab es doch nur eine Theatervorstellung. Dort tanzten Marionetten, deren Schnüre von hier aus gezogen wurden. Der wahre Prozess hat hier stattgefunden.«
»Wie das denn?«, fragte ich, da mich seine Erzählung zu interessieren begann.
»Hierher kamen die größten jüdischen Rabbiner und die reichsten Bankiers der Welt. Unter dem Vorsitz des hiesigen ›Archimandriten‹ exerzierte man den gesamten Prozess durch, arbeitete sämtliche Details aus und legte auch die hohe Geldsumme fest, die das alles kosten sollte. Danach ergingen von hier alle Anweisungen und Befehle nach Kiew. Und was hier bestimmt wurde, wurde dort ausgeführt.«

Er erzählte mit derartiger Sicherheit, dass ich keinerlei Zweifel hatte, dass dieser alte diplomierte russische Intellektuelle allen Ernstes an diese haarsträubende Legende glaubte.

»Da ist das zweite Gebäude.« Er zeigte darauf. »Das war eine Synagoge. Wir haben hier ein Lazarett mit nicht weniger als achtzig Betten eingerichtet.«

Ich betrat die imposante und sehr hohe Synagoge. Das Erste, was mir ins Auge fiel, waren die Reihen von Betten, in denen unter Soldatenmänteln Kranke und Sterbende lagen. Die Luft war schwer und stickig. Als wir eintraten, richteten

sich die Blicke der Kranken auf uns: Leidende, mittleiderregende Augen baten um Hilfe. Von anderen Betten trafen uns ernste, kalte Blicke, schon hoffnungslos und in sich gekehrt. Ein ganzes Spektrum an verschiedenen Blicken!

Ich schaute mich um: Nackte, abgeschlagene und verschmutzte Wände, auf denen hier und da noch traditionelle Malereien von Leoparden, Löwen und Musikinstrumenten zu sehen waren. Von der Decke hing ein wertvoller, aber kaputter Kronleuchter.

Und da fiel mein Blick auf die Ostwand und ich erzitterte bei dem, was ich sah: Die reichhaltigen Ornamente rund um den Thoraschrein mit den Gebotstafeln darüber waren unberührt geblieben. Nur in der Mitte, im leeren Aron Kodesh, stand eine große Ikone.

»Ein Götzenbild im Allerheiligsten!«, durchzuckte es mich wie ein Blitz. Und das überraschte mich mehr als alle Pogrome, die ich gesehen hatte. In meinem Herzen rührte sich ein uraltes Gefühl, ein Echo der Zerstörung des Tempels.[75] Ich stand da und konnte den Blick von diesem bizarren Bild nicht abwenden. Ich fühlte, dass hier eine furchterregende Gotteslästerung stattfand, eine Entehrung beider Religionen. Die brutale Hand eines ungezügelten Soldaten machte hier mit Gott dieselbe »Abrechnung« wie mit den Menschen …

Währenddessen erzählte mir der Arzt etwas, aber ich hörte nicht, was er sagte.

Als ich nach Czernowitz zurückkehrte, traf ich einen Chassiden aus Sadagora. Ich erzählte ihm, was ich in der Synagoge des Rebben gesehen hatte. Das überraschte ihn jedoch nicht. Der kalte, versteinerte Ausdruck in seinem verbitterten Gesicht blieb unverändert.

»Was ist schon die Synagoge im Vergleich zu dem, was mit dem Grab des Rebben passiert ist …«, meinte er mit einem leisen Seufzen.

»Was ist denn damit passiert?«

»Das wissen Sie nicht? Sie haben den gesamten Friedhof zerstört und die Grabsteine zerbrochen und umgeworfen. Und Reb Israel Ruschiners Ohel[76] haben sie niedergerissen, das Grab geöffnet und die Gebeine durcheinandergeworfen … Man hat ihnen gesagt, dass Juden in den Gräbern Geld vergraben – also haben sie gesucht.«

Unter dem Eindruck dessen, was ich auf dem Hof in Sadagora gesehen und gehört hatte, erinnerte ich mich an eine Geschichte über Reb Israel Ruschiner.

Es ist bekannt, dass der Ruschiner wegen eines bösen Gerüchts verhaftet (er wurde beschuldigt, den Befehl oder zumindest die Erlaubnis gegeben zu

---

75 Aufgerufen sind die Zerstörung des Ersten (Salomonischen) Tempels 587 v. Chr. und des Zweiten Tempels 70 n. Chr.

76 Ohel (Hebräisch für »Zelt«), Grabmal.

haben, zwei jüdische Denunzianten zu ermorden) und selbst nach seiner Freilassung weiter verfolgt wurde. Als er nach Österreich flüchtete, verlangte die russische Regierung seine Auslieferung. Mit großer Anstrengung (und der Hilfe von Metternich[77]) wurde erreicht, dass die österreichische Regierung ihn nicht auslieferte.

Vor diesem Hintergrund entstand die Legende über den folgenschweren Kampf zwischen dem Ruschiner und Nikolai dem Ersten.

Die Legende berichtet, dass Nikolai ein persönlicher und erbitterter Feind des Ruschiners war und ihn deshalb sein Leben lang verfolgte. Die russischen Minister wunderten sich sehr darüber und fragten Nikolai eines Tages:

»Warum verfolgt Ihr den Ruschiner? Ist es denn angebracht, dass ein großer Herrscher wie Ihr sein ganzes Leben lang einem verachtenswerten Jüdlein nachjagt?«

Nikolai sprang auf und schrie in höchster Wut:

»Was redet Ihr hier von einem ›verachtenswerten Jüdlein‹! Mein ganzes Leben lang biege ich die Welt auf die eine Seite und er neigt sie auf die andere – und ich kann ihn nicht bezwingen!«

Und Reb Israel Ruschiner pflegte zu sagen:

»Ich wurde am selben Tag wie er geboren, nur drei Stunden später – und ich kann ihm nicht an. Wenn ich nur eine Viertelstunde früher geboren wäre, würde ich ihn bezwingen.«

Der Ruschiner wollte sich nicht zu erkennen geben und den Thron des Zaddiks besteigen, solange Nikolai Zar war. Er stellte die Bedingung:

»Entweder er oder ich!«

Es kam deshalb in den Himmelspalästen zu Unruhen und es sah bereits so aus, als würde Nikolai die Herrschaft verlieren. Aber da mischte sich Nikolais Engel[78] ein und argumentierte:

77 Klemens Wenzel Lothar von Metternich (1773–1859), österreichischer Diplomat und Staatsmann, prägte wesentlich die Verhandlungen auf dem Wiener Kongress (1814–1815).

78 Nach talmudischer Vorstellung wird jede Nation im Himmel durch einen eigenen »Engel« (Hebräisch »sar«, auch »Fürst«) vertreten.

»Was soll das bedeuten? Gibt es denn nicht ein Recht und einen Richter? Wenn beide erst davor wären, den Thron zu besteigen, hätte man noch darüber reden können, wer wem Platz machen müsse. Aber da Nikolai, möge sein Glanz erhöht werden, bereits König ist, wie kann man ihn da vom Thron stoßen?«

Das himmlische Gericht beschloss, dass Nikolai Herrscher bleiben und der Ruschiner nachgeben und sich als Zaddik zu erkennen geben solle. Um ihn zu beschwichtigen, gestattete man ihm, durch alle Himmelspaläste zu gehen und mitzunehmen, was ihm gefiel. Als er durch den Palast der Musik wanderte, suchte er sich dort die schönste Melodie aus.

Nikolai war bereits gestorben und verfault, aber der Krieg zwischen ihm und seinem Gegner hatte kein Ende gefunden. Über drei Generationen von Herrschern hinweg streckte er seine tote Hand aus. Er zerstörte den Hof des Ruschiners, schändete seine Synagoge und holte seine Gebeine aus dem Grab.

»Tote Hände« sind in ihren bösen Taten grausamer als lebende …

In der ganzen Umgebung von Sadagora fanden mehrere Male Pogrome statt. Aus dem Schtetl Botschkiwzi[79] trieb man die Juden nackt einige Werst weit heraus. Bezeichnend ist, wie in einigen Ortschaften, beispielsweise in Waslowiwzi[80], die ortsansässigen Bauern, Ruthenen, ganz offen die Juden ausraubten und ihnen ein Massaker androhten. Als die Russen kamen, wurden alle diese Räuber moskophil und übernahmen die Stadtverwaltung. Im nahe gelegenen Schtetl Tschorniwka[81] hingegen versorgten die Ruthenen in aller Stille die Juden, die geflohen waren und sich acht bis zehn Wochen in den umliegenden Wäldern verbargen, mit Essen, bewachten sie und verrieten sie nicht. Als die Soldaten einen der Juden namens Shmuel Sender fanden, wurde er auf der Stelle in Stücke gehackt. In Waslowiwzi erschoss man einen Knaben namens Aharon Rat.

Kapitel 15

In Kiew verbrachte ich nur wenige Tage – diese Zeit war damit ausgefüllt, um mit dem Hilfskomitee zu »feilschen«, das schon seit langem kein Geld mehr aus Petersburg erhalten hatte und hoch verschuldet war. Es wusste nicht, woher es die hohe Summe nehmen sollte, die ich und Homelski, der sich ebenfalls in

79 Botschkiwzi (Ukrainisch), Bocicăuți (Rumänisch), nordöstlich von Czernowitz gelegen.
80 Waslowiwzi (Ukrainisch), Vaslăuți (Rumänisch), nördlich von Czernowitz gelegen.
81 Tschorniwka (Ukrainisch), Cernăuca (Rumänisch), nordöstlich von Czernowitz gelegen.

Kiew aufhielt, von ihm verlangten. Das Februarbudget betrug bereits hundertzwanzigtausend Rubel. Frühere Verpflichtungen waren noch nicht ausgezahlt und nun kam noch die Forderung von mindestens fünfzigtausend Rubel für Pessach dazu; insgesamt also etwa zweihunderttausend Rubel. Homelski war von der Schacherei so enerviert, dass er sich kategorisch weigerte weiterzuarbeiten, falls das Komitee nicht sofort die komplette Summe herausgab. Nur mit viel Mühe gelang es mir, ihn zu beruhigen. Das Komitee unternahm große Anstrengungen und brachte einen Teil des Geldes für die laufenden Kosten auf.

Ich legte einen Bericht über meine Aktivitäten der letzten beiden Monate vor und stellte ein Konzept vor, wie man die Hilfeleistungen neu organisieren könne, um sie auf eine vernünftige Basis zu stellen. Ich schlug vor, das Gewicht auf die Neubelebung der Schtetlech zu legen, deren Bevölkerung dabei war zurückzukehren. Gleichzeitig wies ich darauf hin, dass in einigen dieser Städte (zum Beispiel Sokal und Kudrynzi), deren Einwohner teilweise zurückgekehrt waren und sich ohne fremde Hilfe eingerichtet hatten, gar keine Unterstützung mehr benötigt würde. In Sataniw könne die Hilfe verringert werden usw. Bezüglich der notleidenden Bevölkerung in jenen Städten, wo diese nicht ausgewiesen worden war, schlug ich vor, die Hilfstätigkeit für sie an die lokalen jüdischen Gemeinden zu übergeben, unter der Voraussetzung, dass die jüdischen Gemeinden die Hälfte der Kosten tragen würden. Im Großteil der Schtetlech war das durchführbar. Gemäß meinem Konzept würde das Budget sich monatlich um fünf- bis zehntausend Rubel verringern.

Das Komitee akzeptierte mein Konzept und gab mir alle notwendigen Dokumente, um mich wegen Pessach an den Armeestab in Kamenez wenden zu können, sowie ein Ansuchen des Komitees selbst an den Czernowitzer Generalgouverneur, die Eröffnung von Komitees in der Bukowina zu genehmigen.

Auf meiner Rückfahrt nach Czernowitz traf ich im Zug Koschenewski, einen Arzt in Demidows Abteilung, den ich bereits in früheren Kapiteln erwähnt habe. Ich befragte ihn zu den Tätigkeiten seiner Abteilung.

»Die Abteilung befindet sich in Wolotschysk, aber mit einer völlig neuen Besetzung.«
»Wo sind die früheren Mitglieder?«
»Sind zur Armee gegangen: Tartarnikow, Graf Bobrinski und andere.«
»Warum das denn?«
»Sie wissen ja, dass die jungen Menschen, die bei uns gearbeitet haben, fast alle aus Adelsfamilien stammten. Sie sind der Abteilung nicht beigetreten, um dem Militärdienst zu entgehen, sondern um nach Kräften Hilfsarbeit zu leisten. Und ich muss zugeben, dass sie sich wie Idealisten verhielten, wie reuige Büßer. Sie schufteten wie Esel. Sie schliefen auf dem Boden, verrichteten die einfachsten und schwersten Arbeiten, aßen mit Holzlöffeln, die sie genau wie die Soldaten in ihrem Stiefelschaft aufbewahrten, aßen gemeinsam mit

ihnen aus einem Topf. Das war eine Art »Volkstümlerei«[82], die einen großen Kreis der adeligen Intelligenzija gepackt hatte. Diese Stimmung war mit einem tiefen Patriotismus verbunden. Kennen Sie vielleicht die Mutter von Graf Bobrinski? Sie hatte zwei Söhne. Der eine wurde zu Kriegsbeginn getötet, der andere, der bei uns gearbeitet hat, ist vor ein paar Monaten gefallen. Sie vergoss keine einzige Träne. War nach wie vor ungebrochen. ›Für Russland ist das Opfer nicht zu groß gewesen‹, meinte sie … Ja, und die jungen Männer sahen, wie die Offiziere und Soldaten in die Schlacht zogen, getötet oder verwundet wurden, während sie zur selben Zeit vor dem Tod auf dem Schlachtfeld bewahrt waren, da konnten sie nicht länger in unserer Abteilung bleiben und wechselten in den aktiven Dienst. Graf Bobrinski wurde bereits getötet und scheinbar ist noch jemand anderes umgekommen …«

In Czernowitz überreichte ich durch Krylow dem Generalgouverneur das Ansuchen des Kiewer Komitees. Krylow sagte seine Hilfe zu, aber die Antwort würde ich erst in einer Woche erhalten.

Zu Purim war ich in der Synagoge zur Megilla-Lesung. Als Haman erwähnt wurde, wollten die Kinder klopfen[83], ganz leise nur, aber die Erwachsenen hielten sie hastig und erschrocken ab: »Pscht!«

»Warum hat man den Kindern nicht erlaubt, bei der Erwähnung Hamans zu klopfen?«, fragte ich einen Juden nach der Megilla-Lesung.
»Ach … Man könnte uns Probleme machen …«, antwortete er stammelnd. »Geh hin und beweise, dass man den Haman von damals meinte und nicht den jetzigen.«

Ich fuhr für zwei, drei Tage nach Kamenez, die Reise dehnte sich aber auf sieben oder acht Tage aus, weil kein Personenzug von Czernowitz nach Kamenez fuhr und ich einen großen Umweg machen musste.

In Kamenez fand ich ein Hilfskomitee vor, das die ganze Zeit über tatkräftig gearbeitet hatte. Der Komitee-Vorsitzende, Herr Kohen, informierte mich über die Aktivitäten des Komitees und die Unterstützung der Notleidenden und der jüdischen Soldaten der gesamten Region zu Pessach.

Kamenez wurde zu Kriegsbeginn von den Österreichern eingenommen. Sie blieben aber nur einen Tag lang in der Stadt. Von dieser kurzen Besetzung wurden mir in Kamenez Geschichten erzählt, die durchdrungen waren von einer Idealisierung der Österreicher. Gleich als sie in die Stadt kamen, besuchte der General, der selbst Jude war, den Rabbiner. Da Freitag war, feierte er gemeinsam

82 Volkstümler (Russisch »narodniki«), sozialrevolutionäre Bewegung im 19. Jahrhundert.
83 Bei der Verlesung des Buches Esther zu Purim sollen die Kinder traditionell bei der Nennung von Haman mit einer Ratsche oder Rassel Lärm machen.

mit dem Rabbiner den Beginn des Schabbats und blieb zum Abendessen. Der Stadt war ein hoher Tribut auferlegt worden, der innerhalb von vierundzwanzig Stunden aufgebracht werden musste. Da es unmöglich war, in solch kurzer Zeit eine so große Summe Geld aufzutreiben, trug man von den Juden und Christen der Stadt Silber, Gold und Wertsachen zusammen. Sogar das Silber aus den Synagogen und Kirchen wurde gebracht. Am nächsten Morgen, als die Österreicher im Begriff waren abzuziehen, befahl der General, den Tribut zurückzugeben. Und ich hörte noch einige solcher Geschichten.

Während in Kamenez der Einsatzstab des Oberbefehlshabers der russischen Streitkräfte Nikolai Nikolajewitsch stationiert war (vielleicht irre ich mich auch und es war der Einsatzstab des Oberbefehlshabers der Südwestfront Iwanow), herrschte dort eine beängstigende Trunksucht, Zügellosigkeit und Geldverschwendung. Die Ladenbesitzer und andere Händler wurden zwar reich, aber die Bevölkerung litt sehr unter der Willkür und den Ausschweifungen der Stabsoffiziere. Als Brussilow mit seinem Stab kam, änderte sich alles. Es gab bei ihm keine Trunksucht und in seinem Stab herrschte strengste Disziplin, Sparsamkeit und Arbeitseifer. Das Auftreten gegenüber der Bevölkerung war korrekt, sogar gegenüber den Juden. Brussilow hatte viele Male seine Sympathie für die Juden gezeigt und die Verfolgungen, die vorher eingeführt worden waren, beendet. Er besuchte sogar einen jüdischen Abend, der eigens für die Kriegsgeschädigten veranstaltet wurde. Im Allgemeinen wurde Brussilow von den Juden sehr geschätzt und geliebt.

Ich konnte Brussilow nicht persönlich treffen, er war krank oder beschäftigt und ließ sich im Stab nicht blicken. Der Stabschef, ein alter General, empfing mich. Er hörte mir aufmerksam zu und nahm mein Anliegen freundlich auf:

»Es wird alles nur Mögliche getan werden, damit die jüdischen Soldaten ihr Pessach feiern können, wie es sich gehört«, antwortete er mir. »Aber ich weiß nicht, wie ich das organisieren soll.«
»Man muss sich erkundigen, wie es im vorigen Jahr war«, meinte der Adjutant des Generals.
»Sehr richtig«, stimmte der General zu. »Das müsste General N. wissen.«

Und er gab mir eine Bescheinigung mit für den besagten General.

Aber General N. wusste auch nichts und schickte mich mit einem weiteren Papier zu einem anderen General und dieser wiederum verwies mich an einen Oberst. Zwei Tage lang lief ich so von einem zum anderen, bis mir endlich erklärt wurde, dass man gar nicht wissen könne, wie das im Jahr zuvor geregelt worden war, denn damals war hier ein anderer Stab stationiert gewesen,

der mittlerweile weg war und mit ihm sein Archiv. Ich wandte mich an den Stabschef. Er versprach mir, sich mit Brussilow zu beraten. Am nächsten Tag teilte er mir mit, dass Brussilow befohlen hatte, alle meine Bitten zu erfüllen: 1. die Erlaubnis zum Transport von vierhundert Säcken Mehl nach und innerhalb von Galizien und der Bukowina; 2. die Freistellung der jüdischen Soldaten für Pessach, die sich in den hinteren Abteilungen befanden, und die Erlaubnis, dass sie sich in die umliegenden Schtetlech begeben; 3. die Erlaubnis, Mazzes an die jüdischen Soldaten zu schicken, die sich in den Gefechtspositionen befanden.

Der General versprach mir, sogleich den Befehl zu erteilen herauszufinden, wie viele jüdische Soldaten sich in seiner Armee befanden, die Orte festzulegen, wohin sie sich zu Pessach begeben sollten und das Verschicken von Mazzes an die Front zu organisieren.

Während ich den Stab und andere militärische Einrichtungen besuchte, spürte ich dort eine starke Unruhe, aber ich kannte die Ursache nicht. Diese erfuhr ich erst später. Das geschah am 27.–28. Februar (12.–13. März) 1917, als in Petrograd die Revolution ausbrach. Offensichtlich hatte man im Stab bereits Nachricht davon oder sah die Geschehnisse vielleicht voraus. Nur in der Stadt ahnte man nichts von der Revolution.

Ich fuhr am 28. Februar aus Kamenez ab und kam am 1. (14.) März in Czernowitz an. Ich reiste mit der Eisenbahn, die gerade eben eine Direktverbindung von Kamenez nach Czernowitz hergestellt hatte. Es gab aber keine Personenzüge, weshalb ich zwei Tage lang auf Güterwaggons und Lokomotiven mitfuhr. Selbstverständlich las ich während dieser Zeit keine Zeitungen und konnte von niemandem Neuigkeiten aus Petrograd hören. Aber die Gespräche, die in meiner Gegenwart geführt wurden, waren sehr bezeichnend. Ich reiste gemeinsam mit Soldaten, Streckenarbeitern der Armee, in der Tepluschka. Als sie ihre Soldatenmäntel auszogen und in ihren mit Stricken gegürteten Hemden dasaßen, waren es gewöhnliche Dorfbauern, mit breiten Bärten und besorgten, energischen Arbeiter-Gesichtern. Auch ihre ganzen Gespräche waren bäurisch und dörflich: Es ging um den Boden, die Aussaat, die Preissteigerung. Der Krieg interessierte niemanden. Aber als sich das Gespräch politischen Themen zuwandte, sprachen sie mit großem Hass und Zorn über die Regierung. Mich überraschte ihre so offen gezeigte Verachtung für den Zaren (»Was weiß denn der dort schon!«) und wie sie sämtliche Minister und Generäle als Diebe und Mörder bezeichneten.

»Der einzig anständige Mann ist Kerenski[84]«, meinte einer der Soldaten. »Er sagt ihnen gründlich und ehrlich die Meinung, er hat keine Angst!«

---

84 Alexander Fjodorowitsch Kerenski (1881–1970), Kriegs- und Marineminster in der Provisori-

Die anderen stimmten ihm zu. Aus ihrem Gespräch ging klar hervor, dass sie von Kerenskis Tätigkeit in der Duma wussten.

In der Nacht vom 13. auf den 14. März (neuer Stil) musste ich in einem kalten Raum auf einer kleinen, öden Station auf einen Zug warten. Als der Morgen dämmerte, kam ein junger betrunkener Telegrafen-Beamter herein. Er verfluchte die Regierung lange und bitter. Ich reagierte nicht. Dann rief er hitzig aus:

»Aber sie bekommen ihren Lohn! Er gibt ihnen, was ihnen zusteht! Er prügelt sie durch!«
»Wer?«, fragte ich schlaftrunken.
»Wer? Kerenski! Das ist ein Bursche! Hören Sie sich nur an, was er zu ihnen gesagt hat.«

Und er rezitierte mit lallender Zunge eine Rede, die ich ein paar Tage zuvor in der Zeitung gelesen hatte. Aber diese Rede war nicht von Kerenski, sondern von dem Minister für Landwirtschaft, von Rittich[85].

»Das hat nicht Kerenski gesagt, sondern Rittich«, bemerkte ich.

»Welcher Rittich? Was für ein Rittich? Kerenski! Nur er kann so sprechen … Sie wetzen ihre Zunge an ihm, wollen ihn verhaften, aber vergebens! Das wird ihnen nicht gelingen! Man wird das nicht zulassen!«

Und er setzte sein betrunkenes Geplapper noch lange fort, das er selbst nicht verstand, aber in dem sich, hier in diesem verlassenen Nest, die Stimmung dieses historischen Moments widerspiegelte.

Kapitel 16

Ich erreichte Czernowitz spät in der Nacht. Am nächsten Tag, dem 15.2.[86], kaufte ich mir in der Früh die Zeitung »Kiewskaja Mysl« vom 28.2. (13.3.). Ich fand darin keine einzige Meldung aus Petrograd, außer der kurzen Notiz, dass in den Petrograder Theatern keine Vorstellungen gegeben worden waren.

---

schen Regierung, wurde nach dem Rücktritt von Lwow im Juli 1917 Ministerpräsident bis zu deren Sturz infolge der Oktoberrevolution.

85 Alexander Alexandrowitsch Rittich (1868–1930), Landwirtschaftsminister in der letzten Regierung des Russischen Kaiserreichs (1915–1917).

86 Vermutlich Druckfehler, gemeint ist der 15.3. (2.3.).

Ich begab mich in die Kanzlei des Generalgouverneurs wegen einer Antwort auf meine Anfrage bezüglich der Komitees. In dem Empfangszimmer, wo ich wartete, saß ein Adjutant von Trepow und schrieb. Auf dem Tisch lag eine Militärzeitung vom 1. (14.) März. Ich nahm sie mir und das Erste, was mir ins Auge sprang, war der Befehl Nikolais, die Duma aufzulösen.

»Die Duma wurde aufgelöst?«, diesen Ausruf konnte ich nicht unterdrücken.

Der Adjutant hielt in seiner Arbeit inne, warf mir einen verwunderten Blick zu und meinte verächtlich:

»Das sind doch schon alte Nachrichten.«
»Was heißt alt?«

Mir ging durch den Kopf, dass ich eine alte Zeitung in Händen halten könnte. Aber nein! Das Blatt war vom 1. März, also von gestern.

»Es gibt ein neues Ministerium in Russland, mit Miljukow an der Spitze«, teilte mir der Adjutant sehr ruhig mit.
»Mit Miljukow an der Spitze? Wie das?«, fragte ich erstaunt.
»In Petrograd ist eine Revolution ausgebrochen.«

Der Adjutant äußerte diesen Satz zwar ruhig, nüchtern, seinem Tonfall aber merkte man die Zufriedenheit an.

Ich blieb nicht, um die Antwort des Generalgouverneurs abzuwarten, sondern begab mich eilig zu meinem Bekannten, Dr. Ratni. Dort herrschte eine ungeheure Aufregung und man erzählte mir, dass es in Petrograd zu einem Umsturz gekommen war, über den die merkwürdigsten Gerüchte kursierten. Man sagte, dass es viertausend Tote gebe, und sogar, dass Nikolai auf den Thron verzichtet habe, aber Genaueres wusste man nicht.

Den Tag verbrachten wir in fieberhafter Erwartung. Am nächsten Tag stand bereits im Morgengrauen eine lange Schlange erwartungsvoller Menschen vor der Bude des Zeitungsverkäufers. Aber die Ausgabe von »Kiewskaja Mysl« enttäuschte alle Hoffnungen. In ihr stand keine einzige Nachricht, kein einziges Wort über Petrograd und die dortigen Ereignisse, ganz so, als wäre Petrograd von der Welt verschwunden.

Dafür aber erschienen Mitteilungsblätter, in denen sich viele Details zu dem Umsturz fanden. In einem der Builletins stand, dass Purischkewitsch zum Minister ernannt worden war, wie es schien, sogar zum Vorsitzenden des Minis-

terrates. In einem anderen hieß es, dass Kerenski zum Minister ernannt worden war. Die letzte Nachricht überraschte alle noch mehr.

Auf der Straße traf ich einen Militärarzt, dem ich nur ein einziges Mal in einem Lazarett begegnet war, den ich aber nicht persönlich kannte. Er winkte mir schon von Weitem mit einem Papierstück in seiner Hand, rannte zu mir, begann mir die Hand zu schütteln und rief:

»Mazel tov! Mazel tov! Sehen Sie?«

Und er zeigte mir das Papier.

»Was ist das?«
»Das, worauf Russland dreihundert Jahre lang gewartet hat! Nikolai ist weg, er hat abgedankt!«

Auf dem Papier waren Nikolais Abdankung und auch Michails[87] Erklärung abgedruckt, die ich in dem Sinn verstand, dass er die russische Krone übernehmen würde. So interpretierten das auch andere.

»Wo haben Sie dieses Blatt her?«
»Aus dem Stab. Soeben aus dem Druck. Momentan hält man es noch geheim. Aber morgen wird man die Meldung offiziell machen und gleich den Soldaten befehlen, den Eid auf Michail abzulegen!«

Die offizielle Meldung des Stabs erfolgte aber nicht am nächsten Tag, sondern erst am Tag darauf, als die Zeitungen herauskamen und die Nachricht über die Revolution bestätigten. Ich weiß nicht, ob die Soldaten in Czernowitz auf Michail vereidigt wurden, aber in anderen Orten legte das Militär den Eid auf ihn ab.

Über die Haltung von Brussilow gab es verschiedene Gerüchte. Man erzählte sich, dass er auf das Telegramm von der neuen Regierung mit den Worten reagiert habe: »Ich werde gegenüber meinem Vaterland meine Pflicht tun«. Eine vorsichtige Reaktion, die man auslegen konnte, wie man wollte. Später gingen Gerüchte um, dass der Umsturz in Absprache mit den Kommandeuren geschehen sei, mit Russki und Brussilow an der Spitze, und dass sie alle in einem Geheimbund mit den Kadetten waren.

---

87 Michail Alexandrowitsch Romanow (1878–1918), Bruder von Nikolai II. Dieser benannte ihn bei seiner Abdankung am 15. März 1917 als Nachfolger. Michail erklärte in einem Schreiben am Folgetag jedoch, die Thronfolge nur bei Bestätigung durch eine gewählte Volksvertretung anzutreten.

Erst am 4. (17.) stand in der »Kiewskaja Mysl« die erste Nachricht über die Revolution. In der Zeitung waren sowohl Nikolais als auch Michails Abdankung abgedruckt, aber die Zeitung hatte im ersten Moment die Bedeutung der zweiten Abdankung noch nicht erfasst und ihren Leitartikel Michail mit einem Lobgesang gewidmet, als wäre er der neue Zar.

In den Darstellungen der Ereignisse in Petersburg war überall, wo das Wort »Arbeiterräte« erwähnt wurde, ein Abstand zwischen »Arbeiter« und »Räte«, als hätte man ein Wort ausgelassen. Ich verstand aber nicht, welches Wort ausgelassen worden war. Später erfuhr ich, dass entweder die »Kiewskaja Mysl« nicht den Mut gehabt oder aber die noch immer existierende Zensur ihr nicht erlaubt hatte, »Arbeiter- und Soldatenräte« zu schreiben, damit die Soldaten an der Front nichts davon erfuhren.

Auf den Straßen merkte man nichts. Die Soldaten und die Offiziere verhielten sich wie gewöhnlich. Ich traf auf eine Gruppe von Soldaten, ging zu ihr hin und vernahm verschiedene Stimmen:

»Alle sagen, dass ein Ukas veröffentlicht worden ist!«
»Abwarten und Tee trinken[88]!«
»Du wirst es noch erleben!«
»Von welchem Ukas redet ihr?«, fragte ich.
»Man sagt, ein Ukas sei erlassen worden, wonach Soldaten einen Sold von fünfzig Rubel im Monat bekommen sollen.«
»Ha, ha! Fünfzig Rubel! Die gesamte Staatskasse würde dafür nicht reichen!«, hielt ein Skeptiker entgegen.

Im jüdischen Umfeld rief die Nachricht großes Interesse und Aufregung hervor, allerdings keine Freude, sondern vielmehr Erschrecken. Erstens glaubte niemand daran, dass die Revolution siegreich war. Wer konnte schon wissen, was in Russland passierte? Schon morgen könnte die Nachricht kommen, dass sämtliche Revolutionäre erhängt und erschossen waren und Nikolai wie gehabt wieder auf dem Thron saß. Zweitens befürchtete man in der jüdischen Bevölkerung, dass Russland durch die Revolution erstarken und so den Krieg gewinnen könnte – und das wollte man auf keinen Fall. Die einzige Frage, die sowohl die jüdische als auch die christliche Bevölkerung interessierte, war, ob die Revolution einen schnellen Frieden bringen würde. Nahezu alle Juden, denen ich in diesen Tagen begegnete, stellten mir zuallererst die Frage:

---

88 Das Sprichwort im jiddischen Original lautet »Ney a keshene!«, wörtlich: »Näh dir einen Geldbeutel!«

»Na, und? Wird jetzt bald Frieden sein?«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Ich war mir sicher, dass die Revolution eine patriotische Stimmung hervorrufen und den Krieg verlängern würde. Aber das wollte ich den Juden hier nicht sagen. Warum sie beunruhigen?

Die Revolution veränderte die Situation in Russland derart, dass sich völlig neue Perspektiven in Hinblick auf die okkupierte Region ergaben. Man hatte nun die Möglichkeit, Hilfstätigkeit auf eine Weise zu organisieren, von der man früher nicht einmal träumen konnte. An erster Stelle stand die Abschaffung aller spezifisch die Juden betreffenden Beschränkungen, die Beendigung des systematischen Raubens und Mordens, die Bestrafung der Plünderer und soweit es möglich war, die Entschädigung der Beraubten. Den Deportierten sollte die Heimkehr erlaubt werden. Eine weitere Aufgabe war es, die Hilfstätigkeiten auf demokratischer Basis zu reorganisieren, sie in die Hände der neubelebten Gemeinden zu übergeben und eine Konferenz einzuberufen. Vor allem war es aber notwendig, die alte Verwaltung unter Trepow durch eine neue zu ersetzen.

Deswegen musste ich mich sogleich nach Petrograd begeben, wo ich hoffte, alles mühelos erledigen zu können. Abgesehen davon, dass all meine Forderungen für die jüdische Bevölkerung in Galizien grundsätzlich gerechtfertigt waren, stand mir zudem die ganze Regierung sehr nahe: Miljukow, Kerenski, sogar Lwow waren alle gute Bekannte, Menschen, die mir nahestanden, von denen ich hoffte, dass ich mich leicht mit ihnen verständigen könnte.

Abgesehen von der Notwendigkeit, wegen der galizischen Belange nach Petrograd zu fahren, zog es mich ganz persönlich in das Zentrum, wo sich die gewaltigen historischen Ereignisse abspielten. Aber ich stieß auf ein Hindernis. Ich hatte es übernommen, Geld für Pessach in einige Städte zu bringen. Es war niemand anderer da, der diese Aufgabe übernehmen konnte. Homelski war mit anderen Angelegenheiten befasst und verreist. Nach Petrograd zu reisen, hätte bedeutet, etliche entlegene Städte ohne Hilfe für Pessach zurückzulassen. Und obwohl es mich nach Petrograd zog, bezwang ich mich und blieb, bis ich diese paar Städte bereist hatte.

Ich musste die Städte Sereth, Suczawa, Radautz[89] und Gurahumora[90] besuchen. Sie lagen weit über die Bukowina verstreut, bis zur rumänischen Grenze. Es gab keine direkte Bahnverbindung zu diesen Städten und ich musste mit

89 Radautz (Deutsch), Radiwzi (Ukrainisch), Radevits (Jiddisch), Rădăuți (Rumänisch), zwischen Czernowitz und Suczawa (Suceava) gelegen.

90 Gurahumora (Deutsch, Polnisch, Jiddisch), Gura Humorului (Rumänisch), westlich von Suczawa gelegen.

Frachtzügen, Fuhrwerken oder, wenn es möglich war, mit Lastwagen fahren. Ich beeilte mich so sehr, dass ich die Reise in vier, fünf Tagen absolviert hatte.

Meine Reise verbrachte ich unter Offizieren und Soldaten. Überall traf ich auf eine Feiertagsstimmung, der eine grüßte den anderen und äußerte die besten Wünsche, besonders in dem Sinne, dass sich die Revolution positiv auf den Krieg auswirken möge. Die Offiziere zeigten offen und ein wenig gekünstelt ihre Freude. Die Soldaten waren zurückhaltender, schwiegen mehr, lauschten aber neugierig den Gesprächen. In den Gesprächen der Offiziere und Soldaten vernahm ich kein einziges Mal den Namen des Zaren. Über ihn schwieg man. Noch immer herrschte eine instinktive Angst vor seinem Namen und keiner wagte es, laut ein Wort gegen ihn zu sagen.

Da der Umsturz noch nicht offiziell publik gemacht worden war, traf ich auf Offiziere, die noch nichts wussten oder nur unklare Gerüchte gehört hatten, und so war es an mir, ihnen die Neuigkeiten zu berichten. Die Ausgabe der Zeitung, die ich aus Czernowitz mitgebracht hatte, riss man mir aus den Händen und las sie laut im Waggon vor.

Als ich von Sereth nach Suczawa fuhr, las ich in dem Waggon, in dem sich Offiziere, Soldaten und Kosaken befanden, aus der Zeitung die Darstellung der Ereignisse vor. Alle lauschten angestrengt und ernst wie bei einem Gebet.

»Die Armee hat einen großen Sieg errungen«, bemerkte einer der Offiziere.
»Wir hatten zwei Feinde, gegen die wir im Krieg kämpften. Jetzt haben wir einen bezwungen«, fügte ein anderer hinzu.
»Die Armee hat aufgeatmet.«

Neben mir saß ein Oberstleutnant, der die ganze Zeit seine Begeisterung kundtat. Hauptsächlich war er von Rodsjankos und Miljukows Reden begeistert.

»Was für Menschen! Was für Köpfe! Alles vorhergesehen! Alles geplant!«, rief er aus.
»Sie haben alles gut vorbereitet!«
»Wissen Sie«, sagte ein anderer, »vor einem Monat war Purischkewitsch hier. Als man ihn fragte, was in Petrograd vor sich gehe, erwiderte er: ›Alles gut, Gott sei Dank.‹ Auf die Frage, welche Neuigkeiten es gäbe, meinte er rätselhaft: ›Neues? Bei euch wird es nichts Neues geben, aber bei uns vielleicht im Februar …‹. Damals verstand keiner, was er meinte. Nun wissen wir, dass sie bereits alles wussten und vorbereiteten.«

Selbst die Meldung, dass alle jüdischen Anwälte als vereidigte Rechtsanwälte anerkannt worden waren, rief zufriedene Rufe hervor:

»Wunderbar!«

»Jetzt wird alles nach Wahrheit und Gerechtigkeit geschehen! Jetzt werden die höhergestellten Mütterchen und Tantchen die Macht verlieren, ihre verwöhnten Söhnchen zu protegieren! Schluss damit.«
»Jetzt wird man der Armee die Kontrolle über die Polizei entziehen!«
Ein Kosake trat an mich heran:
»Ist es wahr, dass man Wilhelm[91] auch einen Tritt in den Hintern verpasst hat?«, fragte er ruhig.

Ganz allgemein zeigten die Kosaken mehr Freude als die anderen und wagten es insofern auch, den Namen des Zaren auszusprechen, sie nannten ihn bei seinem Namen »Nikolai Alexandrowitsch«, ohne die Anrede »Gosudar (Herrscher)«. Aber auch unter den Offizieren gab es zufriedene Gespräche darüber, dass die Kosakenabteilungen nun aufgelöst würden und ihren Gräueltaten ein Ende gemacht.

Es wurde viel gelacht, als man hörte, wie sich die Minister auf den Dächern versteckt hatten.

Ich schenkte die Zeitung einem Offizier. Er wusste nicht, wie er mir danken sollte.

»Ich werde sie zu den Gefechtspositionen mitnehmen und wie ein Heiligtum hüten.«
»In Czernowitz musste man für eine Ausgabe sechzehn Rubel bezahlen und selbst dafür war sie nicht mehr zu bekommen.«

Kapitel 17

Die vier Schtetlech, die ich in diesen wenigen Tagen bereiste, waren nicht sehr groß und hatten vor dem Krieg zwischen acht- und zwölftausend Einwohner, von denen mehr als die Hälfte Juden waren. Die wohlhabenderen und gebildeteren Juden waren mit den Österreichern geflohen. Jedes der Schetlech hatten die Russen mehrmals eingenommen und dort Pogrome durchgeführt, aber alles in allem hatten die ersten drei, Sereth, Suczawa und Radautz, nicht allzu sehr gelitten und waren unversehrt geblieben. In Gurahumora traf ich hingegen auf eine schreckliche Zerstörung.

Gurahumora liegt in einer bergigen, sehr schönen Gegend, die an die Schweiz erinnert, ganz nahe an der Grenze zu Rumänien. Bei meiner Ankunft spät in der Nacht hörte ich starkes Kanonenfeuer. Ich übernachtete in einem leeren und schmutzigen Zimmer, das den Namen »Quartier für Offiziere« trug. Gleich

91 Wilhelm II. (1859–1941), letzter Deutscher Kaiser und König von Preußen.

in der Früh suchte ich den örtlichen Schächter auf, den man mir als den bedeutendsten Mann vor Ort empfohlen hatte und der tatsächlich einen guten Eindruck auf mich machte. Ich fand ihn zusammen mit seiner Familie in einem kleinen Zimmerchen vor. Die restlichen Räume waren von Soldaten besetzt. Überhaupt spürte man hier die Nähe zu den Gefechtspositionen.

Der Schächter erzählte mir, was im Ort vorgekommen war. Als die Russen einrückten, war es anfangs ruhig geblieben. Nach ein paar Wochen ereignete sich folgender Vorfall: Die Russen schickten Kundschafter aus und die Österreicher nahmen sie gefangen und töteten sie, wobei sie, wie man sagte, schlimm gefoltert wurden, ihre Zungen herausgeschnitten, die Augen ausgestochen. Als die Russen die Toten in diesem Zustand vorfanden, waren sie sehr aufgebracht. General Keller[92], der das Schtetl eingenommen hatte, befahl als Vergeltungsakt an den österreichischen Truppen, die Stadt niederzubrennen, deren friedliche Bevölkerung mit diesen Gewalttaten nichts zu tun gehabt hatte. Eines frühen Morgens befahl man allen, ihre Häuser zu verlassen, gestattete ihnen überdies nicht, noch Dinge herauszuholen. Kosaken gingen dann von Haus zu Haus und zündeten ein jedes an. Nahezu die ganze Stadt wurde niedergebrannt, darunter auch vier Gebetshäuser mit sämtlichen Büchern.

In Gurahumora gab es wie in den anderen drei Schtetlech auch einige Hundert Flüchtlinge, die Unterstützung benötigten. Ich hinterließ in allen Orten zwischen tausend und tausendfünfhundert Rubel für Pessach und dazu extra je fünfhundert Rubel für die jüdischen Soldaten für Mazzes. Der Schächter in Gurahumora erzählte mir, man habe von den Gefechtspositionen bereits angekündigt, dass sich dort einige Tausend jüdische Soldaten befinden, die um Mazzes bitten. Ich versprach, so viel Geld zu schicken, wie nötig war, um Mazzes für die Soldaten zu beschaffen.

Der Schächter beklagte sich zudem bei mir, dass der Semstwo-Verband der jüdischen Gemeinde das Badehaus weggenommen habe, das hunderttausend Kronen gekostet hatte. Abgesehen davon, dass die jüdische Bevölkerung nun ohne Bad war, handelte es sich hier um die einzige Einrichtung, aus der man Einnahmen bezog, mit denen man die Hilfsbedürftigen der Stadt unterstützen konnte. Später in Kiew erhielt ich eine offizielle Bitte der Gemeinde an den Semstwo-Verband in dieser Angelegenheit.

Bei meiner Abreise aus Gurahumora hörte ich noch Geschichten über das Verhältnis zwischen russischem und rumänischem Militär. Zunächst behandelten die Rumänen die Russen als Freunde, aber schrittweise verschlechterte sich das Verhältnis und unterdessen kam es auch zu Zusammenstößen. Um jedes Bündel Heu und um jedes bisschen Maismehl musste man kämpfen. Kürzlich kam es

92 Graf Fjodor Arturowitsch Keller (1857–1918).

zu einer regelrechten Schlacht zwischen einer russischen und einer rumänischen Abteilung um ein paar Wagen Heu, bei der es auf beiden Seiten Opfer gab.

Ich fuhr in einem Pferde-Waggon. In ihm standen acht Pferde, die von Soldaten begleitet wurden. Während des ganzen Weges gab es eine Diskussion darüber, ob es Infanteristen oder Kavalleristen besser hätten.

»Worüber beschwert ihr euch?«, fragte ein Kavallerist hitzig. »Ihr beendet eure Übungen und geht dann mit jungen Damen spazieren oder legt euch schlafen, während wir bis vier Uhr morgens mit den Pferden beschäftigt sind und uns um alles kümmern müssen. Mit bloßen Händen graben wir im Mist und stinken, wenn wir in die Kirche gehen.«

Der Soldat, mit dem er sprach, fing an zu lachen.

»Schwer habt ihr es! Auf der letzten Bahnstation war ein dicker Gendarm stationiert, dessen einzige Arbeit darin bestand, zur Begrüßung eines Zuges hinausgehen zu müssen. Der beschwerte sich auch, dass er es so schwer habe. Ha-ha-ha!«

Spät in der Nacht gesellte sich auf einer Station ein Oberstleutnant zu uns. Die Soldaten hörten auf zu reden und zu lachen. Der Oberstleutnant sah sich um, erblickte mich in meiner Offiziersuniform, näherte sich vorsichtig und fragte mich leise, mit merkwürdiger Stimme:

»Wissen Sie vielleicht genauer, was in Petrograd passiert ist? Ich habe zwei Wochen auf einem abgelegenen Gut verbracht und nur vage Gerüchte gehört.«

Ich begann zu erzählen, was sich ereignet hatte. Die Soldaten hörten zu, obwohl sie bereits Bescheid wussten. Der Oberstleutnant war schrecklich aufgebracht, was er mit Zungenschnalzen und Ausrufen kundtat. Von seinem Gesicht war große Überraschung abzulesen. Ein Kosake, der zusammen mit ihm in den Waggon gekommen war, bemerkte hämisch:

»Was werden die ›Jüdlein‹ jetzt sagen? Nun wird man ihren Machenschaften ein Ende bereiten …«

»Es ist an der Zeit, mit solchen Reden aufzuhören!«, unterbrach ich ihn streng. »Es gibt keine ›Jüdlein‹ mehr, sondern alle sind gleichberechtigte Bürger eines freien Russlands.«

»Selbstverständlich«, ›unterstützte‹ mich der Oberstleutnant. »Das ist jetzt nicht die Zeit, um sich mit ihnen zu beschäftigen. Wenn man eine neue Ordnung eingeführt hat, dann kann man sich mit den ›Jüdlein‹ befassen.«

Nun, das waren ja lustige Aussichten.

Ich ging davon aus, dass sich in den paar Tagen, die ich umhergereist war, in Czernowitz Gott weiß was getan hatte, dass der reißende Strom der Revolution mittlerweile bis dorthin gelangt war. Aber ich hatte mich geirrt. Die Zeitungen brachten jeden Tag überraschende Neuigkeiten. Alles galoppierte und flog vorwärts, die revolutionäre Stimmung in Russland wuchs von Stunde zu Stunde. Und hier, in Czernowitz, war alles so geblieben, als wäre gar nichts passiert. In einer gemeinsamen Sitzung aller Mitarbeiter des Städtebundes und des Semstwo-Verbandes hielt man revolutionäre Reden und beschloss, ein Grußtelegramm zur Unterstützung nach Petrograd zu schicken. Gewiss, in militärischen Kreisen und in den Kasernen herrschte eine fieberhafte Unruhe und die Anspannung stieg stündlich. Aber von außen betrachtet war alles wie vorher. Sämtliche Beamte mit Trepow an der Spitze waren auf ihren Plätzen. Die administrative Maschine funktionierte wie zuvor. Es machte den Eindruck, als hätte alles, was in Russland geschah, mit dieser Region nichts zu tun und alles würde hier bleiben wie gehabt.

Mich interessierte jetzt verständlicherweise die Erlaubnis zur Gründung von Komitees nur noch wenig, außerdem hegte ich keinen Zweifel, dass Trepow sie nun geben würde. Aber ich wollte sehen, welche Stimmung in jenen Kreisen herrschte, und begab mich in Trepows Kanzlei, um wegen der Komitees nachzufragen. Die Atmosphäre dort war wie immer. Die Beamten saßen ruhig an ihrer Arbeit und beantworteten hochmütig und wortkarg wie eh und je die Fragen der demütigen Bittsteller. Man ließ mich eine ganze Weile warten. Dann kam Trepows Adjutant und teilte mir kühl und trocken mit:

»Dem Generalgouverneur war es nicht möglich, Ihrer Bitte wegen der Genehmigung von Hilfskomitees in Czernowitz und der Bukowina zu entsprechen.«

Diese Antwort überraschte mich. Das war wahrlich der Biss einer sterbenden Schlange: Zumindest einen Tag lang noch wollte sie mich ihre Macht spüren lassen!

Bald kam ein beschämter Krylow zu mir, der mir kaum in die Augen sehen konnte, und stammelte:

»Stellen Sie sich vor, der Generalgouverneur hat die Genehmigung der Komitees abgelehnt … Ich kann ihn einfach nicht verstehen: in Zeiten wie diesen …«

Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte ich zu ihm. »Jetzt werden wir ohne seine Genehmigung auskommen …«

»Natürlich, natürlich … Was für Zeiten.«

Als ich die Kanzlei verließ, stieß ich auf der Straße auf folgende Szene: Eines der größten Manufaktur-Geschäfte, dessen Besitzer sich in Österreich aufhielt, war geöffnet worden und etliche christliche Arbeiter trugen unter der Aufsicht eines jungen Beamten Pakete mit Waren heraus und luden sie auf Fuhrwerke. Umher stand eine Menschenmenge und sah zu. Ab und zu gingen Menschen zu dem Beamten und tuschelten mit ihm; andere fragten, wo man die Ware später kaufen könnte.

Ich wandte mich an einen alten Juden und fragte, was hier vor sich gehe.

»Hier geschieht ein ganz gewöhnlicher Raub«, antwortete er traurig. »Man holt Waren, die Millionen wert sind, aus den jüdischen Geschäften, verkauft sie in aller Heimlichkeit und teilt das Geld unter sich auf. Fast alle größeren Geschäfte hat man so ausgeraubt.«
»Und wer ist der junge Mann, der hier das Kommando hat?«
»Das ist ein Magistratsbeamter.«

Ich ging zu dem Beamten:

»Mit wessen Genehmigung holen Sie die Waren aus diesem Geschäft?«, fragte ich ihn.
»Mit der Genehmigung des Bürgermeisters«, antwortete er.

Mein Bekannter Dr. Ratni erlebte diese Szene gemeinsam mit mir.

»Wissen Sie was, Herr Doktor?«, sagte ich zu ihm. »Kommen Sie, wir gehen zum Magistrat und unterhalten uns mit dem Bürgermeister über diese Sache.«
»Meinetwegen, gehen wir.«

So begaben wir uns zum Magistrat.

Der Bürgermeister war nicht da. Ich ordnete an, ihn wegen einer wichtigen Angelegenheit zu rufen.

Er kam und ich wandte mich mit den folgenden Worten an ihn:

»Als Bevollmächtigter des Jüdischen Hilfskomitees und des Semstwo-Verbandes wende ich mich an Sie mit der Frage: Mit welchem Recht rauben Sie systematisch sämtliche jüdischen Geschäfte in der Stadt aus?«

Ich war bereits von der Stimmung in Russland durchdrungen und sprach mit der Sprache der Revolution.

Der Bürgermeister erschrak und wollte mir erklären, dass das deshalb gemacht wurde, damit die Stadtverwaltung zu Geldmitteln komme.

»Für diese Mittel wäre ein Zehntel dessen, was Sie weggeschafft haben, genug. Sie haben sämtliche jüdischen Geschäfte in der Stadt leer geräumt.«
»Wir machen keinen Unterschied zwischen Juden und Christen …«
»Nennen Sie mir ein christliches Geschäft, aus dem Sie sich die Waren geholt haben.«
»Es gibt keine christlichen Geschäfte hier in der Stadt … Außerdem handeln wir gemäß der Erlaubnis des Generalgouverneurs.«
»Von dieser Erlaubnis habe ich gehört. Aber ich weiß noch etwas anderes. Ich weiß von allen Ihren Machenschaften. Ich weiß, dass Sie die Waren verkaufen, und ich weiß auch von Frau Fischer, mit deren Hilfe Sie Ihre Geschäfte machen. Alles weiß ich und Sie werden für alles zur Verantwortung gezogen werden. Bedenken Sie, dass in Russland jetzt eine neue Ordnung herrscht und dass all die Raube und Morde, die sich unter der alten Regierung abgespielt haben, streng bestraft werden. Ich fahre nach Petrograd und werde dort all ihre Taten öffentlich machen.«

Ich kehrte ihm den Rücken und ging hinaus. Er rannte mir verwirrt und erschrocken nach und bat mich stotternd:

»Aber ich bitte Sie … Nennen Sie mir Ihren Namen, wo Sie untergebracht sind, ich werde Ihnen alle Dokumente und Bücher bringen, ich werde Ihnen alles erklären. Sie werden sehen, dass bei uns alles in Ordnung ist und es keine Plünderungen gibt.«
»Sie werden meinen Namen und meine Adresse schon herausfinden, sollte es nötig sein. Im Übrigen kann ich sie Ihnen auch sagen.«

Und ich nannte ihm meinen Namen und meine Adresse und ging grußlos weg.

Die Episode hatte ein recht komisches Ende.

Ein paar Wochen später, als ich mich bereits in Petrograd befand, entdeckte ich in sämtlichen Zeitungen eine Nachricht vom Czernowitzer Bürgermeister an die Provisorische Regierung. In der Nachricht hieß der Bürgermeister die neue Ordnung willkommen, die in Russland entstanden war, sprach Russland seine Ergebenheit aus und als Ausdruck dieser Liebe und Loyalität zu Russland, das die ganze Region vom österreichischen Joch befreit hatte, schenkte die Stadtverwaltung im Namen der gesamten Czernowitzer Bevölkerung der russischen Armee neunzehn Morgen Land für einen Friedhof für die heldenhaft gefallenen russischen Soldaten und Offiziere!

Dieses Geschenk hätte man als giftigen Scherz auffassen können, wäre der Grund dafür nicht die Aufregung eines erschrockenen Diebs gewesen, der spürte, dass er den Boden unter den Füßen verlor. Auf der Suche nach seiner Rettung fand er nichts Besseres, als Russland einen Friedhof zu schenken. Ich deckte dann

in der Zeitung »Delo Naroda«[93] die ganze Geschichte über den »loyalen« Bürgermeister auf, erzählte von seinen Machenschaften und zeigte, wie verbrecherisch es von ihm war, wenn er im Namen der Bevölkerung einer besiegten Stadt von Treue und Ergebenheit für Russland sprach. Das Geschenk und seine untertänige Nachricht verfehlten ihre Wirkung und der Bürgermeister wurde von seinem Posten entfernt. Ich bemühte mich darum, ihn vor Gericht zu bringen, und das wäre auch passiert, wenn Czernowitz und die gesamte Region noch länger in russischer Hand geblieben wären. Ich weiß nicht, was aus dem Bürgermeister wurde. Mit seinen moskaufreundlichen Tendenzen konnte er nicht in der Bukowina bleiben, als die Österreicher zurückkamen. Und auch von der neuen russischen Regierung konnte sich dieser Abenteurer keine Unterstützung erhoffen.

Vom Magistrat begab ich mich zu Herrn Fish und erzählte ihm von meinem Gespräch mit dem Bürgermeister.

»Was haben Sie nur getan!«, rief er erschrocken. »Der Bürgermeister ist jetzt sicher zum Generalgouverneur gelaufen! Er wird ihm alles erzählen und man wird Sie verhaften!«
»Ich versichere Ihnen, dass sie nicht wagen werden, mich zu verhaften.«
»Was heißt, sie werden es nicht wagen? Mittlerweile ist der Generalgouverneur hier die tonangebende Person und macht sich wenig aus den Ereignissen in Petrograd. Ich rate Ihnen, sofort abzureisen. Da Sie sowieso bald abreisen wollten, reisen Sie gleich, riskieren Sie nichts.«

Fish wie auch andere Czernowitzer Aktivisten hatten nur wenig Vertrauen in die russische Revolution. Als ich am selben Abend eine Versammlung einberief, sie über meine Pläne für das weitere Vorgehen unterrichtete und vorschlug, dass die hiesige jüdische Gemeinde der neuen Regierung eine Petition über die rechtlose Lage der Juden in der Bukowina schicken solle, sprachen sich nahezu alle dagegen aus.

»Wir wissen und verstehen nicht, was sich dort bei Ihnen in Russland ereignet«, sagten sie zu mir. »Wer weiß, wie es in ein paar Tagen aussieht. Was wird sein, wenn es plötzlich wieder so ist, wie es war? Deshalb wollen wir momentan jegliche öffentliche Erklärung vermeiden, damit man uns später nichts anlasten kann.«

Als ich einen Tag später auf einer ähnlichen Versammlung in Tarnopol denselben Vorschlag bezüglich einer Petition machte, gab man mir dieselbe Antwort und fügte noch einen weiteren Grund hinzu:

---

93 »Delo Naroda« (»Die Sache des Volkes«), russische Tageszeitung von März 1917–Januar 1918, die die Provisorische Regierung unterstützte.

»Vergessen Sie nicht, dass wir österreichische Untertanen sind und unserem Vaterland und unserer Regierung treu ergeben. Wir können uns nicht an eine feindliche Regierung, selbst wenn sie revolutionär und liberal ist, mit einer Petition und Bitten um Gerechtigkeit wenden.«

Ich fand, dass sie recht hatten und drängte sie nicht weiter.

In Tarnopol sah ich die erste Soldaten-Demonstration auf der Straße, mit roten Fahnen und dem Singen der »Marseillaise«[94]. Danach sprachen Redner, die auf einem Wagen auf dem Platz standen. Ich hörte nicht, was sie sagten, ich beobachtete nur von Weitem, wie sie ungestüm gestikulierten und aus Leibeskräften schrien und wie auf jeden ihrer Sätze rauschender Beifall folgte.

Kapitel 18

Ich kam am 11. (24.) März in Kiew an und übergab dem Hilfskomitee sämtliche Rechnungen und das Geld, das übrig geblieben war. Ich legte meinen Plan für die weiteren Hilfsaktivitäten in Galizien und der Bukowina vor, der darin bestand, dass man zunächst einmal eine Versammlung der Vertreter der lokalen Komitees und, wenn möglich, ausgewählter Gemeindevorsteher einberufen sollte. Diese Versammlung sollte das weitere Vorgehen beraten und einen Beschluss dazu fassen. Des Weiteren verfasste ich einen Bericht über die Lage der jüdischen Bevölkerung im besetzten Gebiet und zeigte die notwendigen Reformen auf. Ich beabsichtigte, diesen Bericht der Provisorischen Regierung vorzulegen.

Das Komitee begutachtete meine Vorschläge und akzeptierte sie mit einigen Verbesserungen.

Ich verbrachte zwei Tage in Kiew und besuchte dort zwei Versammlungen. Die eine war von den Sozialrevolutionären einberufen worden. Ich erwartete, dort dieselben wohlklingenden demagogischen Phrasen wie im Jahr 1905 zu hören, aber ich traf eine gänzlich andere, tiefe und ernste Stimmung an. Die Redner warnten vor nichtssagendem Gerede und forderten, dass man nun mit doppelter Kraft arbeiten müsse. Aus einer dieser Reden behielt ich eine Wendung im Gedächtnis:

94 Während der Provisorischen Regierung war die Marseillaise zwischen Februar und November 1917 russische Nationalhymne (Russisch »Otretschomsja ot starogo mira«, »Lasst uns die alte Welt verdammen«).

»Der verlorene Sohn ist als Sieger mit einem Lorbeerkranz nach Hause zurückgekehrt. Er fand sein Haus mit Blumen verziert vor, aber darin lag eine unbegrabene Leiche. Diese Leiche ist der Krieg. Wir müssen ihn beenden und bis dahin dürfen wir weder über Feiertage noch über Freudenfeste sprechen.«

Sehr berührend war folgende Szene: Nachdem der Vorsitzende vorgeschlagen hatte, das Andenken an die gefallenen Kämpfer zu ehren, erhoben sich die Anwesenden im Saal nicht wie erwartet von ihren Plätzen, sondern fielen auf die Knie und sangen das »Wetschnaja pamjat (Ewiges Gedenken)«[95].

Die zweite, sehr charakteristische Versammlung war von politischen Amnestierten organisiert worden, die aus den Gefängnissen entlassen worden oder aus Sibirien zurückgekommen waren. Unter ihnen befanden sich auch welche, die bis zu zehn oder zwölf Jahre lang gefangen gewesen waren. Das waren ausgezehrte, bleiche, struppige und ärmlich gekleidete Gestalten mit intelligenten Gesichtern und fiebrig funkelnden Blicken. Ihre Stimmen waren seltsam schrill, überschlugen sich häufig, ihre Bewegungen unsicher und wackelig. Sie sahen aus wie Tote, die aus ihren Gräbern gestiegen waren.

Der Kongress war durch das politische Rote Kreuz einberufen worden, um Hilfe für die Amnestierten zu organisieren, da der Großteil von ihnen weder etwas zu essen noch eine Unterkunft hatte. Aber darüber verlor man den ganzen Abend über kein Wort. Die Politischen hielten feurige Reden über die schreckliche Lage der »Genossen Kriminellen«, die keine Amnestie bekommen hatten. Die Redner forderten auch für sie eine Amnestie; zumindest sollte man ihre Urteile überprüfen, da mehr als die Hälfte unschuldig verurteilt worden war. Einige Frauen erzählten mit großem Kummer von der schwierigen Lage und der übermenschlichen Arbeit der Gefängnisaufseherinnen und forderten von der Regierung eine Verbesserung ihrer Situation. Erst am Ende der Versammlung erinnerte der Vorsitzende des Roten Kreuzes daran, weshalb man sich eigentlich getroffen hatte und wies darauf hin, dass einige der Anwesenden keine Bleibe für die Nacht hatten.

Ich war zutiefst gerührt von dem hohen Idealismus dieser jungen Märtyrer, aber gleichzeitig zeigten sie in ihren Reden eine solche Ungeschicktheit und Unbeholfenheit, die einen nicht nur um sie, sondern auch um das Land, dessen Herren sie geworden waren, fürchten ließ.

Am 13. (26.) März war ich in Petrograd. Ich möchte nicht bei den Ereignissen, die ich in dieser stürmischen Zeit dort sah und erlebte, verweilen. Ich möchte hier nur anmerken, dass mich mehr als alles andere die allgemeine Stimmung in Petrograd überraschte. Es war bereits zwei Wochen her, dass der Umsturz

95 Vgl. die Szene in Band 3, Kapitel 19, Beerdigung von Soldaten auf der Etappe.

stattgefunden hatte, und alle waren noch in einer feiertäglichen, milden und brüderlichen Stimmung. Nirgendwo auf den Straßen, in den Straßenbahnen oder in den Schlangen vor den Geschäften hörte man Geschrei oder Schimpfwörter. Auf den Straßen sprach einer den anderen nicht anders an als mit »Genosse« und sprach es mit zärtlichem Nachdruck. Bei den Tag und Nacht auf den Straßen stattfindenden Versammlungen wurde die Revolution gelobt und von allerlei idealistischen Forderungen gesprochen.

Ungeachtet dessen spürte man, dass sich etwas Furchtbares näherte, dass die Revolution keinen festen Boden unter den Füßen hatte, dass die Regierung keine Macht hatte und dass die Armee sich aufzulösen begann. Der Befehl Nummer 1, der vom »Arbeiter- und Soldatenrat« an die Armee geschickt worden war, brach die gesamte militärische Disziplin und rief sowohl in militärischen als auch in zivilen Kreisen eine fürchterliche Unruhe hervor. Schließlich erschrak der Rat selbst, distanzierte sich von dem Befehl und widerrief ihn, aber es war bereits zu spät. Grundsätzlich gab es in dieser Zeit bereits eine doppelte Machtstruktur, die Provisorische Regierung und den Arbeiter- und Soldatenrat, die einander keine Zugeständnisse machten.

Ich erachtete es als notwendig, mich mit meinem Bericht über Galizien und die Bukowina an Außenminister Miljukow zu wenden, weil es um ausländische Untertanen ging. Außerdem kannte ich Miljukow besser als andere Minister.

Am 15. (28.) März empfing mich Miljukow und ich überreichte ihm folgenden Bericht:

»Bürger Minister!

Ich erlaube mir, Ihre Aufmerksamkeit auf die schreckliche Lage der Bevölkerung in jenem Teil von Galizien und der Bukowina zu lenken, der durch das russische Militär besetzt ist. Dutzende Städte und Städtchen sind gänzlich oder größtenteils verbrannt und zerstört, Tausende Menschen der friedlichen Bevölkerung durch Feuer und Schwert oder durch Hunger und Not umgekommen. Das gesamte ökonomische und kulturelle Leben des Landes ist verwüstet, doch die Bevölkerung ertrug diese schweren und schrecklichen Leiden mit geduldigem Schweigen als die verhängnisvollen Resultate des furchtbaren Krieges.

Aber abgesehen von den Kriegsleiden und Schwierigkeiten hatte ein Teil der Bevölkerung – und hat noch immer – außerordentliche Verfolgungen zu erdulden, die ausschließlich mit der Nationalität dieser Bevölkerung zu tun haben.

Wie bekannt ist, haben die Juden in Österreich die gleichen Rechte wie alle anderen Bürger des Landes. Als die Region durch das russische Militär besetzt wurde, verhielten sich die ansässigen Juden, wie jetzt gesichert ist, ganz im Gegensatz zu den Verleumdungen, die ihnen unterstellt wurden, loyal zur russischen Besatzungsmacht und lie-

ferten ihr keinerlei Anlass für besondere Verfolgungsmaßnahmen. Ungeachtet dessen wurden der lokalen jüdischen Bevölkerung vom ersten Tag der Okkupation an nicht nur sämtliche Bürgerrechte genommen, sondern auch elementare Menschenrechte, sodass sie sich außerhalb des Gesetzes wiederfand.

Überall wurden die Juden aus den Stadtverwaltungen, den Gerichten und anderen Einrichtungen, in denen sie noch geblieben waren, vertrieben. Die jüdischen Gemeinden, die sich mit Kultur und Wohltätigkeit befassten, wurden geschlossen. Jüdische Grundbesitzer, Arrendatoren[96], Händler und Handwerker wurden aus den Ortschaften vertrieben; die Güter der Grundbesitzer wurden beschlagnahmt oder zerstört. Aus Dutzenden Städten und Städtchen vertrieb man die Einwohner bis auf den letzten Mann, teilweise innerhalb weniger Stunden, und sie wurden nach Russland verschickt. In einigen Ortschaften nahm man aus dem Kreis der Wohlhabenden und Gebildeten Geiseln, die größtenteils nach Sibirien verschickt wurden. Darüber hinaus fanden diese Verschickungen nach Sibirien ohne jegliches Gerichtsurteil oder Untersuchung statt.

Gleichzeitig ruinierte die Administration die Juden und hört auch nicht auf damit, sie zu ruinieren und ihr Vermögen zu rauben. Hunderte und Tausende Läden und private Wohnungen wurden beschlagnahmt oder einfach geplündert. Die Diebstähle, das Rauben und das Annehmen von Bestechungsgeldern durch den Höchsten bis zum Niedrigsten in der Administration haben himmelschreiende Ausmaße erreicht. Und an diesen Raubaktionen der Administration beteiligen sich auch die Stadtverwaltungen, die von den niedrigsten Elementen der Bevölkerung dominiert werden.

Hinsichtlich der Juden legt die Administration, insbesondere die unteren Verwaltungsebenen, eine grenzenlose Grausamkeit an den Tag. Man beschimpft sie, man beleidigt sie und nicht selten schlägt man sie. Nirgendwo wird die jüdische Religion geachtet, ganz im Gegenteil, man tut alles, um die jüdischen Heiligtümer zu entehren. Die Juden werden am Schabbat und an Feiertagen gezwungen, die Straßen zu reinigen, Schützengräben auszuheben und in ihren Läden zu sitzen. Abgesehen von wenigen Ausnahmen sind überall die Synagogen zerstört oder in Krankenhäuser, Kasernen, in manchen Fällen sogar in Ställe oder Aborte umfunktioniert worden. Überall zerriss man Thorarollen und machte aus den einzelnen Pergamentblättern Säcke, Trommeln, Schuhe etc. Sämtliche Bücher in den Synagogen wurden zerrissen oder verbrannt.

Aus diesen Gründen erlaube ich mir, mich im Namen der Menschenrechte und des Völkerrechts an Sie, Bürger Minister, mit der Bitte zu wenden, den Juden in den besetzten Gebieten ihre Rechte wiederzugeben. Das bedeutet:

1. Den Befehl zu erteilen, dass die jüdischen Beamten ihre Posten in den Stadtverwaltungen, Gerichten und anderen Institutionen, von denen sie wegen ihrer jüdischen Herkunft entfernt wurden, wieder einnehmen dürfen.

96 Arrendatoren, Pächter von Adels- oder Krongütern im Russländischen Reich.

2. Den Juden zu erlauben, ihre Gemeindeverwaltung für kulturelle und wohltätige Arbeit wieder einzurichten.

3. Den Juden zu erlauben, ihre Grund- und Mittelschulen wieder zu öffnen, da sich die Schließungen der Schulen über den Zeitraum von zweieinhalb Jahren äußerst negativ auf die junge Generation ausgewirkt haben.

4. Den Juden zu erlauben, in ihre Dörfer, Städte und Schtetlech zurückzukehren, aus denen sie vertrieben wurden, und ihnen wenigstens einen Teil der Wohnungen zurückzugeben, die für militärische Zwecke und als Krankenhäuser requiriert wurden.

5. Die Geiseln freizulassen und ihre Rückkehr nach Hause zu gestatten.

6. Die Prozesse der auf administrativem Wege vertriebenen Juden neu aufzurollen und den Unschuldigen die Rückkehr nach Hause zu erlauben.

7. Die Requirierung von Waren und Vermögen von Juden, die in Österreich geblieben sind, zu beenden und die schon erfolgten Requirierungen und Diebstähle genauestens zu untersuchen.

8. Die Juden von Zwangsarbeit und Handel am Schabbat und Feiertagen zu befreien, sofern nicht ausnahmsweise eine zwingende Notwendigkeit dafür besteht.

9. Den Juden ihre Synagogen zurückzugeben; in dem Zusammenhang wird gewünscht, dass sich der Heilige Synod[97] mit der nachdrücklichen Aufforderung an das Militär wendet, die Synagogen, die Thorarollen, alle Ritualgegenstände und heiligen Bücher ebenso unberührt zu lassen wie christliche Heiligtümer.

10. Den Juden ihre Badehäuser zurückzugeben, die neben einer hygienischen auch eine religiöse Bedeutung für Juden haben.

11. All denjenigen, deren Wohnungen, Geschäfte, Waren und Vermögen nicht durch Kriegsereignisse beschädigt wurden, und auch den Grundbesitzern, deren Güter beschlagnahmt oder geschädigt wurden, eine gewisse Unterstützung zu gewähren, damit sie ihre Wohnungen und ihre Geschäfte wieder herrichten oder sich wieder dem Ackerbau zuwenden können.

Ich hoffe, dass die Provisorische Regierung, die im neuen Russland Menschen- und Bürgerrechte eingeführt hat, ihre Aufmerksamkeit auf den unerträglichen Zustand der Zivilbevölkerung in den besetzten Regionen Galiziens und der Bukowina richten und den Menschen die Rechte zurückgeben wird, die ihnen die Diener des alten Regimes genommen haben.

Bürger Minister, seien Sie meiner tiefsten Gefühle des Respekts, der Loyalität und der Bewunderung für Ihre Heldentaten versichert.«

Miljukow empfing mich im Außenministerium und war dabei so freundlich und unkompliziert wie in den alten Zeiten. Ich berichtete ihm über die jüdi-

97 Heiliger Synod (Russisch »Swjaschtschenny Sinod«), Führungsorgan der russisch-orthodoxen Kirche.

sche Lage in Galizien und übergab ihm meinen schriftlichen Bericht. Er hörte mir aufmerksam zu, versprach mir, dem Ministerrat den Bericht zu präsentieren und seinerseits mitzuhelfen, die gestellten Forderungen zu verwirklichen. Dabei wurde deutlich, dass Miljukow keine klare Vorstellung davon hatte, was für eine Administration in den besetzten Gebieten herrschte.

»Die Verwaltung ist dort selbstverständlich militärisch?«, fragte er mich.
»Nein, eine zivile. Es gibt dort einen Generalgouverneur.«
»Wer ist der Generalgouverneur?«
»Trepow, der Sohn des berüchtigten Trepow, ein verbissener Reaktionär. Und bis heute verhält er sich so, als wäre nichts geschehen.«
»Was sagen Sie da?«, wunderte sich Miljukow. »Ich wusste das nicht. Es gibt so viel zu tun … Es war keine Zeit, sich Gedanken über diese Gegend zu machen. Zudem war ich mir sicher, dass dort alles in den Händen der Militärverwaltung liegt … Natürlich muss Trepow sofort entfernt werden … Aber ich weiß noch nicht, wer an seine Stelle treten soll …«
»Wenn Sie erlauben, dann hätte ich einen passenden Kandidaten.«
»Gerne, ich bitte darum.«
»Fürst P. D. Dolgorukow. Er war lange Zeit in Galizien, kennt die dortigen Umstände und ist der Bevölkerung in bester Erinnerung geblieben.«
»Stimmt! Sehr richtig! Er ist der passende Kandidat für diese Stelle. Ich bin mir aber nicht sicher, ob er sie annehmen wird. Wenn er dieser Tage hier ist, werde ich ihm die Stelle vorschlagen.«

Ich erhob mich, um mich zu entfernen, aber Miljukow hielt mich auf.

»Bleiben Sie noch einen Moment sitzen, ich möchte Sie noch etwas fragen. Da Sie in Galizien waren und jetzt eine lange Strecke hierher gefahren sind, haben Sie sicher viele Menschen getroffen. Welchen Eindruck haben Sie von der gegenwärtigen Lage im Land gewonnen?«
»Erlauben Sie mir, meine Meinung ganz offen zu äußern?«
»Ich bitte sogar darum. Mich interessiert es sehr, die Stimme eines Außenstehenden zu hören.«
»Mein Eindruck ist folgender: Überall, sowohl in der Zivilbevölkerung als auch beim Militär, hat die Revolution Freude und enthusiastische Begeisterung ausgelöst. Die Feinde der Revolution halten sich verborgen und sind verstummt. Aber sie sind nicht verschwunden. Sie sind stark und warten ab. Ein besiegter Feind wirft sich dem Sieger bei Gelegenheit vor die Füße, mit dem einzigen Ziel, dass dieser während seines Erfolgslaufs über ihn stolpert und fällt.«
»Richtig!«

»Nun, hier muss ich sagen, dass im Land keine starke Hand zu spüren ist. Zum gegenwärtigen, sehr ernsten Zeitpunkt müsste sich die Regierung als stark und entschlossen zeigen, sodass der Feind Angst vor ihr hat und der Freund einen starken Rückhalt findet. Das ist aber nicht der Fall. Man hat eher den Eindruck, dass es keine Macht gibt, die Einhalt gebietet, dass alle Türen geöffnet sind und jeder tun und lassen kann, was er will …«

Miljukow saß eine Zeit lang schweigend da und dachte nach. Dann beugte er sich zu mir vor, legte mir die Hand aufs Knie und sagte vertraulich und mit tiefer Traurigkeit:

»Glauben Sie, dass wir das nicht verstehen? Wir verstehen und spüren das sehr genau. Ich versichere Ihnen, dass wir so eine starke Regierung wären, wenn wir wenigstens zwei Stunden lang reale Macht in unseren Händen hielten. Aber wir hatten sie de facto nicht einmal zwei Stunden lang in unseren Händen.«

Am nächsten Tag traf ich M. Winawer und erzählte ihm von meiner Audienz bei Miljukow. Er merkte an, dass der Bericht über Galizien auch dem Vorsitzenden des Ministerrates, Fürst Lwow, übergeben werden müsse. Am 19. März (1. April) überreichte er Lwow den Bericht. Am 20. März erstattete ich im Petrograder Hilfskomitee Bericht über die Lage in Galizien und der Bukowina und schlug meinen Plan vor, dort einen Kongress auszurichten. Das Komitee stimmte meinen Vorschlägen zu.

Damit die Regierung die Reformen in Galizien schneller angehen würde, schickte der Deputierte Fridman, der das jüdische Pressebüro leitete, meinen Bericht an alle Zeitungen. Er wurde in sämtlichen jüdischen Zeitungen, in zwei russischen in Petrograd (»Delo Naroda« und »Den«) und in vielen Provinz-Zeitungen abgedruckt.

Aber weder das noch die persönlichen Interventionen hatten eine Wirkung auf die Regierung. Die Minister drückten jedes Mal ihre uneingeschränkte Bereitschaft aus, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, aber »man kann doch nicht alles auf einmal machen«. Außerdem wiesen sie darauf hin, dass der Gouverneur von Galizien und der Bukowina, der heute oder morgen an Stelle von Trepow ernannt werde, dies alles tun würde.

Etwa zwei Wochen, nachdem die Zeitungen meinen Bericht erhalten hatten, meldeten sie, dass Fürst Dolgorukow zum Generalgouverneur von Galizien und der Bukowina ernannt worden war. Ich war zu dieser Zeit in Moskau und auf meine telefonische Anfrage in Dolgorukows Quartier hin teilte man mir mit, dass der Fürst nach Galizien abgereist sei.

Wie groß aber war meine Verwunderung, als ich einige Tage später erfuhr, dass zum Generalgouverneur von Galizien und der Bukowina (Kommissar für

galizische Angelegenheiten) nicht Dolgorukow bestellt worden war, sondern der Vorsitzende der Kiewer Abteilung des Semstwo-Verbandes, D. A. Doroschenko[98]. Später erfuhr ich, dass tatsächlich Dolgorukow zum Generalgouverneur ernannt worden war, aber die Kiewer ukrainische »Rada«[99], die unter dem Vorsitz von Professor Hruschewskyj[100] gegründet worden war, hatte sich energisch dagegen ausgesprochen. Während Miljukow in Kiew war, schlugen die Vertreter der »Rada« auf den Tisch und drohten lauthals, sie würden es nicht gestatten, dass das ukrainische Galizien von einem Moskal[101] geführt werde und forderten die Ernennung eines Ukrainers. Hierfür stellten sie als Kandidaten Doroschenko auf und die Regierung lenkte ein, um es sich nicht mit der »Rada« zu verderben.

Neben dem Bericht, den ich eingereicht hatte, wandte ich mich zudem an den Justizminister, zuerst an Kerenski und dann an seinen Nachfolger Perewersew[102], mit dem Vorschlag, nach Galizien und in die Bukowina eine jüdische Kommission zu schicken, die jedes Unrecht ausforschen sollte, das an der lokalen Bevölkerung seitens der militärischen und zivilen Obrigkeit begangen worden war. Ich schlug vor, dass an dieser Kommission Juristen all jener Nationen teilnehmen sollten, die in diesem Land vertreten waren: ein Jude, ein Pole, ein Ruthene. Die Minister nahmen meinen Vorschlag an, zögerten aber die Bestellung von Tag zu Tag hinaus. Endlich ernannte Perewersew die Kommission offiziell und willigte sogar ein, dass zwei Juden neben einem Polen, einem Ruthenen und einem Russen an ihr teilnehmen sollten. Gemäß meiner Empfehlung wurden in die Kommission zwei jüdische Juristen eingeladen, Saul Ginzburg[103], der vormalige Redakteur der Zeitung »Der fraynd«[104], und Arnold Zaydenman, ein zionistischer Aktivist. Aber die Entsendung der Kommission verzögerte sich weiterhin und als endlich alles bereit war und sie abfahren konnte, kam der kata-

98 Dmytro Iwanowytsch Doroschenko (1882–1951), Historiker und Politiker, 1917 Mitglied der Zentralna Rada und Generalgouverneur von Galizien und der Bukowina, 1918 Außenminister der Regierung Skoropadskyj. An-Ski gibt als Vatersnamen irrtümlicherweise »A.« an.

99 »Rada« bzw. »Ukrainska Zentralna Rada« (Ukrainisch »Zentralversammlung«), 1917 in Kiew gegründet und 1918 aufgelöst; rief im November 1917 die Ukrainische Volksrepublik aus.

100 Mychajlo Serhijowytsch Hruschewskyj (1866–1934), Historiker und Politiker, Vorsitzender der Zentralna Rada.

101 Moskal, pejorative Bezeichnung für »Russe« im Jiddischen und Ukrainischen.

102 Pawel Nikolajewitsch Perewersew (1871–1944), Rechtsanwalt, Justizminister in der Provisorischen Regierung ab Mai 1917.

103 Saul Ginzburg (1866–1940), Jurist, Schriftsteller, Historiker des russischen Judentums.

104 »Der fraynd« (»Der Freund«), erste jiddische Tageszeitung in Russland, erschien zwischen 1903 und 1912 zunächst in St. Petersburg, ab 1909 in Warschau. Wegbegleiter der modernen säkularen jiddischen Kultur.

strophale Durchstoß an der russischen Front und die Russen verließen Galizien und die Bukowina.

Ich wandte mich nicht nur an die Regierung, sondern zeitgleich auch an den »Heiligen Synod« mit einem offenen Brief in den Zeitungen, machte darauf aufmerksam, welche Schändungen das »von Christus geliebte Heer« an Synagogen und Thorarollen verübte. Ich forderte den Synod auf, er solle einen Aufruf an das Militär schicken und ihm gebieten, sich gegenüber jüdischen Heiligtümern respektvoll zu verhalten. Gleichzeitig übergab ich dem Petrograder Rabbiner, Dr. Ayzenshtat[105], all die gesammelten Gegenstände: Säckchen, Trommelfelle, Schuhe und anderes, das aus den Pergamentblättern der Thorarollen gefertigt worden war, damit er sie persönlich dem Petrograder Metropoliten[106] zeigen könne. Dr. Ayzenshtat machte das und der Synod gab daraufhin, wie mir Dr. Ayzenshtat versicherte, einen entsprechenden Aufruf an das Militär hinaus. Ich habe diesen Aufruf nicht gesehen und kann nichts über seinen Inhalt sagen.

Kapitel 19

Die Ereignisse in Petrograd in jenen Tagen waren so wichtig und gewaltig, dass sie mich in ihren Bann zogen und ich mich von meiner Arbeit in Galizien losreißen musste. Im Übrigen wusste ich, dass sich die Hilfstätigkeiten in guten Händen befanden, da Homelski alle Städte und Schtetlech und auch die jüdischen Soldaten mit Mazzes für Pessach versorgte und Dr. Lander seine Arbeit in Galizien wieder aufgenommen hatte. Außerdem war ich mir sicher, dass sich mit Doroschenkos Ernennung zum Generalgouverneur (Kommissar) für Galizien und die Bukowina, den ich als korrekten Mann und überzeugten Sozialisten kennengelernt hatte, die Lage der ansässigen jüdischen Bevölkerung erheblich verbessern würde.

Mitte April fand in Kiew eine Kreisversammlung der Hilfskomitees des Kiewer Gouvernements statt. Dr. Landers Vortrag zur Lage der jüdischen Bevölkerung in Galizien und der Bukowina machte einen enormen Eindruck. Der Vorschlag wurde angenommen, einen Kongress von Vertretern der galizisch-bukowinischen jüdischen Gemeinden (dort, wo sie noch nicht eingerichtet waren, sollten sie von Vertretern der dortigen Komitees repräsentiert werden) gemeinsam mit den Vertretern des Kiewer Hilfskomitees zu organisieren, um die Hilfsarbeit auf neue und rationale Weise umzustrukturieren. Als erster Schritt wurde

---

105 Moisej Eleazar Eisenstadt (1870–1943), Doktor der Philosophie, Rabbiner in Petersburg/Petrograd von 1910 bis 1923.

106 Metropolit, Bischof oder Erzbischof der orthodoxen Kirche.

festgelegt, das ökonomische Leben der Gemeinden, die in ihre Orte Schwanez[107], Tarnoruda, Husjatyn, Sataniw, Sbarasch etc. zurückgekehrt waren, zu ordnen. Es wurde auch beschlossen, die Hilfskomitees sowohl in Russland als auch in Galizien so zu reorganisieren, dass ihre Mitglieder gewählt würden und sich unter ihnen nie weniger als ein Drittel Vertreter der Flüchtlinge befinden sollten. Die Hilfstätigkeit sollte sich außerdem weg von individuellen hin zu kollektiven Formen bewegen (Kooperativen, Hilfe durch Arbeit usw.). Außerdem wurde der Beschluss gefasst, sich mit der Forderung an die Regierung zu wenden, sie solle die Unterstützung für die jüdischen Kriegsgeschädigten vergrößern und jene galizischen Juden in ihre Orte zurückführen, die, ohne je ein Verbrechen verübt zu haben, nach Sibirien und in viele Städte des europäischen Russlands verschickt worden waren.

Die Versammlung veranlasste auch, mir folgendes Telegramm zu schicken:

»Die Kiewer Kreisversammlung der Vertreter des Hilfskomitees für Flüchtlinge hörte den Bericht des Kameraden F. Lander über die Hilfstätigkeit für die jüdische Bevölkerung in Galizien und grüßt Sie wärmstens, werter Sh. A., als hingebungsvollen Mitarbeiter im Bestreben, die Lage unserer galizischen Brüder zu erleichtern. Die Versammlung schickt Ihnen den innigen Wunsch, dass Sie noch viele Jahre Ihre aufopferungsvolle Arbeit für unser Volk fortsetzen mögen.«

Bald nachdem Doroschenko zum Kommissar für Galizien und die Bukowina bestimmt worden war, gründete das Kiewer Frontkomitee im Allrussischen Semstwo-Verband eine Sonderkommission unter der Leitung von W. Wynnytschenko[108] mit dem Auftrag, sich mit der Frage der Einrichtung einer Zivilverwaltung in Galizien und der notwendigen Maßnahmen zum Aufbau der ruinierten jüdischen Gemeinden und Städte zu beschäftigen, die unter der vormaligen russischen Verwaltung zugrunde gegangen waren. In diese Kommission wurden Vertreter der jüdischen und ukrainischen Hilfskomitees eingeladen.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob ich mich zu jener Zeit zufällig in Kiew befand oder ob ich eigens für die Kommission herbeigerufen wurde. Auf jeden Fall kommandierte mich das Hilfskomitee zusammen mit dessen Sekretär, Herrn B. Vaynshelboym, als Kommissionsmitglieder ab.

Auf der ersten Sitzung hieß ich im Namen des Komitees Herrn Doroschenko als ersten Repräsentanten eines freien Russlands in Galizien willkommen, dem die Juden vertrauten, auch in der Gewissheit, dass er der Rechtlosigkeit der Ju-

107 Schwanez (Russisch, Ukrainisch), Żwaniec (Polnisch), südlich von Kamenez-Podolski gelegen.
108 Wolodymyr K. Wynnytschenko (1880–1951), ukrainischer Schriftsteller und Politiker. An-Ski gibt den Namen als F. Linitschenko an, gemeint ist aber wahrscheinlich Wynnytschenko.

den und den Gräueltaten, die an den Juden verübt wurden, ein Ende machen werde. Im Weiteren machte ich deutlich, dass neben der Aufhebung von allerlei verschiedenen Beschränkungen die jüdischen Gemeindeverwaltungen mit Autonomierechten in kulturellen Belangen und in ihrer Hilfstätigkeit ausgestattet werden müssten wie auch mit dem Recht, an der städtischen Selbstverwaltung teilzunehmen. Ich verweilte bei den spezifischen Besonderheiten, die die Lage der galizischen Juden von der allgemeinen Lage der galizischen Bevölkerung unterschied, und stellte heraus, dass es wegen eben dieser Besonderheiten notwendig sei, in der Verwaltung des Kommissars für galizische Angelegenheiten einen offiziellen Vertreter der jüdischen Bevölkerung zu haben, der für die spezifisch jüdischen Angelegenheiten zuständig sei.

Doroschenko reagierte sehr positiv auf den Vorschlag und meinte, dass er ihn nicht nur annehme, sondern auch gedenke, eine solche Direktion auch in den Verwaltungen der zwei Kommissare (Gouverneure) in Tarnopol und Czernowitz einzurichten. Er wandte sich an Vaynshelboym und mich mit der Bitte, ihm einen passenden Kandidaten für diesen Posten vorzuschlagen.

Nur zwei Kandidaten kamen in Frage: Dr. Lander und Herr Homelski. Wir befanden, dass Dr. Lander als der ältere und erfahrenere, der die ganze Zeit in Galizien gewirkt hatte, noch dazu als Militärarzt, der geeignetere Kandidat war. Wir schlugen ihn also vor, wiesen aber auch darauf hin, dass er noch im Militärdienst war und einen offiziellen Posten bekleidete. Für seine Ernennung zum Jüdischen Vertreter beim Kommissar für Galizien war es notwendig, die Genehmigung seiner Vorgesetzten einzuholen. Doroschenko setzte sich bei Brussilow dafür ein, in dessen Verantwortung es lag, Lander von seinem gegenwärtigen Dienst freizustellen und in das galizische Kommissariat abzukommandieren. Auf diese Weise wurde Dr. Lander noch in derselben Sitzung zum Verantwortlichen für jüdische Angelegenheiten in Galizien ernannt. Wir betrachteten das als einen großen Schritt vorwärts.

B. Vaynshelboym warf in der Sitzung die Frage nach der Rückkehr der unschuldig deportierten galizischen Juden auf. Die Regierung erklärte, sie habe nichts dagegen und werde eine entsprechende Genehmigung erlassen, dass aber die örtlichen Behörden diesbezüglich Schwierigkeiten machten. Kürzlich war eine Gruppe Deportierter aus Sibirien in Kiew eingetroffen, die auf Staatskosten gereist waren. Hier in Kiew aber ließ man sie nicht weiterreisen. Das Tatjana-Komitee[109] gab ihnen keine Reisebescheinigungen mit der Begründung, dass

109 Tatjana-Komitee, größte russische Hilfsorganisation für Kriegsflüchtlinge und Kriegsgeschädigte während des Ersten Weltkriegs, benannt nach seiner Ehrenvorsitzenden, Großfürstin Tatjana N. Romanowa, der zweiten Tochter von Nikolai II.

man »keine Flüchtlinge (d.h. Juden) in die Nähe der Front fahren lassen dürfe«. Und das war kein Einzelfall.

Vaynshelboyms Protest schloss sich der Vertreter des Städtebundes an. Die Kommission beschloss, die Angelegenheit zu klären und die Schwierigkeiten für die Flüchtlinge zu beheben.

Aber das half wenig. Ungeachtet aller Zusagen seitens der Regierung erhielten die Zehntausenden galizischen Deportierten und Flüchtlinge nicht die Möglichkeit, in ihre Heimatorte zurückzukehren.

In derselben Kommission, die den Beschluss gefasst hatte, die Probleme für die Flüchtlinge bei ihrer Rückkehr zu beheben, zeichnete am 25. April (8. Mai) der Vorsitzende Wynnytschenko ein albtraumhaftes Bild von der Ernährungskrise im besetzten Galizien und sprach sich kategorisch gegen eine *Massenrückkehr* der galizischen Deportierten und Flüchtlinge zum *gegenwärtigen Zeitpunkt* aus. Er wies darauf hin, dass das zu einer Hungersnot mit sehr vielen Todesfällen führen würde. Aber sobald die Ernährungskrise, mit der man sich gerade befasste, behoben wäre, könnte man einen planmäßigen Transport der Deportierten und Flüchtlinge veranlassen. Bis dahin aber müsse man von einer Umsiedlung absehen.

Zur selben Zeit verschickte die »Abteilung zur Unterbringung der Flüchtlinge« ein Rundschreiben an alle Hilfsorganisationen, in dem festgehalten wurde:

> »Laut der eingegangenen Meldungen ist in einigen Orten ein starkes Bestreben von Flüchtlingen zu verzeichnen, sofort nach Hause zurückzukehren oder sich in einen frontnahen Bereich zu begeben. Dem verständlichen Wunsch der Flüchtlinge, bei den gegenwärtigen Ereignissen in Russland, sich so nahe wie möglich zu ihren Heimatorten zu begeben, wird Rechnung getragen. Trotzdem erachtet es die ›Abteilung zur Unterbringung der Flüchtlinge‹ als ihre Pflicht mitzuteilen, dass das Militär in den Frontgebieten angesichts des Mangels an Lebensmitteln, Unterkünften und allgemein all dessen, was zum Leben notwendig ist, dringend fordert, die Rückkehr der Flüchtlinge mit allen Mitteln zu beenden. Eine unstrukturierte Rückkehr der Flüchtlinge führt unweigerlich zu Massenkrankheiten und schafft für die Flüchtlinge selbst ungeheuer schwierige Lebensbedingungen. Dasselbe gilt für die ansässige Bevölkerung, da es durch solche Umstände nahezu unmöglich wird, Hilfstätigkeit zu organisieren.
>
> Diesem Thema wird sowohl im Interesse der Flüchtlinge als auch in Hinblick auf die notwendige Ordnung und medizinische Versorgung im Rücken der russischen Armee eine ungeheuer große Bedeutung beigemessen. Deshalb wendet sich die ›Abteilung‹ an alle nationalen und gesellschaftlichen Hilfsorganisationen mit der dringenden Bitte: Den Flüchtlingen muss die Gefährlichkeit ihrer Rückkehr in die vom Krieg zerstörten Orte, in denen es keine Möglichkeiten einer Grundversorgung gibt, vermittelt

werden. Es müssen sämtliche Maßnahmen ergriffen werden, um diesen ungeordneten Strom von Flüchtlingen in Richtung Front zu beenden. Die Flüchtlinge sind darauf aufmerksam zu machen, dass gemäß der Forderung des Militärs den Eisenbahnen die Beförderung von Flüchtlingen ins Kriegsgebiet verboten ist.«

Die Sonderkommission arbeitete gemeinsam mit Vertretern der nationalen Hilfsorganisationen das Projekt einer bürgerlichen Organisation des okkupierten Galiziens aus. In diesem Projekt wurde festgelegt, die lokale Selbstverwaltung auf folgenden Grundlagen zu organisieren:

»Im Gegensatz zu dem vormaligen System von Unterdrückung und Willkür ist für die neue russische Regierungsordnung notwendig:

1. Die Etablierung sämtlicher Organe der lokalen Selbstverwaltung in Dörfern und Städten.

2. Der Bevölkerung ist vollkommene Freiheit zu lassen sowohl bei der Einrichtung von alten Formen der Selbstverwaltung als auch bei deren Umgestaltung auf neuer Grundlage, um jeglichen Druck zu vermeiden, was gegen die Prinzipien des Völkerrechts wäre.

3. Unterstützung bei der Wiedererrichtung von gesellschaftlichen Organisationen wie Kooperativen, Leihkassen, von nationalen und wohltätigen Komitees. Die Gerichtstätigkeiten sind so weit wie möglich auf Grundlage der Gesetze vor Ort aufzunehmen, genauer, den jüdischen Gemeinden sind die Autonomierechte zurückzugeben, die sie früher hatten.

4. Schrittweise Übergabe der Hilfstätigkeiten, die bisher vom Semstwo-Verband und dem Städtebund übernommen wurden, an die wiedererrichteten Selbstverwaltungen und gesellschaftlichen Kräfte.«

Das Projekt wurde von der Regierung bewilligt, aber ehe es in der besetzten Region eingeführt werden konnte, waren die Russen von dort verschwunden.

Es dauerte fast einen Monat, bis aus Brussilows Stab die offizielle Genehmigung eintraf, dass Dr. Lander den Posten des Verantwortlichen für jüdische Angelegenheiten beim Kommissar für Galizien bekleiden könne.

Etwa zwei Monate lang war Dr. Lander der Verantwortliche für jüdische Angelegenheiten in Galizien. Wie er mir berichtete, hatte er bis zum Rückzug der russischen Armee noch sehr viel Ängste und Schwierigkeiten auszustehen. Vom ersten Augenblick an stieß er bei seiner Tätigkeit von Seiten des Militärs, das von Tag zu Tag reaktionärer wurde und immer offener seinen heftigen Antisemitismus zeigte, auf scharfen Widerstand. Kommissar Doroschenko verhielt sich Lander gegenüber sehr gut und befürwortete seine Vorschläge. Unglück-

licherweise war aber die Macht des Kommissars faktisch sehr begrenzt. Man folgte ihm einfach nicht, ignorierte seine Anordnungen und machte sogar absichtlich das Gegenteil davon. Aus vielen Städten und Schtetlech wurden dem jüdischen Vertreter Klagen und Beschwerden bezüglich allerlei Willkürakte zugetragen, bezüglich Plünderungen und Pogromen durch das Militär, und er konnte nicht helfen. Die Klagen und Proteste (bezüglich Plünderungen und ungesetzlicher Requirierungen in Stanislau) erreichten sogar Fridman, den ehemaligen Duma-Abgeordneten. Dieser richtete eine offizielle Anfrage an Kommissar Doroschenko und erhielt eine äußert unbefriedigende Antwort. Dr. Lander musste die ganze Zeit von einem Ort zum anderen hetzen, um die jüdische Bevölkerung zu schützen. Es blieb ihm keine Zeit, sich mit organisatorischer, schöpferischer Arbeit zu befassen. Die wahre Hölle begann für ihn aber mit dem Rückzug der sich in Auflösung befindlichen und demoralisierten Armee, die eine Reihe schrecklicher Pogrome verübte. Bei dem Pogrom in Tarnopol wurde Lander selbst um ein Haar getötet. Trotzdem gelang es ihm, Czernowitz vor einem Pogrom zu retten, der dort bereits organisiert war und kurz vor dem Ausbruch stand.

Anfang Juni fand in Tarnopol der gemeinsame Kongress der Vertreter der jüdischen Gemeinden und Hilfskomitees von Galizien und der Vertreter des Kiewer Hilfskomitees statt. Zu meinem tiefsten Bedauern konnte ich an diesem Treffen nicht teilnehmen. Auch später konnte ich keine genauen Informationen hinsichtlich der personellen Zusammensetzung, der Aktivitäten und der Beschlüsse, die gefasst worden waren, in Erfahrung bringen. Ich wusste nur, dass das Treffen in gehobener Stimmung verlaufen war, dass man intensiv gearbeitet und ein komplettes System skizziert hatte, wie die Hilfstätigkeit auf einer neuen, rationalen und demokratischen Grundlage reorganisiert werden könnte.

Vom Kongress erhielt ich folgendes Telegramm:

> »Der erste Kongress der Vertreter der jüdischen Bevölkerung in Galizien und der Bukowina, der in Tarnopol stattfindet, grüßt Sie als den bedeutendsten Vertreter des russischen Judentums in Galizien, den wichtigsten Verteidiger unserer Brüder in der heutigen schwierigen Zeit. Sie haben als Erster die russischen Juden eng mit den galizischen verbunden und einmal mehr die Einheit des jüdischen Volkes auf der ganzen Welt bezeugt. Für die moralische Unterstützung, die Sie uns gewährt haben, schicken wir Ihnen unsere herzlichsten Grüße und wärmsten Wünsche.
>
> Das Präsidium des Kongresses: Grinberg, Vaynfeld, Krup.«

Dieses Telegramm, das mich zutiefst berührte, enthielt die letzten Worte, die mich von unseren galizischen Brüdern erreichten.

Einmal noch konnte ich mich für die galizischen Juden einsetzen. Auf der Vorkonferenz zum Jüdischen Kongress am 21. Juli schlug ich vor, zu dem bevorstehenden Treffen auch die nach Russland Deportierten und die sechzigtausend jüdischen Einwohner der besetzten Regionen in Galizien und der Bukowina hinzuziehen.

Der zweite Teil meines Vorschlages kam bereits zu spät. Zu diesem Zeitpunkt waren die okkupierten Gebiete bereits nahezu vollständig vom russischen Militär verlassen, das bei seinem panischen Rückzug die ganze Region mit jüdischem Blut überschwemmte.

Ich werde nicht bei der Beschreibung dieser schauderhaften, bestialischen Pogrome verweilen, die in Kalusch und Tarnopol geschahen …

Die russische Okkupation von Galizien, die durch die finstere Herrschaft des russischen Autokraten mit den blutigen Pogromen in Brody und Lemberg begonnen hatte, erreichte nun im Sturm der Revolution durch eine sich auflösende, verwilderte Armee in der blutigen Zerstörung von Kalusch und Tarnopol ihr Finale.

So also endete das schreckliche Epos der drei Jahre andauernden russischen Herrschaft in dem besetzten Gebiet, die blutige Zerstörung großer jüdischer Zentren in Polen, Galizien und der Bukowina!

Schevat 5680 – Februar 1920

Ende



Abb. 8: Shimon An-Ski mit seinen Schwestern, aus: An-Ski, der yudisher khurbn, 1921–1923, Vierter Teil, o. P.

Abbildungsverzeichnis

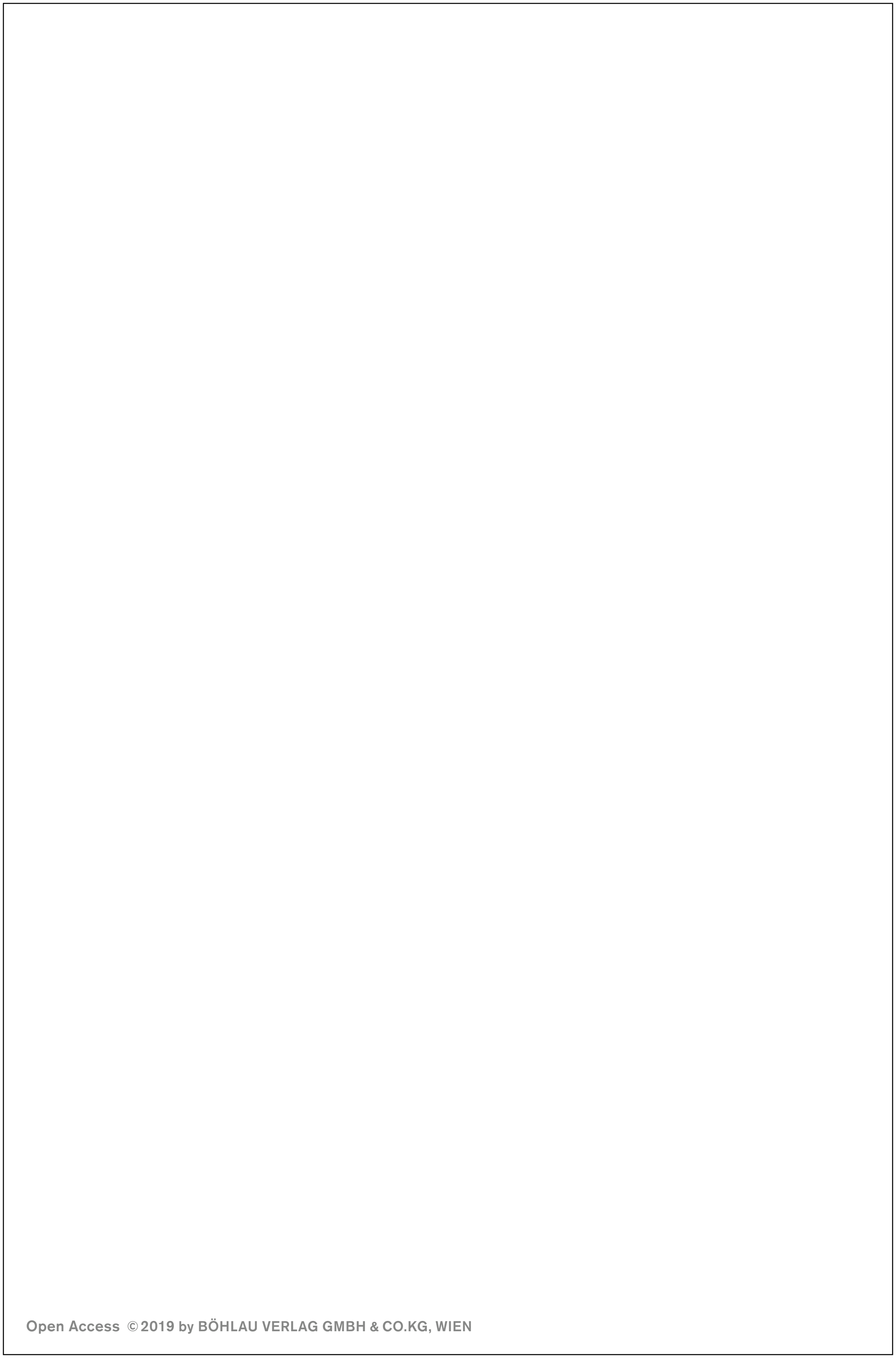
Personenverzeichnis

Die Schreibung der Namen folgt den Transkriptionsregeln von YIVO bzw. Duden, wobei kursiv in Klammern Namensvarianten vermerkt sind, z.B. im Falle des Lemberger Rabbiners Hoyzner *(Hausner)*. Zuweilen nutzt An-Ski Namensfragmente wie z.B. nur den Vornamen oder den Familiennamen, die aufgrund der Quellenlage nicht immer vollständig rekonstruiert werden konnten. Erläuterungen zu ausgewiesenen Personen sind im Tagebuchtext verzeichnet.

Verzeichnis von Zeitschriften und Vereinigungen

Geografisches Verzeichnis

In Ostmittel- und Zentraleuropa wurden und werden Orten entsprechend dem historischen, sprachlichen und staatlichen Kontext verschiedene Namensbezeichnungen zugeordnet. Dieser Dynamik sucht die vorliegende Edition insofern gerecht zu werden, als sie zum einen im Deutschen eingeführte Ortsbenennungen wie Lemberg (nicht Lwiw, Lwów oder Lwow) und Tarnopol (nicht Ternopil oder Ternopol) nutzt, sie zum anderen auf zeitgenössisch gebräuchliche Bezeichnungen zurückgreift wie Gurahumora (nicht Gura Humorului), sie es zum Dritten schließlich unternimmt, dem gegenwärtigen Lesepublikum durch in unserer Zeit geläufige Bezeichnungen wie Riwne (nicht Rowno) eine Orientierung im geografischen Raum zu ermöglichen und so An-Skis Bewegung in den Kriegsregionen nachvollziehbar zu machen. Wenn nicht anders vermerkt, folgt die Namensnennung den Transkriptionsregeln von Duden und YIVO. Erläuterungen zu Namen und geografischer Lage sind in nuce im Tagebuchtext verzeichnet.



Schriften des Centrums für Jüdische Studien

Band 29

Der Ethnograf und Schriftsteller Shimon An-Ski bereiste während des Ersten Weltkriegs Galizien, die Bukowina und Polen. Seine Eindrücke und Berichte von Augenzeugen hielt er in einem Tagebuch fest, in dem er die Zerstörung der jüdischen Lebenswelten ebenso dokumentierte wie die Hilfsanstrengungen der russländischen Juden für ihre Glaubensbrüder in Österreich-Ungarn. An-Skis literarische Schilderung ist Zeugnis der verübten Kriegsgräuel und des Untergangs des imperialen Europas.

ISBN 978-3-205-20737-5



Vandenhoeck & Ruprecht Verlage
www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com